Baltische Monatsschrift


VE RI TAS
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Bienemann.

Sechsundvierzigster Jahrgang.

LVIII. Band.

Riga 1904.
Verlag der Baltischen Monatsschrift.
Nikolaistraße Nr. 27

Inhaltsverzeichnis.

Band LVIII.

Seite

Gedichte:

Bücheranzeigen:

* * *

Beilage: Baltische Chronik vom 1. März bis zum 31. August 1904.

Vor fünfzig Jahren.

Erinnerungen aus der Schmidtschen Knabenpension in Fellin.

Von

Th. Pezold.

Unter den kleinen baltischen Landstädten dürfte wohl Fellin durch seine Naturlage und die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an den Ort knüpfen, am meisten geeignet sein, jenen romantischen Zauber auszuüben, an dem der Sinn der Jugend so sehr haftet, und den das Alter, wenn sein Blick auf der Vergangenheit ruht, mit so großer Vorliebe sich ins Gedächtnis zurückzurufen trachtet. Sobald mit dem Monat März die Schneeschmelze beginnt, das Rauschen und Wogen all der kleinen Wasser, die die mäßigen Bergabhänge herab dem See zuströmen; im Sommer und Herbst eine prächtige Baumvegetation, durch das abwechslungsvoll sich hebende und senkende Gelände den Farbenwirkungen von Licht und Schatten reichen Spielraum gebend; im Winter der zu spiegelhellem Eise erstarrte Landsee und ihm zur Seite, rot, weiß, grau, die Trümmer des alten Ordensschlosses, zu jeder Jahreszeit von eigentümlichem landschaftlichem Reiz und mannigfache Bilder der Vergangenheit wachrufend. — In der Tat, Holst und nach ihm Schmidt hatten keinen Fehlgriff getan, als sie ihre Schule, die zuvörderst für den nördlichen, estnischen Teil Livlands bestimmt sein sollte, gerade hier anlegten, und bot auch der Fleck, auf dem sich der Gebäudekomplex der Schmidtschen Anstalt — er wurde später zum Landesgymnasium erweitert — erhob, in dem platten Einerlei seiner nächsten Umgebung keine sonderlichen Reize, das junge Volk hatte nur wenige Schritte zu machen, um,

wenn der Frühling herankam, mit Spaten und Stange den Sturz der Wasser in den See zu beschleunigen, auf Schrittschuhen oder schrittschuhversehenem Holzgerüst des Winters über den See zu gleiten, während der warmen Jahreszeit in der kühlen Schlucht des städtischen Gartens seine Spiele vorzunehmen und am Gemäuer der Ruine die daheim getriebenen Turnübungen fortzusetzen.

Das Lehrerpersonal der Anstalt war in der Zeit, von der das Folgende handeln soll, den fünfziger Jahren des verflossenen Säkulums nämlich, ein ungemein wechselndes. An der Spitze der Dirigent des Ganzen, Schmidt, von den Schülern gemeiniglich „der Alte“ genannt, ein kräftig gebauter Mann mittleren Lebensalters und mittlerer Statur, im langen graublauen Hausrock mit weißen Perlmutterknöpfen, den etwas finsteren Blick unter buschigen Augenbrauen über die dunkel gefaßten Brillengläser hinauswerfend. Ihm zur Seite ein bleibender Stab von etwa fünf oder sechs alterprobten Lehrern, in weiterem Kreise zahlreiche pädagogische Wandervögel guter oder zweifelhafter Beschaffenheit: junge Theologen von der Landesuniversität, die es noch nicht zum Adjunkten gebracht, hier und da ein ausländischer Abenteurer oder eine schiffbrüchige Existenz aus der eigenen Heimat, unerwartet erscheinend und ebenso unerwartet verschwindend, denn um ein ständiges pädagogisches Korpus nach Art der damaligen Staatsgymnasien zu haben, dazu mag wohl das mäßige Schul- und Pensionsgeld kaum gelangt haben. Die Schüler, wenn Pensionäre, zum großen Teil dem wohlhabenden Adel Nord-Livlands, wenn sog. Tagesschüler, der begüterten Klasse des auch kommerziell florierenden Fellin entstammend; ein kleines Häuflein Estländer, die der damals gerade ausgebrochene Krieg mit den Westmächten mit der durch ihn bedingten Unterbrechung des Unterrichts in den Schulen Revals der sicheren Oase des inneren Livland zugeführt hatte; bisweilen wohl ein kleiner Petersburger oder gar Anwohner des Ural und Pontus, in Summa an die hundert kleiner Denkvermögen und Willensrichtungen, denen die Fellinsche Anstalt von Schmidt Zucht, Leitung und Förderung bieten sollte.

Was dieser Anstalt nun ihr eigentümliches Gepräge gab, war, daß sich die Oberleitung bei weitem geneigter erwies, dem individuellen Gutdünken und Vermögen des einzelnen Lehrers Rechnung zu tragen, als das damals und heutzutage bei uns und

anderswo die Regel zu sein pflegt. Mochte hier und da auch eine gewisse Kraftvergeudung, eine Einbuße an Geschlossenheit und Einheitlichkeit des Lehrganges aus beregtem Verhalten resultieren, dem wirklich begabten Pädagogen war bei freierer Initiative die gesteigerte Schaffensfreudigkeit ermöglicht, welche, wenn nicht immer, so doch sehr oft jene Mißstände wieder gut machte oder sie immerhin in den Kauf nehmen ließ. Frappieren mußte namentlich der Umstand, daß man sich mit verhältnismäßig wenigen Lehrbüchern zu behelfen wußte. Der heutige Pädagoge mit seinem unerschöpflichen Apparat immer neu aufgelegter und oft nur um ein Winziges verbesserter Kompendien würde sich nicht wenig desorientiert vorkommen bei einem Status der Dinge, wo beispielsweise die Lehrbücher für Weltgeschichte, Arithmetik, Algebra, Geometrie gar nicht vorhanden waren und selbst die russische Grammatik durch diktierte Regeln ersetzt wurde. Man half sich eben durch freien Vortrag, gelegentliches Diktat oder kurz gefaßte Notizen, die vom Geschichtslehrer auf ein kleines Blättchen Papier hingeworfen, von Hand zu Hand gingen, um in ein besonderes Heftchen abgeschrieben zu werden, dessen fragmentarischen Inhalt der Vortrag während der Unterrichtsstunde ergänzte und belebte. Grammatiken für die alten Sprachen, Lexika, Klassikerausgaben und geographische Atlanten waren selbstverständlicher Weise vorhanden samt wenigen Chrestomatien für den neusprachlichen Unterricht, immerhin pflegte man mit der Hälfte etwa desjenigen auszukommen, was heute an Schulbüchern für ganz unerläßlich gilt.

Die Lösung des gewichtigsten aller pädagogischen Probleme, eine der Individualität und Entwicklungsstufe des einzelnen Zöglings wirklich angepaßte Erziehung, wird wohl noch auf lange hinaus zu den piis desideriis gehören und es konnte, was die Fellinsche Anstalt betrifft, schon für einen nicht geringen Vorzug gelten, daß Schmidt durchaus bemüht war, die Zugeständnisse, welche die Schuldisziplin den vorgerückteren Alters- und Entwicklungsstufen von Klasse zu Klasse einzuräumen pflegt, mit tunlicher Folgerichtigkeit aufrecht zu erhalten. Namentlich mochte er, angesichts der Gefahren, die ein zu jäher Übergang aus der Klausur der Schule in die Ungebundenheit des Universitätslebens im Gefolge zu haben pflegt, wohl im Großen und Ganzen das Richtige getroffen haben, als er den Primaner der Assistenz eines dejourierenden Lehrers

enthob, ihm eigene Schlaf- und Wohnräume zuwies und sich selbst als der maßgebendsten Autorität die nicht allzu sehr ins einzelne gehende Aufsicht über jene Zöglinge der obersten Klasse vorbehielt.

Wenn ich jetzt nach fünfzig Jahren an das Lehrerpersonal der Schmidtschen Anstalt zurückdenke, so will es mir fast scheinen, als ob einzelne Persönlichkeiten unter ihm sich eines größeren Einflusses auf die Schüler erfreut hätten, als der im übrigen allen in nicht geringem Maße imponierende Leiter des Ganzen. Vor allem wäre hier Karl Cröger zu nennen, wie mir scheint Norddeutscher, eine hohe, männliche Gestalt, wenn er in Begleitung seiner Schüler den üblichen Spaziergang machte, in einen zwischen Mantel und Paletot die Mitte haltenden Habit aus äußerst anspruchslosem grünem Stoff gekleidet. Der Kopf verhältnismäßig klein, die Haare bereits stark ergraut, das Gesicht immer stark gerötet, die lebhaft funkelnden grauen Augen hinter goldgefaßter Brille, in der ganzen Erscheinung männliche Würde und Sicherheit. Cröger verfügte über ein so fest fundiertes Kapital von Liebe und Achtung unter seinen Schülern, daß es wohl kaum je einem in den Sinn gekommen ist, sich ihm gegenüber auch nur die geringste Unbrscheidenheit zu erlauben. In hohem Grade reizbar, konnte er wohl bisweilen wegen einer Kleinigkeit in Paroxismen des Jähzorns ausbrechen, wo dann seine Donnerstimme den ganzen Raum beherrschte, ohne dabei je, was seine Kollegen nicht verschmähten, sich zu Tätlichkeiten hinreißen zu lassen. Sein Verhalten der Jugend gegenüber entbehrte durchaus jener flotten, burschikosen Vertraulichkeit, mit der mancher damalige Pädagoge die Herzen zu gewinnen wußte, vielmehr konnte sein Wesen eher ein abwehrendes genannt werden, wie er denn bei der Anrede auch dem jüngsten Knaben gegenüber nie von dem kühlen „Sie“ abging. Man wußte, daß wer sich ihm allzu beflissen zu nähern suchte, leicht in den Verdacht der Zudringlichkeit, ja berechnender Einschmeichelei kam, und nichtsdestominder war es bei den Schülern der oberen und mittleren Klassen, mit denen Cröger es ausschließlich zu tun hatte, eine vielumstrittene Ehre, bei Spaziergängen an seiner Seite zu gehen und auf seine Worte horchen zu dürfen. Über hervorragend gründliche Kenntnisse — außer den alten Sprachen waren Geschichte und Literatur seine Fächer — mag

Cröger kaum verfügt haben, es war vorzugsweise die durchaus originelle Art, mit der er seine Sache anfaßte, was seinen Unterricht dem Schüler so überaus anziehend machte. Besonders originelle und gewisse gesteigerte Ansprüche an das individuelle Denk- und Vorstellungsvermögen des Schülers stellende Themata für den sog. Aufsatz pflegen jetzt in Deutschland ziemlich außer Brauch gekommen zu sein, der Pädagoge fürchtet eben allzu ängstlich dem Hang zur Phrase Nahrung zu geben und zirkelt seine Ansprüche leicht nach einem Mindestmaß ab, dem auch der Mindestbefähigte Rechnung zu tragen im stande. Eine durchaus entgegengesetzte Methode befolgte Cröger, der sich dabei sagen mochte, daß, wie es die blaue Ferne ist, die des Wandrers Sehnsucht wachruft und seinen Fuß beschleunigt, just ebenso die weit und tief gehende Perspektive in einem dem Geist vorschwebenden Problem auch im jugendlichen Alter latente Kräfte zu wecken vermag, die die herkömmliche Schulweisheit zu unterschätzen pflegt. Hier war offenbar die Nachwirkung deutscher Universitätsstudien aus den vierziger Jahren bei Cröger wahrnehmbar, und mochten die von ihm bevorzugten Themata auch die Leistungsfähigkeit der Mehrheit seiner Schüler übersteigen, es ward durch sie eine Art Ferment in die ganze Klasse getragen, das durch das Medium gegenseitigen Gedankenaustausches den Schüler, wenn nicht immer, so doch sehr oft zu leidlicher Lösung befähigte. Lebhaft erinnere ich mich noch, wie eines seiner anspruchsvolleren Themata, „Die Macht des Gesanges nach den Kranichen des Ibikus und des Sängers Fluch", zu lebhaften Diskussionen Veranlassung gab, die wenigstens das Gute hatten, daß sie die Schüler ohne jede anderweitige Anleitung die Idee, welche hier Uhland, dort Schiller ihren Dichtungen zugrunde gelegt, wie aus sich selbst herausfinden ließen. Man würde Unrecht tun bei Betrachtung des Einflusses, den dieser in gewissem Sinne geniale Lehrer auf seine Zöglinge ausübte, der großen Empfänglichkeit nicht zu gedenken, die namentlich Livlands adlige Jugend derartigem entgegenzubringen im stande war. Wenn ich beispielsweise an jene deutsche Kirchenschule Petersburgs zurückdenke, in die mich das Schicksal nach Verlassen der Schmidtschen Anstalt verschlug, so muß ich mir sagen, daß bei der deutschen Jugend der Residenz durchaus jede Bedingung fehlte, die ein Wirken im Sinne Crögers hätte möglich machen können. Eine derartige Persönlichkeit wäre dort

einfach unmöglich gewesen, ihre Mühewaltung andauernd steril geblieben. Die Lösung des Rätsels ergibt sich dadurch, daß Cröger einen ungemeinen Feinsinn gerade für das alt-livländische Selbstgefühl besaß, und für alles Gute, das in jenem Selbstgefühl vorhanden, über eine ganz außerordentlich wirksame Wünschelrute verfügte, ohne gleichwohl immer, was sich vielleicht durch sein schon vorgerücktes Lebensalter erklären läßt, den ungesunden Auswüchsen jenes Selbstgefühls energisch genug entgegenzutreten. Durch eine Pension aus Beiträgen seiner früheren Schüler vor Alterssorgen sichergestellt, verbrachte Cröger seine letzten Lebensjahre in Petersburg, unverehelicht wie er war und nur wenig Fühlung mit der dortigen deutschen Gesellschaft habend, in ziemlicher Vereinsamung, sich, was wir als Schüler kaum vermuten konnten, in kirchlichen Dingen an die dortige Herrnhutergemeinde haltend. Seine „Geschichte Liv-, Est- und Kurlands“, der schon Jahrzehnte vor ihrem Erscheinen (Teil I — 1867, T. II — 1870) von der Felliner Jugend mit gläubiger Zuversicht entgegengesehen wurde, mag dem herangereiften Manne freilich nicht ganz das gegeben haben, was der Knabe und Jüngling erwartete. Crögers Tod fällt in das Jahr 1886 und mancher ehemalige Schüler wird seinem schlichten Sarge gefolgt sein.

Mehr Fachmann auf dem Gebiete alt-klassischer Philologie und nach seinem Scheiden aus der Fellinschen Anstalt durch populäre Darstellungen aus der griechischen und römischen Geschichte auch weiteren Kreisen bekannt geworden, war Göll, dessen jovial-gutherziges Wesen und lebhafte Expansivität ihm eine andre Art Beliebtheit bei den Schülern eintrug, als die des für gewöhnlich so zugeknöpften und schwer zugänglichen Cröger war. Göll war recht eigentlich der Abgott der unteren und mittleren Klassen. Sein Gesicht, verglichen mit dem meist etwas finster und verstimmt blickenden Cröger, ein vollendeter Vollmond von so wohlwollendem Lächeln, daß auch der bissigste Köter es schwerlich je angebellt hat. Kam Cröger nie aus dem würdigen Wesen, der gemessenen Gangart heraus, so kugelte sich die wohlbeleibte Gestalt Gölls fast in beständigem Laufschritt vom Klassenraum in den Korridor, vom Korridor auf den Spielplatz, nicht selten einen kleinen Jungen auf den Schultern und von einer ganzen Bande kleiner Jungen unter nicht endenwollendem Jauchzen begleitet. Im beliebten Kampfspiel

des Huckebuckeringens war Göll der Rufer im Streit, in den Unterrichtsstunden hingegen ein scharfer Frager und unermüdlicher Eindriller des lateinischen a verbo, das wohl jedem ehemaligen Felliner heute ebenso fest im Kopfe sitzen wird, wie beim Göllschen Unterricht selbst, denn um dem guten Göll nicht einen Schmerz zu bereiten, trichterte man es sich wie nur je das Einmaleins ein. Mit viel Herzeleid sah man Göll Abschied nehmen von der Anstalt, als seitens eines Gymnasiums in Deutschland ein ehrenvoller Ruf an ihn erging, und mit ihm schwand ein gut Teil des gesunden Humors, der Lehrern und Schülern gar oft das Herz erfrischt hatte.

Von den Inländern, Balten, die während der beregten Zeit an der Schmidtschen Schule tätig waren, ist mir besonders der Dorpater Theologe und Religionslehrer W. Christiani, „Sela“, wie er seines bisweilen etwas salbungsvollen Wesens wegen nach dem Harfenspiel des Psalters genannt wurde, in dankbarem Gedächtnis geblieben. Seine äußere Erscheinung · der schlichte Rock, die leinene Hose, mit entsprechendem Halskragen und Halstuch samt dem flotten, turnerischen Auftreten erinnerten ein wenig an die Zeit des Wartburgfestes, und als Knabe konnte ich den Gedanken nicht loswerden, wie sich Christiani wohl ausgenommen hätte, wenn er den auf blanken Schläger gespießten Kotzebue den Flammen überantwortete. Christiani war eine frische, fröhliche und zugleich ernste Natur, bei ein wenig burschikosem Gebahren fest bibelgläubig und, wo es sich gebührte, wohl auch bereit, das Vergehen mit kräftigem Backenstreich zu ahnden. Überkommene Rücksichten pflegten nicht seine Sache zu sein und ein gewisser Mut der Überzeugung sprach aus seinem ganzen Wesen. So tritt denn Christiani einmal sehr ernst in die Klasse — es war die Unter-Tertia, wo er gerade den Religionsunterricht gab · „diesmal will ich euch etwas vorlesen“, sagt er und langt dabei ein grau gebundenes Buch aus der Tasche. Es war eine warm geschriebene und verständlich abgefaßte Darstellung der Folgen gewisser Jugendsünden, wie sie namentlich in dem Alter keimender Reife vorkommen und verheerend auf Körper, Geist und Gemüt einwirken. Mäuschenstill folgte alles, man konnte die gelben Blätter da draußen im Garten durch die klare Semptemberluft rieseln hören; im Schulraum manch unbefangenes, aber auch hier und da ein bald errötendes, bald erbleichendes Knabengesicht. Die Stunde ist zu Ende und

Christiani richtet nach ihrem Schluß eine herzliche Ansprache an die Jugend, es möge doch niemand, dem es darum zu tun, sich durch Scham und Besorgnis abhalten lassen, ihn, wenn er allein zu Hause, aufzusuchen und ihm freimütig sein Herz zu öffnen. Wie ich heute überzeugt bin, ein durchaus richtiges Verfahren.

Nicht immer dürfte der Grund dafür auf flacher Hand liegen, weshalb der oder jener Pädagoge, welcher im sonstigen bürgerlichen Leben durchaus ernst zu nehmen ist und auch ernst genommen wird, unter seinen Schülern unaufhörlich die Zielscheibe des Witzes und Spottes abgibt. Oft spielt hier eine gewisse angeborene Schüchternheit mit und vielfach bedarf es nur eines unglücklichen Zufalls, ja bloßen Mißverständnisses, um einer an sich höchst achtungswerten und durchaus nicht lächerlichen Persönlichkeit ein Stigma anzuheften, das die Lach- und Emotionslust ganzer Schülergenerationen zu nähren vermag. Hat jener Zunder, an dem sich die Spottlust entzündet, einmal Feuer gefangen, so setzt sich deren Wirkung, wie durch elektrische Leitung verallgemeinert, fort, und es ist eine Art Epidemie des Verspottungs- und Verhöhnungstriebes ausgebrochen, si parva licet componere magnis, jenen sozialen Epidemien verwandt, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts im Paris des Schotten Law die Kurse, zu seinem Schluß in dem Robespierre's die Köpfe fallen machten. Zahlreiche Fälle sind mir von Fellin her in der Erinnerung geblieben, wo ganze Schulklassen meuteartig und mit einer Grausamkeit, wie man sie bei Knaben aus hochachtbaren Familien mit verfeinerter Sitte nie hätte erwarten können, trotz wiederholten Einschreitens Schmidts und der gereifteren Schüler, immer und immer wieder über Lehrer herfielen, von denen es wirklich schwer zu sagen war, was denn eigentlich an ihnen die unbändige Spottlust der Knaben reizte. Moralische Mängel kamen hiebei fast nie in Betracht, am wenigsten wohl Härte, ja Rohheit — ein sehniger Arm im kritischen Moment in Bewegung gesetzt, konnte Wunder wirken —, desto häufiger mögen es kleine, kaum wahrnehmbare Lächerlichkeiten, bisweilen der bloße Kontrast des Fremden mit dem Einheimischen gewesen sein, was solche Exzesse veranlaßte.

Wer um die Mitte jener fünfziger Jahre in der Fellinschen Anstalt gewesen ist, wird sich wohl noch eines gutherzigen und durchaus harmlosen Württembergers erinnern, der als Informator

in einer adligen Famlie nach Livland gekommen war und zeitweilig auch ein Unterkommen in der Fellinschen Anstalt gefunden hatte. War es nun der schwäbelnde Dialekt dieses ehemaligen Dorfschulmeisters oder seine uns so überaus verhaßte Wurstsche Grammatik, — ein Buch, dessen graues, auf Billigkeit und Dauer berechnetes Papier an einen hausgebackenen Kümmelkuchen aus schlecht gereinigtem Weizen erinnerte, — Herr Hailer mochte seinen Gesangunterricht noch so ansprechend auf seiner kleinen Geige begleiten, wenn er den Fuß über das ihm vertraute Revier der untersten Klasse hinaussetzte, erhob sich ein allgemeines Gejohl und Gelächter, von entsprechendem Mienenspiel begleitet, das nur durch ein Donnerwetter Schmidts und langandauerndes Nachsitzen seinen immerhin auch nur zeitweiligen Abschluß finden konnte. — Noch schwerer erklärlich als dieser Protest gegen einen wissenschaftlich und sozial vielleicht etwas minderwertigen Pädagogen war der gegen den schon ziemlich betagten und bei aller Heftigkeit gutherzigen Rücker, welcher seinerzeit in Dorpat studiert hatte und einer guten livländischen Familie angehörte. So gewissenhaft er seinen Unterricht geben mochte, die Jungen zitterten geradezu vor Begier, Rücker irgend einen Schabernack anzutun, ihn bei seinem Spitznamen „Heischeform“ zu rufen. Was eigentlich die Ursache dieses Treibens war, ist mir bis zur Stunde ein Rätsel geblieben. Rücker hatte nichts Lächerliches, vielmehr etwas Ehrwürdiges in seinem Wesen, den Unterricht gab er, wenn auch nicht mit der jüngeren Lebensjahren entsprechenden Frische, so doch mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, sein äußeres Leben war durchaus makellos und an Mut mangelte es ihm keineswegs. Ich glaube fast, es lag daran, daß er weiß Gott durch welchen Unstern den Spitznamen „Heischeform“ — der etwas deutschtümelnde Terminus für Imperativ — weghatte, ein Name, dessen bloße Phonetik ein je ne sais quoi des Herausfordernden, die Gemüter Exzitierenden besaß, das wie ein elektrisches Fluidum die ganze Klasse in eine Art nervöser Erregtheit versetzte.

Es gewisses Talent, sich mit den Knaben gütlich abzufinden, konnte dem gleichfalls ziemlich bejahrten B., der wie Rücker seine Studien in Dorpat gemacht, ihm aber an sittlichem Gehalt wohl kaum gleichstand, nicht wohl abgesprochen werden. B.'s erstes Debut in der Quarta, also unter recht kleinen Jungen, wird mir

immer unvergeßlich bleiben. In die Klasse tritt ein wohlbeleibter, stattlicher Herr im stark verschossenen gelben Überrock, eine schwarzseidene Kravatte, die auch nichts weißes blicken läßt, um den etwas apoplektischen Hals geschlungen, das Gesicht stark gerötet und etwas gedunsen, die kräftig entwickelte Nase von bedenklicher Bläue. Seine Sprache hat etwas Heiseres, Fettiges. „Meine Herrn", hebt er an, „um mich über das Maß Ihres Verständnisses für historische Wahrheiten zu vergewissern, scheint es mir das Geeignetste, Sie zu Dinte und Feder greifen zu lassen, damit Sie mir die folgenden Fragen, die ich Ihnen sogleich diktieren werde, hier an Stell und Ort beantworten. Also schreiben Sie. Erstens: Welche Gedanken zogen durch die Seele der Athener, als sie nach der Schlacht von Marathon den Paian anstimmten? Zweitens: Welches waren die Ursachen, die die hervorragende Bedeutung alt-phönizischer Industrie bedingten und welchen Einfluß mochte dieselbe auf die benachbarten Völker des Altertums gehabt haben?" Es folgten noch etwa zwei bis drei Fragen ähnlicher Art, worauf V. mit imponierender Gravität das Katheder bestieg, einen breiten Stoß Bücher, die er unter dem Arm in die Klasse getragen, vor sich aufstapelte und sich an die Lektüre eines der mitgebrachten Bände machte, nicht ohne dabei, wie nachher der Vorwitz der Quartaner wissen wollte, insgeheim dann und wann durch einen tüchtigen Schluck aus nur wenigen erkennbarer Flasche seine Gedankenarbeit zu unterbrechen. V.'s Verweilen in Fellin war von kurzer Dauer, er ist vor etwa drei Jahrzehnten schon in einem ihm verwandten Hause Livlands gestorben. Ihm irgend nahe zu treten, wie das mit Rücker und Hailer geschah, wagte niemand, sein Verständnis für historische Wahrheiten, sein Paian und vor allem das „Meine Herrn" seiner Anrede imponierten doch allzu sehr und hatten ihm eine gute Anzahl Freunde verschafft.

Das „Saure Wochen, frohe Feste" behauptete, wie sich's gebührt, auch in dem Schmidtschen Internat sein gutes Recht. Aber wir brauchten nicht wochenlang zu warten, denn zu wahren Festen gestalteten sich die Spiele, die wir in der guten Jahreszeit bei Spaziergängen außerhalb der Stadt oder auf dem geräumigen, von Bäumen umstandenen Hofe der Anstalt selbst vorzunehmen pflegten. Fußball und Tennis in ihrer heutigen Gestalt gab es dazumal noch nicht; unser Lieblingsspiel, das wir Barre nannten,

war ein Laufspiel, das für die Entwicklung von Behendigkeit und Elastizität des Körpers wie kein andres geeignet war und einen Wetteifer erzeugte, der den ohnehin dabei immer obwaltenden Frohsinn noch besonders steigerte, wenn ein beliebter Lehrer am Spiel teilzunehmen sich herbeiließ. An eigentlichen Anstaltsfesten periodisch wiederkehrender Art gab es zwei im Jahre: die Geburtstage Schmidts und seiner Frau, wobei ersterer Geburtstag sein besonderes Gepräge noch dadurch erhielt, daß er gerade mit dem Martinitage mit seinem Mummenschanz und Gänsebraten zusammenfiel. Die gesamte ländliche Nachbarschaft, soweit sie einen Jungen in der Anstalt ihr eigen nannte, beeilte sich bei dieser Gelegenheit der Schule ein Präsent von ca. je einem Dutzend Gänsen und mehr zu machen und der Speisetisch pflegte dann von wahrhaft fürstlicher Üppigkeit zu sein. Jeder einzelne Schüler hatte das Recht auf vollgemessen eine halbe Gans, und was sein Magen davon nicht beherbergen konnte, fand sein Unterkommen unter Büchern und Heften im wohlverschlossenen Pult des Eigentümers, das indeß nicht immer dem Nachschlüssel dessen widerstand, der sich geräumigerer Magenwände und besseren Appetits rühmen konnte. Sehenswert vor allem war der Festzug, der sich an diesem Tage durch die Straßen Fellins bewegte. Natürlich durfte der Don Quixote mit seinem Sancho nicht fehlen, aber an Charaktermasken war ja überhaupt kein Mangel: Indianer im enganschließenden rot-braunen Trikot, skalpgegürtet und über und über von bunten Federn starrend; Ritter im Ordensornat und ihnen zur Seite — wem kann denn auch die ganze Historie immer im Sinn bleiben — üppige Burgfrauen und liebliche Burgfräulein; zum Schluß, wie es dem denkwürdigen Kriegsjahr 1854 wohl anstand, die zwei unteren Klassen in russischer Soldatenuniform, kommandiert von einem kleinen, chronisch schalbernden Petersburger, dem Schreiber dieses ein lieber Freund, der jetzt auch nicht mehr unter den Lebenden weilt. Den Festtag schloß ein solenner Maskenball mit manch allerliebstem Backfisch von Land und Stadt und vielen, vielen verlegenen kleinen Tanzbären, die trotz des überschwänglichen Maßes Gänsebraten mit Heißhunger über die Schüsseln anspruchslosen Konfekts herfielen, wenn es dem gewitzigten Anstaltsdiener nicht gelang, sie im kritischen Moment hoch in die Luft schnellen zu lassen.

Den eigentlichen Höhepunkt des Schulfrohsinns bildeten indeß die oft recht weit ins Land hinaus unternommenen Fußreisen, die gemeiniglich auf Ende Mai oder Anfang Juni fielen. Derartigen Unternehmungen waren immer Einladungen vorausgegangen, von begüterten Grundherren Livlands ausgehend, deren Söhne die Anstalt besuchten und die die nicht eben bequeme und recht kostspielige Bewirtung der Felliner Jugend als eine Art Ehrenpflicht des noblesse oblige ansehen mochten. Solche Wanderfahrten sollten eigentlich denen der alten Turner gleichen, wie sie in der Zeit der Burschenschaft von Deutschland her adoptiert worden, und frisch, fromm, fröhlich, frei war die Devise, unter der man sich auf den Marsch begab. Indeß lag es in der Natur der Dinge, daß der anspruchslose Genuß von Auge und Herz, die Körper und Geist zugleich stählende Gymnastik, deren ersprießliche Wirkung auf die Felliner Jugend Schreiber dieses keineswegs verkennt, insofern vielleicht einer gewissen Beeinträchtigung unterlagen, als das eigentliche Ziel der Reise ein opulentes Capua zu sein pflegte, das die obenerwähnten Freuden der Martinifeier, nur zehnfach vermehrt und verfeinert, in Aussicht stellte. Bezeichnend waren schon die Vorbereitungen für eine solche Wanderfahrt. — Unser Gesanglehrer — und Gesang gehörte gewiß untrennbar zur Fußreise, — eine überaus liebenswürdige Musikernatur, durch nie getrübten Frohsinn und herzliches Entgegenkommen gegen jedermann ausgezeichnet, hatte eine ausgesprochene Vorliebe dafür, den irgend sangesmächtigen Zöglingen Lieder einzupauken, die fast ausschließlich der Verherrlichung von Ceres und Bacchus geweiht waren: „Herr Zachäus, Herr Zachäus war ein kreuzfideles Haus, er trank aus keinem leeren Glas, lirum, larum, was ist das, er und seine Gäste.“ Oder ein gar nicht endenwollendes Lied, das auf ein Haar einer versifizierten Wein- und Speisekarte glich: „Rosinen, schönen Malaga, auch süßen Sekt aus Portici, kauft Früchte, kauft und kostet sie“ usw. Es war die Zeit, wo Scheffel seinen schwarzen Walfisch von Askalon und seinen Herrn von Rodenstein dichtete, wo auf die mehr zum Gemütsleben sprechenden Weisen in der Art des „Wir hatten gebauet“, mit der Ernüchterung, die den vierziger Jahren gefolgt, die Verherrlichung des derben Lebensgenusses einzusetzen begann, und M. mit seiner Sorglosigkeit und Genußfreudigkeit war hier recht eigentlich in seinem Element.

Wochenlang, bevor es auf die Wanderschaft ging, konnte man in dem sonnerfüllten Schulsaal das „Rosinen, schönen Malaga" erschallen hören. Man zitterte förmlich vor Verlangen, bald in die weite Ferne hinauszukommen. Lustige und rüstige Bewegung in der herrlichen Frühlingsluft, ein Maß von Ungebundenheit, wie man es daheim nicht kannte und bei weitem nicht an letzter Stelle, in blauer Ferne, wohl fünfzig, wohl siebzig Werst weit, der opulente Herrensitz mit Bayrisch-Bier und Braten, phantasieberückendem Crême und Backwerk.

Endlich beginnt der Mai eine freundliche Miene, die Dauer verspricht, anzunehmen; die Regenschauer sind in der warmen Luft verdunstet, junges Grün weit und breit, Duft und Vogelgezwitscher von Busch und Baum. Und wirklich wird eines schönen Tages ins Feld gerückt. Der „Alte" selbst ist garnicht wiederzuerkennen, statt des graublauen Hausrocks mit weißen Perlmutterknöpfen hat er sich ein leichtes Sommerjaquett angetan und darüber eine dicke Ledertasche gehängt. Wie er da bei den Fouragewagen steht, gleicht er fast einem dicken Major, der eben einen Militärtrain dirigiert. Im Hof und vor dem Tor reiht sich Wagen an Wagen, zu einem Teil für den übermüdeten oder an Fuß- und Beinwerk geschädigten Wanderknaben, zum andern für die Reiseprovision bestimmt, ungeheure Quanta Butterbrote mit Sauerbraten (in Essig getränktem Rindfleisch) belegt. Der Zug der Schüler ordnet sich nach Klassen, diese nach Gruppen von je sechs, hier und da assistiert ein Lehrer, besser aufgeräumt und toleranter gestimmt, als bei den sonstigen, vorschriftsmäßigen Spaziergängen. In heißer Ungeduld, daß es endlich zum Abmarsch komme, steht alles da, die Frühlingsluft begierig einschlürfend und vor dem Frühlingshimmel dann und wann die Kappe lüftend. Endlich hebt der Wandergesang an: „Die Pinzgauer wollten wallfahrten gehn, sie täten immer singen und konnten's nicht gar schön", Kolonne auf Kolonne setzt sich in Marsch, an dem Fräuleinsstifte vorbei und gen Süden in die blaue Ferne. Nach dem ursprünglichen Plan sollte man beim Marschieren, der doch immerhin noch erforderlichen Disziplin und Kontrolle wegen, in ziemlich eng geschlossenen Reihen vorrücken, aber Frühling und Jugend sind allzu traute Bundesgenossen, als daß, wenn sie einmal einig, viel gegen diesen Zweibund auszurichten wäre, und so entfernen sich denn die einzelnen Gruppen immer weiter

von einander, bis sich der Zug über eine Gesamterstreckung von an die drei oder vier Werst ausdehnt und der überwachende Lehrer die Knaben so ziemlich sich selbst überlassen muß. Auf eine so weite Distanz kann ein Wölkchen Tabaksdampf schwerlich vom aufwirbelnden Staube unterschieden werden und dieser Umstand wird reichlich ausgenutzt, um sich so recht con amore dem sonst so streng verpönten Genuß des Papirosrauchens hingeben zu können: „Schämst du dich denn garnicht, diesen elenden Maryland doux zu paffen, Baffra mußt du paffen wie ich“, ereifert sich ein kleiner Tabaksrenommist, aber der Angeredete ist auch nicht auf den Mund gefallen: „Man sagt nicht paffen“, gibt er zurück, „paffen sagen nur die Knoten, man sagt einen Zug machen, denn so ist's fein.“

T. ist wohl einer der stattlichsten Herrensitze Nord-Livlands; das Wohngebäude, mehr Palazzo als Schloß, in einem etwas gekünstelten, aber doch imposanten Stil errichtet, mit Türmen, Erkern und Altanen, rings herum ein prachtvoller Garten und Wildpark. Im großen Prunksaal wird die ganze Längendimension von einer Mittagstafel eingenommen, die speziell für die unteren und mittleren Klassen bestimmt ist, denen diesmal weder Schmidt noch irgend ein Lehrer assistiert, denn diese sowie die Sekunda und Prima speisen am Tisch des Hausherrn und seiner Familie und das kleine Volk ist diesmal ganz sich selbst überlassen. Mein Gott, wie gleißt und glänzt das alles im Saal; das glatte Parquet, die gebohnten Wandschränke und Buffets, die hellen, lachenden Tapeten und der lustig ausgemalte Plafond mit seinen blitzenden Kronleuchtern. Denn über all die Herrlichkeit ist ein breites Band Sonnenschein ausgespreitet, das durch die sperrbreit geöffneten Fenster den ganzen Duft des Maimorgens hineinzutragen scheint. Und die Mittagstafel selbst, schon das Bewußtsein, hier auf einem Stuhl Platz nehmen zu dürfen und nicht, wie in der Anstalt, auf einer harten Bank zu sitzen, hat etwas beseligendes und dazu die vier Gänge und eine ganze Flasche Bayrisch, nicht Langhals, sondern wirkliches und wahrhaftiges Bayrisch für je zwei sich vis à vis sitzende Schüler. Die Speisen umherreichend zwei Diener im schwarzen Frack, weißer Kravatte und Handschuhen, nicht dummdreist, wie der Anstaltsdiener, uns ins Gesicht grinsend, sondern ehrfurchtsvoll unsres Winkes gewärtig, als legitimen Gästen und

Herrn. Während wir noch im besten Schlingen, Schwatzen und Renommieren begriffen, öffnet sich ganz schüchtern und wie aus Versehen eine der monumentalen Flügeltüren und guckt ein kleiner blondlockiger Mädchenkopf und gleich darauf ein zweiter in den Saal; es ist ein gewisses Wohlwollen im Mienenspiel beider Gesichter, aber auch etwas anderes, als wollten sie sagen: „Aber so ruppig hätte ich mir euch nicht vorgestellt, und schlingen könnt ihr, als ob ihr's im Bärenzwinger gelernt.“ Einen Augenblick, und die beiden sind wieder verschwunden und befriedigen jetzt wohl ihre Neugier hinter dem Schlüsselloch.

Wir brauchen vor niemandem Parade zu machen, uns niemandem zu zeigen und ergehen uns nach der opulenten Mahlzeit mit aller Unbefangenheit und Gemütlichkeit im Garten und Wildpark. Wer mag uns wohl beim Sonnenuntergang die Schlafräume gewiesen haben? Ich setze voraus, daß es ein unsichtbarer und guter Genius gewesen ist, denn keiner wußte recht über ihn Auskunft zu geben und zugleich übertrafen die zu ebner Erde liegenden Schlafzimmer an Herrlichkeit noch den Speisesaal. Man denke nur, fünfundzwanzig Werst von morgens halb fünf an marschiert, und nun, da wir totmüde, Pfühl bei Pfühl, Kopfkissen bei Kopfkissen, weißer als der Schnee des Libanon, und die Wände entlang, über am Fußboden ausgespreitete Teppiche gelegt. Durch die von der Abendsonne beschienenen hohen Bogenfenster sieht man üppige Seringadolden im Abendwinde auf und ab schaukeln, sie sind feuerrot anzuschaun und gleichen so Zauberblumen aus einem Märchenlande. Und ein Märchenland ist es, in dem die Knabenphantasie sich im Traume auf und ab schaukelt: Feenpaläste und Armidahaine, Bayrisch und Crêmekuchen mischen und mengen sich da zu einem ungewissen Ganzen mit verschwimmenden Umrissen, das aber ganz himmlisch, ganz überschwänglich beglückend ist.

Der Morgen ist da, aber statt des „Auf, auf, munter, munter!“ des unermüdlichen Alten mit seinem rhythmischen Anpochen von Schlafschrank zu Schlafschrank ein durchaus spontanes Wachwerden und Aufstehn; der herrlichste Kaffee mit Kümmelkuchen, wie sie nur eine livländische Haushälterin backen kann, dann rasch hinaus und vor den Altan, wo bereits die Reihen sich ordnen und Schmidt samt den Lehrern sichtbar werden. Man schwenkt die

Mützen zum Abschied, wieder klingt es: „Die Pinzgauer wollten wallfahrten gehn“ und rüstig setzt man sich in Marsch, denn es gilt noch heute ein zweites Eldorado erreichen, vielleicht nicht weniger herrlich als das, welches wir soeben verlassen.



Tio.

Aus dem Estnischen.

Tio sanft und hold und lieblich
War mein liebes Röslein rot.
Bald erblühte sie und — welkte,
Welkte hin zu frühem Tod.

Ach wie flüchtig ist die Freude,
Flüchtig Duft und Schönheit auch!
Du, mein Röslein, meine Freude,
Flüchtig wie ein Frühlingshauch!

Grüner Rasen deckt die Teure,
Blumen blühen auf dem Grab.
Vöglein singt aus heißem Herzen,
Wie ich sie geliebet hab'. —

Doch es blüht jetzt Tio wieder
In des Himmels Rosenhag.
Eile, Zeit, und dorthin trag mich,
Wo kein Tod uns scheiden mag!

Emil Rathlef



Eine völkerpsychologische Studie.

Von
F. von Wrangell.

Chacun a les défauts de ses qualités.

Nach einem Bericht in der „Nowoje Wremja" über ein Interview eines Amerikaners mit L. Tolstoj soll der greise Dichter sich dahin geäußert haben, die amerikanische Nation sei frühzeitig gealtert, sei materialistisch gesinnt, habe keinen Idealismus; und doch stehe darin die anglo-sächsische Rasse höher als die Deutschen: die hätten Idealismus nur in Worten, in ihrer Poesie, — im Leben seien sie jeden Idealismus bar, hätten Gott verloren!

Ob dieses herbe Wort authentisch ist oder nicht, laß ich dahingestellt; möglich wäre es schon und zeigt recht deutlich, wie töricht und schädlich es ist, allgemeine Urteile ausschließlich tadelnder oder ausschließlich lobender Art auszusprechen über ganze Völker. — Schon der einzelne Mensch ist meist weder ganz gut noch ganz schlecht, weder ganz unfähig noch zu allem fähig, wieviel mehr gilt das von dem millionenköpfigen Begriff — Nation!

Es gilt die Nation wie den Einzelnen in dem ihm eignen Gemisch von Positivem und Negativem zu erkennen, um seinen Wert und die in ihm liegenden Möglichkeiten richtig zu würdigen. Und dazu ist ein liebevolles, nicht aber ein abwehrendes Eingehen Grundbedingung.

Mich hat ein wechselvolles Leben und ein vielgestaltiger Bildungsgang in nahe geistige und persönliche Beziehungen zu den vier großen Nationen Europas, Deutschen, Russen, Engländern

und Franzosen gebracht; ich schulde jeder von ihnen viel innerliche Förderung, habe unter ihren Vertretern teure, hochgeschätzte Freunde. Oft hat mich die Frage beschäftigt: wie kommt es, daß Russen von Deutschen und Anglo Sachsen, Deutsche von Russen und Engländern oft glauben sagen zu dürfen, die hätten keinen Idealismus. Der Grund liegt, meines Erachtens, nicht nur darin, daß die Ideale der verschiedenen Nationen verschieden sind, sondern auch die Art, wie sich der Idealismus äußerlich betätigt.

Der Inhalt der Ideale ist auch beim selben Volk und Menschen in der Zeit veränderlich; die Art der Betätigung des Idealismus jedoch, das was man zweckmäßig „praktischen Idealismus", im Gegensatz zum „theoretischen", nennen könnte, hängt mehr vom Grundcharakter des betreffenden Volkes ab und ist deshalb weniger wechselnd.

Ich will versuchen die Unterschiede näher zu bezeichnen, wobei ich mir der Gefahr, die in jedem Schematisieren liegt, vollkommen bewußt bin; es ist jedoch, bei der Begrenztheit menschlicher Vorstellungen, nicht ohne Nutzen, allgemeine Erfahrungen, aus unzähligen Einzeleindrücken gebildet, in einer übersichtlichen Form zusammenzufassen.

Mir scheint, der praktische Idealismus nimmt beim Deutschen vornehmlich die Form der Hingabe an die Pflicht an.

Beim Russen ist es die Bereitschaft, jedes Opfer zu bringen seinem inneren Gefühl.

Beim Anglo-Sachsen das Einsetzen der ganzen Person für einen konkreten, faßbaren, fest umschriebenen Zweck.

Beim Franzosen — das sich Hinreißenlassen zu opferwilligem Tun durch eine allgemeine Idee.

Es ist ersichtlich, daß diese in der Rassenanlage bedingte Verschiedenartigkeit der Betätigung des praktischen Idealismus ihre starken und schwachen Seiten, ihre Gefahren und Vorzüge hat, und daß, wenn man in nationaler Befangenheit nur den einen Weg für den richtigen hält, man unfähig wird, den andern Nationen gerecht zu werden. Daß aber anderseits diese Verschiedenartigkeit in ihrer gegenseitigen Rückwirkung, Verschmelzung und Kombination den Europäer der Jetztzeit, noch mehr den der Zukunft, zu höchsten Leistungen befähigt und befähigen wird.

*

Die Gefahr der deutschen Art des praktischen Idealismus (Pflichtgefühl) liegt in der Tendenz zu philiströser Engherzigkeit und pharisäischer Selbstzufriedenheit. Der kategorische Imperativ der Pflicht — „du sollst!“ — ist nicht zufällig in Deutschland als Basis der Ethik hingestellt worden.

Was ist Pflicht? Darauf antwortet der deutsche Geistesheros: die Forderung des Augenblicks! Für einen so weit ausschauenden Geist wie Goethe ist der gegenwärtige Augenblick bewußt mit ferner Zukunft verknüpft, für den Durchschnittsmenschen liegt aber die Gefahr des engen Gesichtskreises bei solcher Maxime auf der Hand. Und welcher unbefangene Beobachter, der mit verschiedenen Völkern in naher Fühlung und regem persönlichem Verkehr gestanden hat, wird das Philiströse, das dem Deutschen oft anhaftet und das meist nur die Kehrseite seiner großen Tugend, der Gewissenhaftigkeit ist, bestreiten.

Dem verständnislosen, gar lieblosen Beobachter fällt nur diese Kehrseite, durch keine angeborene Grazie und Takt gemildert, oft aber durch ungeschlachte Wahrhaftigkeit verschärft, häßlich in die Augen. Einem Franzosen oder echten Slaven kommt selbst das olympisch ruhige, aber allen Details des aktuellen Lebens gerecht werdende Gebahren des größten deutschen Lebenskünstlers, Goethes, philisterhaft pedantisch vor, und seine in tiefem, ernstem Pflichtgefühl geübte Sparnis seiner eigenen Kräfte für den Dienst der großen oder kleinen Dinge, die zu tun ihm oblag, erscheint solchem Beobachter egoistisch kleinlich.

Aus den oben skizzierten Anlagen des Deutschen folgt seine Neigung und Befähigung, sich im Vereinsleben zu begrenzen und durch organisierte, kombinierte Assoziation zu betätigen, was strenges Einhalten der übernommenen Pflichten seitens des Einzelnen voraussetzt.

*

Die Neigung des Russen, seinem Gefühl, seiner Stimmung jedes Opfer zu bringen, äußert sich bei Elite-Naturen, deren Gefühle eine edle Richtung genommen haben, in wahrhaft heroischer, dabei unreflektierter (im höheren Sinne naiver) Hingabe an das vom Gefühl erfaßte: Gott, Vaterland, der Nächste. . .

Die große Sensitivität der Rasse, die Fähigkeit des Mitempfindens, das Anpassungsvermögen, alle diese Eigenschaften in

Verbindung mit einer großen Klarheit und Beweglichkeit des Verstandes, machen den edlen Russen zu einer der liebenswertesten Erscheinungen, und selbst beim Durchschnittsrussen ist das Anziehende dieser Eigentümlichkeiten so groß, daß sich daraus die moralischen Eroberungen dieses Volkes erklären, wo es nicht unter dem Einfluß religiöser oder politischer Doktrinen seiner toleranten Natur Gewalt antut.

Die Kehrseite dieser schönen Tendenz liegt jedoch in einem Sichgehenlassen auch bei unendlen Gefühlen, in einer gewissen Haltlosigkeit, Unsicherheit im Detail des Lebens.

Der oberflächliche, gar lieblose fremde Beobachter, dem diese Kehrseite zuerst in die Augen springt, wird ein ganz falsches Urteil fällen, wenn er nicht Gelegenheit hatte, die Lichtseiten zu beobachten, nicht nur an den Helden und Heiligen des Handelns und Duldens, sondern auch am Durchschnittsrussen: zu welcher Leistung, weit über das gewöhnliche Maß hinaus, er fähig ist, sobald sein Gefühl mitspricht. Deshalb kann man mit russischen Untergebenen, deren Liebe man gewonnen, Unglaubliches leisten, Unerhörtes von ihnen verlangen; auf das bloße Bewußtsein der Pflicht kann man jedoch bei ihnen nicht in gleichem Maße rechnen, wie beim Deutschen. — Es ist auch mehr das Gefühl der Billigkeit, als des Rechts, was bei ihm sittliche Norm ist (жить по божески).

*

Beim Anglo-Sachsen ist die Ausbildung des Willens, des persönlichen Ich im Gebiet des Handelns (nicht des Denkens) stärker als bei andern Nationen. Durch die dieser Anlage entsprechende große Freiheit des Individuums dem Staate gegenüber ist in der Nation die Gewohnheit großgezogen, jede neu auftretende Aufgabe öffentlicher Natur nicht durch ständige oder gar staatliche Organisation zu bewältigen (wie z. B. in Deutschland), sondern durch freie, ad hoc gebildete Vereinigungen, deren Kraft mehr von der Leistung des einzelnen Individuums abhängt, nicht von der Trefflichkeit der Organisation.

Aus dieser durch Jahrhunderte geübten Schulung, als Folge der Rassenanlage und in Verbindung mit dieser, hat sich die anglo sächsische Form des praktischen Idealismus entwickelt, welche in der Hingabe der ganzen Person an eine ihr zur Zeit wichtig

erscheinende konkrete Aufgabe besteht. Diese Konzentration auf greifbar Übersichtliches macht dem oberflächlichen Beobachter den Eindruck des Einseitigen, des Beschränkten (im Sinne engen Sehwinkels, aber großer Sehweite); ja für den, der nur abstrakte Ideale (des Gedankens oder Gefühls) anerkennt, scheint dieser praktische Idealismus diesen Namen überhaupt nicht zu verdienen. Und doch, welch großartige Leistungen, welcher Heldenmut, welche Selbstlosigkeit und welche Kraft offenbart sich dem, der Fühlung hat mit diesem Herrschervolk.

*

Beim Franzosen muß das Ideal, um ihn zu Taten zu entflammen, in allgemein gültiger, schöner Form geprägt sein. Ob es nun die Idee der liberté, égalité, fraternité oder der patrie, gloire, honneur ist, — für eine solche allgemeine Idee ist er imstande die größten Opfer zu bringen an Gut und Blut.

Dank der Klarheit des französischen Geistes, seinem Sinn für Eleganz der Form und Übersichtlichkeit, haben die von den Franzosen geprägten allgemeinen Formeln auch den größten Einfluß bei andern Völkern, vornehmlich bei den Massen; doch gerade der Vorzug solcher Formeln, ihre Faßlichkeit und Allgemeinheit, ist auch ihr Mangel, denn sie sind nicht im stande, der unendlichen Kompliziertheit und Vielgestaltigkeit des Wirklichen gerecht zu werden. Das Phrasenhafte, die übergroße Bedeutung des schönen Scheins, sind ja bekanntlich schwache Seiten in der Lebensführung der Franzosen, während ihre angeborene Liebenswürdigkeit und guter Geschmack den Umgang mit ihnen zum Genuß machen und stets im Sinne gesteigerter und verfeinerter Kultur wirken.

*

Betrachtet man den *theoretischen Idealismus* der verschiedenen Völker (worunter ich nicht den stets wechselnden Inhalt der Ideale verstehe, sondern die Art, wie sie gesucht und gebildet werden), so ist es sehr bemerkenswert, wie ganz verschiedene Wege zu gleichem Ergebnis führen können.

So treffen z. B. Russen und Deutsche, die doch in ihrem äußeren Gebahren grundverschieden sind, in den letzten Konsequenzen des Denkens und Fühlens oft zusammen; bei Germanen sowie

bei Russen drängt die intellektuelle Anlage dazu, „der Dinge letzte Gründe zu erforschen".

Die Tatsache spiegelt sich u. a. darin ab, daß die deutsche Philosophie, von Hegel bis auf die Gegenwart, nirgends solchen Einfluß auf die Geister gehabt hat, wie in Rußland. Anderseits glaube ich, daß die großen russischen Schriftsteller, namentlich die nationalsten unter ihnen, wie Dostojewskij, Tolstoj, nirgends sonst solches Verständnis und Nachempfinden gefunden haben, wie in Deutschland.

Bei dem Deutschen ist es die Gründlichkeit, die Wahrheitsliebe, die Wißbegier, die ihn dazu drängen, die Verkettung der Dinge zu erforschen, ohne Rücksicht darauf, welche Folgen diese Forschungsarbeit ergeben mag.

Beim Russen wirken sowohl seine Ungebundenheit (широкая натура), die sich keinerlei inneren Zwang auferlegt, wie auch die Aufrichtigkeit, der natürliche Scharfsinn sowie die relativ junge Kultur zusammen, um ihn in theoretischen Dingen dem Deutschen nahe zu bringen, während im praktischen Leben sich mehr die Gegensätze als die Affinitäten geltend machen.

Übrigens zeigt mir die Beobachtung, daß auch hier das gegenseitige Verständnis von Mensch zu Mensch leichter ist, als bei andern Nationen. Das Gemütsleben der beiden Völker ist ähnlicher, wenn es sich auch sehr verschieden äußert.

Der Franzose, dem der Formensinn angeboren ist und der infolgedessen, sowie durch alte, tiefgewurzelte Kultur mehr an der Konvention hängt, als der relativ harmlose Germane und der frischkultivierte Russe, ist im allgemeinen weniger geneigt, in die Tiefe der Dinge einzudringen; ihm liegt mehr am logischen Zusammenhang der Gedanken (Äußerung des Formensinnes), als an der Tiefe ihrer letzten Begründung

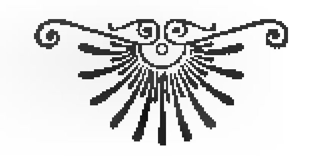
Beim Anglo-Sachsen ist die männliche Tatkraft so dominierend, daß jede Gedankenarbeit zu allererst darauf gerichtet wird, etwas im Leben brauchbares, für eigenen oder fremden Nutzen anwendbares zu erreichen. Freilich hat dieses große Volk, sowie auch die scharfsinnigen Franzosen, große, bahnbrechende Denker hervorgebracht; es ist hier nur von der großen Masse der Gebildeten die Rede, von deren allgemeiner Geistestendenz, und da ist es wohl unzweifelhaft, daß metaphysische Spekulation bei Franzosen und

Engländern weniger allgemein sind, wie bei Russen und Deutschen. Der gebildete Anglo-Sachse ist sich dessen bewußt, daß eine feste Basis überkommener Anschauungen (man nennt sie Vorurteile) förderlich ist zu sicherem Handeln. Darum sieht er jede Abweichung vom geistigen Erbe der Väter als schädliche, durch die gesellschaftliche Kritik zu bekämpfende Willkür an.

Damit hängt auch zusammen das strenge Festhalten an gewissen Äußerlichkeiten im täglichen Verkehr. Auch hier bedingt feste Sitte – Ersparnis an Zeit und Kraft. Wer in England gelebt hat, weiß aus Erfahrung, wie viel sicherer und deshalb freier das tägliche Leben sich dort gestaltet, dank den festen, für jedermann verbindlichen und jedwedem geläufigen Formen des Verkehrs. Diese Formen sind in England hauptsächlich dem Bedürfnis nach Zweckmäßigkeit entsprungen und angepaßt. Bei den Franzosen verdanken die äußeren Umgangsformen mehr dem Schönheitssinn, dem ausgebildeten Geschmack, dem liebenswürdigen Naturell ihren Ursprung. Daß bei gebildeten Franzosen, ebenso wie bei Engländern, die Umgangsformen, die Konvention tiefere Wurzeln haben und eine größere Macht ausüben, als unter Deutschen und Russen, ist ja bekannt.

So führen verschiedene geistige Anlagen und verschiedene geschichtliche Entwicklungen doch zu ähnlichen Resultaten.

Ich brauche wohl kaum zu wiederholen, daß im Vorstehenden nur auf die charakteristischsten Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten in der Psychologie der vier Völker hingewiesen werden sollte. Reine Typen, einer Schablone entsprechend, finden sich nirgends im Leben.



Noch ein Wort über die estnische Presse.

Der im Februarheft der „Balt. Mon." veröffentlichte Überblick über die gegenwärtige estnische Presse hat letztere zu einigen Entgegnungen veranlaßt, über die ich nun, soweit sie mir zu Gesicht gekommen sind, referieren will.

Die „Uudised" geben (in den Nr. 31 und 32 vom März 1904) zunächst zu, daß ich von meinem Standpunkt aus versucht habe, recht unparteiisch zu sein und zum Teil die estnische Presse ganz wahrheitsgetreu schildere, meinen jedoch zum Schluß in ausfahrendem Tone, daß die von mir gegen einen Teil der Presse erhobene Anklage der Unchristlichkeit und Hetzerei durchaus unbegründet sei.

Wie den Lesern erinnerlich sein wird, sind in dem betreffenden Artikel recht viele Belege mit genauer Quellenangabe gebracht worden, so daß die dort aufgestellten Behauptungen leicht kontrollierbar sind und wohl jedem unparteiischen Leser wohlbegründet erscheinen. Wie können die „Uudised" trotzdem behaupten, sie seien unbegründet? Die Sache erklärt sich sehr einfach. Die „Uudised" geben nämlich in ihrem Referat wohl ziemlich ausführlich die in dem Artikel über die einzelnen Blätter geäußerten Meinungen wieder, übergehen jedoch sämtliche von mir angeführten Belege mit Stillschweigen. Sie haben es dann leicht, zum Schluß ihren Lesern emphatisch zuzurufen: Solange Herr Haller keine Beweise bringt, bleiben wir bei der Meinung, daß er sich schwer gegen das achte Gebot versündigt habe!

Zur Widerlegung meines Vorwurfs, daß sich in der estnischen Presse Auslassungen finden, die auf Umstürzung der Grundlagen des christlichen Staates hinzielen, sagen die „Uudised": „Niemals hat die estnische Presse gegen die Reichstreue gewirkt. Im Gegenteil — jede Maßregel der Regierung, die zur Erleichterung des Lebens unsrer Bauern getroffen wurde, fand und findet

in unsrer Presse die größte Wertschätzung." Das Letztere ist allerdings richtig, aber eben darum muß ich bei meiner Behauptung bleiben, denn zur Reichstreue gehört mehr, als nur Wertschätzung solcher Regierungsmaßregeln, die den Lesern angenehm zu hören sind.

In der Entgegnung der „Uudised" auf mein Referat über die estnische Presse findet sich übrigens eine bemerkenswerte Selbstkritik. Es heißt dort (in Nr. 31): „An den älteren Blättern findet Herr H. noch manches, was gut, lieblich und schön ist; je weiter aber der Herr Pastor kommt, desto mehr findet er an den zu kritisierenden Blättern auszusetzen, bis er endlich bei den neuesten nichts Gutes mehr entdecken kann („kuni kõige uuemate juures tal enam midagi head leida eiole")." Nun habe ich aber in meinem Artikel den ganzen Inhalt der damals erschienenen ersten Nummer der neuesten Blattes, der „Uudised", kurz und denjenigen Artikel derselben, in welchem offenbar die Haupttendenz des Blattes, nämlich die Ankündigung des Kampfes gegen die Übermacht des Kapitals, zum Ausdruck kommt, ausführlich wiedergegeben. Wessen Schuld mag es da wohl sein, wenn nach meinem Referat an den „Uudised" nichts Gutes zu entdecken ist?!

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die „Uudised" bei ihren Lesern meinem Referat gegenüber ein Vorurteil zu erwecken suchen, indem sie die Vermutung aufstellen, daß ich „aus der Landeskasse für heimliches Aufpassen auf die indigene Presse bezahlt würde". Also: weil ich in der Presse einen Artikel mit vollem Namen über die estnischen Zeitungen veröffentlichte, deswegen soll ich ein heimlicher Aufpasser sein! Diese „Vermutung" der „Uudised" ist jedenfalls eine mehr niederträchtige als geistreiche Andichtung. Doch sei zur Ehre der Redaktion bemerkt, daß sie bald darauf ein Schreiben von mir, in dem ich diese Vermutung als „selbstverständlich falsch (muidugi wale)" bezeichnete, ihren Lesern nicht vorenthielt.

Außer in den „Uudised" ist mir nur noch im „Olewik" eine Entgegnung auf mein Referat zu Gesicht gekommen. Der Pariser Korrespondent dieses Blattes, Herr A. Tulewik (der zugleich Korrespondent des „Teataja" und der „Uudised" ist) veröffentlicht in Nr. 23 und 24 des „Olewik" (im Juni 1904) zwei offene Briefe an mich.

Im ersten Briefe, dem er die Überschrift „Hut ab" giebt, protestiert er gegen folgenden Satz in meinem Referat: „(Der „Olewik" macht sich) desgleichen über einige Deutsche (lustig), die

in Paris beim Einzuge des englischen Königs, als die englische Nationalhymne intoniert wurde, ihre Hüte abnahmen — das zeuge von mangelhaftem Freiheitsbewußtsein!" (S. 150). Herr Tulewik meint, er habe nicht von „mangelhaftem" Freiheitsbewußtsein gesprochen, sondern nur vom „Unterschied" des Freiheitsbewußtseins der verschiedenen Völker, vergißt aber dabei offenbar, daß er das Hutabnehmen in dem gegebenen Falle als „possierlich" (weider) bezeichnete, also doch offenbar, im Gegensatz zur französischen Sitte, verdammte.

Damit übrigens jeder Leser sich selbst ein Urteil darüber bilde, ob ich in meinem Referat zuviel gesagt habe, gebe ich hier die ganze hierauf bezügliche Pariser Korrespondenz des Herrn A. Tulewik, wie er sie in seinem offenen Briefe an mich von neuem abdruckt, in wörtlicher Übersetzung wieder. Sie lautet:

„Beim Vorüberfahren der Staatsoberhäupter lenkte noch ein kleines Ereignis meine Aufmerksamkeit auf sich. Neben mir standen zwei der feineren Gesellschaft angehörende Deutsche, welche sich über die Lieblichkeit der Champs Elisés nicht genug wundern konnten. Sobald in unsrer Nähe beim Herannahen der Staatsoberhäupter die englische Nationalhymne „God sawe the king" intoniert wurde, zogen beide Deutsche ihre Hüte ab und blieben unbedeckten Hauptes, bis die letzte Kutsche und die Schar der Kürassiere vorbei war. Es war durchaus possierlich, die beiden barhäuptigen jungen Leute unter der Volksmenge zu sehn, während kein Franzose noch Engländer weder vor der englischen Nationalhymne noch beim Vorüberfahren des Königs seine Kopfbedeckung lüftete. Das läßt schließen, daß in Deutschland die Leute gezwungen sind, wenn die Nationalhymne gespielt wird oder der Kaiser vorbeifährt, den Hut abzunehmen, und daß jene Deutschen das nun nach mitgebrachter Gewohnheit taten, während in Frankreich und England niemand einen solchen Zwang oder solche Sitte kennt. — Welcher Unterschied im Freiheitsbewußtsein jener Völker!"

Seinem zweiten offenen Briefe an mich in Nr. 24 des „Olewik" (v. 16. Juni 1904) giebt Herr A. Tulewik die Überschrift: „Er paßte zum Heizen des Kessels" (Ta läheks katla kütteks). Ich hatte in meinem Referat einem Teil der estnischen Presse und speziell dem „Olewik" vorgeworfen, daß in ihm öfters ein direkt unchristlicher Geist in allerlei Ausfällen zutage tritt, die, soweit es nur hier zu Lande äußerer Umstände wegen möglich ist, das Christentum zu verdächtigen und lächerlich zu machen suchen

(S. 142), und hatte als Beleg unter andrem die Apotheose des „modernen Heidentums" im Artikel „Saat und Ernte" („Olewik" 1903, Nr. 3 -4) und aus einem Artikel über Indien (Nr. 8) den Satz angeführt: „eine Religion schwindet, eine andre tritt an die Stelle, der Betrug [!] in einer Form hat aufgehört, wird aber noch viel schlauer eingeführt" (s. Februarheft S. 121). So direkte, offene Ausfälle gegen das Christentum habe ich doch in keinem andren estnischen Blatte gefunden, daher bezeichnete ich den „Olewik" als das allerunchristlichste unter den estnischen Blättern.

Darauf nun antwortet mir Herr A. Tulewik in seinem zweiten offenen Briefe, den ich als Kuriosum hier vollständig wiedergebe, da er ja leider dafür charakteristisch ist, mit wie wenig Sachlichkeit und wie viel Gehässigkeit der „Olewik" seine Polemiken zu führen pflegt. Der Brief lautet:

Paris, den 8. Juni (26. Mai) 1904.

Er paßte zum Heizen des Kessels.

Geehrter Herr Pastor!

Sie behaupten auf S. 150 der „Baltischen Monatsschrift": „Der „Olewik" kann wohl eben mit Recht als das allerunchristlichste unter den estnischen Blättern bezeichnet werden."

Nun, in die Hölle ginge der „Olewik" dafür natürlich, das ist klar, wenn ein solcher Herr (isand), wie Sie, ihm ein Zeugnis für Betragen auf den Weg mitgäbe. — Zum Glück leben wir nicht mehr zur Zeit der Scheiterhaufen, sonst würde er schon lebendig verbrennen, wie ihrer Zeit Hunderte von philosophischen Büchern. An was für ein Christentum dachten Sie aber, als Sie das behaupteten? An den Glauben der ersten Christen, die mit Selbstverleugnung diesen Glauben zum idealen Liebesglauben zu machen und ihn in aller Reinheit zu erhalten suchten, oder schwebte Ihnen das Mittelalter im Sinne, als der Glaube in der Hand der Päpste zu einer weltlichen Macht wurde und auch Könige unter sich demütigte, oder dachten Sie beim Niederschreiben Ihres Urteils an dasjenige, was einige Personen unter dem Namen des Glaubens als Schild einer gewissen Gesellschaftsschicht zu benutzen suchten?

In Wahrheit hat diese Sache ja mit dem Glauben gar nichts zu tun. An allen den Stellen, die Sie aus dem „Olewik" vorbringen, haben Sie nicht ein einziges Wort gegen die christliche

Religion zu finden vermocht. Alles bezieht sich nur auf einzelne Taten einiger Glaubensmänner [!?].

Sich selbst mit der Religion zu identifizieren, das ist der Hochmut und Fehler eines Teils von Ihresgleichen. Das ist ebensolcheine Meinung, wie jede Religion, wie sie auch sei, sich selbst immer für richtig und wahr hält, andre aber falsch nennt. In der Welt gibt es eben 1000 Glaubensbekenntnisse (danach also auch 1000 besondere Wahrheiten), von denen alle sich für richtig und 999 für falsch halten. Dieselbe Meinung haben auch Sie von sich. Sie allein sind die Religion, Sie allein sind die Wahrheit, Sie allein sind die Unfehlbarkeit, und derjenige, der auf den Irrtum irgend eines Ihrer Amtsbrüder hinzudeuten, irgend einen ins Auge fallenden Fehler zu offenbaren wagt, der ist gleich ein Gegner der Religion, der Wahrheit.

Als Luther gegen den Verkauf der Ablaßzettel und andre verwerfliche Handlungen der katholischen Priester auftrat, war er ja auch ein großer Gegner des Christentums und hatte den Scheiterhaufen verdient, gleichwie J. Huß und tausend andre.

Christus selbst wurde der größte Feind der Religion genannt, als er im Tempel das Geld und die Tische der Händler umwarf, während die damaligen Glaubensmänner ihn als politischen Hetzer verdächtigten und als „König der Juden" ans Kreuz schlagen ließen, denn die alten Römer waren in Glaubenssachen sehr tolerant und mischten sich nicht in die Religionsangelegenheiten der von ihnen unterworfenen Völker.

Herr Pastor, diejenigen Blätter, die Fehler und Irrtümer irgend eines Ihrer Amtsbrüder oder unzeitgemäße Zustände ans Licht bringen, sollten auch in ihren Augen bessere Beschützer des Glaubens und Reformatoren sein, als diejenigen, die sie unter dem Scheffel zu begraben suchen. — Das Patronatsrecht ist einem kleinen Teil der Bewohner der Heimat noch ein unantastbares und heiliges Wesen. Wer z. B. von der Vernichtung dieses Privatrechts redet, ist nach Ihnen bereits ein Gegner der Religion. Verstehen Sie nun, Herr Pastor, den Unterschied zwischen Religion und einem sterblichen, irrenden Menschen?

Daß Sie das estnische Sonntagsblatt für eine „gesunde Lektüre" halten, daß Sie dem „Eesti Postimees" und „Postimees", als den Blättern der Pastoren estnischer Nationalität, ein gutes Zeugnis für Betragen ausstellen, daß Sie die „Linda" für ihr „vornehmes" Betragen liebkosen, dagegen habe ich nichts, das ist Ihre und jener Privatsache. Jedoch gestatten Sie, daß nicht alle

Blätter in Ihrem, d. h. im Dienste der heimatlichen luth. Kirche stehen, daß einige von ihnen auf das soziale Leben von einem menschlicheren, höheren, zeitgemäßeren Standpunkt sehen können, als von dem Standpunkte einer kleinen Partei.

In Ländern, in denen eine Konfession in der Majorität ist, da ringen ihre Führer auch nach Erlangung weltlicher Macht, während sie dort, wo sie sich in der Minorität befinden, still sind und auch niemand sie anrührt. In Frankreich z. B. gibt es sehr wenig Lutheraner, daher mischen sie sich hier auch nicht in die politischen Streitigkeiten und niemand hört etwas von ihnen. Die Katholiken dagegen sind hier in der Mehrzahl und befinden sich in beständigem Kampfe mit der Regierung um weltliche Macht. So ist es auch im baltischen Lande, nur umgekehrt. Wer hört viel von katholischen Priestern dort, wo es ihrer so wenige gibt? Und was würden Sie dann sagen, wenn sie in unsrer Heimat den Geist des Volkes durch die Presse zu leiten versuchten, wie in Frankreich? Die Macht der luth. Kirche ist aber in unsrer Heimat noch sehr groß, daher meinen ihre Pastoren, daß alle, auch die Presse, ihren politischen Bestrebungen dienen müssen. Weicht aber irgend ein Blatt einmal von der Tendenz dieser Privatpartei ab, dient es ihr nicht demütig, so versucht man es vor der Regierung zu verdächtigen und zum Gegner der Religion zu stempeln, wie es die Aufgabe Ihres Artikels ist. Der „Olewik" sei ein Feind des Christentums, der „Teataja" und die „Uudised" Sozialdemokraten. . . .

Bei dieser verleumderischen Angeberei vergessen Sie aber, daß Sie damit nicht allein Ihre Glaubensbrüder verdächtigen, sondern auch diejenigen Organe der Regierung, die über die Ordnung und Pflichterfüllung wachen, als ob die letzteren nicht sorgfältig und treu genug ihre Pflichten erfüllen. Sie wollen sich auch zum freiwilligen Aufseher der Zensoren und Gendarmen erheben. Wenn es nicht so sein sollte, so wäre es ja eine direkte Beschuldigung der Regierung selbst, daß sie von den Handlungen und Fehlern einiger Ihrer Amtsbrüder und Freunde zu reden erlaubt, und Sie wünschen folglich die Unfehlbarkeitserklärung Ihrer Amts- und Stammesbrüder und besondere Gesetze zur Verdeckung ihrer Fehler. Mit einem Wort, Sie sind „plus royaliste que le roy", oder scheinen es wenigstens zu sein.

Um es anders auszudrücken, Sie wünschen die Vernichtung derjenigen Blätter, die nicht Ihrer Partei dienen, während Sie es nicht begreifen wollen, daß die Regierung auch solche Blätter

konzessioniert, die derjenigen Privatpartei, die sich im baltischen Lande stets für den alleinigen Herrn hält und keine andre Macht neben sich duldet, wenn auch nur teilweise (osalt) ein Gegengewicht bieten.

Endlich muß man sich wundern, daß eine so ernste Zeitschrift, wie die „Balt. Mon." es sein will, grade einen Pastor um eine Kritik der estnischen Presse gebeten hat. Gibt es denn unter den baltischen Deutschen keinen einzigen sachkundigen sachlichen Schriftsteller, der die estnische Presse unparteiisch, ohne Parteihaß hätte schildern können, daß man nun die Zustände und das Geistesleben unsrer Heimat nur durch das Fenster eines luth. Pastorats oder von der Turmspitze zu betrachten vermag?

Möge Ihr Kirchturm auch höher als der Eiffel-Turm sein, so braucht man doch, um über die Grenzen des Kirchspiels hinauszusehn, auch ein richtiges, zeitgemäßes Auge. Sie aber blicken, gleichsam von einer mittelalterlichen Feste, mit einem mindestens zweihundert Jahre alten Auge und vergessen dabei natürlich, daß das Menschengeschlecht ebenso auf dem Wege des Fortschritts weitergelangt, wie die Erdkugel und die ganze Schöpfung.

Ich kann diesen Brief nicht besser schließen, als mit dem Satze, den ein Freund, der Ihre Kritik aus demselben Exemplare der „Balt. Mon." gelesen hatte, darunter geschrieben: „Ein oberflächliches Geschreibsel, geschrieben mit der Absicht, den „Olewik", den „Teataja" und die „Uudised" an den Galgen zu bringen."

Haben Sie, Herr Pastor, einen neuen Bestrafungsort schon auserwählt?

Die Antwort darauf erwartend, verbleibe ich mit der verdienten Hochachtung Ihr ergebener Diener

A. Tulewik.

So lautet der Brief des Pariser Korrespondenten des „Olewik". Er bedarf weiter keines Kommentars. Da Herr Tulewik mir keinen sachlichen Irrtum in der Wiedergabe der Belege aus dem „Olewik" nachweisen kann, so versucht er es auch garnicht, sondern ergeht sich bloß in allgemeinen Expektorationen, seinem Haß gegen die heimatliche lutherische Kirche Luft machend.

Die Redaktion des „Olewik" sagt in einer Anmerkung zum Briefe ihres Korrespondenten, daß sie mir von sich aus auch noch einiges zu sagen habe, fügt aber hinzu, daß sie damit noch einige Zeit warten wolle. Daher verzichte ich darauf, diese Entgegnung abzuwarten (es sind ja auch schon bald 5 Monate her, daß mein

Artikel erschien), da man von einer Redaktion, die sich nicht geniert einen Brief, wie den obigen, im Ernst zu ihrer Verteidigung abzudrucken, doch nichts Sachliches mehr erwarten kann.

Der „Olewik“ kann ja nicht sagen, daß die „Balt. Mon.“ den Grundsatz „audiatur et altera pars“ unbeachtet lasse, da der ganze zweite Brief seines Mitarbeiters hier zum Abdruck gelangt ist. Und zwar habe ich deswegen grade diesen Brief vollständig wiedergegeben, weil er sich gegen meinen Hauptvorwurf richtet, zu dem ich als Pastor einer estnischen Gemeinde mich gedrungen fühlte, nämlich den Vorwurf, daß der „Olewik“ sich heftige Ausfälle gegen das Christentum erlaubt.

Es ist ja selbstverständlich, daß die unchristliche Tendenz des „Olewik“ nicht offen ausgesprochen ist, sondern, wie gesagt, sich bloß in einzelnen Ausfällen äußert. Aber bekanntlich ist ja ein Gift, das nicht mit der entsprechenden Etikette versehen ist, besonders verderblich, da es so manchen zu grunde richtet, der sich sonst davor gehütet hätte.

Wenn Herr Tulewik zum Schluß seinem Freunde in der Meinung zustimmt, daß ich durch mein Referat diejenigen estnischen Blätter, deren Mitarbeiter er ist, habe an den Galgen bringen wollen, so meint er damit offenbar, daß sie nach meiner Darstellung als Blätter von schädlicher Richtung erscheinen. Damit spricht er ihnen selbst das Urteil, da er ja meinem Referat keinen einzigen sachlichen Irrtum hat nachweisen können.

Da übrigens Herr Tulewik so freundlich war, mir die Meinung *seines* Freundes mitzuteilen, so möchte ich ihm doch auch die Meinung *meines* Freundes nicht vorenthalten. Ich muß gestehn, daß auch dieser mit meinem Referat nicht zufrieden war. Er meinte nämlich: ich sei in meinem Urteil viel zu milde gewesen!

Gustav Haller.

St. Martens, d. 5. Juli 1904.



Schloß Neuenburg.

Von

Helene von Engelhardt.

Wie still! . . wie still! . . wie düfteschwer! . .
Das ist verzauberter Sagengrund! . .
Erzählte mir jemand die alte Mähr,
Oder tat sie der Wald mir kund?
Die Mähr von dem versunk'nen Schloß
Mit Turm' und Zinnen goldesrot,
Und von dem Häuptling makellos,
Der einst darin gebot. . . .

Hilf Gott! es fällt der Feind in's Land —
Von Menschenblut der Acker dampft —
Die Hütten sind zerstört, verbrannt,
Der Saaten Grün zerstampft!
Doch eh der heimatliche Grund
Des teuren Häuptlings Herzblut trank,
Erschloß die Erde ihren Mund —
Und Burg und Held versank. —

Die Welt vergaß, die Zeit verfloß,
Die Sag' ist manch Jahrhundert alt,
Und über dem versunk'nen Schloß
Wogt hoher, grüner Wald.
Ob nicht der Stamm, der weitverzweigt
Hoch über mir die Wipfel schwingt,
Um uralt Mauerwerk vielleicht
Der Wurzel Fasern schlingt?

Horch auf! wie süße Melodei
Durchzieht's die Wipfel wonnesam . . .
Ein blauer Falter blitzt vorbei —
Ein Lichtschein ging und kam. . . .
Und erfass' ich sie endlich, die Melodei,
Und des Häuptlings Name schlägt an mein Ohr,
Dann künd' ich ihn laut mit jubelndem Schrei,
Und die Burg taucht leuchtend empor!

Kaum hörbar summt's in Busch und Strauch,
Goldkäfer schwirren drüber her, —
Rings lagert warmer, würz'ger Hauch . . .
So still, so düfteschwer!
Kaum säuselt leis' das Laub im Wind. . . .
Ich lausche träumend Stund' um Stund',
Indes die Sonne ein Goldnetz spinnt
Um den dämm'rigen Sagengrund — —

Über den Geist der livländischen Kolonisation.

(Nach Heinrichs Chronicon Livoniae.)

Von

Karl von Freymann.

Um das Jahr 1205 spielte man in Riga Theater. In dumpfer Neugier betrachteten Heiden und Neubekehrte die fremden Bühnengestalten und schwerfällig folgten sie den Worten des Dolmetschers, der ihnen den Inhalt des Stückes auseinandersetzte. Plötzlich aber kam Bewegung in die lauschende Menge, das Stück hatte den gleichgültigen Boden des Erdichteten verlassen und den Punkt berührt, wo das unmittelbare Verständnis der Zuschauer begann. Als die Gewappneten Gideons mit den Philistern kämpften, begriffen die Liven den tieferen Sinn des unklaren Schauspiels und flohen. Zu natürlich spielten die Deutschen, und zu unnatürlich erschien den Liven die Harmlosigkeit des Festes. Sie dachten an das Gastmahl Bischof Alberts, das mit Geißeln und Knechtschaft geendet[1], und nur ungern ließen sie sich zum Bleiben überreden; sie waren ein störriges Volk und vergaßen nur allzu leicht, daß sie in Spiel und Ernst den Deutschen verfallen waren. Die Armut hatte die Deutschen über das Meer getrieben und sie spielten Komödie zur Erbauung der Liven; doch war es ein böser Komödiantenschlag, dem die Eroberungslust noch von der Kinderzeit der Völkerwanderung im Blute steckte.

Im Mittelalter, den Zeiten fester Zucht und strenger Sitte, ist der Wandertrieb das notwendige Korrelat der engen Lebensformen. In gleichem Klang, wie das Schwert des Normannen,

[1]) Kap. IX, 14; IV, 4.

klirrt die Pflugschar des deutschen Kolonisten auf jungfräulichem Boden, und wenn wir genauer aufmerken, vermögen wir denselben Ton aus dem leichten Knirschen der Mönchssandale im fremden Strandsand herauszuhören. Auch der Mönch empfand den Rausch des Eroberers, jenes Gemisch von Herrschsucht und Freiheitsliebe, den Zauber fremder Erde und den wilden Reiz der unbeschränkten Kraftentfaltung. Mit gutem Recht, denn unter den Eroberern des Mittelalters war der römische Missionar der großartigste und bewußteste, der einzige, der keinen Fuß zurückwich von der Bahn, die er einmal betreten und dessen Eroberungstrieb keine andern Schranken kannte, als das Ende der Welt. Ihm und dem heiligen Vater gehörten ja all die verirrten Seelen auf dem weiten Erdenrund, und nicht nur die Seelen, sondern auch das Land, das sie bewohnten [1].

Schon die Organisation der römischen Kirche, in der Christentum und Gehorsam, Glaube und Zehnten auf das engste verbunden waren, schloß eine rein geistliche Mission von vornherein aus und machte das Christentum stets auch zur weltlichen Herrschaftsform. Wenn die Apostel des Mittelalters ein tiefes religiöses Empfinden in die düsteren Heidenwälder trieb, so bildete doch den wesentlichen Inhalt dieses Empfindens der Glaube an die allumfassenden Herrscherrechte der katholischen Kirche. Seelen verfielen in jedem Jahre in ungezählter Menge der Gewalt des Bösen, es war der schöne Gottesboden, den sie dem Teufel mißgönnten; daher war das Schwert die Ergänzung des Kreuzes.

In jeder Entwicklung gibt es Momente der Vorbereitung, wo die gebundenen Kräfte des erlösenden Gedankens harren, der ihnen Richtung und Leben einflößt, Ruhepausen, die etwas totes an sich haben. Dieses Bild schlafender Kräfte bietet uns Livland gegen Ende des 12. Jahrhunderts. An den Ufern der Düna treiben Lübisch-Wisbysche Kaufleute ihren Handel mit Russen von Nowgorod und Polozk, zwischen ihnen bewegen sich die Eingeborenen des Landes, in Krieg und Frieden ohne Beziehung zu den fremden Händlern an der Küste. Dem geschäftigen Treiben fehlt der leben-

[1] Kap. II, 2. Auf der Wendenfahrt des Jahres 1147 gelobten die Kreuzträger, entweder alle Wenden zu bekehren oder keinen übrig zu lassen — ein Gelübde, das Land und Seelen mindestens gleich taxierte. Vgl. Giesebrecht, Bd. IV.

bringende Fortschritt. Das Interesse der Kaufleute haftet nicht am Boden, sie kamen und gingen, auch darin den Zugvögeln vergleichbar, daß nur die leeren Lagerstätten im Winter den Ort bezeichneten, wo sie genistet. Aber das Bild ändert sich mit dem Erscheinen Meinhards, die Gegensätze, die nebeneinander herliefen, berühren sich und prallen aufeinander im Ringen um den Besitz des Landes, denn der erste Priester trägt den weltbewegenden Eroberungsgedanken in die kosmopolitische Kaufmannskolonie. Er kam, nach den Worten des Chronisten, lediglich um Christi willen, aber er kam, um zu bleiben. Er säte und erntete im fremden Lande, er baute Burgen in Holm und Üxküll, und in dieser Burg lagen deutsche Reisige. Ein Kind seiner Zeit, vertraute er nächst Gott auf den heilsamen Einfluß der weltlichen Waffen, und als er starb, folgte das erste Kreuzheer den Spuren des Priesters. Er hatte das Land getauft und gezeichnet, und auf der universalen Herrschaftsidee der römischen Kirche gründete sich von nun an der Rechtsanspruch der deutschen Einwohner auf den Besitz des Erdfleckens, der Marienland war im vollen Sinne des Wortes[1].

Wie die Meeresbrandung, die vom Ufer hinwegflutend nur einen leichten Schaum im Sande zurückläßt, rollten die schweren Kreuzzugsheere über Livland, und nur wenige Pilger blieben und verstärkten den Stamm der Deutschen, der allmählich um Riga emporwuchs. So war es ein stetes Anschwellen und Sinken der deutschen Macht in den regelmäßigen Zwischenräumen der Kreuzfahrten.

Ein buntes und eigenwilliges Volk waren diese Pilger. An dem Ziel des Ganzen hatten sie nur ein geringes Interesse, sie bauten mit den Bürgern Rigas die Stadtmauer, sie fällten Holz und schlugen die Heiden, alles zum Heil ihrer Seelen, und nach getaner Arbeit zogen sie zufrieden heim mit ihrer Habe — ein seltsames Gemisch frommer Kampfeslust und gleichgültiger Kontraktmäßigkeit. Als Bischof Albert die abziehenden Pilger zur Verlängerung der Pilgerschaft bewegen wollte, versprach er den einen größeren Ablaß, den andern Sold. Die Pilger taten nichts umsonst, aber auch die Sündenvergebung war gangbare Münze.

Während eine Pilgerschar in Wisby lagerte, fuhren Oeselsche Raubschiffe am Hafen vorüber, beim Anblick der Feinde Christi

[1]) Kap. I, 2. 6. 7. 11.

erwachte der Zorn der Kreuzfahrer und sie schmähten Kaufleute und Bürger, „daß sie die Feinde des Christennamens in Frieden an ihrem Hafen vorbeiließen.“ Die Kaufleute waren darüber andrer Meinung und auch der Bischof wollte den Kampf vermeiden. „Die Pilger aber, welche gleiche Standhaftigkeit zur Zeit und Unzeit bewiesen und niemals an der Barmherzigkeit Gottes zweifelten, waren nicht willens ihr Vorhaben aufzugeben; sie behaupteten, daß zwischen heidnischen Esten und Liven kein Unterschied sei und baten . . . den Bischof, ihnen diesen Kampf zur Vergebung der Sünden aufzuerlegen“[1]. . . .

Eine sonderbare Art von Einjährig-Freiwilligen, fragten die Pilger weder nach Herkunft noch Zahl der Heiden, ihr Handeln leiteten die dumpfen Instinkte der Massenbewegung, sie waren ein furchtbares Schwert in der Hand des zielbewußten Führers, indessen ein zweischneidiges.

Auch der Kern deutscher Macht, der im Lande bleibend, zum Träger der Herrschaft bestimmt war, erscheint auf den ersten Blick als wirre Menge, führerlos in der Alltagsgefahr des Ansiedlerlebens, denn nur im Großen vermochte sie ihr Bischof zu leiten, der die meiste Zeit in Deutschland und auf beschwerlicher Reise verbrachte. Auch die Zahl der Deutschen war gering, ein unscheinbarer Haufe, „kaum genug, daß man eine Handvoll Staubes davonbringe.“ Doch in diesen Leuten, welche losgelöst von den festen Formen der Heimat, an fremder Stätte ohne einheitliche Leitung den Kampf des Daseins ertragen mußten, wohnte ein Geist der Gemeinschaftlichkeit, eine Fähigkeit der Selbstverwaltung, ein natürliches gegenseitiges Vertrauen, die sie dem Schwersten gewachsen machten[2]. Wenn in Riga, der buntgescheckten Handelsstadt, die Sturmglocke ertönte, so preßte die Hand der Gefahr Ritter und Handwerker, Pilger und Kaufleute zur festen Masse zusammen, und die Stadt erhob sich wie ein Mann — die Bürger, die Brüder Christi und die Armbruster, dazu die Geistlichen und die Weiber, alle nahmen ihre Zuflucht zu den Waffen. Nicht die wohlgeschulten Reisigenzüge, welche die wenigen Edlen aus Deutschland mit sich brachten, nicht die Menge der Kreuzfahrer, sondern der Gemeingeist der Schwachen, der Mut, der sich, selbst

[1]) Kap. VII, 6, VIII, 4; XI, 9; VII, 1 2. — [2]) Eine gewisse Führerlosigkeit: Kap. IV, 7; V, 4; VIII, 1. — IX, 1. 2; XI, 8 u. 5.

handelnd, auf seinen Nächsten verläßt, bildeten die Stärke der Deutschen. In ungewöhnlich hohem Grade besaßen sie die Eigenschaften, die das Entstehen lebensfähiger korporativer Bildungen ermöglichen und ebenbürtig tritt in der Geschichte Livlands die Korporationsidee der theokratisch-kirchlichen zur Seite. Durch die Zaubermacht des Gemeingeistes erhoben sich Kuppeln und Türme der Civitas Rigensis und das mächtige Gebäude der Brüderschaft Christi, die vor dem Hause des Herrn standen als Mauern, Tag und Nacht[1].

„Dich schlage der Gott der Christen!" riefen die Estenweiber, während sie am gefangenen Feinde den Rest der Rache genossen. Mit Hilfe der Deutschen hatten ihre Männer das Oeselsche Raubheer geschlagen und frohlockend fügten sie zur körperlichen Vergeltung den blutigen Fluch. Denn der Gott der Deutschen züchtigte zwar die Seinen mit der Rute, die Heiden aber, die Kinder des Teufels, strafte er mit der Schärfe des Schwertes. Männer, die in voller Rüstung ihre Saaten mähen, denen die Furcht vor den Feinden draußen und den Freunden drinnen den Schlaf raubt, vergessen nur zu leicht, daß auch sie vom Weibe geboren sind und Leben und Qual eines Feindes wird ihnen gegenstandslos. Fast versinkend in einem Meer von Feinden, deren Kräfte, wie die der Litauer und Russen, unberechenbar waren, umringt von Leidenschaften, die Bündnis und Friedensverträge wie Spinngewebe zerrissen, mußten die Deutschen zu jener Auffassung gelangen, die nur die Toten für harmlos hält. Aus diesem Grunde freute sich Bischof Albert und dankte Gott, als ihm der Kopf des Livenhäuptlings Ako zum Siegeszeichen überbracht wurde[1]. Die Grausamkeit wurde zum Prinzip und das Blutvergießen geschah mit der Umständlichkeit und Sorgfalt einer notwendigen Verrichtung. „Unterdeß kamen Bertold von Wenden mit den Seinigen . . . und die Söhne Talibalds mit ihren Letten zu Hauf und zogen mit ihrem Heere nach Ugaunien. Und die griffen viele Esten, die vorher den Letten entronnen waren, und töteten sie, und steckten die Dörfer an, und was die ersten halb getan, führten sie sorgfältig aus. Sie zogen durch alle Landschaften, über das Mutterwasser bis nach Waiga und verwüsteten in gleicher Weise das Land jenseits des Flusses, verbrannten die Dörfer, töteten die

---

1) Kap. XIV, 5; XXIII, 9. — 2) Kap. IX, 11 X, 12. 8.

Männer, griffen Weiber und Kinder, und wie sie alles Übel angerichtet, das sie vollbringen konnten, kehrten sie zurück nach Livland. . . Denn sie wollten die Esten bekriegen, bis die letzten, die übrig blieben, um Frieden und Taufe flehten oder sie gänzlich von der Erde tilgen"[1].

Diese Schilderung ist klassisch in ihrer bluttriefenden Sachlichkeit. Auch die livländische Kolonisation trägt Spuren des wendisch-preußischen Ausrottungssystems und auch ihr Heldenlied hat Klänge, die dieses System erläutern. Indessen nur Anklänge und Spuren, die gleichen Zuckungen unter den gleichen Schmerzen — nicht mehr.

Nach dem Verfahren Albrecht des Bären und Heinrich des Löwen bildete die Vernichtung der Eingeborenen gewissermaßen die selbstverständliche Voraussetzung der Kolonisierung, und die Besiedlung des Landes begann eigentlich erst — „als allmählich die Slaven sich verringerten." Auch in Preußen konnte nach der endgültigen Unterwerfung des großen Heidenaufstandes von einer slavischen Unterschicht der Bevölkerung nicht mehr die Rede sein[2]. In Livland aber war eine Lösung des Streites durch die Ausrottung der schwächeren Partei nicht möglich, denn zum gründlichen Roden fehlte der Bauer. Der deutsche Kolonist war auf die Arbeit des eingeborenen Landvolkes angewiesen, und die Vernichtung der Feinde hätte das Land zur Wüste gemacht. War die Vernichtung unmöglich, so war die Verbindung notwendig. Die schwierigere Aufgabe weckte den größeren Gedanken, in dem Augenblick des Triumphs trat Schonung an Stelle der Vertilgung. Während in Preußen der Schwerpunkt des Krieges in den Rachegerichten nach geschehenem Abfall zu suchen ist, ist das Verfahren der Deutschen in Livland gegenüber getauften und rückfälligen Heiden ein ungewöhnlich mildes, milder als gegen den Feind, der sich noch niemals den Deutschen unterworfen. Die lange Reihe der Livenabfälle bringt kein einziges Blutgericht: 1205 wurden den aufrührerischen Liven, weil sie sich von neuem von der Finsternis des Heidentums abwandten, Dörfer und Äcker, wie billig, zurückgegeben, ebenso widerfuhr ihnen 1206 „um der heiligen Taufe

---

[1] Kap. XIX, 3, ähnlich XII, 1; XVIII, 9 u. ö.

[2] Hierzu Simonsfeld, Die Deutschen als Kolonisatoren in der Geschichte. Hamb. 1885. (Zu Helmold, Chronica Slavorum, lib. I, cap. 88.)

willen, die sie schon längst empfangen hatten, kein Leides", und als sie im selben Jahr abermals abfielen, wurde ihnen zwar anfangs der Friede verweigert, weil sie mit nichten Friedenskinder wären, auf ihr inständiges Bitten aber nach geringer Buße bewilligt. Sogar bei der Eroberung Fellins, nach der Unterdrückung eines Estenaufstandes, der von dem Haß und der leidenschaftlichen Grausamkeit der Besiegten keine schlechte Probe gegeben hatte, begnügten sich die Deutschen damit, einige wenige Russen, als Verführer der Abtrünnigen, vor der Burg zu hängen[1]. Wenn der Feind am Boden lag, gedachten sie, wie Bischof Albert, als die Liven ihn um Erleichterung des Zehnten baten, ihrer väterlichen Fürsorge und der schweren Kriege, die mit den Völkern ringsum bevorstanden, und diese Gedanken stimmten sie friedfertig. Der unterworfene Feind wurde der Kampfgenosse der Deutschen, denn das Ringen der Deutschen hatte die enge Wahlstatt des Rassenkampfes verlassen und geschah auf dem weiten Felde der positiven Kulturarbeit, auf dem Platz ist für alle. Das Ziel ihrer Mühen war der Aufbau eines neuen Ganzen aus den gegebenen Elementen, und sie gingen, entsprechend den großherzigen Worten Wilhelms von Modena, mit ihren törichten Untertanen bei Zehnten und andren Händeln nicht allzu streng ins Gericht. Auf der Grundlage der Kriegsgenossenschaft und der Heeresfolge bildete sich zwischen Deutschen und Eingeborenen ein aufrichtiges Bündnis, denn der Kampf gegen die außerhalb stehenden Völker war wohl geeignet, die Gegensätze zu versöhnen und den Begriff eines einigen Gutes zu stande zu bringen[2]. Am klarsten tritt dieser heilsame Einfluß gemeinsamen Kampfes in dem Verhältnis zwischen Letten und Deutschen entgegen. Hier vollzieht sich die Verbindung auf dem Boden gleichen Strebens, denn die Letten waren, bedrängt von Liven und Esten, an der Bildung neuer Lebensformen ebenso interessiert wie die Deutschen. Die Deutschen brachten den streitenden Völkerstämmen gleiches Recht und gleichen Frieden, und dessen bedurften die Letten zu ihrer Entwicklung.

Während des bösen Zehntenaufstandes vom J. 1212 waren die aufständischen Liven und mit ihnen Letten in der Burg Dabrels von den Deutschen umschlossen. Ein tagelanger Widerstand hatte

---

[1]) Kap. II, 6, IX, 13, X, 8. 13; XI, 6, XIV, 5, XVIII, 2. — [2]) Kap. XXIX, 3, XI, 5 u. o.

die Köpfe der Streitenden erhitzt und die Erbitterung war auf beiden Seiten groß. Die Aufständischen waren hart bedrängt. Da trat der Lettenhäuptling Russin auf die Brustwehr, nahm den Helm vom Haupte, neigte sich gegen Bertold, den Meister von Wenden und redete ihn an mit Draugs, Kampfgenosse. Und er sprach von einstigem Frieden und alter Freundschaft. Ein verirrter Pfeil, der ihn durchs Haupt darf, ließ ihn verstummen. Die kurze Szene gibt ein weites Bild. Der Lettenhäuptling handelt nicht wie ein aufrührerischer Knecht, den die Angst zur Ergebung zwingt, sondern wie ein Genosse, dem der Zwist leid ist[1]. Und in der Tat hatten Bertold und Russin so manche Gefahr und manche Beute geteilt. Am stillen Lagerfeuer in düsterer Nacht, im Lärm des Kampfes, im Jubel der Beutefreuden und wilder Trinkgelage war zwischen Deutschen und Liven ein Freundschaftsgefühl erwachsen, dessen Analogien vielleicht am treffendsten im Lederstrumpf Fenemore Cooper's zu finden sind. Die kampfesfrohen Lettenhäuptlinge erscheinen den deutschen Kriegern fast ebenbürtig, das lettische Bündnis war in jahrzehntelangem Kampf gegen Esten und Russen die wertvollste Hilfe der Deutschen, und die Vereinigung dieser beiden stammverschiedenen Völker bildet einen der führenden Gedanken des Chronicon Livoniae. Die Form des deutschen Bündnisses war die Taufe[2].

Mit den geistlichen Waffen kämpften die Priester gegen die Besten des Landes. Sie schwangen den Taufwedel ebenso unverdrossen über die Kinder des Teufels, wie die Krieger das Schwert. Nach der heißen Arbeit der Schlacht begann die Arbeit der Taufe. Waren der Teufelskinder gar zu viele und wollte der Arm der Priester erlahmen, so blieben sie dennoch guten Mutes, denn die saure Mühe gereichte ihnen zur Vergebung der Sünden. Vor der Estenburg Wolde lag das Heer Bischof Alberts in ungezählten Scharen; beim Anblick der Feinde überfiel eine Furcht Gottes die Esten und sie waren bereit sich taufen zu lassen. Das war das

[1] Kap. XI, 7; XII, 6, XVI, 4. — Die Ausführungen Transehe's (Die Eingeborenen Altlivlands im 13. Jahrh. Balt. Mon. Bd 43. Sonderabdr. S. 72 u. 80) über das Verhältnis der Deutschen und Letten scheinen in einem gewissen Widerspruch zu meiner Schilderung zu stehen. Indessen auch Transehe gibt als Grundlage des Bündnisses das gemeinsame Interesse, als psychologische Begründung der Interessengemeinschaft die Intelligenz und Kulturfähigkeit der Letten an. — [2] Kap XIII, 5; XII, 6 — XXIII, 16 u. ö. — Livl. Urkb. I, nr. XIV — Kap. XI, 6, XIX, 8 u. ö.

Zauberwort, das Tod und Blutvergießen in eitel Freude verkehrte. Schwert und Spieß sanken zu Boden und aus dem gottgefälligen Würgen wurde ein gottgefälliges Fest der Taufe. Mit Freuden stiegen die Priester zur Burg empor, sie trieben Thara aus und brachten Christum mit sich. Sie weihten einen Quell in der Burg und füllten ein Faß mit dem heiligen Wasser. „Und um sie war ein Gedränge der Männer, Weiber und Kinder, die schrien: Eile, mich zu taufen!“ Sechs bis fünf Priester tauften vom Morgen bis zum Abend und ermatteten über der Arbeit[1]. . . Sonderbar dieser plötzliche Übergang vom Zorn zum Frieden, dieses Taufen auf offener Wahlstatt, so wild und doch feierlich. Die Erbitterung des Kampfes, der der Taufe vorherging, gab ihr die Weihe des Friedens, des freudigen Ereignisses in höherem Grade. Als Santagana fiel, hatte der Kampf 10 Tage gedauert, am elften baten die Esten um Frieden[2]. „Die Deutschen aber sprachen. Wollt ihr die treulosen Waffen niederlegen und den wahren Frieden, das ist Christus, in eure Burg aufnehmen, so werden wir gern eurer schonen und euch mit einschließen in unsre brüderliche Liebe!“ Nachdem die Esten Taufe und Friede gelobt hatten, wurde der Priester Gottfried zu ihnen gesandt; der segnete sie und fragte: Wollt ihr entsagen dem Götzendienst und an den einigen Gott der Christen glauben? Und da sie alle erwiderten — wir wollen's, so goß er das Wasser über sie und sagte: So werdet denn alle getauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“

Nur bei der Eroberung Fellins wurde die Taufe verschoben wegen des argen Blutvergießens. Hatte eine ganze Landschaft sich unterworfen, so wurde von einer augenblicklichen Taufe abstand genommen. Dann zogen später die Priester von Dorf zu Dorf, versammelten die Einwohner um sich und tauften sie 300 bis 400 am Tage. Immer aber folgte die Taufe der Unterwerfung möglichst schnell, denn sie war mit ihr identisch. Die Taufe war das feierliche Zeichen der Unterwerfung, der einzig vollgültige Akt des Friedens und der Versöhnung, denn mit Heiden hatten die Deutschen keine Gemeinschaft. Daher entbehrte auch die Taufe der Deutschen nie einer gewissen Würde, und logischer Weise ging

---

[1]) Kap. XXX, 5. — [2]) Kap. XIX, 8.

der Aufnahme in die Glaubens- und Kriegsgemeinschaft, das Abschwören des Teufels, ebenso aber der Feinde Christi und der Deutschen, und die Anerkennung der Christenpflichten voraus[1]. Auch die Anerkennung der Christenpflichten war wichtig, denn dieser Ausdruck umfaßte bezeichnender Weise geistlichen und weltlichen Gehorsam, Zehnten und Heeresfolge, mit einem Worte die Hoheitsrechte der Deutschen. War die Taufe im gewissen Sinne äußerlich, so war sie zugleich im gewissen Sinne aufrichtig. In einer Zeit des primitiven Bewußtseins und der lebensfähigen Symbole, welche durch die ihnen innewohnende Feierlichkeit auch unverstanden die Menschen beherrschten, blieb die Taufe das wertvolle Symbol des Friedens und der Freundschaft, und es war kein schlechtes Charakteristikum des deutschen Bündnisses, wenn die Taufe sein Unterpfand war, kein unwürdiger Inhalt der Taufe, wenn sie den Frieden brachte. Hierdurch unterschieden sich die Deutschen aufs vorteilhafteste von Dänen und Russen, denn die Taufe der Dänen war kein Bündnis, das Bündnis der Russen aber kannte keine Taufe. Weder Dänen noch Russen waren fähig, mit dem Siege den Schutz und die Herrschaft zu verbinden[2].

Wie jede Herrschaft von einer Fürsorge unzertrennlich ist, so brachte das Joch Christi den Heiden die Seelsorge. Über das Land hin spann sich ein Netz von Kirchen und Pfarreien, nicht viel weiter als eine Tagereise von einander liegend[3]. Vertrauensvoll hausten und schalteten die Priester unter ihren neugewonnenen Brüdern und wiesen ihnen die Glückseligkeit des ewigen Lebens ohne Unterlaß. Sie brachten die Gnadenmittel, den fremden Zauber des großen Christengottes, aber sie brachten auch die Pfarrlasten und die strengen Satzungen des kanonischen Rechtes, von denen die Gebräuche der Einwohner bis zur Vielweiberei verschieden waren. Es gehörte ein tiefes Verständnis für die Bedürfnisse der Zeit und des Ortes dazu, um dieses Gesetz so zu

[1]) Kap. XV, 1, XXIV, 5, XXIII, 7; XII, 8. — In wie enger Verbindung Taufe und Bündnis standen, zeigt uns die Erneuerung der Taufsakramente nach dem Livenaufstand von 1212, die auch Schiemann als auffallend hervorhebt, in der Tat ein Vorgang, der entweder unerklärlich oder sehr erklärlich ist. — [2]) Kap. XI, 6, XIX, 8, XXI, 5 u 5 — [3]) Kap. X, 14; XI, 2; XXI, 7 — Der Priester Gottfried in Metsepole schickt nach Hilfe in die benachbarten Pfarreien die Nacht durch und erwartet die Hilfe am nächsten Tage.

handhaben, daß es Art und Lebensgewohnheit der Neubekehrten den Formen des Christentums annäherte, ohne ihren Haß zu erwecken, daß es verbindend wirkte und nicht zerstörend. Viel Eifer und viel Geduld zugleich erforderte eine Seelsorge — gemäß den Umständen, wie sie vom Stuhl Petri gefordert wurde, eine Seelsorge, deren Kern nicht die Erfüllung der Regeln, sondern die Einwirkung auf die fremdartige Gemeinde bildete [1]. Die Last Jesu sollte eine sanfte Last sein und der Schwerpunkt der Seelsorge lag in der Versöhnung in der vermittelnden Stellung der Priester zwischen Siegern und Besiegten. Dem Stamm der Eroberer entsprossen und Würde und Recht des Siegers wahrend, blieb dennoch der Seelsorger nicht nur Lenker und Richter seiner Gemeinde, sondern wurde der Genosse der Beherrschten. Er ist der geeignete Unterhändler in den Streitigkeiten der Deutschen und Eingeborenen, er ist der Schutz der Seinen vor Unrecht und Willkür und ihr Gefährte im Mißgeschick des Krieges und den Schrecken der Plünderung. In Metsepole rief der Priester Gottfried bei nächtlichem Überfall die Männer zu den Waffen, er gürtete seinen Harnisch um und verfolgte die Feinde, wie ein Riese, der seine Schafe dem Rachen der Wölfe entreißen will. Ihm glich der Priester auf Burg Bewerin, der den Angriff der Esten verachtend, von der Burg herab mit lautem Sange den Herrn anrief, während die andern kämpften; ihm glich Johannes Stryk in Kubbesele, der im Lärm des Plünderns die Messe las, und viele. Es waren Hirten, die ihre Schafe liebten, in ihrer Art [2].

In Haß und Leidenschaft, in Verrat und Mord war das Reich der Jungfrau Maria geboren und gewachsen, ein größeres geschichtliches Wunder, als die Errichtung des preußischen Ordensstaates. Denn nicht wie dort hatte ein Stamm den andern verdrängt, sondern aus Siegern und Besiegten war ein Ganzes geworden, das geschlossen nach außen dastand. Der Kampf hatte den Haß gebunden, und nur die zuletzt Besiegten grollten, aber auch sie empfanden die Wohltat der Einigung. Das Land ruhte. „Und es kamen die Esten aus ihren Burgen und bauten ihre abgebrannten Dörfer von neuem und ihre Kirchen, und auch die

---

[1]) Kap. XI, 7, XXIX, 3; Livl. Urkb. I, nr. XIII. — [2]) Kap. XXIX, 3; X, 15; XI, 7; XVI, 3; XVIII, 2; XXI, 7; XII, 6.

Liven und Letten traten aus den Verstecken der Wälder, darin sie schon viele Jahre zur Kriegszeit versteckt gelegen, und kehrte ein jeglicher heim in sein Dorf und zu seinen Äckern und pflügten und säten in großer Sicherheit, welche sie vierzig Jahre zuvor nicht gehabt hatten [1]."

Es ist ein hohes Gut, in Frieden seinen Acker zu bauen; durch die Gabe dieses Friedens hatten die Deutschen ihr Bürgerrecht im Lande erworben, das Recht, dem Wohle der neuen Heimat ihre Kräfte zu weihen, sagen wir das Recht.

[1]) Kap. XXIX, 1.



Wie man in Riga spricht.

Eine Plauderei
von
Guido Eckardt.

Was weinst du Junge?

„Ich bin heruntergefallen."

Herunter? Von wo herunter? Der Knabe machte ein verdutztes Gesicht. „Auf der Diele, und da hab ich mir den Kopf abgeschlagen."

Den Kopf abgeschlagen? — Kein Wort mitleidigen Trostes kam über die Lippen des jungen Magisters. Er schmunzelte vergnügt und zog sein Notizbuch aus der Brusttasche hervor.

Was hustest du denn so erbärmlich, Karl?

„Ich · ich habe mich verschluckt, Herr Meyer!"

Was? dich — verschluckt? Wieder ein Sonnenblick in des Magisters nebelgrauer Schulatmosphäre und wieder ward das Notizbuch um einen Schatz reicher.

Es gab bald eine stattliche Blumenlese spezifisch livländischer Redewendungen, an denen der junge Philologe und Sprachforscher — dazumal Lehrer an der Schmidtschen Knabenanstalt zu Fellin — seine helle Freude hatte. Er mag sich wohl nach Jahren, nachdem er längst in seine Heimat, die Schweiz, zurückgekehrt war, in einsamen Stunden oder im Kreise guter Freunde an ihnen ergötzt haben.

Wir Knaben hatten solchen Notizen gegenüber die Empfindung, als zeitige nur unser entlegener nordisch-deutscher Sprachwinkel derlei Treibhausblüten. In späteren Jahren, als sich mir die Gelegenheit bot, mich von der Überfülle provinzieller und

dialektischer Sonderheiten in allen Landen, soweit die deutsche Zunge klingt, zu überzeugen, war meine Ausbeute nirgend so reich als in der Heimat unsres guten Magisters, wo ich beispielsweise in einem Dorfe der Deutschschweiz einer freundlichen Bürgersfrau gegenüber nicht geringe Mühe hatte, mich verständlich zu machen. Ich fragte deutlich und in tadellosem Hochdeutsch nach einem Wirtshause, in dem man eine Tasse Kaffee trinken könne.

Wie mainen Sie? Was ischt gfällig? so ging's eine Weile fort, bis mir endlich der Bescheid ward. „Ja! da gehn's naußi die Krilla (an der Kirche vorüber), do hamns a Kacheli Warmes."

Es gibt ja freilich kaum größere Dialektgegensätze als das niederdeutsche Platt und das oberdeutsche Alemannisch. Aber noch lange bevor wir auf dem weiten Wege von der Ostsee her bis an die Alpen gelangen, drängt sich uns mit jedem Schritt unsrer Wanderung die Überzeugung auf, wie es kaum eine zweite Kultursprache geben mag, die so reich gegliedert wäre als die deutsche.

Von den Hauptstämmen in Nebenstämme, in weitere Äste und immer kleinere Verzweigungen hineintreibend, verschiebt sich das Sprachgefüge in jedem Gau, in jeder Gemarkung des deutschen Mutterlandes zu einer schier unendlichen Fülle von Mundarten und Idiomen, deren subtile Unterschiede zuletzt nur ein überaus feinhöriges, sprachempfindliches Ohr noch auseinanderzuhalten weiß.

Alle diese Sonderheiten, bis auf die letzten Modulationen und Schwingungen hinab, sind auf den heimischen Volksdialekt, als auf den Grundton gestimmt. Überall klingt er mit an, in der Aussprache, im Tonfall, den charakteristischen Wendungen und Redensarten der halbgebildeten und gebildeten Gesellschaftsklassen, bis hinab auf die drastischen Bilder und Kraftausdrücke des einfachen Mannes. Er erweist sich als der Urquell und zugleich als der Jungbrunnen, an dem sich das Sprachgefühl der Heimatgenossen kräftigt und neu belebt.

Bei uns zu Lande, wo wir eines Volksdialekts entbehren, wo die Mahnung Luthers, man möge „auf den Markt gehn und den Leuten aufs Maul schauen", übel angewandt wäre, da sie uns, angesichts des überwiegenden „Undeutsch" und „Halbdeutsch" unsrer niederen Volksschichten, keineswegs zu erfrischendem Quell, vielmehr zu trübem Wasser hinführte, — bei uns dürfte danach, so scheint es, von einer eigenen Mundart nicht wohl die Rede sein.

Dem ist aber keineswegs so. Das niederdeutsche Platt, ist es gleich seit etwelchen Menschenaltern bei uns verstummt, erweist sich als das Fundament, auf dem sich unser ostseeprovinziales Deutsch aufgebaut hat, der Zustrom aus allen Gauen Deutschlands, vornehmlich aus dem westphälisch-niedersächsischen Sprachgebiet, trug unausgesetzt neue Steine zum Bau; die koloniale Absonderung, die durch Generationen hindurch vererbten und überkommenen Gepflogenheiten und das zähe Festhalten an ihnen gaben den Mörtel ab, und so stehen wir in der Tat einem in sich geschlossenen Sprachgebilde gegenüber, das sich ausgibig und augenfällig von all den zahlreichen Idiomen des Mutterlandes unterscheidet. Die Bezeichnung „baltische Mundart" ist mithin durchaus zutreffend, wo wir den Ausdruck Mundart nicht synonym mit Volksdialekt, sondern in seiner weiteren Bedeutung als Sprecheigenart eines begrenzten Ländergebiets nehmen, wie denn solches auch bei unsern einheimischen Sprachforschern seit Bergmann, Hupel und Gadebusch üblich ist. Die volle Berechtigung aber hiezu wird jedem ohne weiteres klar, sobald er einen Blick tut in das umfangreiche Werk unsres vor ein paar Jahren heimgegangenen Veteranen W. von Gutzeit. Sein „Wörterschatz der deutschen Sprache Livlands", an dem er mit staunenswertem Fleiß, gleichen Schritt haltend mit dem Grimmschen Wörterbuch, ein halbes Jahrhundert über in treuer Hingabe gearbeitet hat, bietet uns eine überraschende Fülle provinzieller Sprachsonderheiten in einer Reichhaltigkeit, die uns geradezu verblüfft, von der wir nicht annähernd einen Begriff hatten, bevor wir Zeit und Gelegenheit fanden, uns auf diesem Gebiet näher umzusehen.

Als äußerste nach Osten hin vorgeschobene deutsche Sprachmark, die Jahrhunderte über in engster Berührung mit fremden Elementen gestanden, konnte sich unser Heimatland nicht wohl dessen erwehren, vielfach Ausdrücke und Wendungen der Nachbarvölker teils wörtlich, teils korrumpiert in seine Umgangssprache mit aufzunehmen, ohne daß man hiebei über ein erträgliches Maß hinausgegangen wäre, wie das beispielsweise im Elsaß geschehen ist. Von nachhaltigstem Einfluß mußte hiebei begreiflicher Weise das Zusammenleben mit der indigenen Bevölkerung sein. Wir unterscheiden hienach deutlich zwei Hauptgruppen unsres ostseeprovinzialen Deutsch.

Man spricht in Estland, dem estnischen Teil Livlands und auf der Insel Oesel wesentlich anders als in Kurland und im lettischen Südlivland, Riga mit einbegriffen.

Unsre baltische Metropole aber, die sich jederzeit sozialpolitisch, kulturell und gesellschaftlich von den Provinzen zu sondern wußte und vielfach ihr eigenes Gepräge trug, verfügt auch auf sprachlichem Gebiet über ein stattliches Quantum spezifischer Redegewohnheiten, eigenartiger Ausdrücke, markanter Provinzialismen, denen wir sonst im Lande nicht begegnen.

Von diesem Rigaer Idiom insonderheit soll also hier die Rede sein, von der Art und Weise, wie man in Riga spricht, zum Unterschiede von dem Deutsch, das wir sonst im Baltenlande zu hören gewohnt sind.

Ich wahre mir hiebei ausdrücklich das Recht des Plauderers. Danach soll es mir unbenommen bleiben, gelegentlich auch über das Patrimonialgebiet hinaus einen kleinen Streifzug zu unternehmen, sobald Vergleich und Gegenüberstellung mich hiezu auffordern, — dem Leser aber soll es verwehrt sein, von mir erschöpfende Gründlichkeit bezüglich der Ausbeute oder schulmeisterliche Pedanterie bezüglich der Anordnung des Stoffes zu fordern.

1.

Redensarten und Redewendungen.

Man schlägt sich in Riga so gut den Kopf ab wie in Pernau oder Reval, verschluckt sich hier wie dort ein paar Mal des Tages, ohne an seinem Wohlbefinden Schaden zu nehmen. In Riga so gut wie in Mitau oder am Embach setzt man sich con amore in den Fuhrmann oder auf den Fuhrmann und beide Teile sind es zufrieden. Mit all derlei Arten oder Unarten der Lebensführung, zu denen wir uns als gute Balten gemeinsam bekennen, haben wir es hier also nicht zu tun, wir belauschen dagegen unsre mit unverfälschtem Dünawasser getauften Mitbürger in ihrer harmlosen Unterhaltung und achten lediglich auf jeden Laut und jede Wendung, die auch uns Provinzlern ungewohnt und fremd ans Ohr klingen.

Moj'n! — Moj'n moj'n! Prost Nachfest! Wohnt ihr schon im Grünen? Ja, wir sind schon vor Pfingsten gezogen — und ihr? Wir haben noch immer keine Sommerfrau. Unsre Sachen sind schon über Düna auf unsrem Höfchen. Heute gehn wir nach dem Wöhrmannschen Garten Mittag essen. Komm doch auch hin! Is gemacht! Meine Frau und ich werden dich bis fünf Uhr warten! Wiedersehn! Moj'n! — Moj'n!

Moj'n! Moj'n!

Diesen Gruß ruft man sich meist eilig im Vorübergehn auf der Straße zu. Man leitet aber auch hin und wieder ein kurzes Gespräch mit ihm ein. Am häufigsten hört man ihn in Kaufmannskreisen, unter guten Bekannten, bei jungem Volk. Das eilige Tempo, mit dem man ihn in der Regel abhaspelt, erinnert an das time is money und beeinträchtigt den unbefangen herzlichen Ton, auf den der Gruß in seiner leicht hingeworfenen Art gestimmt ist.

Prost Nachfest!

Saure Wochen -- frohe Feste! Die hastigere, angestrengtere Arbeit an den Werktagen, die Fülle von Vergnügungen aller Art, die der Feiertag oder gar die Festzeit bietet, bringen den Großstädter von selbst darauf, derlei Erholungspausen mehr zu betonen und geflissentlich auszunutzen, als das auf dem Lande und in den kleinen Städten geschieht. Überdies gibt es Leute, die dem Rigenser nachsagen, er sei intensiver als seine Heimatgenossen mit dem Vergnügungsbazzillus behaftet. Es mag schon etwas daran sein. Ich wüßte in der Tat hier zu Lande keinen Ort, in dem sich beispielsweise von alters her zu den Festzeiten die gemeinsamen Ausflüge unter zahlreicher Beteiligung von Jung und Alt so großer Beliebtheit erfreuten, als hier — im Sommer wie im Winter. Im Sommer auf Extradampfern mit den obligaten „Plaschkotten“, im Winter in voluminösen Schlitten, wobei denn ein halber oder ganzer Tag und Zweidritteil der Nacht regelrecht verjubelt werden. „Prost Fest“ heißt es daher bei uns häufiger als sonst im Lande. Gute Bekannte, vornehmlich Kollegen der Arbeit, trennen sich schon am Vorabend nicht von einander, ohne sich ausdrücklich „vergnügte Feiertage“ zu wünschen, und Fanatiker rufen sich noch extra des

Sonnabends — „vergnügten Sonntag" zu, und zwar durchaus „vergnügt", ein andres Begleitwort hört man selten. Da ist es denn begreiflich, daß man in dankbarer und schmunzelnder Erinnerung gemeinsam oder getrennt genossener Freuden allendlich ein „Prost Nachfest" mit einander austauscht. Es liegt hierin keineswegs eine Aufmunterung zu einem blauen Montag, der Zuruf vertritt vielmehr lediglich die Stelle eines braugemeinten „Wohl bekomm's" oder „gesegnete Mahlzeit"!

Im Grünen — auf dem Höfchen — über Düna.

Diese Bezeichnungen gehören genau genommen zusammen. — „Ins Grüne" — „aufs Höfchen" zieht der rechte Rigenser nur, wenn er dabei „über Düna" im Sinn hat. Jeder sonstige Sommeraufenthalt wird eigens beim Namen genannt. „Über Düna" kommt aber als Sommerfrische kaum mehr in Betracht. Je mehr sich die Vororte Hagensberg, Sassenhof, Altona zu regelrechten Vorstadtteilen mausern je energischer in letzter Zeit gar die elektrische Straßenbahn vordringt, um so mehr schrumpfen die „Höfchen" zusammen und wandeln sich in Quartiere für Winter und Sommer. Man „zieht" zwar nach wie vor „Wann ziehst du?" „Bist du schon gezogen?" hört man bei Beginn der schönen Jahreszeit oft ohne nähere Bestimmung, aber es geht nicht mehr „ins Grüne" — „über Düna", sondern an den Stintsee, nach Oger, nach Segewold und Cremon, in der großen Mehrzahl endlich an die Strandorte, hier wohnt man „an der Aa", „am Walde", „an der See" auf seiner „Villa", aber nicht mehr im „Grünen", nicht mehr auf seinem „Höfchen".

Doch auf den Namen kommt es ja weiter wohl nicht viel an. Die Sehnsucht nach „Mutter Grün", wie es der Berliner nennt, steckt jedenfalls jedem Rigenser tief im Blut. Wer es irgend erschwingen kann, wohnt eben doch, und sei es auch nur für wenige Wochen im Jahr, „im Grünen", gleichviel ob dieser Ausdruck heute mehr oder weniger im Schwange ist als sonst. Partien „ins Grüne" und „Grünfeste" sind nach wie vor überaus beliebt, und unsre „Materialisten" (dies ist unter Kaufleuten allen Ernstes die gangbare Bezeichnung für Inhaber von Materialwarenhandlungen) haben sogar für einen wunderlichen Sammelnamen gesorgt. Sie empfehlen ihre unentbehrlichen Artikel zur Sommerzeit mit Emphase — allen „Grünbewohnern"!

S o m m e r f r a u !

Verglichen mit den in ihrem Wesen leicht erkennbaren, lichtvollen Gestalten einer Brotfrau, Milchfrau, Eierfrau und andren mehr, hat die Sommerfrau auf den ersten Blick etwas geheimnisvolles — schleierhaftes würde Bruder Studio sagen. Bei näherem Zusehn entpuppt sie sich jedoch ebenfalls als durchaus harmlos und einwandfrei und läßt von vornherein keinen Gedanken an eine „Eheirrung“ oder was dem ähnlich sähe, aufkommen. Sie steht in der Regel in den Sechzigern. Ihre Haupttugenden sind Reinlichkeit, Treue. Unter „Treue“ verstehen wir bekanntlich bei Dienstboten den nötigen Respekt in der Unterscheidung von mein und dein. Als Hüterin der Stadtwohnung, während die Herrschaft auf der Villa ist, sieht die Sommerfrau nach dem Rechten — „sie paßt das Haus auf“, wie wir es ab und zu mit einem unedlen Ausdruck bezeichnen hören —, sie wischt den Staub, „gießt“ die Blumen (für begießt) und füttert den Kanarienvogel und den Papagei.

Letzter Sorge ist sie heutzutage meist enthoben, seitdem die abenteuerliche Vorliebe altrigascher Familien für diesen Unhold und Schreihals einer gesunderen Geschmacksrichtung hat weichen müssen, wobei wir indeß nicht verschweigen wollen, daß hier und da unter der jüngeren Generation — es handelt sich hier vermutlich um hartnäckige Fälle erblicher Belastung — „Papchen“ im Gramophon einen würdigen Nachfolger gefunden hat, der ihn allerdings ausgibig ersetzt.

„A u f p a s s e n“

im Sinne von Acht auf etwas geben, beaufsichtigen, für etwas sorgen, hört man häufiger in der niederen Gesellschaftsschicht. „Unedel“ heißt es in solchem Fall bei Gutzeit, dem ich den Ausdruck entlehne, soweit unter ihm ein korrumpiertes Deutsch verstanden wird, dem wir in besseren Kreisen garnicht oder nur ausnahmsweise begegnen. Immerhin entschlüpft auch mancher Mutter aus der Zahl der oberen Zehntausend, wenn sie beispielsweise auf Besuch geht, die Mahnung: „Marie, bis ich fort bin, passen Sie die Kinder ordentlich auf!“ Auch hört man: er „paßt ihr“ (oder auch sie) in letzter Zeit sehr „auf“ — für: kümmert sich um sie, — macht ihr den Hof.

Bis ich fort bin.

Der Gebrauch von „bis“ für „so lange als“ kommt dagegen nicht nur auch in den besten Familien vor, wie man begütigend sagt, er ist vielmehr in allen Kreisen durchaus heimisch und eingebürgert. Allerdings auch ebenso zweifellos, durchaus falsch und unzulässig. Es darf im obenerwähnten Sinn nur heißen: so lange ich fort bin oder — bis ich wiederkomme. Ob das kleine Wort bei uns wohl je seine ehrliche Bedeutung wiedererlangen wird? Schwerlich! dazu ist die Sprechunart zu fest eingenistet. Mitunter nimmt sie eine komische Form an, so, wenn die gutherzige Tante gelegentlich auf die Anfrage einer kleinen Naschkatze kurz resolviert: „Liebes Kind, iß bis is!“ — will sagen, solange der Vorrat reicht, also eigentlich „bis nich is“.

Nach dem Wöhrmannschen Garten.

Für „Wöhrmannschen Park“ oder kurzweg „Park“ hört man nur von geborenen Rigensern noch hin und wieder den früher allgemein gangbaren Ausdruck „Wöhrmannscher Garten“. — Das Vorwort „nach“ in der Zusammenstellung mit gehen ist sehr beliebt. Man geht zwar auch hier wie in der Provinz in die Kirche, ins Theater, zum Markt, zum Wettrennen, aber ebenso häufig auch nach der Kirche, nach dem Markt, nach der Post, nach der Düna, nach der Börse und wie man noch vor kurzem auf einem Wegweiser groß und deutlich lesen konnte, auch — „nach der Traberbahn“.

Is gemacht.

„Is gemacht“, „machen wir“, „hat ihm schon“, „wohnt nich“ und all die vielen Juxartikel gleichen Schlages bis herab auf „Krahn umgedreht“ und „rinne ins Verjnügen“ haben mit dem Rigaschen oder livländischen Idiom weiter nichts zu schaffen, sind Berliner importierte Ware, heute gangbar, morgen vergessen und durch andre ersetzt.

Wir werden dich warten.

„Warten“ für erwarten oder auf jemand warten ist allgemein im Gebrauch. Man hört nicht einmal ausnahmsweise das richtige „erwarten“. Die Version ist gerade so festgesessen und eingewurzelt wie das oben erwähnte „bis“ für so lange als. Überall sonst, auch in unsren Provinzen, wartet man nur Kinder, allenfalls Kranke, hier werden die gesündesten, ausgetragensten Jungen bis

an ihr Lebensende „gewartet“, und da hierin weder der handelnde noch der leidende Teil etwas auffälliges sieht, wird es ja wohl für absehbare Zeit beim altherkömmlichen Brauch bleiben.

So! da hätten wir denn unser kleines Zwiegespräch und dazu noch einige Redeblüten, die wir mit hineinstreuten, gebührend zerpflückt. Wir überlassen unsre Gewährsleute den Freuden des Mahls im „Wöhrmannschen“ und überreichen ihnen

„die Speisenkarte“.

In etwa zwanzig Jahren hat sich nämlich — soweit unsre Gasthäuser und Restaurants in Frage kommen — die altbewährte Speisekarte allmählich ausnahmslos in eine unleidliche „Speisenkarte“ umgewandelt. Gott schütze uns vor unsern Freunden, möchten wir hiebei ausrufen. Denn es handelt sich ja wohl um überzeugungstreue Puristen und Spracheiferer, denen wir die unglückliche Neuerung zu danken haben. Sie ist nicht eigenartig rigisch, treibt vielmehr, wie wir in Wustmanns Sprachdummheiten nachlesen können, auch in Deutschland ihr Wesen. Bei uns datiert sie etwa aus der Zeit, wo die zweisprachige Karte Eingang fand, und es mag der russische Ausdruck „карта кушаньямъ“ mit dazu beigetragen haben, die Verstümmelung zu beschleunigen, unter der fälschlichen Annahme, es handle sich bei der deutschen Bezeichnung um eine Zusammensetzung aus zwei Hauptwörtern, wonach sich dann ja allenfalls über die Version reden ließe, wenngleich auch hier das Analogon „Weinkarte“ (nicht Weinekarte) deutlich für den alt überkommenen Ausdruck spräche. Nun trifft obige Annahme aber keineswegs zu, vielmehr ist „Speisekarte“ aus der Stammsilbe des Zeitworts speisen (also speis) und dem Hauptworte Karte entstanden, wobei des Wohlklangs wegen ein „e“ zwischen die Wörter geschoben wird. Vergleiche: Speis e zimmer, Wartesaal, Badereise, Reisekoffer, Hängematte, Lesebuch, Brausepulver usw.

Wie uns nun niemand statt einer Badereise eine Badreise, Bäderreise oder gar Badenreise aufzwingen darf, auf der wir gelegentlich etwa unsern Reisenkoffer im Wartensaal abzustellen hätten, wie es für alle Zeit hinaus keinem sprachmeisternden Wagehals (noch weniger einem „Wagenhals“) gelingen soll, uns, sobald ihn die Lust dazu anwandelt, statt eines harmlosen Blasebalgs einen unappetitlichen Blasenbalg in die Hand zu spielen oder in weiterer Analogie uns das biedere Nashorn in ein Nasenhorn

zu verkehren, so sollte es, wenn es nach dem Rechten ginge, auch ein für alle Mal bei der „Speisekarte" sein Bewenden haben, und die Herren Gastwirte täten gut daran, reuig zu dem alten, richtigen Sprachgebrauch zurückzugreifen. Reuig, denn es darf von ihnen verlangt werden, daß sie sich, wo ihnen Zweifel über die Richtigkeit eines Ausdrucks aufstoßen, an zuständigem Ort Rats erholen, statt, ihrem eigenen Urteil blind vertrauend, auf einem Gebiet Entscheidung zu treffen, das ihnen erfahrungsmäßig fern liegt. Es käme solche behutsame Praxis sicher auch dem Text ihrer „Speisenkarten" zu gut, mit dem es gleichfalls nicht immer zum Besten bestellt ist. Beispielsweise würden sie ihren Gästen nicht weiterhin zumuten, „en tricot" zu speisen (sic! statt Entrecôte), wie das in einem unsrer öffentlichen Gärten, im Kaiserlichen, durch Jahre hin üblich war.

Dem gleichen unberufenen sprachlichen Übereifer auf Grund des gleichen Mißverstehens verdanken wir die Wendungen:

„Rechnenfehler", „Zeichnenlehrer", „Turnenschuhe".

Auch hier handelt es sich um eine Zusammensetzung der Stammsilben des betreffenden Zeitworts mit einem Hauptwort, während die Infinitivform durchaus unzulässig ist. In die Stammsilbe „rechn", „zeichn" wird des Wohllauts wegen vor das Schluß-„n" ein „e" eingeschoben und alsdann das Hauptwort drangefügt. Danach heißt es richtig nur Rechenfehler, Zeichenlehrer und endlich Turnschuhe, hier in einfacher Verbindung der Stammsilbe des Zeitworts turnen mit dem Hauptwort. Vergleiche: Turnstunde, Singstunde, Springflut, Laufpaß, Lauffeuer u. s. f.

Nach dieser kurzen schulmeisterlichen Exkursion kehren wir nochmals zum Geplauder unsrer Mitbürger zurück.

Diesmal eine kleine Abschiedsszene:

> Erbarmung! Wollen Sie schon fort? Es ist ja noch schrecklich früh. — Sie haben doch Ihr eigenes Fahrzeug unten stehn, da können Sie doch noch ein wenig bleiben. Danke sehr, aber ich habe meinem Mann versprochen, zum Abendbrot zu Hause zu sein.

Es folgen nun die 7 bis 17 unvermeidlichen Minuten, in denen beim Ankleiden im Vorzimmer noch mit erhöhter Verve und

in fliegender Hast alle erdenklichen Neuigkeiten und Familieninterna kurz verhandelt werden, bis es dann zum Schluß heißt:

Nun adieu, adieu, grüßen Sie Ihren Mann recht sehr,
wird er denn auch nicht einmal zu uns kommen?
Laß er doch nicht immer über seinen Büchern sitzen!
Adieu, adieu! Kommen Sie gut nach Hause!

Erbarmung!

Dieser wunderliche Ausdruck des Erstaunens ist eigenartig rigisch. Man hört ihn sonst im Lande nicht, auch bei uns selten aus männlichem Munde. Er scheint eigens vom schönen Geschlecht und hier wieder insbesondere von den jüngeren Jahrgängen in Pacht genommen zu sein. Die Anfangssilbe wird gedehnt und akzentuiert gesprochen. Der Tonfall variiert, ist jedoch meist schmachtend und von einem Augenaufschlag begleitet, der eine leise Koketterie verrät. Es wird der beliebte Ausruf danach sehr verschieden, weil persönlich und nach Maßgabe der angewandten Mittel gewertet. Viele verurteilen ihn als geziert und läppisch, aber es gibt sicher welche, die, vom rechten Pfeil getroffen, dem entgegenhalten: „Pfui, ich finde ihn schrecklich nett!"

Fahrzeug.

Karl Sallmann in seinen „Lexikalischen Beiträgen zur deutschen Mundart in Estland" führt 52 verschiedene Benennungen an für allerlei Gefährte, Wagen und Schlitten, deren man sich in Estland bedient, und man könnte der Sammlung noch ein gutes halbes Dutzend hinzufügen. Im Gegensatz zu dieser subtilen Art, zu unterscheiden, die dem Lexikographen an den Estländern auffällt, greift in Riga häufig eine Verallgemeinerung Platz, die hinwieder in den Provinzen so gut wie unbekannt ist.

In neun unter zehn Fällen spricht der Rigenser einfach von seinem Fahrzeug. Freilich nur in der Verbindung mit dem Pronomen mein, dein und sein. Es heißt nicht etwa: „mir begegnete ein Fahrzeug", „ich habe ein hübsches Fahrzeug gesehen", wohl aber fast ausschließlich: Ich habe mein Fahrzeug unten stehn. Hast du dein Fahrzeug nachbestellt? Er hat immer sein Fahrzeug mit.

Abendbrot.

Diese schlichte, anheimelnde, altbürgerliche Bezeichnung für Abendessen ist in Riga noch vielfach üblich, übrigens auch in Kurland. In Livland hört man sie leider garnicht mehr.

Auch nicht (für nicht auch).

Diese sinnverwirrende Umstellung von nicht auch in „auch nicht" in der Frageform ist in besseren Kreisen selten. Trifft sie dich aber, so empfindest du sie fast wie einen körperlichen Schmerz. – Alles trinkt Tee, da fragt dich der Wirt, ob du „auch nicht" ein Glas trinken werdest. Alles rüstet sich zu einem Spaziergang — ob du ihn „auch nicht" mitmachst. Alles tanzt im Saal – ob du „auch nicht" tanzen wollest u. s. f. Es ist zum Verzweifeln! Zum Glück ist der Sündenbock dein Freund, du machst ihm klar, wie unsinnig die Wortverstellung ist. Er begreift, – er gelobt Besserung. Die üble Gewohnheit aber und die mangelnde Sprachempfindung behalten die Oberhand. Du begegnest ihm am andern Tage – er empfiehlt dir eine neue Sorte Zigarren, sie sei billig und bekömmlich —, zieht sein Etui und fragt dich mit der harmlosesten Miene: „Probierst du auch nicht eine? – nur der Wissenschaft wegen."

Der Wissenschaft wegen.

Die allergewöhnlichsten und ungewöhnlichsten Dinge stellt man bei uns in den Dienst der Wissenschaft. Man probiert Schnäpse, Weinsorten, besucht eine Maskerade, macht eine Ausfahrt zum Griesenberg hin — alles der Wissenschaft wegen.

Eine alte, würdige, zugleich lebensfrische Dame meiner Bekanntschaft war vor Jahr und Tag beim Anblick der Eisberge im Kaiserlichen Garten – sie kannte den Sport noch nicht — so hingerissen, daß sie — obgleich schon bedenklich in den Siebzigern — nicht übel Lust hatte, mit von der Partie zu sein. Es gelang ihr zwar nicht, sich auf die in ihr schlummernden Talente hin zu prüfen, da die Kinder energisch dagegen Protest erhoben, aber die gute Alte war jedenfalls schwer von der Notwendigkeit so strenger Observanz zu überzeugen, da sie immer wieder beteuerte: sie wolle ja nur ein einziges Mal hin und her rutschen — „der Wissenschaft wegen"!

Der Ausdruck stammt aus dem zopfigen Juristendeutsch, nach welchem in alter guter Zeit die unfehlbare Oberbehörde den Unterinstanzen mancherlei wichtige und unwichtige Dinge zur „Wissenschaft und Nachachtung" — mitzuteilen die Gepflogenheit hatte. Hieran anklingend begegnen wir dem Ausdruck auch im übrigen Livland, jedoch immer als Zitat, immer nur im jovialen Scherzton.

In Riga wird er durchaus ernst genommen. Sogar von Oberlehrern, wie ich bezeugen kann. Na also! Da ist ja wohl, wie der Berliner sagt, nicht weiter „daran zu tippen!"

„Laß er" -

Mit besonderem Eifer hat Gutzeit in seinem Wörterbuch das „laß er" in der Bedeutung von „mag er" oder „möge er" unter die Lupe genommen.

„Laß doch der Stand bedrängter Waisen,
Mein Leser, dir zu Herzen gehn" —

finden wir aus der Inschrift vom J. 1649 am Rigaschen Waisenhause als ältesten Beleg für Riga angeführt, es folgen Zitate aus Stender's lettischer Grammatik v. J. 1665, aus Krüger, Kohl und andern mehr, bis auf Frischbier (in Bezug auf die gleiche Redewendung in Preußen), und das Resultat der Erörterungen läuft darauf hinaus, daß, entgegen der gangbaren Annahme, die Ausdrucksweise weder dem Lettischen noch dem Russischen entnommen oder nachgebildet sei. Ich kann mich nicht zur Anschauung Gutzeits bekennen. Der Einwand, daß wir im lettischen „lai winsch nahk" und im russischen „пускай онъ вдетъ" die dritte Person der Einzahl, statt des im Deutschen beliebten Infinitivs, angewandt sehen, wiegt meines Erachtens keineswegs schwer genug, um hier eine Anlehnung an die fremdsprachliche Form für gesucht oder gar ausgeschlossen zu halten. Vielmehr erscheint sie durchaus wahrscheinlich, da wir sonst in deutschen Idiomen nirgend dem „laß er" begegnen, auch in Nordlivland nicht, wo die Wendung dem Estnischen gleichfalls fremd ist. Frischbier als Gewährsmann für einen Winkel Ostpreußens ist jedenfalls von geringem Belang. Hier dürften leicht Einflüsse des litauisch-slavischen Idioms mit hineingespielt haben, bei dem wir wohl eine gleiche Ausdrucksweise wie im Lettischen und Russischen annehmen dürfen. Auch steht ihm ein andrer guter Preuße gegenüber, der, wenn auch nicht speziell Sprachforscher, doch überaus vertraut ist mit den Dialekten seiner Heimat und nicht ansteht, das „laß er" kurzweg als „Russizismus" zu bezeichnen. Es ist das kein Geringerer als Fürst Bismarck, der uns in seinen „Gedanken und Erinnerungen" Bd. II S. 138 die nette Anekdote von Gortschakow bringt, der auf die Frage hin, was etwa Kaiser Wilhelm ihm wohl schenken dürfte, wie es an zitierter Stelle heißt, zur Antwort gab: „Laß er mir (Russizismus)

eine tüchtige Dose geben mit guten Steinen" (avec des grosses bonnes pierres).

Bei uns käme jedenfalls nur eine Anlehnung an das Lettische in Frage, da das weit zurückliegende Datum oben angeführter Inschrift den Einfluß des russischen Idioms ausschließt. Jedenfalls ist das „laß er" in Riga, auch in Kreisen, in denen man ein gewähltes Deutsch hört, durchaus gang und gäbe. Laß er morgen zu mir kommen, laß er seine Papiere mitnehmen, laß er selbst den Preis bestimmen, laß er hübsch bescheiden bleiben u. s. f.

Kommen Sie gut nach Hause!

Wir haben schönes klares Wetter. Im Kalender steht weder dritter Hungerkummer noch der Andreastag verzeichnet, wir erwarten keinen Eisgang, auch ist es nicht die Zeit der Rekrutenaushebung, im Alkoholgenuß gingen wir nicht über das erlaubte Maß hinaus, wonach also auch eine sarkastische Anspielung auf unsre behinderte Bewegungsfähigkeit völlig ausgeschlossen scheint, und doch versäumt der Wirt nicht, uns scheidenden Gästen die wohlgemeinten Geleitworte mit auf den Weg zu geben. Danach handelt es sich hier also wohl um eine alte überkommene Gepflogenheit, die sich von Vater auf Sohn vererbt hat, — von Generation auf Generation. Sie stammt vielleicht noch aus jenen finsteren Zeiten, von denen uns Andreas (Badendieck) ein so anschauliches Bild entwirft, aus jenen Tagen, in denen die unausgesetzten Händel zwischen Orden und Bürgerschaft zur Signatur altrigischen Straßenlebens in vorgerückter Abendstunde gehörten, und die Jungen zwitschern nun das Lied der Alten trotz „Gorodowois" und Gasbeleuchtung weiter fort. Die Altvätergewohnheit steckt manchem so tief im Blut, daß er uns noch nach Wochen fragt: „Kamen Sie neulich gut nach Hause?" oder „Wie kamen Sie neulich nach Haus?" Als worauf wir dann alle Mühe haben uns zu besinnen, welcher denkwürdige Tag gemeint sei und was den besorgten Frager dazu veranlassen kann, sich so hartnäckig um uns besorgt zu zeigen, maßen doch jahraus jahrein alle die tausende, die abends auf Besuch waren, stets ungefährdet den Herd der heimischen Penaten erreichten.

Zum Schluß möge noch eine Reihe von Sonderausdrücken folgen. Ich wähle auch hier nur die gangbarsten, auf die ich mich gerade habe besinnen können. Entlehnungen aus dem Lettischen und Russischen behalte ich mir für einen besonderen Abschnitt

vor. Bei diesen sowohl wie bei den unten in alphabetischer Reihe folgenden mögen viele auch in Kurland und einem Teil des lettischen Livland im Gebrauch sein, jedenfalls sind sie in Estland und im estnischen Livland meist durchaus fremd. Viele von ihnen sind nur in den niederen Volksklassen üblich. Ich bezeichne diese mit „gew." = gewöhnlich oder unedel, wie es bei Gutzeit heißt.

Angeben (gew.) — für sich Ausschreitungen erlauben: Was geben die nicht alles an — sie geben an wie Verrückte.

Aufbeißen — für Frühstücken oder zu ungewohnter Stunde, wenn einem flau zu Mut ist, etwas zu sich nehmen: Ich will erst etwas aufbeißen.

Ausfehlen (gew.): Es stimmt nicht, es fehlen noch 20 Kopeken aus. Ich will das Grundstück kaufen, aber mir fehlen noch 200 Rubel aus.

Ausstudierte — für „junge Philister", wie sonst im Lande Leute genannt werden, die kürzlich an der einheimischen Universität das Examen bestanden haben und im Begriff sind, sich in den bürgerlichen Beruf einzureihen: Es waren auf dem Ball Studenten, Polytechniker und auch Ausstudierte.

Bei eins (gew.) — für zusammen: Das kann man bei eins abmachen.

Beestmilch — die Milch einer Kuh, die gekalbt hat — Kälberdanz oder Kalberdanz sagt man in Livland —, zugleich eine rigisch-livländische Lokalspeise, die gleich dem unten angeführten Klunkermos sich in gewissen Kreisen großer Beliebtheit erfreut, während beide Gerichte meines Erachtens mit vollem Recht in der Regel grenzenloser Verachtung begegnen.

Brätlinge — (auch Breitlinge), ein kleiner zarter Fisch, wohl mit der norddeutschen Sprotte identisch. Frisch geräuchert oder gar am Spieß geröstet, zählen sie zu den delikatesten Leckerbissen unsrer Strandgäste.

Brücken — niederdeutsch für pflastern, in Riga bereits im Jahre 1413 üblich (nach Brotze), hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten und wird fast häufiger gebraucht als der hochdeutsche Ausdruck.

Zigorien — allgemein für Zichorien (lat. cichorium).

Drift — für Trift, nur von Tauben gebraucht: in einer Drift fliegen. „Streicher" halten nicht Drift.

Dummerhaft — für dumm. Auch „Dummick" für Dummkopf.

Dwalen — in zwei Bedeutungen, einmal: unruhig schlafen, dann: albernes Zeug schwatzen.

„Gott schütz". – Kurzer Ausruf des Schreckens, fast nur bei kleinem, geringfügigem Anlaß im Gebrauch, wie das früher erwähnte „Erbarmung" und gleich diesem vom zarten Geschlecht bevorzugt.

Gruft, grüftig — für Grube, grubig: Der Weg ist voller Grüfte, ein grüftiger Weg, statt Weg voller Gruben, wie wir in der Provinz sagen.

Handkammer — in Livland sagt man dafür meist „Schafferei".

Hasenholmer — auch „Hasenholmscher Engländer", ein Mann, der sich die Allüren eines Engländers gibt, aber nicht waschecht ist. Diese sonderbare scherzhafte Bezeichnung soll aus einer Zeit stammen, die ein paar Jahrhunderte zurückliegt. Den Engländern, heißt es, sei es dazumal verwehrt gewesen, über die Schiffahrtsperiode hinaus in Riga Quartier zu nehmen und haben sie danach in Hasenholm oder sonst in der Umgegend überwintern müssen, ein Umstand, der ab und zu unternehmende Ureinwohner der Dünainsel dazu verleitet hat, sich selbstbewußt, wenngleich ohne Glück und Erfolg, als Söhne Albions aufzuspielen.

Hungerkummer — bekanntes Volksfest am 1., 2. und 3. Montag nach Christi Verklärung, schon 1637 soweit eingebürgert, daß es in einer Urkunde dieses Jahres heißen konnte, „der Prediger predige zu Dünamünde auf Laurentii und zu Neuermühlen auf Hungerkummer" (Gutzeit). Es wäre erfreulich, wenn die Stadtverwaltung oder sonst gesellschaftliche Autoritäten, mit denen wir ja in den vielen Vereinen reich gesegnet sind, sich bemüht zeigten, einen dieser Hungerkummertage, vor allem aber den Krautabend, zu hübschen, freundlichen und würdigen Volksfesten auszugestalten, statt daß, wie bisher, die oberen Zehntausend naserümpfend und achselzuckend stumme Zeugen dessen sind, wie die hübschen Volksfeste und Gedenktage von Jahr zu Jahr mehr und mehr versumpfen und verlumpen. Das panem et circenses kann bei weiser Ökonomie und in rechter

Schüssel serviert, gewiß dazu beitragen, erzieherisch und veredelnd zu wirken. Die freie Musik des Sommers über im Wohrmannschen Garten scheint ein Beispiel dafür. Aber auch der kleine und kleinste Mann, und gerade er, weil sein schmaler Beutel es ihm sonst verbietet, hat ein Anrecht darauf, an ein paar Tagen des Jahres wirkliche Feste zu feiern, und je mehr man dafür sorgte, daß solche in erhöhtem harmlosem Frohsinn und wechselvoller Schaulust, statt in gesteigertem Alkoholkonsum gipfeln, um so ausgibiger entledigte man sich hiebei einer sozialen Pflicht, und es ist nicht gering anzuschlagen, daß hiebei überdies eine gewisse Fühlung, ein gewisser Kontakt zwischen den oberen und niederen Gesellschaftsschichten, der allmählich ganz verloren zu gehen droht, notdürftig gewahrt bliebe.

Jahré (gew.) – mit scharfer Betonung der Endsilbe, für viele Jahre, Jahr und Tag: Das kann Jahré dauern. Darüber können Jahré vergehn.

Klunkermos (—mus) — eine dünne Milchsuppe mit darin schwimmenden „Klümpen", eine gastronomische Verirrung, der man, wenn auch selten, auch in Nordlivland begegnet (vgl. Beestmilch).

Knochenhauer – in Riga seit ältester Zeit und zwar ausschließlich im Gebrauch für Fleischer (Knakenhouwer in d. rig. Burspreke von 1412). In Nordlivland hört man den Ausdruck seltener.

Kopfkäse — für Sülze.

Krautabend – seit alters her hübsches Dünafest zwei Tage vor Johanni, am 22. Juni. Es droht allmählich zu verkümmern. Überaus hübsch und würdig wurde es letzthin 1901 im Jubiläumsjahr gefeiert (siehe Hungerkummer). Näheres über Krautabend und Krautmarkt finden wir im Gutzeitschen Wörterbuch.

Kulengräber – das plattdeutsche Kule, noch häufig wechselnd mit dem pathetischen Gruft (s. oben) für Grube im Gebrauch; uneigentlich bezeichnet man mit Kulengräber ab und zu den Kirchhofsaufseher.

Lachsvögel – für Wasserjungfern, Libellen, weil diese sich zur Zeit, da die Lächse stromaufwärts ziehen, in Scharen einstellen.

Murcheln — für quälen: Er murchelt mich, auch: ich habe mich mit der Sache schrecklich abgemurchelt, plattdeutschen Ursprungs, wie das in den Provinzen allgemein gehörte: sich abmarachen in gleicher Bedeutung.

Nüchternmäßig —: ein nüchternmäßiger Böttchergeselle wird gesucht — laut Zeitungsinserat.

Schierfleisch – von dem niederdeutschen schier — hell, klar, makellos. In niederdeutschem Sprachgebrauch schiert man die Eier, die Butter, d. i. prüft sie auf ihre Reinheit (nach Adelung). Schierfleisch gleich Fleisch ohne Knochen.

Sprenkwasser — für Quellwasser. Sprenkstraße.

Studiermachergesellen — scherzhafter Ausdruck, unter den Handwerkern üblich, für — Studenten.

Süßsauerbrot — für „Feinbrot", wie man in Livland sagt, worunter (auch nach Hupel belegt) gebeuteltes Brot im Unterschied von grobem Brot verstanden wird In Riga versteht man unter „Feinbrot" süßes Gebäck.

Überlei — für überzählig.

Was hab ich für Schaden! — soviel wie: mir kann es gleich sein — ich leide darunter nicht.

Was schadt ihm! (gew.) – etwa soviel wie: er kann es vertragen, er sitzt ja in der Wolle.

2.

Eine Fahrt auf der Düna. Ein Gang durch die Stadt.

Reich ist Riga an eigenartigen Bezeichnungen für gewisse Stadtteile, Ortsgelegenheiten, Straßen und Häuser im Weichbilde der Stadt sowohl als in den Vorstadtgebieten, und der Dünastrom mit seinem wechselvollen Handel und Wandel sorgt an seinem Teil für ein stattliches Bündel markanter Ausdrücke.

Solange im Winter die Düna „steht", gibt es „Wensel", kleine Zufuhrbrücken, die vom Ufer auf das Eis führen. Die beliebten Wetten über den Termin des Eisganges haben in letzter Zeit nachgelassen, seit das Aufbrechen der Schollen nicht mehr vom lieben Gott, sondern in erster Reihe von der Hafenverwaltung und den ihr unterstellten Eisbrechern bestimmt wird.

„Geht" dann die Düna endlich, so ist halb Riga auf den Beinen. An „Dünakant" und an „Brückende" wimmelt es von schaulustigem Volk. Während Gutzeit „Dünakant" einfach als „unedel" bezeichnet, wie das ja auch zutrifft, ist er gegen

„Brückende" duldsamer: „die am Ende der Brücke belegene Örtlichkeit — ein als unedel angesehener Ausdruck, der aber im Munde Vieler ganz geläufig ist und die Sache kurz bezeichnet."

Nach dem Eisgang holt man die Pontonbrücke (früher Floßbrücke) aus ihrem Winterquartier hervor, sie wird „aus dem Graben aufgebracht" und neu „gelegt". Der Strom bedeckt sich oberhalb mit „Strusen", wunderlichen Gefährten, die, riesenhaften Butten ähnlich, aus Weißrußland her die Düna hinabschwimmen, um ihre Schätze an der Brücke feilzubieten. Die Ware wird teils verhöckert, teils in größeren Partien verkauft und wandert in die eigens zu diesem Zweck erbauten Speicher — die „Ambaren". Dem russischen Ausdruck „Ambare" (eigentlich Scheune) begegnen wir schon 1805 in den Rigaschen Stadtblättern. Ist endlich alle Ware an den Mann gebracht und zuguterletzt auch das rohgezimmerte schwimmende Magazin als Brenn- oder Nutzholz verschachert, dann rotten sich die Insassen, die uns trotz alljährlicher Wiederkehr in ihrer ganzen Erscheinung und ihrem Gebahren nicht weniger seltsam und fremdartig anmuten, als ihre Gefährte, zu hellen Haufen zusammen und streben in abenteuerlichem Aufmarsch der Bahn zu, um, dicht in die eigens für sie — die „Strusenrussen" — bereitgehaltenen Wagen gepferchi, der Heimat zuzueilen.

Mittlerweile gewährt uns die Düna ein neues überraschendes Bild. Soweit das Auge reicht, ist sie in ihrem oberen Lauf mit Flößen bedeckt, ein schmaler Streifen nur ist für den Verkehr der Dampfer freigelassen. Bei den vielen Windungen des Flusses und den zahlreichen Holmen, die aus ihm aufragen, haben die schwimmenden Balkenprähme von der Insel Dahlen ab an der „Gypsecke" vorüber bis zur Stadt hin schwierige Fahrt. „Es gelingt ihnen denn auch oft vergebens", — um mich einer skurilen Ausdrucksweise zu bedienen, die ich in Deutschland hörte, — sich auf der rechten Bahn zu halten und ungefährdet durchzuwinden.

Verschwören sich dann noch extra Wind und Wetter gegen sie, so bricht der gefürchtete „Salom" über uns herein, unter dem die örtlichen Holzhändler aufs empfindlichste zu leiden haben. (Das russische „Salom" für das alte gut deutsche „Floßbruch" ist übrigens erst in neuerer Zeit bei uns aufgekommen).

Es ist dann eine Zeit über viel von „Flössern“ (kurzes ö) und „Hölmern“ die Rede. Diese ungewöhnliche und unzulässige Pluralbildung ist in Riga allgemein. Auch Gutzeit bedient sich ihrer schlankweg.

Bei dem bösen Drunter und Drüber, im eigentlichen Sinne des Wortes, wo sich die wild gewordenen Balken wie Kraut und Rüben ineinander mengen, unter und übereinander verschieben, haben dann die „Ankerneeken“ alle Hände voll zu tun, um, soweit solches erreichbar ist, aus dem Gewirr notdürftig wieder ins Gleis zu kommen. Die „Ankerneeken“ mit ihrem „Ankerneekenamt“ und allem, was dem zugehörig ist, stellen sich, sprachlich genommen, als ein eigenartiges, deutsch-lettisches Zwittergeschlecht dar, dem in seiner weitgreifenden Berufssphäre keine unwichtige Rolle im Rigaer Verkehrsleben zugefallen ist. Stilvoll und bezeichnend für die nationale Verbrüderung, die durch den Namen der Innung angedeutet wird, heißt seit Jahr und Tag eine ihrer bewährtesten Firmen: „Strauch und Kruhming“.

Neben den Ankerneeken“ interessieren uns die „Ligger“, deren Tätigkeit bereits in den Amtsschragen von 1450 bestimmt wird. Es werden darunter alle Tagelöhner, Lastträger, Bollwerk- und Schiffsarbeiter verstanden, die früher in besondere Zweige getrennt, nunmehr ein Amt bilden, wie aus einer alten Verordnung für die Marktkommission ersichtlich. „Die Träger, Asch- und Heringsligger, Wagschalknechte, Flachsstopfer, Leinsaat- und Wachspacker sind alle in ein Amt, in das der Ligger, vereinigt.“ Die Etymologie des Wortes ist nicht ganz klar, doch spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß es gleichbedeutend mit „Lieger“ ist, einem alten kaufmännischen Ausdruck für Wächter, Aufpasser (so auch nach Grimm, bei dem die Form „Ligger“ indeß nicht Erwähnung findet). Ligger aber ist nach Gadebusch und andern die holländische Version für Lieger.

Je nachdem wir unsern Weg von der Brücke oder dem Schloß her nehmen, passieren wir die Lübecker, Stettiner, Hamburger oder Pernauer, Windauer und Arensburger Passagierdampfer, um zu den „Augsburgern“, die am „Undinenstege“ halten, zu gelangen. Mit der Seestadt Augsburg haben diese Strandfahrer nichts gemein, sie verdanken ihre Benennung lediglich dem Eigennamen ihres Besitzers.

Auf unsrer Tour den Fluß hinab nehmen wir nach der uns gestellten Aufgabe zunächst Notiz von den uns begegnenden oder im langsamen Tempo begleitenden „Schleppern", auch „Bugsierer" genannt, „Jollen", „Bordingen" und „Plaschkotten".

Unter den „Schleppern" bevorzugt der Volkswitz die Herren „Mark", „Mes" und „Kules" („Herrnmarck", „Hermes", „Herkules"). „Bugsierer" leitet nach Grimm seinen Namen vom Bug des Schleppers her und ist gleich „Jolle" (nach Grimm eine Art kleiner Kähne an der Nordseeküste und in der Elbe) und „Bording" gut deutschen Ursprungs. Letzteres bezeichnet eine Art kleiner einmastiger Seehalter der Schiffe, deren Namen schon in den ältesten Zeiten Rigas vorkommt – „Bordingmeister" schon in der Bursprake von 1412. „Plaschkott" endlich ist aus dem Russischen entlehnt, das deutsche „Prambot" oder „Fährbot" dagegen bei uns nicht im Gebrauch.

Wir fahren am Zollquai vorüber, wo uns die voluminösen Stückgüter, Maschinen und dergl. mehr auffallen, die außer mit „Ragoshen" (eine Bezeichnung, die überall im Lande üblich) mit „Präsenigen" (schwedisch), geteerten und geölten Leinüberzügen vor der Unbill des Wetters geschützt werden. Die vielen „Kajen" auf unsrem Wege – Heringskaje, Ballastkaje u. s. f. — sind der Etymologie nach niederdeutschen und holländischen Ursprungs, sinn- und sprachverwandt mit dem französischen Quai, die Uferränder, an denen Waren ein- und ausgeladen werden.

Weiter unterhalb zweigt sich ein breiter Nebenarm, „die rote Düna" ab — bis Mühlgraben, wie der Ausfluß des Stintsees oder richtiger des Jägelflusses in die Düna genannt wird, bis wir dann an der „weißen Kirche" vorüber nach Bolderaa gelangen.

Der drastischen Kennzeichnung von Baulichkeiten nach Farben begegnen wir mehrfach. Stadtbekannt sind außer der „weißen Kirche" die „grüne Apotheke" (Kaufstraße), die „gelbe Bude" (Sassenhof), die „roten Speicher" (im Ambarenviertel).

Am linken Ufer haben wir auf unsrer Fahrt zunächst die Partie von „Über-Düna", von der bereits mehrfach die Rede war, dann „die Sunde", sicher gleichbedeutend mit Sund, einen Nebenarm der Düna, der bei Hagensberg abzweigt, um bei Podera

wieder in den Hauptstrom zu münden. „Podera" hat den Ton auf der ersten Silbe und ist eine Verkürzung aus „Poderagge". Ragge bedeutet im Lettischen Spitze, Ecke, Landzunge — vergleiche Kengeragge, Raggezeem. Endlich dehnt sich weit die „Spilwe" vor uns aus, eine Niederung, die den Rigenser mit vorzüglichem Heu versorgt. Woher das Wort mit dem plattdeutschen Klange stammt, habe ich nicht herausbringen können; es kommt schon im 15. Jahrh. vor.

Nun lenkt unser Schiff an dem Städtchen Bolderaa vorüber in die Bolderaá, das ist in die Mündung der kurischen Aa ein, und zwar im scharfen Winkel. In alter guter Zeit versäumte der größte Teil der männlichen Strandfahrer nicht, sich bei diesem bedeutungsvollen Ereignis wie auf Kommando von den Plätzen auf Deck zu erheben, um sich in der Kajüte, altem Brauche folgend, den „Biegungsschnaps" zu gönnen, der gleich den übrigen Schnäpsen unsres Landes die Eigenschaft besaß, daß man sich nach ihm wie „ein andrer Mensch" fühlte, wonach man sich dann klar zu werden suchte, ob dieser andre Mensch nicht gleichfalls eines Schnapses bedürftig sei. Unter solchen Erwägungen, die meist im bejahenden Sinn entschieden wurden, ging es dann schließlich die Aa hinauf am „Durchbruch" und am „Rehstand" vorüber bis an einen der Strandorte. Der „Durchbruch" bei Bullen ist ein Abfluß, den sich die Aawässer zu einem Teil schon vor der offiziellen Mündung in die Düna direkt ins Meer hinein erlauben, — der „Rehstand" bei Alt-Bilderlingshof endlich eine hübsche Uferpartie, die gern zu Picknicks und Grünfesten auserlesen wird, während Rehe dort freilich seit Menschengedenken nicht weiter „gesichtet" wurden, wie es im modernen Zeitungsdeutsch heißt.

Mit dem Bahnzug kehren wir zur Stadt zurück, über Sassenhof, Thorensberg und Klüversholm, wo wir die eiserne Brücke erreichen. Auch hier wieder Holm, Berg und Hof. Die Menge der Holme, die aus dem Wasser der Düna aufragen, veranschaulichen uns am besten das mächtige Stromgebiet. Außer den vielen unbewohnten und den vielen von einem Straßennetz überzogenen Flußinseln finden wir im Adreßbuch noch weitere 16 Holme angeführt. An Ortsnamen, die auf „hof" enden (hoff, wie wir sprechen), sind wir ganz merkwürdig gesegnet. Ich finde

deren — außer Hagenshof, Sassenhof, Schwarzenhof und vielen andern — nicht weniger als 66 im Adreßbuch verzeichnet. Wer will's da dem Rigenser verdenken, wenn er bei der Fülle von Hoffs und Höfen im Sommer der Hoffnung lebt, ein bescheidenes Höfchen beziehen zu können. Der Freigebigkeit der Bewohner des Flachlandes insgemein und unsrer Ostseeprovinzialen insbesondere, jede kleinste Bodenerhebung mit Berg, Kaln und Mäggi zu kennzeichnen, verdanken wir auch eine Reihe von Ortsnamen, die den Uneingeweihten zur Annahme verleiten könnte, unser gutes Riga trage einen alpinen Charakter — fehlt es uns doch nicht an Thorensberg, Hagensberg, den Lämmerbergen, Alexandershöhe, Rothenberg, Griesenberg und unsrem beliebten Basteiberg.

Die Namen der einzelnen Stadtteile und Straßen gäben zu mancherlei Betrachtungen Anlaß, wir bescheiden uns indes auf ein geringes Maß.

„Altstadt" ist die Bezeichnung für den an der Weberstraße belegenen abgesonderten Straßen- und Häuserkomplex, der weiter nichts besonders altertümliches aufzuweisen hat, wie denn unser Riga überhaupt arm ist an Wahrzeichen aus früheren Jahrhunderten. Einen versteckten Winkel dieser Altstadt, auf dem eine geraume Zeit über geplant wurde eine Synagoge zu erbauen, hat man zu einem kleinen unscheinbaren Ausruheplatz hergerichtet und ihm den volltönenden und bedeutungsvollen Namen „Albertus-Square", zu Ehren des Bischofs Albert, des Gründers der Stadt, beigelegt. Verglichen mit den vielen hübschen Squares und der Fülle reizender Anlagen, die Riga zieren, hätte jedenfalls ein weniger anspruchsvoller Name, — „Abrahamsruhe" etwa oder dem ähnliches, der Umgebung sowohl als den bescheidenen Konturen der Anlage besser entsprochen.

Die Tore oder „Pforten" der Stadt sind bis auf den letzten Stein verschwunden, mit Ausnahme zweier elender Pfosten an der Johannispforte in der Moskauer Vorstadt, und es sind auch die Ausdrücke „an der Sandpforte — Schaalpforte — Neupforte" usw. — Bezeichnungen, die nach Abtragung der Wälle noch Jahre über frisch vorhielten, immer mehr im Schwinden begriffen. Nach der Düna zu gibt es jetzt dafür mehrfach „Ausfahrten", unter denen „die katholische Ausfahrt" als ein Sprachunikum auffällt.

Das Schwarzhäupterhaus trug im 15. Jahrhundert den Namen „Artushof“, wobei wir an den Artushof in Danzig erinnert werden. Der umfangreiche Komplex von Häusern, der mitten in der Stadt, dem Konvent zum Heiligen Geist gehörig, der mildtätigen Aufnahme von Witwen dient, wird kurzweg „Heiliger Geist“ genannt. In ihm befindet sich auch „Campenhausen's Elend“, das einzige noch übrige von den vielen „Elenden“ Rigas in alter Zeit, unter denen man anfänglich Herbergen für armes, wanderndes Volk, späterhin Asyle für Kranke und Sieche verstand. Das Georgenhospital heißt im Volksmunde „Jürgenshof“, mit dem Akzent auf der letzten Silbe

Die „Riesingstraße“ an einer Stelle, wo früher die Rige, das kleine Flüßchen, dem Riga seinen Namen verdankt, ihr Bett hatte, ist bemerkenswert, weil von ihr die Bezeichnung „Riesing“, Riesingarbeiter usw. hergeleitet wird, eine Verallgemeinerung für Kanalisation und Kanalarbeiter.

Auf die Jakobsstraße, dieses Sorgenkind Rigas, deren Verbreiterung man eifrig anstrebt, ohne daß man bisher dabei recht damit in Zug gekommen wäre, münden die große und kleine „Lärmstraße“, die sich durch besondere Stille und Geräuschlosigkeit auszeichnen.

Auch die Klosterstraße, deren Name schon auf die Abgeschiedenheit der Welt hindeutet, tut ein Übriges und entzieht sich mehr und mehr der Obliegenheit, die ihr von Rechts wegen zukommt. In letzter Zeit ist es nämlich üblich geworden, zu ganz willkürlich gewählten Stunden bald auf kürzere, bald auf längere Zeit beim Ritterhaus eine Sperrkette vorzuhaken und dadurch den Wagenverkehr beliebig zu unterbrechen und Passanten zu unnützen Umwegen zu nötigen.

Wir schließen unsre Straßenrevue, indem wir nach den vier Windrichtungen hin, sprachlich genommen, vier eigenartige Bezeichnungen kurz anführen: „die Krasnaja Gorka“, kurz „Gorka“ genannt, auch sozusagen ein „Berg“, aber eben auch nur sozusagen. „Altona“ jenseit der Düna, wohl dem Hamburger Altona nachgebildet, die „Vorburg“, das Straßengebiet um den Kaiserlichen Garten und „die hohe Brücke“, zugleich die Grenze des Stadtpatrimonialgebiets nach Norden hin.

3.

Einflüsse des Lettischen und Russischen.

Wir unterscheiden hier wörtliche Entlehnungen von Nachbildungen und Übertragungen. Unter letzteren fällt uns das kurze „Was?" als Gegenfrage im alltäglichen Gespräch auf. In Deutschland wie in den baltischen Provinzen heißt es statt dessen überall „Wie?" Auch im Estnischen. Der Russe bedient sich in der Regel eines etwas gedehnten „aaah?" im Frageton, das Schluß-„a" scharf akzentuierend. „Что?", kurzweg, ist wenig im Gebrauch. Im Lettischen dagegen hören wir bei allen Gelegenheiten, unzählige Mal, das „Koa?", und ein Teil unsrer Rigenser eifert dem nach in dem kurz hingeworfenen „Was?", von dem wir danach wohl Grund haben, es für eine einfache Übertragung aus dem Lettischen zu halten. Mit dem „что" hat es bei uns noch überdies seine eigene Bewandtnis. Wir hören es in Riga, zwar ausnahmsweise, aber wir hören es eben doch. Am häufigsten wohl im Dubbelnschen Kurpark und auf der Dubbelnschen Strandpromenade, wo es dann nicht mehr „Schto", sondern „Tschto" lautet. Dieses pseudorussische „Tschto" ist aber sicher gleichfalls das lettische „Koa", aus zweiter Hand, nachdem es eine Weile in deutscher Verpuppung gelegen. Es ist diese Redewendung nämlich bei einem Bruchteil unsrer Bevölkerung im Schwange, der für gewöhnlich deutsch spricht, es aber für vornehmer und daher ersprießlicher hält, an öffentlichen Orten, zumal in der haute saison, sich der Reichssprache zu bedienen. Auf Reinheit der Aussprache oder Satzbildung besonderes Gewicht zu legen, liegt nicht in der Eigenart dieser Gesellschaftsklasse, die sich an der praktischen Erkenntnis genügen läßt, daß es — so oder so — Hauptaufgabe der Sprache bleibt, ein leidliches Mittel der Verständigung abzugeben. Dieser realistische Standpunkt wird greifbar durch die alte gute Anekdote verdeutlicht, die mir gerade in den Sinn kommt: „Mauschelleben! du sagst immer „Scherm" — es heißt doch: Schirm!" — und Moses darauf: „Faule Sachen! man kann sagen: Schirm, Scharm, Schorm, Schurm — es bleibt immer ä Scherm!"

Wörtliche Entlehnungen aus dem Lettischen werden nicht eigentlich als Ersatz für deutsche Bezeichnungen, sondern meist mit Vorbedacht gleichsam als Zitat, sei es in scherzhafter Rede oder

um des drastischen Ausdrucks willen, angewandt, so in gegebenen Fällen „puike“ (für kleiner Knabe), „skukke“ (sprich skutje, kleines Mädchen, oft Halbwüchsling, zur Hilfeleistung im Hause verdungen), dann „braling“, „atzing“, „duding“ (Brüderchen, Äugchen, Täubchen) in der Kinderkosesprache. Ob dagegen Papping und Mamming auch hierher gehören, ist fraglich.

Es empfiehlt sich für uns bei der Wertung des „ing“ eine gewisse Vorsicht, da diese Verkleinerungssilbe sowohl dem Lettischen wie dem Plattdeutschen eigen ist — man erinnere sich des Reuterschen „Lining und Mining“. Immerhin trifft die Häufigkeit der Verkleinerungen auf „ing“, wie in Tanting, Sohning, Tochting, Süßing, Kleining, Pupping mit der Vorliebe für Diminutiva, die dem Lettischen eigen ist, merkwürdig zusammen. Man hört diese „ing“ lediglich in Lettisch-Livland, während sie dem estnischen Gebiet fremd sind, wo dann aber auch das Landesidiom eine gewisse Enthaltsamkeit bei Diminutiven zeigt. Die deutschen Kinder-Kosenamen lauten hier meist auf i aus und decken sich nur zu geringem Teil mit dem Estnischen. Direkte Entlehnungen gibt es seltener als in Lettland, wo beispielsweise für Karl, Julius, Eduard — Kasche, Jusche, Esche (mit überall weichem sch) geläufig sind. Ich bin geneigt, diese ausgesprochene Vorliebe der Rigenser insgemein, auch wo das deutsche „chen“ an Stelle des „ing“ tritt, auf das Konto lettischen Einflusses zu setzen. In der Sprache mit Kindern wird in Riga, mit „Klabberchen“ und „Stampschen“ beginnend, ziemlich alles zu „chen“, aber auch unsre jungen Damen (immer im Gegensatz zu Nordlivland und Estland) stehen bisweilen, wobei individuelle Anlage natürlich mit ins Spiel kommt, zu den Gegenständen ihrer Toilette vor allem in einem zärtlichen Koseverhältnis. Sie stellen ihr Spiegelchen vor sich auf, legen ein frisches Kragchen um, schmücken sich mit einem Blumchen oder Bandchen (natürlich überall mit Verachtung des Umlauts, wie wir das in Livland nicht anders gewohnt sind), stecken sich ein Broschchen vor und versorgen sich noch extra mit einigen „Karamelchen“ und „Monpensierchen“, um unterwegs ein wenig zu „knabbern“. Der neue Hut mit dem hübschen „Fluchtchen“ krönt das kleine Gebäude, es ergreift sein Schirmchen und schickt sich zur Promenade an, so lange — pardon — „bis“ das „Sonnchen“ noch scheint.

Sicher bietet der Nordlivländer, mehr noch der Estländer,

in seiner Anlehnung an das Volksidiom dem Südlivländer und Rigenser gleiche Gelegenheit, dazu große Augen zu machen oder vielmehr die Ohren zu spitzen, wenn er etwa von koljen (umziehen), tilksen (tröpfeln), versolkern (verunreinigen), verlagguniren (zerbrechen) oder gar von Pulmajürri und Pulkajunker redet. „Wai Papping“, was heißt denn das nur alles? hat jener auf der Zunge, und dieser denkt bei den scheuen Blicken des andern „pai Kullachen“, deutsch scheint er nicht recht zu verstehen. — Immerhin halten sich die Anleihen, die wir hüben wie drüben bei den Landessprachen machen, in bescheidenen Grenzen, wenn wir sie z. B. mit den überreichen Anklängen an das Plattdeutsche vergleichen, wofür uns Sallmann in seinen lexikalischen Beiträgen interessante Belege liefert.

Zweier provinzieller Ausdrücke erwähne ich noch, die insbesondere das Erstaunen unserer frisch aus dem Mutterlande zugewanderten Mitbürger erregen: „Zeig etwas Licht“ und „leg' die Lampe auf den Tisch!“ Es liegt nahe, hier kurzerhand lettisch-estnischen Einfluß zu vermuten. Bei dem ersten Ausdruck trifft das ja wohl auch unbedingt zu. Er entspricht dem lettischen: „Rahdi swezi“ und dem estnischen: „neita tuld“ — eigentlich: „zeig Feuer“. Einen andern Ausdruck für leuchten — transitiv — hat der Este nicht. Bezüglich des ausgedehnten Gebrauchs von „legen“ — legen wir doch sogar die brennende Lampe, die gefüllte Flasche auf den Tisch, ohne daß sich die Elemente dagegen aufbäumen — habe ich mich nun allerdings durch Frisch, Adelung und namentlich durch Grimm darüber belehren lassen, daß auch im Mutterlande, wenn auch nur vereinzelt und zerstreut, ziemlich alle gewagten Verbindungen mit „legen“, deren wir uns hierzulande bedienen, ausnahmsweise anzutreffen sind, bis auf: die „Pferde vor den Wagen legen“, den „Unruhstifter ins Gefängnis legen“ u. s. f. Immerhin halte ich dafür, daß wir die überaus häufige Anwendung des Wortes, in der die Nordlivländer ihren südlichen Heimatgenossen noch um einige Nasenlängen voraus sind, dem „panema“ zu verdanken haben, mit dem der Este geradezu verschwenderisch umgeht.

Hiezu ein paar kleine Illustrationen.

Estnisch. — In der Krugsstube haben sich die Köpfe erhitzt. Zwei Parteien stehen sich in bitterem Streit gegenüber. An der

Spitze einer jeden tritt ein Rädelsführer vor. In scharfen, höhnenden Wechselreden, gleich den Helden Homers, bevor sie den Kampf begannen, beschmähen sie einander ausgibig. Wie das enden wird, ist allen klar, aber noch immer heißt es Geduld haben. Die Situation spitzt sich immer beängstigender zu. Es fehlt aber noch der Punkt auf dem i. Schon hat der eine der Führer die Hand zum Schlage erhoben — da wendet er sich noch einmal zu seinen Genossen hin um und fragt gelassen: „Kas ma nuut pannen?“ — soll ich ihm jetzt eins „legen?“ — „Panne“ erschallt es im Chor „Leg!“ und nun erst beginnt die regelrechte „Keilerei“, das Raufen, wie es in Oberbaiern heißt.

Kinderdeutsch. — Eine kleine taufrische Fellinerin von 7 Jahren, Naturfreundin, noch nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt und nicht vertraut mit den Haarspaltereien bewährter Biologen, erfreut die Mutter eines Morgens mit der Nachricht: „Weißt du schon Mama? unsre Kuh hat diese Nacht ein Lamm gelegt.“

Halbdeutsch. — Der Stalljunge Prido (Fritz) hat sich grobe Versehen zu schulden kommen lassen. Der alte Kutscher berichtet darüber notgedrungen dem Gutsherrn. Dieser entscheidet, Prido sei aus dem Dienst zu entlassen. Da dreht der alte Johann verlegen seine Mütze: „Nu ja, is ja wohl wahr, knädige Err, bei Wärde (Pferden) ist Prido wohl schlecht, aber er is doch immer kute Jung und Err kennt ihm immer in Dienst lassen.“ Ja was soll ich denn mit ihm anfangen? — „Nu, ich dacht immer so — Err kennt' ihm ja als Mädchen in den Garten legen!“ — Die überraschende Prozedur schlug zu Pridos Heil aus, er kam in sein rechtes Fahrwasser und glänzte in späteren Jahren als Stern unter seinen Berufsgenossen.

Der Einfluß der Reichssprache auf unser Baltendeutsch und auch speziell auf Riga ist wesentlich andrer Natur. Redewendungen und Ausdrucksweisen kommen hier viel weniger in Betracht, es handelt sich vielmehr um direkte Aufnahme von Fremdwörtern. Unser Nitschewo, Winowat, Nepremenno und was uns etwa sonst beliebt in unsre Rede mit hineinzuflechten, trägt deutlich den Stempel des Zitats. Höchstens könnten wir in vulgärer Sprechart einige Floskeln, wie etwa „was nich ist“ und „wo nich ist“ unter Anlehnungen an das Russische aufführen, in der Hauptsache

aber haben wir es mit einer Schar russischer Substantiva zu tun, die bei uns eindringen.

Behalten wir speziell Riga im Auge, so war von „Salom" und „Plaschkotten" bereits die Rede. Wir führen weiter an: „Dwornik", „Gorodowoi", „Rospuske" — für Hausknecht, Schutzmann, Lastwagen. Gegen Dwornck kommt Hausknecht nicht auf, angeblich weil in der Bezeichnung Knecht etwas geringschätziges und beleidigendes für den dienenden Teil liegen soll. Gorodowoi ließe sich sehr wohl ganz durch Schutzmann ersetzen. Lastwagen müßte es, wenigstens soweit die staatsbürgerlich anerkennenswerte Leistung dieses Mobils in den Vordergrund tritt, heißen, und „Rospuske" sollte nur ausnahmsweise gestattet sein, wenn dieses Transportmittels als unleidlichen Lärmmachers Erwähnung geschieht, da die gröberen russischen Laute der Brutalität dieses Straßenunholdes drastischeren Ausdruck geben. Es gibt noch manche Bezeichnungen, wie „Salog", insbesondere „Krepost" mit allen Zusammensetzungen, die von alters her üblich sind. Krepost, Krepostbehörde, Krepostamt heißt es schon seit Beginn des vorigen Jahrhunderts für Korroboration und was damit zusammenhängt, in den alten Ratsinstitutionen. In neuerer Zeit aber stürmt mit der Reform in Schule und Justiz ein ganzes Heer von Fremdwörtern auf uns ein und es gilt durchaus gegen sie Front zu machen, soll anders nicht unser Deutsch, soweit gerichtliche Vorgänge in Frage kommen, zum reinen Kauderwelsch degradiert werden. Unsre deutschen Herrn Juristen sollten sich daher allen Ernstes wieder mehr auf ihre Muttersprache besinnen und nicht weiter, wie das einstweilen der Fall ist, im bequemen Schlendrian schlankweg allen fremden Benennungen ihrer gerichtlichen Praxis Tür und Tor offen halten. Es ist durchaus nicht nötig, daß wir von Sjesd und Wypiß reden, von Swidetelstwo, Proschenije, Poloshenije, Predstawlenije, Rasreschenije, Jspolnitelnyj list und vielen Dutzend andern Dingen, für die alle wir gute deutsche Bezeichnungen haben. Die Herren Schulmeister scheinen hierin mehr Takt und Anstandsgefühl zu besitzen, ich habe wenigstens nicht gehört, daß jemand für das Unterrichtsfach Religion — „Sakon Boshij" gebraucht hätte. Ein verschärftes Gefühl für die Sprachreinheit unsres ostseeprovinziellen Deutsch hat sich ja überdies in letzter Zeit immerhin bei uns geltend gemacht. Ausdrücken wie „Tschulan" (Handkammer),

„Kaiaweika“ (Pelzröckchen), „Sastawa“ (Schlagbaum), „Tamoschna“ (Zollamt), „Majakke“ (Leuchtturm), „Kurenne“ (kleine Materialbude) und andre mehr sind verschwunden oder doch im Schwinden begriffen, und die Vorliebe für russische Vornamen, wie Boris, Astaf, Roman, und die vielen Abkürzungen und Kosenamen, wie Anninka, Lisinka, Malinka, Kathinka, Sascha und Saschinka gehören einer vergangenen Periode an. Sie waren bei unsern Voreltern auch dort üblich, wo ein Zusammenhang mit den Taufnamen sich schwer nachweisen ließ. Eine alte liebenswürdige Frau, Mitbürgerin einer unsrer kleinen Städte, war weit und breit durch Generationen nicht anders als unter dem Namen „Luschinka“ bekannt. Bei ihrer Todesanzeige erfuhr die Mehrzahl ihrer Freunde und Freundinnen voll Erstaunen, daß darunter eine „Abkürzung“ ihres Taufnamens Agnes zu verstehen war.

Wo die Fremdsprache, und nicht nur sie, sondern gleicherweise ein gewählteres Deutsch die Kreise des kleinen Mannes berührt, geht es ohne arge Verstümmelungen nicht ab. Die Setzlinge treiben auf dem ungewohnten Boden oft absonderliche Frucht und Blüte. Ich kannte eine reputierliche Kleinbürgersfrau, die trotz ihres offenen und harmlosen Wesens die Leute oft im Verdacht hatte, daß sie „Rüben fischten“ (im Trüben fischten), worüber sie dann, wenn ihr das unerwartet klar ward, zur „Bilzeule“ (Bildsäule) erstarrte. Sie sprach mit Genugtuung von ihren beiden älteren Töchtern, die im „Innern“ — so bezeichnete man in Fellin kurzweg die Gouvernements Rußlands — „für der deutschen Sprache“ engagiert waren und Gouvernanten „spielten“, während ihr Mutterherz mit besonderer Liebe an ihrer Jüngstgeborenen hing, deren praktischer Tätigkeitssinn ihr imponierte und von der sie nicht genug rühmen konnte, sie sei nicht „sitzsam“ wie andre Mädchen, sondern „angreifsch wie der Deiwel“. In Riga wird aus dem Bezirksgericht ein „Zirkusgericht“, und vor Jahren fragte mich jemand auf der Straße: „Geht dies Tramawoi bis Terimstheater?“ Es lag ihm nahe, das englische Wort russisch umzulauten, wie das noch heute häufig geschieht, während er bei „Interimstheater“ die erste Silbe für die gleichlautende Präposition nahm.

Unsre Halbgebildeten und Halbdeutschen, die nur ein geringes Quantum deutscher Ausdrücke beherrschen, stehen einer gewählten

Diktion begreiflicherweise ratlos gegenüber. Das mußte eine Dame meiner Bekanntschaft erfahren, die auf ihre Mahnung hin, die sie einem unsrer „Expressen" gelegentlich ihres Umzugs in eine neue Wohnung zu teil werden ließ — freilich dazu mit scharf ausländischem Akzent — eine Antwort erhielt, auf die sie durchaus nicht gefaßt war: „Tragen Sie nur der Zerbrechlichkeit der Gegenstände genügend Rechnung und lassen Sie sich eine behutsame Behandlung angelegen sein, damit ich unter den Folgen des Umzugs nicht über Gebühr zu leiden habe!" — Antwort: „Gnädige Frau nehmen nich für ungut, aber Französch versteh ich wohl nich."

Es liegt nicht in unsrer Absicht, uns auf das weite Gebiet sprachlicher Verrenkungen und Verbildungen hinauszuwagen, an denen unser Halbdeutsch reich ist. Das Kauderwelsch und Mischmasch dieses Jargons spielt dem ostseeprovinziellen Idiom gegenüber nur eine begleitende, untergeordnete Rolle, so wenig wir ihm eine erfrischende Wirkung auf unsre Lachmuskeln absprechen wollen. Es hat sogar, wenn Zeit und Raum es gestatten, auch rein sprachlich genommen seinen Reiz, den verschlungenen Pfaden der Marodeure nachzuspüren und sie auf ihre Konterbande hin zu prüfen. Den gar zu rigorosen Verächtern dieses Genres gegenüber machten wir nur erwähnen, daß eine anerkannte Größe auf dem Gebiet der Sprachforschung, Viktor Hehn, in den Mußestunden sein Ergötzen darin fand, ein „Vocabularium Minnense" zusammenzustellen, worunter er eine Sammlung sprachlicher Mißbildungen und Auswüchse begriff, die sich seine alte Wirtschafterin Minna leistete.

Die Popularität, die Jeannot von Dünakant und Konsorten in Riga genießen, verdanken sie dem gesunden Humor unsres Lokalpoeten Rudolf Seuberlich, der sie aus der Taufe gehoben. Und wenn sie an schlagender Komik den Figuren und Typen des Dr. Schultz-Bertram und der Oberpahlschen Freundschaft Malms nachstehen, so liegt das zu großem Teil an dem weniger dankbaren Material, das sich dem Humoristen im Lettisch-deutsch bietet, gegenüber dem Estnisch-deutsch, das bei weitem grobkörniger, eigenartiger und urwüchsiger ist. Den Gründen hiezu begegnen wir im folgenden Abschnitt.

4.

Betonung und Aussprache.

Es werden uns in der Regel über unser Deutsch nicht wenig Komplimente gemacht. Kohl, Arndt und viele sonst, darunter auch Hamann und Herder, wissen unsre provinziale Sprechart zu rühmen, und wenn wir einen Teil des Lobes immerhin als einen Tribut der Courtoisie ansehen können, so bleibt es doch in der Hauptsache dabei, daß wir ein reines, sauberes, dialektfreies und „zierliches" Deutsch reden, an dem mancher Fremddeutsche seine Freude hat. Es braucht uns diese Anerkennung aber nicht zu sehr zu Kopf zu steigen, denn wenn wir auch das Urteil im allgemeinen als zutreffend erachten und darüber gern quittieren, so erkennen wir doch bald, daß wir auch von den Fehlern unsrer Tugenden nicht freizusprechen sind. Dialektfrei in der Aussprache — das hat gewiß mancherlei für sich und schließt eine Menge von Unarten aus, die wir sonst wohl oder übel in den Kauf nehmen müssen, es bedingt nur diese Korrektheit und vor allem der Mangel an Modulation zugleich eine gewisse Mattigkeit, eine farblose Gleichförmigkeit, die etwas starres und lebloses hat. Nicht den Berliner oder Sachsen nehmen wir zum Gegenpart, um uns mit ihm zu vergleichen, sondern etwa den Rheinländer, den Bayern, den Niederösterreicher oder auch den Niederdeutschen mit seinem Platt. Wie kernig und lebensvoll, wie voller Saft und Kraft, voll farbiger Nuancen mutet uns da jedes Wort, jeder Satz an, wogegen, bei unsrem Mangel an Akzentuierung, unsre gleichförmige, kaum je im Ton sich hebende oder senkende Rede sich daneben wie ein blutleerer Schatten ausnimmt. Wo das vielleicht weniger zutrifft, wie beim Kurländer, können wir ihn dieserhalb nicht beneiden, da der Tonfall hier etwas gezwungenes und unschönes hat. Der Kurländer spricht mit einem Knie oder Knix, wie jemand das bezeichnete, indem er stereotyp bei der Schlußsilbe des Satzes ruckweise aus der höheren Tonlage in die tiefere Terze einknickt. In der Vokalisierung aber und in der Aussprache einiger Konsonanten lehnt er sich sehr zum Nachteil des Wohlklanges an das Lettische an. Noch viel auffallender und unschöner ist das bei der prononcierten Sprechart der Estländer und Oeselaner in Bezug auf das Estnische der Fall, so daß wir wohl ohne Bedenken der ausgeglicheneren Sprache des

Rigensers und Livländers den Vorrang vor ihren Heimatgenossen einzuräumen haben, wiewohl auch sie von manchen Unarten nicht frei sind, die wir zum Teil gleichfalls auf das Konto der Anlehnung an die Landessprachen zu setzen haben.

Nun in specie die Aussprache des Rigensers:

Das o lautet hier häufig offener, als sonst gebräuchlich, namentlich vor dem Buchstaben r, also bei vor, Tor, Chor, verloren, geboren, wo man in der Provinz das geschlossene o hört.

Das a in dem Mitlaut au ist gleichfalls hier breiter und offener, als im Lande sonst; es hält etwa die Mitte zwischen dem sächsischen au, indem das u kaum mittönt, und dem livländischen dunkleren au, das fast wie „ou" lautet. Danach ist beim Leipziger die „Fraa zu Haase", beim Rigenser die Fra u zu Ha use, beim Livländer die „Frou zu House". Diese letzte Aussprache kann wohl als die richtigere gelten. Im Alt- und Mittelhochdeutschen, wie noch heute im größeren Teil Deutschlands, hat das au die dunkle Färbung, Frau im Althochdeutschen, das Femininum von „Fro", der Herr (das uns noch in Frohndienst und Frohnleichnam erhalten ist) lautete Frouwe — Herrin. Frau und Haus werden im Dialekt zu „Fru" und „Hus" — nie zu Fra und Has; im Französischen wandelt sich au in o und ou in u. Mithin überall ein Vorwalten des dunkleren Tones in der Aussprache.

Das „ch" vor dem a wird guttural gesprochen, auch wo es in der Stammsilbe weich lautet, so bei den Eigennamen Richard, Reichardt, Borchart, Burchart. Es klingt hier überall wie ch vor o und u und wie in den Fremdwörtern (Bachanal, Astrachan).

Auffallend ist in Riga die inkorrekte Aussprache des Französischen. Man betont bisweilen die erste statt des letzten Silbe — Páletot für Paletót, negligiert den Nasallaut und das harte S im Anlaut — Salong für Salon, spricht das in wie en — cenquieme und Pencenez — für cinquime und Pincenez, läßt beim Gebrauch von Fremdwörtern Buchstaben aus oder verstellt sie — kompelziert und pubbelziert hören wir oft statt kompliziert und publiziert. Gewiß sind das alles meist Nachlässigkeiten und Flüchtigkeiten, auf denen wir Balten uns alle im täglichen Gespräch vielfach ertappen können.

Zum Schluß aber müssen wir, um mit „Wippchen" zu reden, die Rigaer Zunge noch an ihrer Achillesferse treffen.

Der Rigenser zieht nämlich garnicht „über Düna — ins Grüne“, wie wir dessen zu Anfang unsrer Plauderei erwähnten, sondern „ieber Diena — ins Griene“. Ist es hier im Friehling schon scheen, so kann man sich bei gliehender Hitze und schwielen Sommertagen nirgends anders so wohl fiehlen. Man bleibt dann auch im Grienen bis in den August hinein, wo die Winde kiehler wehen, die Tage kirzer und die Abende diesterer werden.

Haben wir so unsern Mitbürgern ein keines Sündenregister vorgehalten, so fordert die Gerechtigkeit, daß wir ihnen im Großen und Ganzen das Zeugnis ausstellen müssen, daß sie sich in Tonfall und Aussprache von mancher Unart freigehalten haben, die ihren Heimatgenossen anhaften. Das Kurländerdeutsch hat viel mehr vom lettischen Klang — man rufe sich nur ins Gedächtnis die mit weichem s gesprochenen „Ausbritse“ — „Flosbritse“ und „Grasmitse“, die immerhin in Riga mit scharfem „s“ „Floßbricke“ und „Graßmicke“ lauten. Also 3 Anlehnungen an das Lettische beim Kurländer, gegen eine beim Rigenser, denn daß das scharfe i für ü wie das ee für ö dem Landesidiom nachgebildet ist, scheint auf der Hand zu liegen, da das Lettische die Umlaute ö und ü nicht kennt, während sie im nordlivländischen Deutsch intakt bleiben konnten, da auch dem Estnischen beide Umlaute, und zwar in reichem Maße und in vollem und prägnantem Klange eigen sind.

Am auffälligsten und fremdartigstem aber klingt zweifellos das Deutsch der Estländer und Oeselaner, wobei es natürlich viele Abstufungen gibt.

Der Este, im Besitz einer volltönenden, vokalreichen Sprache, die sich eines eigenartigen, besonderen Wohlklangs rühmen darf, ist für den Rapport mit andern Idiomen überaus dürftig und mangelhaft ausgestattet. Seine Bemühungen, sich die fremde Sprache anzueignen, mißglücken nur zu leicht, und seine Entlehnungen aus ihr werden zu auffälligen Verstümmelungen. Es erklärt sich das aus der merkwürdigen Eigenart des Estnischen, das ja überdies einem fremden Sprachstamm angehört. Es kennt erstens einmal kein H, ebensowenig ein weiches S im Anlaut, verfügt über keinen einzigen Zischlaut, und entbehrt endlich, was am wunderbarsten ist, auch des F-Lautes.

Man kann sich danach eine Vorstellung davon machen, in welch hilfloser Lage sich der ungeübte Este befindet und welches

Kauderwelsch sich — um mich eines beliebten gequetschten Ausdrucks zu bedienen – dem Gehege seiner Zähne entringt, wenn er die ersten verzweifelten Versuche macht, das Deutsche und Russische zu radebrechen. Das H läßt er fort oder haucht es mühsam hervor, wo es nicht hingehört. Mit den Zischlauten ist er ebenso übel dran, er streicht sie einfach oder ersetzt sie durch ein scharfes S, das überall herhalten muß, auch für das weiche S im Deutschen. Wie geht es? — „Sso sselbtig, liebe Err — ich andel jetz mit Heier!" Das F wird zum W, wie es in der „Oberpahlschen Freundschaft" heißt: „Da nahm ich Wuchs mit lange Wanz." Nimmt man dazu das gequetschte dünne ei, das bei seiner häufigen Wiederkehr besonders häßlich mit hineinklingt, so begreift sich leicht, daß an grotesker, unfreiwilliger Komik Jeannot von Dünakant dem geborenen Esten im Stammelstadium seines Halbdeutsch nicht das Wasser reichen kann.

Wo nun das ostseeprovinziale Deutsch sich in Vokalisierung und Akzentuierung dem Estnischen anlehnt, oder gar dem estnischen Halbdeutsch mit dem mißtönenden ei-Laut und dem scharfen S, ist die kakophone Wirkung geradezu verheerend und es klingt das übrige Baltendeutsch, verglichen mit der Sprache vieler Estländer auch aus der besseren Gesellschaftsklasse, wie reine Musik.

Der Rigenser, der natürlich von diesen Unarten frei ist, hat überdies gegenüber dem Livländer eine wohllautendere Aussprache des „e", das er in den Wörtern: Pferd, Meer, leer, schwer, er, wie ein gedehntes „eh", nicht mit dem breiten ä-Laut spricht. Hierin macht er mit dem einzigen Wort „Beere" eine Ausnahme, so daß bei „Erdbeere" die Konfusion ihren Höhepunkt erreicht, da die beliebte Gartenfrucht beim Nordlivländer „Ärdbehre", beim Rigenser aber „Ehrdbäre" lautet.

* * *

Am Schlusse unsrer Betrachtungen liegt nun die Frage nah, wie wir zu unsrer baltischen Mundart, zu unsren Provinzialismen Stellung zu nehmen haben. Auf Reinhaltung und Veredelung seiner Sprache zu achten ist die Aufgabe und das Bestreben jedes Gebildeten, soweit ihm nur eine Spur künstlerischen Empfindens eigen ist. Wir Balten deutscher Zunge, sprachlich isoliert, haben vollends allen Grund, dem zuzustimmen, insbesondere den Einflüssen

fremder Idiome, die von allen Seiten her auf uns eindringen, eine gewisse Grenze zu setzen. Es braucht unsre berechtigte Reserve aber keineswegs in eine nervöse Empfindsamkeit auszuarten. Das Nichtwahrhabenwollen und Leugnen so manchen sprachlichen Buckels ist ebensowenig gutzuheißen, als das Bestreben, derlei Auswüchse vornehmtuerisch ausschließlich dem ungebildeten kleinen Manne aufzuhalsen. Vor einem zimperlichen Ausmerzen provinzieller Eigenart, wo wir ihr auch begegnen, ist also, als vor einem ungesunden Übereifer zu warnen. Sallmann bezeichnet es richtig als eine kleinstädtische Betrachtungsweise, „als ob es bei dem Idiom einer Landschaft sich um etwas mangelhaftes oder gar um Fehler handle. Eigenart ist immer ein Zeichen von Kraft.“

Für den Stammgenossen hat überdies jede Mundart noch ihren eignen Reiz, der sich nicht definieren, nicht kühl und klar in Erweis bringen läßt; er will empfunden sein, denn er ist verschwistert mit dem Heimatgefühl und wie dieses in seinem Wert unwägbar. So ist uns Balten unsre Sprache zugleich eine Interpretin unsrer kolonialen Entwicklung, sie gibt uns Zeugschaft von unsrer oft mühevoll behüteten Kultur. Wir halten darum treu zu ihrem Banner! In seinem hier und da zerfetzten – meinethalben ruppigen – Aussehen erblicken wir die beredten Wahrzeichen überstandener Kämpfe und Gefahren. Im übrigen aber getrösten wir uns dessen, daß wir, wie es bei Sallmann heißt, „keine kümmerliche, abgeblaßte, dürre, nur künstlich genährte Büchersprache vor uns haben, sondern einen in frischem, vollem Laube stehenden Zweig am deutschen Sprachstamm“, einen Sprachzweig, dem auch Gutzeit nachrühmt — und wir können nur wünschen, daß sich das auch für die Zukunft bewahrheitet —, daß er „auf fremdem Boden Wurzel schlug und ungeachtet vielfacher Stürme, die auf ihn einbrachen, nicht gebrochen ist, sondern lebhaft fortgrünt.“ Danach haben wir in der Hauptsache ein Recht dazu und dürfen cum grano salis sogar ein Behagen darin finden, zu sprechen, wie uns der Schnabel gewachsen ist.

Daß er sich nicht häßlich verkrümme, darauf zu achten soll bei alledem unsre ernste Sorge sein und bleiben.

Lyrische Intermezzi.

Motto: Sie fühlten sich alt und glaubten, das Leben gehe zu Ende. . . . A. Strindberg, La maladie de quarantaine.

Der Abend dunkelt,
In dumpfer Schwüle
Endet der Tag.
Blutrot, zerrissen trauern
Wolken der Sonne nach.

Rings in dem Dämmern
Ein Nebelsteigen,
Langsam und kalt,
Graues, lautloses Schweigen
Geht durch den Wald.

Jetzt - noch ein Strahlen,
Aus Aetherräumen
Scheidend entfacht,
Ein letztes Tagesträumen
Vor drohender Nacht.

* * *

Der Mai ist jach vergangen,
Dahin das Blütenprangen,
Ein flüchtig Glück.
Die Jahre sind zerronnen,
Von all' den Jugendwonnen
Blieb nichts zurück.

Nach all' dem wilden Sehnen,
Nach stolzem Siegeswähnen
Zu Lenzeszeit
Blieb in dem Sturm der Jahre,
Früh, an der Jugend Bahre,
Nur Bitterkeit.

Das tolle Überschäumen
In eitlem Glückerträumen
Gebar nur Weh, —
Nach Frühlingssturmesbrausen,
Nach Herbstes Windessausen
Fiel kalter Schnee.

Wohl tausend Wimpel flogen
Auf schaumgepeitschten Wogen
Zur Meereshöh' —
Ein mattes Segel drüben
Ist einsam nachgeblieben
Auf toter See.

S. v. S.

Von unseren Theatern.

Über das Revaler Interimstheater in der Saison 1903/4.

Der Bericht über die Tätigkeit des Rigaer Stadttheaters in der verflossenen Saison bringt zugleich einen, begreiflicherweise nur auf äußeren Daten beruhenden, Vergleich mit der Tätigkeit des Revaler Interimstheaters, der, insoweit er schmeichelhaftes für die Revaler Bühne enthält, insofern gegen das Publikum der estländischen Metropole sprechen müßte, als die diesjährige Saison einen noch nicht dagewesenen Mißerfolg in unsrem einheimischen Theaterleben bezeichnet. In der Tat läßt sich mit vollem Recht ein Vorwurf gegen die Revaler Theaterbesucher erheben. Ich meine das Beharren bei einem einmal gefaßten Vorurteil. Die Saison begann unter, nur zum Teil der Direktion zur Last zu legenden, ungemein ungünstigen Verhältnissen. Die geringen Mittel, über die unser Theaterkomitee verfügte, ließen es als schwierig erscheinen, die Engagements auf Grund persönlicher Kenntnis der zu gewinnenden Kräfte abzuschließen. Diese Sparsamkeit hat sich in jeder Beziehung als unpraktisch und unangebracht erwiesen. Die ersten Vorstellungen im Schauspiel waren nicht mehr als mittelmäßig, die der Operette direkt schlecht. Der Erfolg davon war, daß unser Publikum von vorn herein den Schluß zog, die diesjährige Theatersaison sei nichts wert und, trotz aller Bemühungen der Direktion, unser mit so mancherlei Schwierigkeiten kämpfendes Kunstinstitut mied. In diesem Punkt kann auch einem Teil der in unsern Tagesblättern zu Worte kommenden Kritik der Vorwurf nicht erspart werden, um des guten Zweckes willen beide Augen zugedrückt und ohne weitere Bedenken alle Darbietungen unsrer Bühne in den Himmel erhoben zu haben. Wenn in einigen Rezensionen stets zu lesen war: „Die Darstellung war, wie wir das bei unsrem vortrefflichen Ensemble nicht anders erwarten konnten, ganz vor-

züglich", so mußte sich der Leser das, nach seinen erstgemachten Erfahrungen, natürlich dahin übersetzen: die Darstellung war so, wie sie in den ersten Tagen war, d. h. bedingungslos schlecht.

Die Engagements lediglich auf Empfehlungen der Theateragenten hin abzuschließen, hat aber noch einen zweiten, nicht zu unterschätzenden, üblen Einfluß. Die unbeliebten Mitglieder müssen wohl oder übel zur ersten Kündigungsfrist entlassen werden. So ist denn auch z. B. das Fach der ersten Sängerin in der Operette nicht weniger als drei Mal besetzt worden. Die erklärliche Abneigung des guten deutschen Schauspielers, sich in die unbekannten „sibirischen" Verhältnisse zu begeben, muß natürlich um so stärker werden, je größer die Aussicht ist, nach kurzer Zeit entlassen zurückkehren zu müssen. Ein derartiger Gesichtspunkt ist seinerzeit schon, nicht mit Unrecht, in Bezug auf die Verhältnisse des Sommertheaters in unsrer Universitätsstadt in der deutschen Bühnengenossenschaftszeitung geltend gemacht worden.

Unter diesen unglücklichen Umständen gestaltete sich denn der Verlauf unsrer Theatersaison zunächst äußerst traurig. Die Operette konnte kein einziges volles Haus erzielen. Ein Tenorbuffo wurde entlassen, der erste Tenor, H. Richter, war stimmlich gut veranlagt, konnte aber schauspielerisch nicht genügen, der Komiker H. Clement, ein tüchtiger Schauspieler, litt unter chronischer Heiserkeit, die erste Sängerin war entlassen, und so bildete denn, von dem Fach der komischen Alten, das durch Frau Schäfer-Kruse nicht ungünstig besetzt war, abgesehen, die überaus anziehende jugendliche Soubrette Frl. Klerwin, mit einer hübschen Stimme und ungewöhnlich reizvollem Spiel ausgestattet, den einzigen Lichtpunkt und die wirkungsvolle Stütze der Operettenvorstellungen. Erst gegen Ende der Saison gelang es der Theaterleitung in Gestalt des H. Alois Resny einen Tenorbuffo von echt wienerischem Humor und musikalisch wie schauspielerisch gleich großem Können zu gewinnen. Auch die neuengagierte erste Sängerin Frl. Erichsen verfügte wenigstens über eine tadellos reine und umfangreiche Stimme, wenn sie auch als geschulte Opernsängerin ernsten Stils in Spiel und Bewegung den Anforderungen der leichtgeschürzteren Muse nicht enspràch. Aber das Publikum blieb hartnäckig bei seinem Vorurteil. So konnten denn auch jetzt nur in der bewegten Terminzeit einige volle Häuser mit „Madame Sherry" und dem „Rastelbinder" erzielt werden. Inwieweit noch zu berücksichtigen ist, daß die Operette überhaupt beginnt für die kleineren Bühnen auszusterben, weil zu wenig Neues von allge-

meinem musikalischem und stofflichem Interesse geschaffen wird (die Teile des „Rastelbinders“, die von durchschlagender Wirkung sind, gehören mehr in das Gebiet der Oper), kann hier nicht weiter untersucht werden.

Dagegen hat das Theater allerdings von vorn herein auf dem Gebiete des klassischen Dramas recht anerkennenswertes geleistet. Das Ensemble war hiefür besonders glücklich zusammengesetzt. Zunächst bewährte sich Frl. Munkwitz durchweg als sehr glückliche Interpretin klassischer Frauengestalten. Die Innigkeit ihres Vortrages, ein schon abgetöntes Maß der Bewegung vereinigten sich mit einer lieblichen Bühnenerscheinung, und schufen, dank einer ernsten Auffassung ihres Berufes und wirklicher Liebe zum klassischen Fache, ganz prächtige Rollen, von denen ihre „Hero“ und die „Maria Stuart“ manchem Revalenser noch lange unvergeßlich bleiben werden. Auch H. Jacoby zeigte reiche Gestaltungskraft und lebhaftes Temperament und durfte in Rollen, wie in der des „Orest“, wirklich als ganz vorzüglich bezeichnet werden. H. Baumeister als jugendlicher Held, durch ein schönes Organ und ein einnehmendes Äußere für sein Fach geradezu prädestiniert, wußte durch echtes Feuer seinen Figuren warmes Leben einzuhauchen. Wenn wir auch noch die tüchtigen Leistungen Frl. Stohm's in Betracht ziehen, so bliebe eigentlich nur der Charakterdarsteller H. Medenwald übrig, dessen übertriebenes Pathos häufig nicht ganz in den Rahmen einer guten Vorstellung paßte. Dabei hatten die jeden Sonnabend zu ermäßigten Preisen stattfindenden Klassikervorstellungen ihr festes Publikum, mit dem man rechnen konnte, und die Kassenerfolge hielten sich auf einer gleichmäßigen, wenn auch nicht gerade schwindelnden Höhe.

In Berücksichtigung dieser für die Pflege des klassischen Dramas besonders günstig liegenden Verhältnisse und der guten alten Tradition der Revaler Bühne, die in allen Vorjahren dieses Gebiet mit besonderer Liebe kultiviert hat, konnen der Theaterleitung der letzten Saison spezielle Verdienste nicht zuerkannt werden. Es muß vielmehr betont werden, daß in der Auswahl der Stücke bedeutend glücklicher hätte vorgegangen werden können. Während Kleist, Hebbel und Ludwig ganz unberücksichtigt blieben, Grillparzer außer mit „Des Meeres und der Liebe Wellen“ unglücklicherweise gerade mit der „Ahnfrau“ zu Wort kam, gelangten Shakespeares „Richard III.“, Körners „Zriny“ und Schillers „Räuber“ zur Aufführung, Stücke, die an die Reichhaltigkeit des Personals und Technik der Dekoration Ansprüche stellen, denen unsre Bühne

gerecht zu werden nicht in der Lage war. Zur Charakterisierung braucht wohl nur angeführt zu werden, daß die Rolle der Anna in „Richard III.“ von einer Dame gespielt wurde, die sonst aushilfsweise zuweilen kleinere Soubrettenpartien zu übernehmen pflegte. Dagegen könnten Sachen wie Kleists „Zerbrochener Krug“, Lessings „Minna von Barnhelm“, Freytags „Journalisten“, Hebbels „Maria Magdalena“ auch außerhalb der „klassischen Tage“ gespielt werden, anstatt daß Redwitz's „Philippine Welser“ zu ermäßigten Preisen zur Aufführung gebracht wurde.

Aber das klassische Repertoire ist ja allein nicht imstande, einer Provinzialbühne ihren Stempel aufzudrücken. Hier kommt das neuere ernste Drama noch ausschlaggebend in Betracht, das leider nur allzu oft mit dem französischen Schwank einen harten Konkurrenzkampf zu bestehen hat. Wollen wir — und das ist ja wohl die Aufgabe einer guten Bühne — mit dem zeitgenössischen geistigen Leben und den Strömungen, die die Literatur unsrer Muttersprache bewegen, in Verbindung bleiben, so muß jedem einzelnen die Möglichkeit geboten werden, zu den Werken, die als „Zeiterscheinungen besonders charakteristisch sind“, Stellung zu nehmen.

Im allgemeinen muß hier ein Faktor tätig werden, der sich seiner Aufgabe als Vermittler zwischen Bühne und Publikum noch viel zu wenig bewußt ist, ich meine die Tageskritik. Ein Rezensent, der über einen neuen Halbe und L'Arronge's „Hasemanns Tochter“ in gleicher Weise schreiben kann: „Das tief ins wirkliche Leben greifende Stück kam unter der trefflichen Darstellung“ usw., der hat eben keinen Sinn für seinen Beruf und sollte das Kritikenschreiben lieber ganz bleiben lassen. Auch von der Kritik der Residenz, die einen Dichter „macht“ oder vernichtet, können wir nichts lernen. Der Rezensent an einer Provinzialbühne hat zunächst zu prüfen, ob der zu Wort gekommene Autor Kunst bringt, oder Marktware. Hat der Autor wirklich etwas zu sagen, dann soll der Kritiker versuchen, diese Intentionen und Gedanken des Künstlers dem Publikum zur selbständigen Stellungnahme vorzulegen, wobei es ihm keineswegs verwehrt sei, seinen eigenen Standpunkt in künstlerischer sowie moralischer Beziehung hervorzuheben. Wenn z. B. Schmidt-Bonus' „Mutter Landstraße“, das in jugendlich übertriebener und häufig abstoßender Form die Gefahren der Verantwortungslosigkeit zeichnet, die in der Entschuldigung begehrlichen Leichtsinns durch das Wort „Jugend“ hervortritt, so hat es für Hinz und Kunz gar keine Bedeutung, wenn sie am andern

Tage mit Genugtuung die Worte wieder lesen, die sie selbst einstimmig bei der Aufführung gebraucht haben: „abstoßend", „empörend", „Kunst soll erheben" usw. Der persönliche künstlerische Standpunkt darf nicht dazu verführen, den Gedankengang des Dichters totzuschweigen.

Dagegen möchte ich eine ganze Anzahl von meist recht wohlwollend besprochenen Stücken der älteren Zeit einer weit härteren Kritik empfehlen. Es sind das Dramen, die, einer Epigonenzeit entstammend, mit dem heutigen Geistesleben in keiner Beziehung mehr stehend, auch der Literaturgeschichte nur in statistischer Beziehung angehörend, einer gewissen Bühnentechnik, die sich hauptsächlich an die Rührseligkeit des größeren Publikums richtet, auch heute noch ihre tatsächliche Wirksamkeit nicht ganz verleugnen. Die Urheber dieser literarischen Richtung sind entweder in den Franzosen der siebziger Jahre zu finden, die in Dumas' „Cameliendame" eine ebenso schiefe wie tränenreiche Moral zur Herrschaft brachten, oder aber ihre Spuren weisen auf die selige Charlotte Birch-Pfeiffer zurück und repräsentieren den geschickt dramatisierten Kolportage- und Zeitungsroman, der der ernsten Literatur genau so fern steht wie die neuere Posse. Schließlich möchte ich hierhin noch diejenigen Nachahmungen der klassischen Dramen rechnen, die mit ihren Vorbildern nichts weiter als das historische Kostüm und die Versform gemeinsam haben, ohne an Vertiefung der Charaktere und psychologischer Motivierung irgend welchen Ansprüchen zu genügen.

Prüfen wir das Repertoire unsres Theaters nach diesen Gesichtspunkten, so kommen wir, zumal für den ersten Teil der Saison, zu recht wenig erfreulichen Resultaten. Der Bericht über die Rigaer Theatersaison nennt 22 an der Revaler Bühne zur Aufführung gelangte Schauspiele (vgl. B. M. 1904 Januar und April). Dazu rechnen wir den Dumas'schen „Kean" und auch Thomas' „Lokalbahn" darf wohl unter die literarischen Stücke gerechnet werden. Bis zum Schluß der Saison kamen hinzu: Redwitz' „Philippine Welser", Ibsens „Hedda Gabler" und die „Frau vom Meere", Hauptmanns „Versunkene Glocke", Sudermanns „Heimat", Wildes „Frau ohne Bedeutung", Lubliners „Der kommende Tag" und drei Einakter-Abende, an denen zwei Sachen von Schnitzler, ein Dreyer, ein Hartleben und ein Stück von Marie della Grazie zur Aufführung gelangten.

Von diesen 36 Stücken müssen in obigem Sinne als unliterarisch neun ganz ausgeschaltet werden, nämlich: „Der kleine Lord", „Nur eine Seele", „Die Hochzeit von Valeni", „Kameliendame",

„Zaza“, „Leibeigenschaft“, „Die Kaiserin des Balkans“, „Kean“ und „Philippine Welser“. Drei Stücke, „Alt-Heidelberg“, „Der kommende Tag“ und „Das dunkle Tor“ können erst in zweiter Linie in Betracht kommen. Von den nachbleibenden 24 Stücken gehören zwei, Ibsens „Frau vom Meere“ und Hauptmanns „Versunkene Glocke“ der Nachsaison an, und vier, Ibsens „Gespenster“ und „Klein Eyolf“, Halbes „Strom“ und Bojers „Theodora“ sind dem Lindemannschen Ensemble mit Louise Dumont zu verdanken. So bleiben 18 Schauspiele übrig. Davon entfallen auf die ganze Zeit bis zum Februar nur sechs, nämlich: „Hoffnung auf Segen“, „Über den Wassern“, „Nachtasyl“, „Glück im Winkel“, „Lokalbahn“ und „Gerechtigkeit“. Bis auf die beiden letzteren gelangten diese Dramen alle in den ersten Wochen zur Aufführung, konnten aber keine Anerkennung finden, weil sich die Darstellung als unzureichend erwies. Eine wirklich moderne Künstlerin war nur Frau Ruhden, die bald von der Bühne zurücktrat. Herr Ambronn, der sich später als tüchtiger Heldenvater erwies, kam nicht zu Worte. Die übrigen Kräfte waren nicht etwa ganz ungenügend, konnten aber unter der schwerfälligen, der modernen Kunst ganz verständnislos gegenüberstehenden Regie des jungen Herrn Medenwald nicht zur Geltung kommen. So wurde denn das ernste Schauspiel vom Repertoir abgesetzt und „Die Reise um die Erde“ schlug den Rekord mit 9 Vorstellungen, „Lutti“ verzeichnet die größten Kassenerfolge.

Ein Umschwung trat erst ein, als das auch in den andern baltischen Städten bekannte „Ensemble des Theaters der Modernen“ unter der Direktion Behrend und Brettschneider seinen Einzug in Reval hielt und mit der vortrefflich inszenierten Aufführung moderner Stücke eine Reihe voller Häuser erzielte. Nachdem es der Direktion gelungen war, von dem aufgelösten Ensemble in der Person von Frl. Gusti Brand eine erstklassige Interpretin moderner Frauengestalten und in H. Arthur Teuber nicht nur einen vorzüglichen Schauspieler, sondern zugleich einen mit feinem literarischen Verständnis begabten Regisseur zu gewinnen, haben wir dem so ergänzten Ensemble eine Reihe höchst genußreicher Abende zu verdanken, bei denen Repertoir und Darstellung aufs beste harmonierten.

Ein naheliegender Mißstand aller kleineren Bühnen ist natürlich der, daß die Notwendigkeit, allzu häufig mit neuen Stücken herauszukommen, es fast unmöglich macht, die Aufführungen genügend einzustudieren und durchzuarbeiten. Sollte sich eine Ver-

einbarung finden lassen, der zufolge die Truppe des Interimstheaters auch in unsrer Universitätsstadt auftreten könnte, so würde eine Konzentrierung der Arbeitskraft auf das einzelne Stück leichter zu erreichen sein.

So kann im Ganzen das vergangene Jahr mit Recht als ungünstig bezeichnet werden, und voller Hoffnung blickt der Revalenser der kommenden Saison entgegen, die unter neuer Direktion in neue Bahnen einzulenken verspricht.

—m—



Literarische Rundschau.



Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts.

Bei der Teilung der Erde ging nach Schiller Einer leer aus. Das war der Poet. Er verlor das Irdische, weil sein Blick einzig und allein dem Himmlischen zugewandt war. Geht Schiller nicht am Ende zu weit, wenn er dem Poeten im allgemeinen dies Schicksal nachsagt? Mich dünkt, er hat in seinem Gedicht zunächst nur an den deutschen Poeten oder vielmehr an das dichtende deutsche Volk gedacht und dann in unzulässiger Weise verallgemeinert. Denn andre Völker haben die Poesie auch gepflegt und kaum weniger auf diesem Boden geleistet als die Deutschen — man denke an die Spanier, Franzosen, Engländer —, trotzdem aber ihre irdischen Ansprüche voll zur Geltung zu bringen verstanden. Ja, es scheint, daß bei diesen andern Völkern beides so Hand in Hand ging, daß eins das andre förderte, daß der irdische Erfolg den himmlischen geradezu bedingte, und der himmlische dem irdischen zu gute kam. Demnach litte das deutsche Volk an einer gewissen Einseitigkeit: es kann zur Zeit immer nur eines, entweder erobern oder dichten. „Dem Franzosen die Erde, dem Engländer das Wasser, dem Deutschen — die Luft", so hieß es, als der Deutsche dichtete. Und man glaubte fest, es würde immer so bleiben. Da erschien Bismarck und riß das Volk der Denker und Dichter mit sich, wies es energisch auf die Erde, und siehe, es verlangte zum nicht geringen Staunen der andern seinen Platz an dieser Sonne. Und da machte sich wieder seine Einseitigkeit geltend, und es hörte auf zu dichten und zu denken? War es so?

In der Tat hört man bewegliche Klagen in diesem Sinne innerhalb Deutschlands und außerhalb. So sagt z. B. ein bekannter russischer Literat und panslavistischer Parteigänger in seinen Briefen an Edith von Rhaden, das Deutschland, das „wir" geliebt, das Land der Dichter und Denker, wäre tot, verschlungen vom preußischen Militarismus. Gewiß, es war so schön, dies Volk der

Dichter und Denker zu lieben und dabei auf seinem Boden die eigenen Schlachten zu schlagen! Wie dem nun aber auch sei, ob die Deutschen, seit der preußische Militarismus über sie kam, aufgehört haben zu dichten und zu denken, oder nicht — zu schreiben und Geschriebenes drucken zu lassen haben sie jedenfalls nicht aufgehört. Das wird einem jeder beliebige deutsche Buchhändler auf Wunsch bestätigen. Die Klage über die große Konkurrenz auf literarischem Gebiet ertönt lauter denn je in Deutschland, und man muß heute als Verleger schon sehr pfiffig sein, um mit einiger Gewißheit voraussehen zu können, was „gehen" wird. Der Verbrauch von Tinte, Druckerschwärze und Papier ist enorm, auch die Brillenträger nehmen beängstigend zu. Literarisch ist Deutschland also trotz Bismarck geblieben, ja es ist in dieser Hinsicht gewachsen wie nie zuvor. Auch auf dem speziellen poetischen Gebiet wird rastloser denn je produziert und publiziert. Allerdings behaupten viele, daß, was man an Breite gewonnen, an Tiefe verloren wurde. Das Genie fehle, es bleibe dem literarischen und speziell poetischen Gebiet fern, weil es von den praktischen Aufgaben, die Politik, Militarismus, Industrie und Handel stellen, ganz absorbiert würde. In poetischer Hinsicht ständen wir, wenn nicht in einer Periode gänzlichen Niederganges und völliger Verwilderung, die mit totalem Bankrott endigen müsse, so doch in einer Zeit kleiner und kleinster Talente. Andre dagegen meinen, wir lebten in einer Zeit bedeutungsvoller Gährung und vielverheißenden Überganges, in der die neue Form geschaffen würde, in die dereinst — und dieses „dereinst" stehe vor der Tür — das überlegene Genie den neuen Geist gießen werde. Nicht Senilismus sei die Signatur unsrer Zeit, sondern vorwärts stürmende, überschäumende Jugendkraft. So schwanken die Ansichten hin und her, und sie schwanken nicht nur hin und her, was die Erscheinungen im allgemeinen anlangt, sondern auch in der Einschätzung der einzelnen Persönlichkeit. Diametral entgegengesetzte Urteile gleich angesehener Literarhistoriker kommen zum Ausdruck.

Bei der Masse, die täglich auf den Markt kommt, und bei dem flüchtigen Wechsel der Erscheinungen ist es schwer, sich auch nur rein äußerlich zurecht zu finden, eine Übersicht zu gewinnen — eine endgültige Abschätzung nach Wert und Unwert bleibt einer späteren Zeit vorbehalten. Sie kann mit Sicherheit erst erfolgen, wenn die Beurteiler nicht innerhalb, sondern außerhalb des Kreises der Erscheinungen und ihrer Zeit stehen. Dennoch muß mit einer solchen Schätzung schon jetzt begonnen werden. Sie schärft in Zustimmung und Ablehnung den Blick der Mitlebenden und fördert die Arbeit Späterer.

Ein Werk dieser Art liegt uns eben vor. Es ist „Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts" von G. Wittkowski, bei

B. G. Teubner in Leipzig in der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens, die den Namen „Aus Natur und Geisteswelt“ führt, erschienen.

Es sei gestattet, auf dieses Buch etwas näher referierend und hier und da auch abwägend einzugehen.

Der Verfasser charakterisiert zunächst mit wenigen Strichen das deutsche Drama am Ende des 18. Jahrhunderts. Das bürgerliche Schauspiel, das Lessing begründete, überwiegt durchaus in dieser Zeit. Es ist realistische Kunst. Auch die Dichter der „Sturm- und Drangperiode“ gehen keine wesentlich andern Wege, sie unterscheiden sich nur durch ihre Regellosigkeit und eine stark unklare Begeisterung für Shakespeare. Goethe schafft, indem er in der Stoffwahl über die Grenzen des bürgerlichen Dramas hinausgeht, aber im Stil dieselbe Richtung einhält, seinen „Götz von Berlichingen“, das erste national historische Drama, leider in zu lockerer Form. Schiller erscheint in seinen Jugendwerken, von denen eines gleichfalls auf historischem, wenn auch nicht nationalem Boden spielt, als der erste große Meister des neuen realistischen Stils. Dann aber schwenken beide Großen, Schiller mit seinem „Don Karlos“, Goethe mit der „Iphigenie auf Tauris“ — beide Werke erscheinen in dem nämlichen Jahr 1787 — gänzlich ab und eignen sich den äußerlich durch den Vers gekennzeichneten idealisierenden Stil zu, den bereits Lessing in seinem letzten dramatischen Werk zur Anwendung gebracht hatte. Die Bühne aber bleibt in Iffland und Kotzebue dem realistischen Drama, das durch die Darstellung plattester Wirklichkeit, hausbackener Moral und weichlicher Sentimentalität, wozu sich bei Kotzebue noch eine starke Dosis Lüsternheit gesellt, immer mehr und mehr herabsinkt. Unterdessen verfolgen Goethe und Schiller abseits des großen Stromes, einsam und nur von wenigen verstanden, ihre Ziele. In schneller Folge dichtete Schiller seine großen Dramen vom „Wallenstein“ bis zum „Wilhelm Tell“, während Goethe sich bemühte, eine diesen Dramen entsprechende Schauspielkunst zu schaffen. Witkowski sagt, Schiller habe danach gestrebt, „mit dem antiken Fatalismus die Forderung sittlicher Freiheit zu vereinigen.“ Aber in keinem seiner Werke sei der Versuch, „diese entgegengesetzten Kunst- und Weltanschauungen zu verbinden“, völlig geglückt. Gegen diese Sätze W.'s lassen sich starke Einwendungen machen. Ist die griechische Kunst- und Weltanschauung, wie sie in den großen Tragödien eines Aeschylos und Sophokles zur Anschauung kommt, in der Tat der unsrigen entgegengesetzt? Ist es wirklich so, daß wir dort nur Fatalismus, hier die Forderung der sittlichen Freiheit haben? Mir hat sich bei wiederholter genauerer Prüfung der antike Fatalismus, soweit dabei Aeschylos und Sophokles in Betracht kommen, als unzutreffend, als nicht vorhanden erwiesen. Mir scheint, daß

Äschylos und Sophokles diesem Fatalismus, wie er sich wohl bei der ungebildeten Masse, nicht aber in der antiken Welt überhaupt geltend machte, zu Gunsten einer geläuterteren Anschauung in ihren Tragödien zu steuern suchten, indem sie im künstlerischen Bilde dartaten, daß im Geschick des Menschen in letzter Linie doch nicht das Fatum, sondern der Wille des Menschen das Ausschlaggebende ist. Ein Beispiel — die Antigone. Die Heldin geht nicht schuldlos in einem Konflikt der Pflichten zugrunde, nicht daran, daß sie dem höheren Sittengesetz vor dem Staatsgebot Folge leistet, sondern daran, daß sie, in ihrem jähen Sinn dem Schicksal vorgreifend, sich selbst das Leben nimmt, wo Versöhnung und Rettung bereits auf dem Wege sind. Ihr Wille tötet sie, nicht das Fatum. Und der vielberufene König Ödipus? Dieses Stück des Sophokles ist es ja gerade, das den modernen Leser an dem Glauben festhalten läßt, der Fatalismus sei die Lebensluft der griechischen Tragödie. Das Los des Ödipus war diesem durch Göttersprüch lange vor seiner Geburt vorausgesagt und so verfiel er gänzlich ohne Schuld und Fehl seinem unentrinnbaren Geschick. Und das hätte Sophokles in seiner größten Tragödie dargetan? Wahrlich, dann hätte einer der größten Dichter aller Zeiten den unkünstlerischesten Stoff in unkünstlerischester Weise behandelt. Ich glaube, die Aufgabe, die sich Sophokles stellte, war eine andre, in gewissem Sinne der entgegengesetzt, die ihm untergeschoben wird. Ich meine, er wollte dartun, und zwar so dartun, daß es dem Zuschauer in seinem Empfinden zur unumstößlichen Gewißheit wird, nicht, daß erbarmungslos und unabänderlich geschieht, was die Götter nach ihrer Willkür vorausbestimmen, sondern daß die Götter nur vorausehen und voraussagen, was dem Charakter des Menschen gemäß und aus seinem Wollen heraus geschehen wird. Ödipus verfällt unrettbar der Verkettung der Umstände, aber er verfällt ihr, weil er so war, wie er war. Seine Gemütsart mußte ihn ins Verderben stürzen. Die Kunst des Sophokles bestand darin, den Stoff so zu formen und zu modeln und die Handlung so zu führen, daß der Zuschauer trotz des vorausgehenden Göttersprüchs diese Gewißheit gewann. Der Dichter wählte sich zu seiner Aufgabe den scheinbar ungeeignetsten Stoff, an dem ein Talent notwendig hätte scheitern müssen, das aber in den Händen des Genies zum geeignetsten wurde, weil es seine ganze Kunst an ihm beweisen konnte. Und Sophokles hat die Aufgabe gelöst, nicht nur für den Griechen, sondern auch — das abgezogen, was jeder, auch der größten Dichtung Zeitliches anhaftet — für den modernen Menschen, der normal denkt und empfindet, er hat die Aufgabe gelöst, soweit sie sich überhaupt lösen läßt. Denn im letzten Grunde bleibt für den Sinnenden hier wie in jeder echten Tragödie ein ungelöster Rest nach. Das liegt aber nicht an dem Vermögen des

Dichters oder dem Unterschied von antiker und moderner Weltanschauung, sondern daran, daß die Tragödie ihrem Wesen nach bis auf den Urgrund des Seins geht, daß sie die tiefsten Menschheitsprobleme behandelt, die ganz ohne Rest zu lösen dem Menschen nie gelingen kann. Es sind das die Fragen über die Vereinbarkeit von Notwendigkeit und Freiheit, von göttlicher Allmacht und Heiligkeit und der Existenz des Bösen, kurzum über den letzten Zusammenhang der Dinge. Diesen Zusammenhang denkend zu ergründen, bleibt dem Menschen versagt, will er dennoch die Kluft überbrücken — und es liegt in der menschlichen Natur, dies zu wollen — so kann er es allein aus dem seinem Gefühl innewohnenden Glauben. Die griechische Tragödie, auf religiösem Boden entstanden, hat auf ihrer Höhe dieses religiöse Element nicht verleugnet, sondern in Aeschylos und Sophokles den Götterglauben in die rechten, gesunden Bahnen zu lenken gesucht. Das gerade gab ihr ihre hohe Würde und ihren Wert für alle Zeiten, und auch die moderne Tragödie wird sich, sofern sie nicht nur Zeitdichtung sein, sondern Menschheits- und Ewigkeitsdichtung bleiben will, in ihrem letzten Grunde des religiösen Elements nie ganz entschlagen können. Das hatte Schiller erkannt, und deshalb wandelte er, so modern er dachte, doch auf den Spuren der Alten. Was bei Schiller anfechtbar erscheint, ist die oft unzureichende Verknüpfung von Ursache und Wirkung in seinen Dramen. Wir glauben nicht an die Notwendigkeit des Schicksalsverlaufs, weil uns die Hamartie als künstlich konstruiert, als eine fiktive erscheint. Schiller hat dies zuletzt selbst erkannt und schlug in seinem „Demetrius“ eine andre Richtung ein, wie der Plan erweist. Hier hätte es eine streng folgerichtige, gradlinige Entwicklung gegeben, wie bei den Alten und Shakespeare. W. sagt, Schiller wäre, als ihn der Tod hinraffte, auf dem Wege zu einem realistischen Stil, welcher das Schicksal des Menschen ausschließlich aus seinem Wollen ableitet, gewesen, zählt aber den „Demetrius“ noch zu den verfehlten Werken alten Stils. Da wäre es interessant, zu hören, woher W. die Kunde von dem Wandel in den Kunstanschauungen Schillers hat. Bisher schloß man meines Wissens auf sie gerade aus dem „Demetrius“.

Schiller hatte, wie Goethe sagt, für das deutsche Theater „dichtend und bestimmend“ gearbeitet, Goethe selbst „belehrend, übend und ausführend“. Schiller starb, 45 Jahre alt, noch im Aufsteigen seines Schaffens, Goethe aber wandte der Bühne, für die er Jahrzehnte rastlos tätig gewesen war, verärgert und an allem verzweifelnd, für immer den Rücken.

Den ersten Zeitraum des 19. Jahrhunderts, die Jahre von 1800—1830, charakterisiert W. zusammenfassend in folgender Weise: „Die herrschende literarische Richtung der ersten drei Jahrzehnte, die Romantik, war dem dramatischen Schaffen nicht günstig.

Die Romantiker haben der Bühne kein einziges Werk zu dauerndem Besitz geschenkt. Die großen dramatischen Dichter dieses Zeitraums, Kleist und Grillparzer, gingen ihre eigenen Wege, der erste kaum beachtet, der zweite nach den großen Erfolgen seiner ersten Werke bald durch Unverstand und Verbitterung vom Theater fortgescheucht. Das Feld der Tragödie gehörte den Nachahmern Schillers, für Schauspiel und Lustspiel blieben Iffland und Kotzebue Herrscher und Vorbilder. Nur das Dialektstück und die romantische Oper entfalteten sich zu selbständiger neuer Blüte."

Es ist hier meines Erachtens als besonders charakteristisch hervorzuheben: An einer Fortentwicklung der großen dramatischen Dichtung fehlte es also nicht, im Gegenteil, kaum ist Schiller tot, so ersteht Heinrich von Kleist, ein Dichter, der an mächtigem Impuls und in der Kunst, scharf zu charakterisieren und das historische Kolorit zu treffen, Schiller überlegen ist. Und unmittelbar auf Kleist folgt Grillparzer, ein Nachfolger Schillers und Goethes, insofern er die „großen reinen Linien der Menschheit nie verschwinden ließ", aber zugleich in seiner Kunst, zu individualisieren und subtilste psychologische Konflikte darzustellen, ein Mehrer des klassischen Erbes und dem Streben der Gegenwart weit näher stehend, als er selbst vermutete. Aber nun das Schauspiel: Sie sind da, aber sind, weil groß, auf keine literarische Koterie, keine Klique eingeschworen, ja stehen zu diesen in einem ausgesprochenen Gegensatz und — kommen (deshalb?) nicht zur Geltung. Sie sind da und mit ihnen Fülle und Reichtum, Bühne und Publikum aber nähren sich von der rohen Speise, die ihnen die auf dem Boden der Romantik erblühte Schicksalstragödie bietet, und den Brosamen vom Tische eines Raupach, der vielleicht der platteste und seichteste unter allen denen war, die Schillers Dramatik veräußerlichten. Ein seltsames Schauspiel, und doch ein Schauspiel, das sich bereits wiederholt, denn zu Ende des 18. Jahrhunderts haben wir ungefähr dasselbe Bild. Und ein Schauspiel, das uns im nächsten Zeitraum von 1830—1835 aufs neue begegnen wird.

Von diesem Zeitraum sagt W. zusammenfassend: „Alles kräftige Vorwärtsstreben scheint erloschen zu sein; die allen ausgenutzten Stoffgebiete werden mit immer geringerem Ertrage angebaut, die erstarrte Form widerstrebt jedem Versuch zu Neuerungen. Ein äußerer Schönheitskultus ist das höchste Ziel; die Sittlichkeit wird zu gunsten einer konventionellen bürgerlichen Moral unterdrückt. Alles Zeitgemäße wird von den vornehmen Dichtern als gefährlich und kunstwidrig ängstlich vermieden, während einige oppositionelle Naturen ihrem Ingrimm gegen die bestehenden Verhältnisse mit roher und formloser Verachtung von Satzung und Sitte Luft machen.

Das bürgerliche Drama ernster und heiterer Art büßt den tüchtigen Gehalt, den ihm das Standesbewußtsein und die Behandlung der sozialen Gegensätze früher verliehen hatte, ein und will nur noch Unterhaltung bieten. Die Phantastik der Zauberposse, der gesunde Humor des Volksstückes geht zu Grunde in unflätiger Gemeinheit und fadem Wortwitz. Die Schauspieler verlieren das ernste Streben nach Wahrheit und die Unterordnung unter ihre Aufgaben. Virtuosen mißbrauchen die großen Werke der Klassiker zum Spielball ihrer verblüffenden Künste und zerstören das Zusammenwirken, die Sorgfalt der Einstudierung, der äußere Schmuck der Szene, der Gehorsam gegen die Anweisungen des Dichters und die Ehrfurcht vor dem Wortlaute des Werkes gehen allmählich ganz verloren."

Und zum Schlusse dieses Überblickes heißt es: „Als eine Reihe von gewaltigen Kriegstaten und das Genie Bismarcks das Denken und Streben aus dem luftigen Bereiche der Ideale auf den festen Boden der Wirklichkeit herabführte, da ging der Kunst, und besonders dem Drama, die letzte Stütze verloren, die sie vor völligem Versinken in äußerlichen Formenkultus und andere Genußsucht bewahrt hatte. Die Jahre von 1870—1880 sind die traurigsten in der Geschichte des neueren deutschen Dramas geworden."

Alles in allem genommen dasselbe Bild, meint W., wie in der Periode von 1800—1830.

Und dabei ist in dieser Zeit von 1830—1885 zu konstatieren, zunächst: regstes, reichstes Schaffen auf dem Gebiete der Lyrik, eine bisher nie dagewesene Fülle, und nicht nur Fülle, sondern auch Fortentwicklung nach Inhalt und Form, und in der Epik die Geburt des realistischen Romans und seine und der Novelle Ausgestaltung bis zur künstlerischen Höhe. Wir haben also eine Zeit großen und zum Teil größten poetischen Wollens und Könnens, die man nicht mit Unrecht das silberne Zeitalter genannt hat. Und einen Blick auf das Feld des Dramas geworfen: Noch lebt und schafft Grillparzer, wenn er auch in den letzten 30 Jahren nichts mehr veröffentlicht, und neben ihm erscheinen Hebbel, Ludwig und dann etwas später Anzengruber. W. nennt Hebbel den größten Dramatiker, den Deutschland nach der Zeit der Klassiker hervorgebracht hat. Er ist absoluter Realist und dabei der Dichter der verwickeltesten und modernsten Probleme, der deutsche Ibsen lange vor Ibsen. Fast alle Lebens- und Gesellschaftsprobleme, auf die wir bei Ibsen stoßen, finden wir bereits bei Hebbel behandelt, mit derselben Schärfe und auf einer viel größeren, allgemeiner gültigen und daher poetischeren Basis. Von Hebbel haben wir das erste und größte ganz moderne soziale Drama, seine „Maria Magdalena". Bei der Prüfung dieser

bürgerlichen Tragödie Hebbels erkennt man deutlich, wie Ibsen auch in seiner Technik ganz auf den Schultern Hebbels steht. „Mit „Maria Magdalena“ sagt W., beginnt das soziale Drama der Gegenwart, das nicht mehr den Gegensatz der Stände in leidenschaftlichen Zusammenstößen vorführt, sondern die Gesellschaft schildert und ihre Gebrechen aufdeckt. Deshalb wird hier an Stelle der Handlung die Zustandszeichnung das Wichtigere, und eine neue Technik ist die Folge. Nur die letzten Stadien eines Schicksalsverlaufs, der durch die allgemeinen Zustände ebenso sehr wie durch die Eigenheit der beteiligten Menschen bedingt ist, werden vorgeführt, und von hieraus wird analytisch die Notwendigkeit alles Vorausgehenden abgeleitet. Die hauptsächlichste Schwierigkeit dieser Technik beruht darin, alle notwendigen Voraussetzungen im Laufe der Handlung lückenlos und zugleich ungezwungen dem Dialog sich einfügend, so mitzuteilen, daß die Spannung der Zuschauer bis zum Schlusse erhalten bleibt und die Handlung anhaltend fortschreitet.“ Und das führt Hebbel mit eben solcher Meisterschaft durch wie Ibsen.

Der zweite große Dramatiker dieser Periode ist Otto Ludwig. Leider beeinträchtigten seine unablässigen theoretischen Untersuchungen die in ihm von Natur wohl vorhandene naive poetische Schaffenskraft. Von ihm haben wir das zweite große bürgerliche Trauerspiel dieser Epoche, den „Erbförster“. Wieder wird hier von der größeren dichterischen Befähigung mit einem Griff vorweggenommen, was spätere kleinere Talente langsam tastend nachschaffen und so allmählich zu dichterischem Allgemeingut machen: Der „Erbförster“ ist das erste und zugleich bedeutendste Milieudrama. Im Stil der größeren Tragödie verfaßt sind die „Makkabäer“. „Wir haben hier einen jener Ansätze zur dramatischen Massenpsychologie, wie in Kleists „Robert Guiskard“, in Hebbels „Judith“. Beiden ist Ludwig in der Zerlegung und Zusamenfassung der Gesamtinstinkte und -Stimmungen durch einzelne Sprecher mindestens ebenbürtig.“ Das Zeit- und Rassenkolorit ist in hervorragender Weise getroffen. Leider leidet das große Stück an einer gewissen Unruhe in der Komposition. Das Interesse springt von einer Hauptperson auf die andere über. „Gradlinig, einfachst und gedrängt, geschlossen, ja kein Verästeln“, so bestimmt Ludwig zutreffend die Richtung der Tragödie; zu seinem Schaden folgt er dieser Maxime nicht immer.

Der dritte Dramatiker dieser Periode, Anzengruber, hebt das Volks- und Bauernstück hoch hinaus und drückt ihm durch sein Schaffen den Stempel der Klassizität auf Er erkennt richtig, daß die lehrhafte Tendenz zum Wesen des Volksstückes gehört und bleibt deshalb dieser Tendenz immer treu. „Die Guten werden belohnt, die Schlechten gebessert; aber nicht der äußere Verlauf

der Handlung ist die Ursache des Wandels, sondern das innere Schicksal, das die Menschen läutert und zur Selbsterkenntniß leitet." Weil Anzengruber an die Menschheit glaubt, wird er in einer Zeit des Pessimismus der Dramatiker des Optimismus, und weil er in seinen Bauernstücken kraftvoll, anschaulich und bühnengerecht die großen Fragen und Anliegen der Menschheit zu behandeln weiß, wird das Bauernstück durch ihn klassisch.

Aber Anzengruber hat dasselbe Schicksal wie Hebbel und Ludwig; jenem wie diesen steht das Publikum fremd und verständnislos gegenüber, und die Bühne erschließt sich allen dreien nur widerwillig und vorübergehend. Man wandelt in den alten, ausgetretenen Alltagsschuhen weiter. Wieder dasselbe Bild!

Im Grunde genommen stellt sich alle drei Male, 1800, 1830 und 1885, das Resultat so. Die Schulen, die literärischen Richtungen verkünden mit lauter Stimme, daß sie den Geist der Zeit haben und machen den literärischen Markt, und Publikum und Bühne gehen auf diesen Markt und kaufen Außerhalb der Schulen und außerhalb des Marktes und scheinbar auch außerhalb des Geistes der Zeit stehen die großen Dramatiker. In Wahrheit aber sind sie es, die, wenn auch anders, als die Schulen es meinen, im Geiste der Zeit und zugleich über diese Zeit hinaus im Geiste aller Zeiten und der Menschheit ihre Werke schaffen.

Wie gestaltet sich nun die Entwicklung weiter, in der letzten Periode von 1885 1900?

Als neue literarische Richtung tritt zunächst der Naturalismus auf. W. charakterisiert ihn zutreffend folgendermaßen: „Der Naturalismus wählt seine Stoffe ausschließlich aus dem Leben der Gegenwart und zwar vorzugsweise aus den Gebieten des Niedrigen, Häßlichen, moralisch Anstößigen, die bisher der künstlerischen Behandlung verschlossen waren; er bietet statt Handlungen genau beobachtete Bilder und einzelne Vorgänge, die als typisch für den Zustand der Gesellschaft gelten sollen. Außerdem werden den vorgeführten Gestalten annormale, krankhafte Eigenschaften beigelegt, die aber ebenfalls, als Ergebnisse der widernatürlichen Bedingungen des modernen Lebens, typische Bedeutung beanspruchen. Alles wird aus physiologischen und pathologischen Ursachen abgeleitet. Das Kausalitätsgesetz herrscht unbedingt, vertreten durch naturwissenschaftliche Hypothesen, wie die Vererbung und die Beeinflussung des Willens durch die Suggestion, und durch die Theorie des Sozialismus. Statt starker Aeußerungen der Leidenschaft dient nur das Gespräch als Mittel der Charakteristik und des Fortschreitens der Ereignisse. Unwillkürliche Andeutungen statt absichtlicher Mitteilungen, scheinbare Gleichstellung des Wesentlichen und Unwesentlichen, Vermeidung des Monologs und alles dessen, was nur zur Aufklärung des Zuschauers dient, und die genauesten Vorschriften für alles Außer-

liche sollen die vollständige Illusion ohne jede Mitwirkung der Phantasie des Zuschauers herbeiführen. Die einzige Tendenz ist angeblich der Kampf gegen die Lüge, die Heuchelei, das Veraltete in Kunst und Leben. Dabei wird aber meist das Urteil vom Standpunkt jugendlicher Unreife und extremer politischer und sozialer Bestrebungen gefällt, die mit einem Schlage eine neue Gesellschaftsordnung und eine neue Kunst an Stelle der alten setzen möchten und denen deshalb alles willkommen ist, was den herrschenden Anschauungen ins Gesicht schlägt."

Diese mit lautem Lärm und wildem Fanatismus in die Welt posaunte neue Kunstrichtung, die übrigens gar nicht in Deutschland entstand, sondern aus Frankreich herübergenommen wurde, schuf sich, gleichfalls nach französischem Muster, eine eigene Bühne, um dem Publikum ihre großen Dramen zu veranschaulichen. Und diese „Freie Bühne", wie sie hieß, hielt sich in Berlin, dem Sitz der neuen Richtung, ganze drei Jahre. Dann war es aus, aus, weil es an brauchbaren Werken der naturalistischen Richtung fehlte. Im ersten Jahre waren 10, im zweiten 5 Stücke, im dritten gar nur eins gegeben worden, und davon war ein gutes Drittel nicht deutschen Ursprunges, und mehr als die Hälfte entsprach keineswegs den von dem Naturalismus aufgestellten Kunstgesetzen. Von den Fremden, denen die naturalistische Schule Opfer darbrachte, sind weder Ibsen noch Tolstoi Naturalisten. Ibsen bedient sich nur derselben technischen Mittel wie die Naturalisten, aber er ist Problemdichter, er will Werturteile geben und steht deshalb inhaltlich ganz auf dem Boden der alten Kunst. „Nicht der einfache Zusammenhang von Ursache und Wirkung, wie der Naturalismus verlangt, sondern das Walten eines nur etwas moderner eingekleideten Schicksals bestimmt den Ausgang, der in erster Linie durch höchst komplizierte Persönlichkeiten bedingt ist und dadurch den vom Naturalismus geforderten typischen Charakter einbüßt." Tolstoi aber zeichnet in seiner „Macht der Finsterniß" zwar streng nach der Natur und steigt zu den Tiefen des Lasters hinab, verfolgt jedoch eine christlich moralische Tendenz. Diese Tendenz gerade ist — allem Naturalismus zuwider — der Hauptzweck seiner Dichtung.

Die Grundsätze, die der Naturalismus für das Drama aufstellt, laufen eigentlich alle dem Wesen des Dramas, namentlich des großen, zuwider, und sie streng einhalten, heißt ein Drama schreiben, das nicht dramatisch ist. Daher mißglückte der Versuch, in Deutschland eine neue Bühnenkunst zu begründen, vollständig.

Der Naturalismus als Kunstrichtung ist aus dem philosophischen Pessimismus und Materialismus heraus geboren, und diese beiden philosophischen Grundrichtungen wurden wieder durch das

starke Ueberwiegen der Naturwissenschaften und ihren Einfluß auf das Denken gezeitigt. Da kam Nietzsche und beschenkte die Welt mit seiner aristokratischen Herrenlehre, und die Dichter richteten sich sofort nach ihr ein. Der „Höhenmensch" lebt sich entweder schonungslos aus, oder „er nährt nur in seinem Innern die großen Gefühle, die sich aber nicht in Taten umsetzen, und die großen Anschauungen, die aber nicht zu Erkenntnissen werden, sondern in geheimnisvollen dunkeln Symbolen, unklar, wie sie in ihm aufdämmern, durch sein künstlerisches Schaffen zutage treten." So tritt der Symbolismus als neue dramatische Kunstrichtung auf den Plan. Das Tasten im Nachtbereich der Seele, die passive Hingabe an eine Traumwelt bedeutet hier künstlerisches Schaffen. Die Kunst beginnt beim Symbolismus im Grunde genommen erst da, wo sie sonst aufhört. Aus dem Symbolismus entwickelt sich schließlich die Neuromantik, deren liebstes Stoffgebiet wieder das Märchen wird. „Hier zerfließt alles in luftige, schwebende Gebilde, und nur ein überfeines Gefühl vermag die Seelenregungen des Dichters in ihren hauchartigen Äußerungen nachzufühlen."

Damit scheint die letzte Etappe auf dem Wege der Versuche, das neue Drama zu schaffen, erreicht. Die Resignation macht sich geltend, und man besinnt sich wieder auf Shakespeare, Goethe, Schiller, Kleist und Grillparzer. Das historische Drama und das Problemstück feiern heute ihre Auferstehung.

Und nun die Dichter dieser letzten Periode. W. unterscheidet zwischen Bühnenschriftstellern und dramatischen Dichtern. Die ersteren streben nach dem Wege der sicheren Tantiemen. Zugkräftige Stücke zu schaffen, ist ihr einziges Ziel. Sie stehen allen Kunstgesetzen teils harmlos, teils skrupellos gegenüber. Ich hebe einige von den Genannten heraus: Fulda, ein liebenswürdiges Talent, das der leichten Unterhaltung dient, einer von den mehr Harmlosen, Felix Philippi — „er kennt genau alle die Mittel und Mittel und Mittelchen, mit denen man den Schein einer Handlung vortäuschen, das Empfinden des großen Haufens aufstacheln kann, und er nützt das rohe Interesse am neuesten Tagesinteresse, die Neugier, hinter die Kulissen der Zeitgeschichte zu blicken, ohne jeden künstlerischen Skrupel aus"; Otto Ernst Schmidt, bei dem eine aufdringliche Tendenz mit wahrheitswidrigen Übertreibungen das in jeder Beziehung unzureichende dramatische Talent zu ersetzen sucht, Wilhelm Meyer-Förster, der Verfasser des Zugstückes „Alt-Heidelberg", in dem er „Sentimentalität und das von Poesie umflossene Heidelberger Studentendasein zu dem schmackhaftesten theatralischen Gemenge zusammenrührte."

Das Niveau sinkt immer mehr. Situationskomik und leerer Wortwitz beherrschen schließlich einzig die Situation, jede Rücksicht

auf Zusammenhang und Charakterzeichnung schwindet. Hier finden wir den Namen Oskar Blumenthal. Er betreibt das Schreiben nach den Grundsätzen des skrupellosen Kaufmanns. „Diese Gattung nimmt auf unserer Bühne nach der Zahl der Aufführungen die erste Stelle ein.“ Blumenthal leitet zu den Doppelfirmen hinüber, als da u. a. sind: Blumenthal-Kadelburg, Kadelburg-Schönthan, Schönthan-Moser, Schönthan-Koppel-Ellfeld, Laufs-Jacobi, Walter-Stein.

Den Tiefstand der Bühnenproduktion bedeutet die „ganz heruntergekommene“ Berliner Posse und Wiener Operette, „wo sich zu dem Blödsinn die Ausstellung entblößter Frauenleiber widerlich gesellt.“

Als den hervorragendsten unter den Bühnenschriftstellern der Gegenwart nennt W. — Hermann Sudermann, ein bedeutendes Talent von scharfer Beobachtungsgabe und treffsicherem Darstellungsvermögen. Zweimal versucht er es, nachdem er durch seine „Ehre“ den ersten großen Erfolg errungen hat, ohne Rücksicht auf das Parkett selbständige Wege zu gehen, ein dramatischer Dichter zu werden, beide Male wird er abgelehnt, und reuig beugt er sich und wird ein treuer Diener seines Fünfmarkpublikums. Immer mehr und mehr sinken seine Dramen zu Effektstücken herab. Sudermann macht die Hauptmoden mit, aber er nimmt vom Neuen vorsichtig immer nur so viel, als sein vornehmes Geldpublikum vertragen kann. Er behandelt Tagesprobleme, aber seine Brotgeber werden in seiner Darstellung rücksichtsvoll eliminiert oder schöngefärbt. So wurde er der Erfolgreichste von allen und — der Reichste.

Wir kommen zu den dramatischen Dichtern der Gegenwart. Sie unterscheiden sich von den Bühnenschriftstellern dadurch, daß das Kunstbestreben über den Erfolg gestellt wird. Im allgemeinen hält W. sie „sämtlich“ für Vorläufer, wie die Stürmer und Dränger des 18. Jahrh. es waren Damals rangen sich Goethe und Schiller durch, die Genossen aber scheiterten. „Auch auf den literarischen Schlachtfeldern der Gegenwart haben schon so manche hoffnungsvolle Talente ihre Kräfte nutzlos verströmt, aber von den Überlebenden hat noch keiner den Siegespreis eingeheimst.“ Den einzelnen weiß W. viel Gutes nachzurühmen, mehr als ich zugeben möchte. Ich hebe die Hauptnamen wieder hervor: Georg Hirschfeld, Max Halbe, beide als naturalistische Dichter zu Seiten Hauptmanns schreitend; Otto Erich Hartleben, von keckem Humor und treffend in der Zeichnung — seine Komödie „die sittliche Forderung“ ist eine hübsche Parodie auf Sudermanns „Heimat“, im „Rosenmontag“ aber wird er sichtlich Sudermanns Schüler, er arbeitet hier nach dem bewährten Rezept, „äußerlich getreue Wirklichkeitszeichnungen eines bestimmten Kreises — hier der Offizierswelt —

mit der Nachgiebigkeit gegen die Ansprüche des Publikums zu vereinigen"; Hermann Bahr, eine schwankende, ewig sich wandelnde Erscheinung, as Chamäleon in der Gesellschaft; Arthur Schnitzler — er weiß die Energie des echten Dramatikers mit der Stimmung, die auch ihm die Hauptsache ist, zu verbinden, und ebenso die weiche Behaglichkeit des alten Wiens mit der Frivolität der modernen Großstadt; Franz Wedekind, „eine durchaus lasterhafte, dabei aber durch und durch künstlerische Natur, die von der Begierde zum Genuß getrieben wird, im Genusse vor Begierde verschmachtet und sich selbst ebenso verhöhnt, wie die, welche an irgend einen höheren Zweck in seinem Schaffen glauben"; Hugo von Hofmannsthal, ganz Stimmungsdramatiker, der in schönen Formen und Farben schwelgt, dem aber jedes stärkere Empfinden, jede Leidenschaft abgeht.

Für den hervorragendsten Dramatiker der Gegenwart hält W. Gerhard Hauptmann. Über keinen schwankt das Urteil so, wie über ihn. Die einen stellen ihn neben die Größten, die anderen reißen ihn in den Staub. W. nimmt in seinem Urteil die Mittellinie. Dennoch aber, und so viel Rühmendes er an den einzelnen Werken hervorhebt, meint er, von den dreizehn Dramen Hauptmanns werde sich kaum eins dauernd behaupten; „aber sie alle, die besten wie die mißlungenen, werden in der Geschichte als Denkmäler dieser wirren, unsicher umhertastenden Zeit fortleben." Er hält also auch Hauptmann für eine zeit- und literarhistorische Größe. Gegen Hauptmanns Größe spricht, ganz abgesehen von allem Uebrigen, die Tatsache, daß er sich schwankend in allen Richtungen versucht und bis zur Stunde noch nicht zu einem selbständigen Stil und eigener Weltanschauung durchgearbeit hat. Der große Dichter steht trotz aller Entwicklung im Flusse seiner Zeit über den Richtungen und findet seinen Halt in sich selbst. Ich möchte denjenigen beistimmen, die von Hauptmann sagen, daß er seiner Anlage nach durchaus nicht Dramatiker, sondern der Dichter der kleinen intimen Novelle ist.

Noch einen möchten wir zum Schluß nennen, den W., wie uns scheint mit Unrecht, der Periode von 1885 beizählt, das ist Ernst von Wildenbruch. W. meint, bei den edelsten Absichten, ausgestattet mit den wertvollen Eigenschaften eines starken Temperaments und eines sicheren Blickes für das Bühnenmäßige, habe Wildenbruchs Talent dennoch dem deutschen Drama wenig Heil gebracht. Mir scheint dieses Urteil zu hart. Schon der Umstand, daß Wildenbruch in diesen Zeiten und bei diesen Kunstrichtungen das Drama großen Stils gepflegt hat, bleibt ein dauerndes Verdienst. Dabei hat er, was an dem Neuen wirklich Fortschritt war, durchaus erkannt und nach seinen Kräften zu verwerten gesucht, so daß seine Dramen merklich in vielem die Züge einer

neuen Zeit und Kunstrichtung tragen. Allerdings zeigt er mehr Temperament als wirkliche Leidenschaft, und seine Kompositionen erscheinen nicht wie mit Notwendigkeit aus sich selbst erwachsen, sondern klug bühnengerecht gemacht, und so ist er in seinem letzten Wesen mehr Theatraliker als Dramatiker, ein Edler zwar, aber kein Großer.

In Summa stellt sich uns das Resultat für den letzten Zeitraum so: Viel Kunstrichtungen, die sich schnell überleben, viel Reden und Theoretisieren über die ganz und absolut neue Kunst, die kommen soll, aber kein Dichter, kein Großer, der die Zeit überdauern wird. Die Tische waren gedeckt und der Gäste kamen viele, aber bisher keine im festlichen Gewande.

Für das gesamte Jahrhundert ergibt sich nach W. folgendes: Die große Tragödie blieb im wesentlichen unverändert. „Für die wichtigsfugste Funktion, die dem Drama im Gesamtkreis der Künste zerfällt: durch sichtbare Vorführung innerer und äußerer Vorgänge auf die breitesten Schichten des Volkes eine unmittelbare tiefe ästhetische Wirkung auszuüben, kommen heute noch neben den großen Werken der klassischen Zeit nur Kleist und Grillparzer in Betracht, während sich für Hebbel und Ludwig erst ein größerer Kreis von verständnisvollen Anhängern bildet.“ Das höhere Drama hat weder gesicherte formale Fortschritte, noch eine der Zahl nach bedeutende Vermehrung an Besitzstücken zu verzeichnen.

Die mittleren Gattungen, Schauspiel und Lustspiel, sind dagegen nach Form und Inhalt nicht unwesentlich gewachsen, und zwar in zwei Absätzen, zuerst durch Einfluß des französischen Intriguenstückes, aus dem eine gewandtere Führung der Handlung und des Dialogs gewonnen wurde, dann durch Ibsen und den Naturalismus, indem der Stoffkreis erweitert, die Charakterzeichnung vertieft und eine erhöhte Illusion durch eine analytische Technik bewirkt wurde.

Schwank, Posse und Volksstück dagegen bieten das Bild stetigen Verfalls, der durch einzelne bessergesinnte und höher begabte Dichter nicht aufgehalten wurde.

Der Gewinn ist also ein im ganzen bescheidener, er beschränkt sich auf das mittlere Gebiet. Zu betonen aber ist, daß die neue Technik, wie sie namentlich durch Ibsen hier geläufig geworden ist, sich für das große Drama bisher nicht als brauchbar erwiesen hat.

K. Stavenhagen.



Geschichte der deutschen Landwirtschaft.

Seit dem Erscheinen der Geschichte der deutschen Landwirtschaft von Ed. Langethal 1847—56 besaßen wir keine zusammenfassende historische Darstellung der deutschen Landwirtschaft. Dieser Mangel mußte umsomehr empfunden werden, als das Langethalsche Buch, so tüchtig es an und für sich ist, weder was Forschungsmethode noch was Beherrschung der rechtshistorischen und sozialpolitischen Verhältnisse betrifft, auf der Höhe der derzeitigen Wissenschaft steht, auch das letzte für die die technische Entwicklung der Landwirtschaft so bedeutungsvolle Jahrhundert nicht behandelt und als ferner die wirtschaftlichen Probleme immer mehr in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt sind.

Daß diesem Mangel nicht früher abgeholfen worden ist, läßt sich wohl aus dem Umstande erklären, daß die Rechts- und Wirtschaftshistoriker sich scheuten einen Stoff zu behandeln, der die gründliche Kenntnis der technischen Seite der Landwirtschaft erforderte, eine Kenntnis, die ihnen der Natur der Sache nach in den weitaus meisten Fällen abgehen mußte. Dieser Umstand läßt es auch erklärlich erscheinen, daß die ältere empirische Landwirtschaft wiederholt, sowohl zusammengefaßt als auch in monographischer Darstellung, behandelt worden ist; ich erinnere nur an Georg Hanssens klassische „Agrarhistor. Abhandlungen", an A. Meitzen's „Boden des preuß. Staates" und „Siedelungen und Agrarwesen der Germanen", an v. Inama Sterneggs „Deutsche Wirtschaftsgesch.", K. Lamprechts „Deutsche Wirtschaftsgeschichte im Mittelalter", an R. Hildebrands „Recht und Sitte", W. Roschers und E. Gotheins Schriften und endlich an die Schriften G. Fr. Knapps und der Straßburger Schule. — Das Hauptgewicht aller dieser Schriften liegt aber nicht in der Darstellung der Landwirtschaft als Wirtschaftsbetriebes, sondern in der Untersuchung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung.

So ist es denn mit Freude zu begrüßen, daß ein als hervorragender Kenner des Landwirtschaftsbetriebes und als Sozialökonom bekannter Universitätslehrer, wie Prof. v. d. Goltz, es unternommen hat, uns eine zusammenfassende „Geschichte der deutschen Landwirtschaft"[1] zu bieten, ein Gelehrter,

[1]) 2 Bde. Stuttg. u. Brln. J. G. Cotta. 1902. 1903.

der als theoretischer und praktischer Landwirt wie kein andrer geeignet war, die Lücke in der deutschen Wirtschaftsgeschichte auszufüllen. Unser Urteil über das Buch können wir dahin zusammen fassen, daß seine Stärke in der genetischen Darstellung des Land wirtschaftsbetriebes der beiden letzten Jahrhunderte, sowie der modernen Arbeiterfrage liegt. Was die ältere Landwirtschaft und insbesondere was die Sozialgeschichte der agrarischen Bevölkerung betrifft, so bietet v. d. Goltz nichts wesentlich neues, sondern beschränkt sich auf die Wiedergabe eines Teils der eingangs erwähnten wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen. Hierbei zeigt er einerseits eine Neigung zum Generalisieren, die nicht allein aus dem Bestreben einer alle deutschen Verhältnisse kurz zusammenfassenden Darstellung erklärt werden kann; anderseits geht er der Auseinandersetzung mit neuen sozialen Theorien aus dem Wege; so findet sich z. B. kein Wort über die jedenfalls beachtenswerten Ansichten R. Hildebrands und W. Wittichs von den sozialen Zuständen der germanischen Vorzeit, obgleich diese Periode eingehend behandelt wird. Was mir jedoch der schwerste Fehler zu sein scheint, ist, daß v. d. Goltz die sozialwirtschaftlichen Verhältnisse des ganzen deutschen Reiches unter einen Hut zu bringen sucht. Das ist m. E. ganz unmöglich. Die agrarischen Zustände des keltisch-germanischen Deutschland und des slavischen Deutschland sind in ihrer Entstehung und Entwicklung so verschieden, daß ein gelegentlicher Hinweis auf Abweichungen und andersartige Zustände im westelbischen und ostelbischen Deutschland nicht genügt, um uns klar zu machen, wie heterogen die Verhältnisse hüben und drüben sind. Um nur ein Moment hervorzuheben: die Leibeigenschaft des Westens war sowohl begrifflich als auch besonders in ihrer praktischen Wirkung ein ganz andres Gebilde, wie die ostelbische Leibeigenschaft Mit welcher plastischen Schärfe hat uns das Knapp in seinem Buche „Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit“ vor Augen geführt! Bei Goltz wird dieser Gegensatz nicht berührt, ja bei der Darstellung der Bauernemanzipation heißt es (I. S. 433): „Im westelbischen Teil des deutschen Reiches war die Lage der bäuerlichen Bevölkerung durchschnittlich eine günstigere, als im ostelbischen. — Aber auch im westelbischen Deutschland befand die weitaus überwiegende Mehrzahl der Bauern sich im Zustande der Leibeigenschaft oder der Gutsuntertänigkeit.“

Da im Vorhergehenden von der Leibeigenschaft in den Ostsee ländern Deutschlands, also in ihren schlimmsten Auswüchsen die Rede war, so wird beim Leser die Vorstellung hervorgerufen, daß im Westen derselbe Umstand, wenn auch nicht praktisch, so doch rechtlich geherrscht habe. — Die Folge dieser generalisierenden Darstellungsweise ist die, daß wir zuerst – für die Periode bis zu den großen Bauerkriegen — die Geschichte des deutschen Westens

und für die spätere Zeit die Geschichte des deutschen Ostens als „Geschichte der deutschen Landwirtschaft“ erhalten.

Die vom Verfasser gelegentlich gegebenen Hinweise auf die territorialen Verschiedenheiten der Entwicklung genügen, wie bereits erwähnt, nicht, um den mit den Verhältnissen nicht genau vertrauten Leser auf diese Tatsache aufmerksam zu machen. Aber auch bei sorgfältigster Auseinanderhaltung der territorialen und zeitlichen Verschiedenheiten ließe sich m. E. keine Geschichte der gesamt-deutschen Landwirtschaft nach der von v. d. Goltz gewählten Disposition schreiben, ohne daß die Übersichtlichkeit des Stoffes empfindlich leiden würde. Denn tatsächlich ist das einzige Moment, das für die konforme Behandlung der beiden geographischen Hälften des deutschen Reiches spricht, deren staatsrechtliche Zusammengehörigkeit seit 1870!

Die nationale Zusammengehörigkeit ist bei v. d. Goltz nicht maßgebend gewesen, denn einerseits wären dann Deutsch-Österreich, die Schweiz und die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands mit in den Kreis der Untersuchung gezogen, anderseits die polnischen, dänischen und französischen Gebiete Deutschlands ausgeschlossen worden. Gegen den nationalen Gesichtspunkt ließe sich an und für sich nichts einwenden, im Gegenteil, es würde vieles dafür sprechen, doch müßte in jedem Falle der historische Standpunkt festgehalten werden, daß Gebiete mit heterogener Entwicklung nicht in einen Topf geworfen werden dürfen.

Es muß ohne weiteres zugegeben werden, daß eine solche Darstellungsweise eine gewisse Buntscheckigkeit zeigen würde, doch bedeutet dieser Nachteil wenig gegenüber der Unübersichtlichkeit, die die Darstellung nach bloß chronologischen Gesichtspunkten haben würde, und nichts gegenüber einer generalisierenden Darstellung, die die örtlichen Verschiedenheiten überhaupt nicht hervortreten läßt. — Überdies wäre die Buntscheckigkeit nicht so groß, wenn man im Auge behält, daß die Entwicklung der Agrarverhältnisse bis zum 18. Jahrhundert im germanisch-keltischen Deutschland inkl. die deutsche Schweiz und Deutsch-Österreich einerseits und die im slavischen Kolonialgebiet inkl. die Ostseeprovinzen anderseits doch im Großen und Ganzen homogen verlaufen ist. Die Betonung der territorialen Verschiedenheiten innerhalb dieser zwei großen Gebiete würde keinen Mißklang geben und die Übersichtlichkeit der Darstellung wenig stören.

Fassen wir unsre Erwägungen kurz zusammen, so ergibt sich Folgendes. Die Disposition des v. d. Goltzschen Werkes scheint verfehlt, insofern als der Verfasser sein Untersuchungsobjekt nicht vom Gesichtspunkt der nationalen und historischen, sondern der staatsrechtlichen Zusammengehörigkeit betrachtet und zu gunsten einer

konformen Darstellung die zwei durch Siedlung und Geschichte verschiedenen Hälften Deutschlands nicht auseinanderhält.

*

v. d. Goltz definiert die Landwirtschaft als „dasjenige Gewerbe, welches die Erzeugung pflanzlicher und tierischer Rohstoffe zum Zweck hat, welches daher mit der Bebauung des Bodens sowie mit der Zucht und Pflege der Haustiere sich beschäftigt." Die Landwirtschaft ist die älteste Form gewerblicher Tätigkeit; überall dort, wo die Bevölkerung sich so stark vermehrt, daß zu ihrer Ernährung die bloße Okkupation der Naturprodukte nicht ausreicht, muß zur Landwirtschaft gegriffen werden. Zunächst zähmt und züchtet man solche Tiere, die zur regelmäßigen Nahrung dienen können; um größere Massen von Haustieren dauernd zu ernähren, ist man genötigt neue Weideplätze aufzusuchen. So entsteht die erste Phase der Landwirtschaft: das Nomadentum. Doch bald genügt diese Wirtschaftsform allein der anwachsenden Bevölkerung nicht mehr. Man beginnt solche Gewächse anzupflanzen, die neben den Produkten der Viehzucht zur regelmäßigen Nahrung dienen können. Die Viehzucht tritt im Laufe der Zeit immer mehr in den Hintergrund gegenüber dem Anbau von Nutzpflanzen; das Halbnomadentum geht über in den Ackerbaubetrieb, die eigentliche Landwirtschaft. Dieser Betrieb bedingt feste Wohnsitze, an ihn knüpft sich die Bildung geordneter Gemeinwesen, aus denen allmählich Staaten entstehen. So ist die Landwirtschaft Wurzel und Grundlage des Staates.

Von der Landwirtschaft waren in den älteren Kulturperioden alle andern Gewerbe abhängig, deren Loslösung sich später langsam vollzog. Doch stehen viele Gewerbe bis auf den heutigen Tag in direkter Abhängigkeit von der Landwirtschaft. Ihre wichtigste Aufgabe, der auch die Viehhaltung dient, war und ist aber die Ausnutzung der produktiven Kräfte des Bodens, durch dessen Eigenschaften der Charakter der Landwirtschaft bestimmt wird. — Der Boden hat drei Eigenschaften, durch die er sich von den übrigen Produktionsmitteln unterscheidet, er ist unvermehrbar und unbeweglich, d. h. seine Ausdehnung und Produktivität haben von der Natur gesetzte Grenzen, während die Vermehrung der auf die Erzeugnisse des Bodens angewiesenen Menschheit unbegrenzt ist. Infolgedessen kann der Boden nicht immer den an ihn gestellten Ansprüchen genügen, wie dieses in Deutschland und in andern europäischen Kulturstaaten mit dichter Bevölkerung der Fall ist. Der Boden ist ferner aber unverzehrbar, d. h. in seiner produktiven Kraft unerschöpflich, auch der ausgesogenste Boden erholt sich ohne menschliches Dazutun soweit, daß seine Kultur Arbeit und Kapital wieder reichlich vergilt. — Aus diesen drei

Eigenschaften negativer Natur resultiert, daß der Boden dem Einfluß des Menschen nur in bedingtem Grade zugänglich ist.

Diese relative Unzugänglichkeit des Bodens bedingt den konservativen Charakter der Landwirtschaft. Noch heute wie vor tausenden von Jahren wird der Boden mit Hacke, Spaten und Pflug aufgewühlt und bearbeitet und mit Getreide besät, wird allerlei Getier gehalten, das dem Landmann zur Arbeit und Nahrung dient, noch heute wie vor tausend Jahren wird der von den Tieren produzierte Dünger auf den Acker gefahren und bildet das unentbehrliche Mittel, um dem Boden Lockerheit, Feuchtigkeit und Wärme, den Pflanzen die erforderliche Nahrung zu verleihen Bei aller Vertiefung der Erkenntnis, bei aller Ausbildung der Technik ist der Grundcharakter der Landwirtschaft derselbe geblieben. Hierin wird sich auch in Zukunft nichts ändern.

Ein zweites Moment, das den konservativen Charakter der Landwirtschaft bedingt, ist, daß ihre Unentbehrlichkeit, ihre Notwendigkeit für die Ernährung der Menschheit ewig bestehen bleiben wird.

Ein drittes Moment endlich für die konservative Richtung der Landwirtschaft ist der Umstand, daß sie in der Art ihrer Handhabung und in der Größe ihres Erfolges zunächst von den unabänderlichen Gesetzen der Natur abhängig ist. Die größere oder geringere Erkenntnis dieser Gesetze befähigt allerdings den Landwirt, sich ihnen besser anzupassen, verändert aber an ihnen selbst nichts.

Die Beobachtung und empirische Erkenntnis der Naturgesetze ist ebenso alt wie die Landwirtschaft selbst; an dem Niederschlag solcher subjektiven Erkenntnis, den sog. Bauerregeln, haben die Landwirte bis in die neuere Zeit zäh festgehalten Erst im 19 Jahrhundert hat die Naturwissenschaft hierin eine Umwälzung zustande gebracht, indem sie vielfach die empirische subjektive Erkenntnis in eine objektive wandelte. Der Charakter des Berufes oder Gewerbes bestimmt auch mehr oder weniger den Charakter der damit beschäftigten Menschen. So ist auch der Landwirt seinem Denken und Fühlen, seinem ganzen Wesen nach konservativ, nicht selten konservativer als sein Gewerbe. Das gilt ganz besonders vom Bauer, dessen geistige Eigenart nicht nur von seinem Gewerbe allein, sondern auch durch die mangelhafte Schulbildung, Abgeschiedenheit des ständigen Wohnsitzes, Abhängigkeit von dem Wirtschaftssystem der Gemeinde und vor allem seine meist gedrückte rechtliche Stellung beeinflußt werden mußte. Der deutsche Bauer hielt zäh an den von den Vätern überkommenen Gewohnheiten und stand allen Neuerungen mißtrauisch, ja feindlich gegenüber.

Da bis in das 19. Jahrhundert hinein der Landwirtschaftsbetrieb vorwiegend in den Händen von Bauern oder aus ihnen

hervorgegangenen Personen lag, denn der Großgrundbesitzer pflegte nur selten selbst zu wirtschaften, so ist es klar, welch einen Einfluß dieser konservative Charakter der agrarischen Bevölkerung auf die Geschichte der Landwirtschaft gehabt hat. Erst die durchgreifenden Reformen der Rechtsverhältnisse zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die Hebung des Bildungswesens durch Schule und allgemeine Wehrpflicht, und endlich der Aufschwung der Naturwissenschaften haben neues Leben in die starre Masse der landwirtschaftlichen Bevölkerung gebracht. Wir werden hierauf im Laufe unsrer historischen Darstellung noch zurückkommen.

v. d. Goltz unterscheidet vier Perioden der deutschen Landwirtschaft. Die *erste* reicht vom Beginn eines eigentlichen Ackerbaubetriebes bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, umfaßt also den weitaus größten Teil der deutschen Geschichte. Es ist die Zeit der Geburt und Unmündigkeit der Landwirtschaft und ihrer Unfreiheit in den Banden des Dreifeldersystems. — Die *zweite Periode* umfaßt die letzte Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es ist die Zeit der Erkenntnis der Unhaltbarkeit der bisherigen Zustände, die Zeit der Gährung und der Befreiungsversuche. Die *dritte Periode* reichts bis etwa in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Es ist die Zeit der Befreiung, der durchgreifenden Umgestaltung aller agrarischen Verhältnisse, des Überganges von der empirischen zur rationellen Landwirtschaft. — Die *vierte Periode* endlich reicht bis in die Gegenwart und bedeutet die Zeit des Ausbaues der Errungenschaften der vorhergehenden Periode, die Zeit der Entdeckung neuer Naturgesetze und ihrer Anwendung auf die Landwirtschaft. Innerhalb der ersten Periode unterscheidet v. d. Goltz zwei Epochen: die Zeit bis zu Karl dem Großen und die Zeit von diesem bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Über die Landwirtschaft der Germanen, zur Zeit Caesars und Tacitus' ist viel gestritten worden. v. d. Goltz ist der Ansicht, daß der Wirtschaftsbetrieb der alten Germanen weder wilde Feldgraswirtschaft, wie Georg Hanssen und nach ihm Roscher angenommen haben, noch wilde Waldfeldwirtschaft, sondern, wie das schon Arnold in seiner Deutschen Geschichte lehrt, ein halbes Nomadentum gewesen sei. Das Bild, das er gibt, bleibt aber verschwommen und die Frage vorläufig noch ungelöst.

In Bezug auf die soziale Gliederung und die politische Organisation folgt v. d. Goltz der herrschenden Auffassung, ohne sich, wie schon erwähnt, mit den neueren Theorien auseinanderzusetzen. Den geregelten Ackerbaubetrieb übernahmen die Germanen von den Römern. Zuerst finden wir ihn in der Rheinebene und im Dekumatenlande, dem durch den sog. Limes abgegrenzten römischen Germanien im südwestlichen Deutschland. Der Uebergang zum geregelten Ackerbau kann sich natürlich nur ganz allmählich

vollzogen haben. Wenn wir als wichtigste Symptome der Landwirtschaft folgende drei annehmen: 1 Felderwirtschaft mit dauernd getrenntem Getreideland und Grasland, 2 Feldgraswirtschaft mit Wechsel von Getreide- und Grasland und 3. Weidewirtschaft mit vorwiegendem Grasland, so ist es wahrscheinlich, daß die alten Germanen zuerst auf die Feldgraswirtschaft und dann von dieser auf die Felderwirtschaft übergegangen sind.

Die alten Germanen kultivierten von Körnerfrüchten fast nur Hafer, vielleicht hier und da Gerste. Von den Galliern und Römern lernten sie dann außerdem den Roggen und den Weizen (Spelz) kennen; allmählich verdrängte der Roggen den Hafer. Sehr bald lehrte die Erfahrung, daß der Acker höhere Erträge brachte, wenn man die einzelnen Getreidearten im Wechsel miteinander baute; auch daß hierdurch eine gleichmäßigere Verteilung der Arbeit erzielt wurde, da Saat und Ernte der verschiedenen Getreidearten zeitlich auseinanderliegen. Man zerlegte also den Acker in soviel Felder (Fluren) als man Getreidearten baute. Ferner lehrte die Erfahrung, daß der Acker bei ununterbrochenem Getreidebau schnell an Ertragsfähigkeit verlor. So kam man zur Brachhaltung des einen Feldes einen Sommer hindurch, während dessen man dieses Feld gründlicher bearbeiten und düngen konnte. Damit war die Dreiteilung gewissermaßen von selbst gegeben; es folgten einander nun im Wechsel Brache und zwei Sommergetreide oder Brache, Wintergetreide, Sommergetreide. Letztere Fruchtfolge wurde später allgemein. Wann das Dreifeldersystem zuerst in Deutschland aufkam, wissen wir nicht. Die erste urkundliche Erwähnung seines Bestehens stammt aus dem Jahre 971, seitdem finden sich zahllose Belege für seine Handhabung.

Der geregelte landwirtschaftliche Betrieb hatte eine Änderung der Besitzverhältnisse, sowie überhaupt der persönlichen Lage der ländlichen Bevölkerung zur Folge. Ursprünglich war das ganze Land Eigentum der Gemeinde, der Markgenossenschaft. In bestimmten Zeiträumen fanden Verteilungen der Anteile des Gemeindeackers, der Gewanne, unter die Markgenossen statt. Daß ein derartiger Modus den Fortschritt der Bodenkultur hemmen mußte, indem er die Entfaltung der individuellen Kräfte lähmte, bedarf keiner Erörterung. Bei einem so tatkräftigen, individualistisch veranlagten Volke, wie es das deutsche ist, konnte die Erkenntnis dessen nicht lange ausbleiben. Ihre Folge war die Beseitigung des Gesamteigentums am Acker und die Einführung eines privaten Nutzungsrechts der einzelnen Markgenossen, allerdings unter der Voraussetzung einer für alle verbindlichen Betriebsweise, unter dem sog. Flurzwang. Auch die Wiesen gingen später allmählich in Privatbesitz über, dagegen blieben die ständigen

Weiden, die Waldungen und Gewässer, die alle keiner besonderen Pflege bedurften, noch Jahrhunderte hindurch Gesamteigentum der Markgenossen als „gemeine Mark“ oder „Allmende“. Diese Besitzverhältnisse gelten nicht nur für die Dörfer, sondern auch für die Einzelhofe, welche zwei Siedelungsweisen sich von Anfang an in Deutschland finden. Die Siedelungsweise steht in keinem kausalen Zusammenhang mit dem Wirtschaftssystem, wie schon Hanssen nachgewiesen hat, sondern ist eine nationale und geographische Eigentümlichkeit.

Eine weitere bedeutsame Folge des geregelten Ackerbaubetriebes war die Entstehung einer neuen sozialen Gruppe aus den Gemeinfreien und Unfreien des Bauerstandes. Dieser Vorgang brauchte natürlich Jahrhunderte und ist zur Zeit Karls des Großen erst im Werden. Karl der Große bildet einen Markstein in der Geschichte der deutschen Landwirtschaft Seine Domänenwirtschaft wurde vorbildlich für alle übrigen Wirtschaftseinheiten und hat nebst den Wirtschaften der zahlreichen Klöster den nachhaltigsten Einfluß auf die Entwicklung der damaligen Landwirtschaft gehabt. Eine ähnlich hervorragende Bedeutung wie Karl der Große haben in dieser Hinsicht nur noch Friedrich der Große und Albrecht Thaer gehabt.

Die folgende Epoche bis zu den großen Bauernkriegen zeichnet sich durch keinen wesentlichen Fortschritt aus, mit Ausnahme des Garten- und Weinbaues, worin von Klöstern und Städten bedeutendes geleistet wurde. Dagegen fanden große soziale Umwälzungen statt, indem sich die Ausbildung des Bauernstandes endgültig vollzog und sich anderseits Ritter und Bürger in gesonderte Gesellschaftsgruppen differenzierten. Der Bauerstand kam mehr oder weniger in Abhängigkeit vom Ritterstande Nach Ausbildung des Feudalsystems beanspruchten und erlangten vielfach die Ritter eine Art grundherrlichen Obereigentums an Höfen und Wäldern der freien Markgenossen, so daß diese immer mehr auf eine Stufe mit den auf grundherrlichem Boden angesetzten Pächtern sanken, die meist unfreie oder halbfreie Bauern waren. So wurden die Bauern zum großen Teil Untertanen ihrer Grundherren, der Ritter.

Die geschilderte Entwicklung gilt für das südliche und westliche Deutschland, denn erst in dieser Epoche tritt das ostelbische Deutschland in die Erscheinung.

Die zunehmende Bevölkerung verlangte eine entsprechende Steigerung des landwirtschaftlichen Betriebes. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese in extensiver Weise durch räumliche Ausdehnung des Ackerbodens und nicht durch intensivere Kultur vorgenommen wurde. Seit Karl dem Großen fand eine eifrige innere Kolonisation durch Rodung und Besiedelung der weiten

grundherrlichen Waldungen statt. Insbesondere zeichneten sich die Klöster hierin aus.

Seit dem 10. Jahrhundert dehnte sich die Kolonisation auf die außerdeutschen, von verschiedenen slavischen Volkerschaften dünnbesiedelten Gebiete östlich der Elbe aus. Die treibenden Faktoren dieser großartigen Expansion des deutschen Volkes können als bekannt vorausgesetzt werden.

Die Ansetzung deutscher Bauern in den slavischen Gebieten durch die eingeborenen Fürsten oder durch die Eroberer fand meist auf grundherrlichem Boden durch Vermittlung eines Unternehmers, des Burmeisters oder Schulzen statt. Dieser Umstand, sowie das Beispiel der autochthonen Bauern, die meist Leibeigene ihres Herrn waren, mußten von vornherein ungünstig auf die rechtliche Lage der bäuerlichen Bevölkerung einwirken, und zwar immer stärker, je mehr die Verschmelzung der beiden Nationalitäten vor sich ging. Hierzu kam, daß die deutschen Grundherren, wohl an und für sich wie alle Eroberer zu selbstherrlichen Anschauungen neigend, sehr bald diejenigen der slavischen Grundherren über ihre Untertanen annahmen.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den Verhältnissen des Ostens und des Westens bestand ferner darin, daß im ersteren die Wirtschaftseinheiten wegen der geringeren Dichtigkeit der Bevölkerung durchschnittlich weit größer waren als im letzteren. Dies gilt sowohl für die Grundherrschaften, wie für die Bauerhöfe. Im Westen war der Bauer wirtschaftlich meist der Nachbar des Ritters, im Osten wurde er immer mehr und mehr Gutsuntertan seines Grundherrn. Die nächste Folge dieser Entwicklung war allerdings die, daß der einzelne Bauer seine rechtliche Abhängigkeit vom Grundherrn in wirtschaftlicher Hinsicht im Westen weit schärfer spürte als im Osten. Bei dem kulturellen Aufschwung, den der Süden und Westen Deutschlands im 14. und 15. Jahrhundert erlebte, dem Anwachsen des städtischen Reichtums, der Steigerung aller Lebensbedürfnisse, mußte der Ritter, dem sein eigener kleiner Besitz längst nicht mehr die zur erhöhten Lebensführung nötigen Mittel gewährte und deren Rolle als privilegierter Ritter ausgespielt war, darauf bedacht sein, die Leistungen seiner wenigen Hintersassen zu erhöhen. Denn nur hierin oder höchstens in einer höfischen Stellung oder aber im Straßenraube beruhten seine Einnahmequellen.

Im Osten dagegen lagen die Verhältnisse anders. Hier war der Ritter sowohl wohlhabender als auch weniger anspruchsvoll, weil weniger kultiviert. Falls er aber seine Einnahmen erhöhen wollte, griff er zur Vergrößerung seiner Gutswirtschaft. Die Möglichkeit hierzu stand ihm bei der Menge des unkultivierten Landes immer offen, allerdings mußte er dementsprechend die

Arbeitsleistungen seiner Untertanen erhöhen, der Druck verteilte sich aber auf viele Personen und war daher weniger fühlbar. Mir scheint, dieser Umstand und auch das psychologische Moment der wenig freiheitliebenden Stimmung und überhaupt des niedern geistigen Kulturniveaus des slavisch-deutschen Bauernstandes und nicht, wie v. d. Goltz annimmt, die wirtschaftlich günstige Lage der Bauern deutscher Abkunft im Osten, geben die Erklärung dafür, daß die großen Bauernaufstände zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts sich nicht auf den Nordosten Deutschlands erstreckten. Es mag an dieser Stelle auch erwähnt werden, daß v. d. Goltz irrt, wenn er sagt (I. S. 152), daß die Ursachen der verschiedenartigen Entwicklung der agrarischen Verhältnisse im Westen und Osten „bisher noch kaum erörtert worden" sind. Unter anderen hat G. F. Knapp in seiner unvergleichlich plastischen Gestaltungsweise diese Ursachen auf das Deutlichste nachgewiesen.

Die äußere Geschichte der sozialen Revolutionen des 15. und 16. Jahrhunderts, insbesondere der großen Bauernkriege von 1524 und 1525 darf als bekannt vorausgesetzt und unter den mannigfaltigen Ursachen mag hier nur der wirtschaftliche und persönliche Druck hervorgehoben werden. Die Folge war zunächst eine Verschärfung dieses Druckes in allen den Gebieten, wo die Aufstände gewütet hatten. Dann aber trat im ganzen Westen durch die Ausbildung der landesherrlichen Gewalt, die hierdurch bedingte straffere Handhabung der Gesetze, die Unterbringung zahlreicher Ritter in den stehenden Heeren und an den Höfen der Landesfürsten, sowie endlich infolge der durch die Reformation vertieften sittlichen Anschauungen eine allmähliche Besserung der sozialen Verhältnisse des Bauernstandes ein

In der Darstellung dieser Periode, die v. d. Goltz gibt, zeigt sich, zu wie falschen Vorstellungen man durch Generalisieren gelangen kann. Die Zustände, die er (I. S. 215 ff.) als Folgen der Bauernkriege schildert, beziehen sich auf die Mark Brandenburg und Pommern Daß aber die zeitlich mit den Bauernkriegen beginnende Verschlimmerung der bäuerlichen Verhältnisse im östlichen Deutschland in einem ursächlichen Zusammenhang mit den Bauernkriegen gestanden hat, ist keineswegs der Fall, ebensowenig wie sie durch den Einfluß des römischen Rechts, wie man früher allgemein glaubte, zu erklären ist. Die Verschlimmerung ist vielmehr auf rein wirtschaftliche Vorgänge zurückzuführen und bedeutet nur eine Phase der begonnenen Entwicklung.

Die Grundherren, die im deutschen Osten allgemein zu Gutsherren geworden waren, sahen sich, wie schon erwähnt, immer mehr in die Zwangslage versetzt, ihre Gutswirtschaften zu vergrößern, indem sie Wald und Unland in Acker verwandelten. Es

stand ihnen aber noch eine zweite Möglichkeit der Vergrößerung offen, nämlich schon bestehende Bauerhöfe einzuziehen, ja bei dem vielfach herrschenden Streubesitz, z. B. in der Mark Brandenburg, war diese Möglichkeit nicht nur sehr viel verlockender, sondern sozusagen das einzige Rationelle.

Sehr bald nahm das Einziehen der Bauerhöfe, das sog. Legen der Bauern, einen außerordentlich großen Umfang an, besonders in den Gebieten an der Ostsee. Die gelegten Bauern wurden auf Neuland oder kleinen Häuserstellen angesetzt, wobei sich nicht nur ihre sozialwirtschaftlichen Verhältnisse, sondern auch ihre rechtliche Stellung immer mehr verschlimmerten. So bildete sich aus der Schollenpflichtigkeit und Gutsuntertänigkeit in vielen Gebieten die Leibeigenschaft aus, die nicht nur ein überkommener rechtshistorischer Begriff war wie im Süden und Westen Deutschlands, sondern die völlige körperliche Abhängigkeit des Gutsuntertanen vom Gutsherrn bedeutete, die nur durch das dem Zufall unterworfene patriarchalische Verhältnis gemildert wurde.

Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß diese niedergehende Entwicklung der bäuerlichen Verhältnisse des deutschen Ostens weder gleichzeitig noch gleichmäßig in den verschiedenen Gebieten vor sich ging. In einzelnen Ländern, wo die landesherrliche Gewalt den Ständen gegenüber zu stärkerem Ausdruck kam, wie z. B in der Mark Brandenburg, fand sie einen Hemmschuh; ihren niedrigsten Punkt erreichte sie nach dem dreißigjährigen Kriege und zwar in den „Adelsrepubliken" Holstein, Mecklenburg und Neuvorpommern und im polnischen Westpreußen.

Wir haben im Vorhergehenden die sozialen und rechtlichen Zustände der agrarischen Bevölkerung eingehender schildern zu müssen geglaubt, weil die spätere wirtschaftlich so bedeutsame Entwicklung des 18. und 19. Jahrhunderts nur dann vollkommen verständlich erscheint, wenn man die Entstehung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses im Mittelalter genauer kennt Um so kürzer können wir uns bezüglich der Landwirtschaft dieser ein Jahrtausend umfassenden Periode fassen.

Die Landwirtschaft veränderte während dieser Zeit ihren primitiven Grundcharakter so gut wie garnicht. Nach wie vor blieb im weitaus größten Teile Deutschlands die Dreifelderwirtschaft das herrschende Betriebssystem; daneben wurden in einzelnen Küstengebieten und Gebirgsländern Feldgraswirtschaft oder auch Weidewirtschaft betrieben. Alles durchaus extensiv, wie das bei der herrschenden Frohne, dem allgemeinen Flurzwang und den mangelhaften Verkehrsverhältnissen nicht anders sein konnte. Doch gelangten verschiedene neue Kulturpflanzen, wie Mais, Kartoffel und Tabak zur Einführung, auch wurde der Viehzucht allmählich größere Sorgfalt zugewendet. Von Bedeutung für den Umschwung,

der sich allmählich vorbereitete, ist auch die Entstehung einer landwirtschaftlichen Literatur, die ausgehend von den römischen Schriftstellern im 16. Jahrhundert begann, trotz der unheilvollen Wirkungen des dreißigjährigen Krieges auch im 17. Jahrhundert blühte und endlich im 18. Jahrhundert einen großen Umfang annahm.

Der Zustand der Landwirtschaft auf empirischer Grundlage um die Mitte des 18. Jahrhunderts wird auf Grund zeitgenössischer Schriften eingehend geschildert. Hier zeigt sich v. d. Goltz, als genauer Kenner der landwirtschaftlichen Technik, in seiner ganzen Stärke. Wir können diesen Abschnitt, wie auch die folgenden in jeder Hinsicht zur sorgfältigen Lektüre empfehlen.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt eine neue Epoche der Landwirtschaft, der Übergang von der empirischen zur rationellen Wirtschaft. Ganz allgemein brach sich die Erkenntnis Bahn, daß sowohl die agrarrechtlichen Verhältnisse als auch die Technik der Landwirtschaft von Grund aus reformiert werden müßten. Mit Wärme vertrat die deutsche Wissenschaft diese Erkenntnis. Die Kameralisten traten für die Aufhebung des Flurzwanges, die Gemeinheitsteilung und Feldregulierung, Teilung großer Betriebe, Besserung des Besitzrechts, Abschaffung der Frohnen usw. ein. Die Landwirtschaftslehrer vertraten dieselben Grundsätze und befürworteten gleichzeitig den Uebergang zum Fruchtwechselsystem mit Stallfütterung und Anbau von Futterkräutern.

Auch die Naturwissenschaft begann sich mit der Bodenlehre zu beschäftigen, brachte es aber noch nicht zu einer richtigen Auffassung der Pflanzenernährung. Das blieb der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts vorbehalten.

Doch ungleich wichtiger als die Stellung der Wissenschaft zu der Reform, war die Stellung, die viele deutsche Fürsten zu dieser Frage einnahmen. Wie sich die preußischen Könige Friedrich Wilhelm I und Friedrich der Große zu der Agrarreform verhielten, gehört in der Tat zu den interessantesten Kapiteln der deutschen Geschichte. Ohne jede Sentimentalität, nur geleitet von praktischen Erwägungen, rein hausväterlich, haben sie sich an die Beseitigung sozialer Schäden und veralteter wirtschaftlicher Zustände gemacht. Weitblickend, zielbewußt und im großen Stil, wie die Hohenzollern es lieben, und mit der eisernen Konsequenz, die der Absolutismus ermöglichte. Besonders großartig ist die innere Kolonisation dieser Könige: Friedrich der Große gewann durch Entwässerung des Oderbruches 225,000 Morgen, des Warthebruches 162,000 Morgen Kulturland. Als der große König 1753 das vollendete Werk der Oderbruchentwässerung sah, brach er in die Worte aus: „Hier habe ich eine Provinz im Frieden erobert.“ Sein Ausspruch: „Die Macht eines Staates besteht nicht in der

Ausdehnung des Landes, sondern in dem Reichtum und der Zahl seiner Bewohner" ist leider noch immer nicht Gemeingut geworden.

Gleichzeitig nahm Friedrich in umfassender Weise die Gemeinheitsteilung (Separation) und Zusammenlegung der Grundstücke in seinen Staaten vor, die allerdings durch den hartnäckigen Widerstand vieler Privatbesitzer nicht den vom König gewünschten Erfolg hatten. Auch seine Bestrebungen zur Verbesserung der persönlichen und wirtschaftlichen Lage der Bauern stießen überall auf den Widerstand der interessierten Stände und Gutsherren, obgleich der König vor energischen Maßregeln nicht zurückschreckte, und z. B. 1760 in Pommern drohte, daß alle diejenigen, die nicht „ohne das geringste Raisonnieren" alle Leibeigenschaft abschaffen würden, zuerst mit Güte, dann aber „mit der Force" dazu gebracht werden würden. — Immerhin erfuhr die Lage der bäuerlichen Bevölkerung nicht nur auf den Domänen, sondern durch die Verstärkung des Bauernschutzes auch auf den Privatgütern Preußens eine bedeutende Verbesserung.

Eine weitere Reformtätigkeit Friedrichs bestand in der Hebung oder eigentlich Schaffung eines landwirtschaftlichen Kredits durch Gründung von Immobiliarkreditinstituten in der Form von ritterschaftlichen Genossenschaften mit Solidarhaft (sog. Landschaften), ferner durch den Erlaß einer allgemeinen Hypothekenordnung 1783, die bis 1872 Geltung gehabt hat.

Von den nichtpreußischen Fürsten Deutschlands sind reformatorisch besonders tätig gewesen: Karl Theodor von Bayern, Friedrich August III. von Sachsen, Karl August von Sachsen-Weimar und Karl Friedrich von Baden.

Die landwirtschaftliche Praxis erfuhr in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bedeutende Fortschritte durch Einführung intensiven Futterbaues, durch allgemeinere Verbreitung der Kartoffel und des Flachses, durch Anbau des Tabaks, intensivere Obstkultur, sorgfältige Waldwirtschaft und Hebung der Viehzucht. Damit im Zusammenhang stand der Übergang zu einer verbesserten Dreifelderwirtschaft durch Bebauung der Brache mit Blattpflanzen, wodurch man zu einer Sechs-, resp. Neunfelderwirtschaft gelangte. Auch die Feldgraswirtschaft verbesserte sich durch Einsäung von Klee in die letzte Getreidefrucht. Eine der bedeutendsten Veränderungen der landwirtschaftlichen Praxis dieser Zeit war aber die Verwendung der Kartoffel zur Herstellung von Spiritus und Stärke, sowie die Zuckerfabrikation aus Rüben. Damit waren die wichtigsten technischen Nebengewerbe der Landwirtschaft für die Folgezeit gegeben.

Zu den eifrigsten Förderern der landwirtschaftlichen Entwicklung gehörte wiederum Friedrich d. Gr., dessen Bedeutung für

die Landeskultur nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Ueberhaupt widmeten viele Fürsten, Staatsmänner und Gelehrte der Landwirtschaft ihre besondere Aufmerksamkeit, so daß sie von einem neuen frischen Geist beseelt zu sein schien, der sich nicht nur in der erhöhten Tätigkeit der Praktiker, sondern auch besonders in der Gründung zahlreicher landwirtschaftlicher Vereine zeigte, die sich von ganz außerordentlichem Nutzen für die Verbreitung landwirtschaftlicher Kenntnisse erwiesen. Am wenigsten wurde von dem neuen Geist der Bauer berührt, der von den Zeitgenossen noch als das stumpfe, träge und tückische Arbeitstier geschildert wird, zu dem ihn die verflossenen tausend Jahre gestempelt hatten. Seine Zeit sollte erst noch anbrechen.

Die nun folgende die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts umfassende Epoche der deutschen Landwirtschaft ist wohl die bedeutsamste; in ihr vollendet sich der in der vorigen Epoche begonnene Uebergang der empirischen zur rationellen Landwirtschaft. Der Geist dieser Epoche verkörpert sich in der Persönlichkeit eines Mannes, des Hannöverschen Leibmedikus Albrecht Thaer, geb. 1752, † 1828, der mit Fug und Recht Vater der modernen Landwirtschaft genannt werden kann. „Thaer war der erste, der klar und bestimmt lehrte, daß jeder landwirtschaftliche Betrieb ein einheitliches, in sich geschlossenes Ganzes bilden und in diesem die einzelnen Teile oder Glieder nach Art und Umfang so gestaltet sein müssen, daß sie in ihren Funktionen und Wirkungen sich gegenseitig unterstützen und ergänzen. Er war ferner der erste, der es aussprach, daß die Organisation und die Handhabung des landwirtschaftlichen Betriebes lediglich den einen Zweck im Auge haben müsse, aus demselben den höchstmöglichen dauernden Reinertrag zu erzielen." Sowohl die Ackerbau- als auch die Viehzuchtlehre, namentlich die Lehre von der Bearbeitung und Düngung des Bodens sind durch Thaer auf ganz neuen und sichereren Grundlagen, als den bisherigen, aufgebaut worden. Thaer hat die Landwirtschaftslehre zu einer selbständigen Wissenschaft erhoben, der die Naturwissenschaften, die angewandte Mathematik und die Volkswirtschaftslehre als Hilfswissenschaften zu dienen haben. Seiner Wissenschaft hat Thaer sowohl durch seine zahlreichen Schriften als auch durch seine praktische und Lehrtätigkeit bahnbrechend gedient. Unter seinen vielen Anhängern und Schülern sind als Lehrer der Landwirtschaft besonders zu nennen: Schwerz, Koppe, Burger, v. Wulfen, Block, ferner unter den Kameralisten: Joh. Heinr v. Thünen und Fr. Gottlob Schulze. In Bezug auf die volkswirtschaftlichen Anschauungen stand diese ganze Richtung unter dem Einfluß Adam Smiths, der in dem Königsberger Professor Chr. Jakob Kraus (1753--1807) einen hervorragenden Vertreter seiner Lehren in Deutschland hatte. Als besonderes Verdienst

Thaers und seiner Schule muß auch noch die Gründung einer Reihe von landwirtschaftlichen Lehranstalten und die Bildung landwirtschaftlicher Vereine hervorgehoben werden.

Bevor wir uns der technischen Seite der Landwirtschaft dieser Epoche zuwenden, müssen wir einen kurzen Überblick über die Reform der gutsherrlich bäuerlichen Rechtsverhältnisse gewinnen, ohne die die von Thaer angestrebte Entwicklung der Landwirtschaft garnicht denkbar gewesen wäre.

v. d. Goltz schildert ausschließlich die Agrarreformen in Preußen. Es muß allerdings zugegeben werden, daß diese sowohl vorbildlich für das übrige Deutschland waren, als auch an und für sich das meiste Interesse des Historikers beanspruchen. — Wir haben oben erfahren, daß die Bestrebungen Friedrich d. Gr. nicht den beabsichtigten durchgreifenden Erfolg hatten; immerhin machten sie einen guten Anfang, besonders auf den Domänen. Friedrich Wilhelm III. folgte wenigstens hierin den Fußtapfen seines großen Vorgängers. Das Schicksal, das ihm sonst so übel wollte, gab ihm die hervorragendsten politischen Ratgeber: v. Stein, v. Hardenberg, v. Schrötter und v. Schön, an deren Namen die preußische Agrarreform unlöslich gebunden ist. Der Gang der Agrarreform und die sog. Stein Hardenbergsche Gesetzgebung dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Bei gleichzeitiger Aufhebung der Schollenpflichtigkeit und Erbuntertänigkeit, in einzelnen Gebieten der Leibeigenschaft und aller aus diesen Rechtszuständen stammenden Verbindlichkeiten wurde das bisherige Besitzrecht der Bauern an ihren Höfen in Eigentumsrecht verwandelt, wobei die erblichen Besitzer ein Drittel, die nicht erblichen Besitzer die Hälfte ihrer Ländereien dem Gutsherrn abzutreten hatten. Nur die Patrimonialgerichtsbarkeit der Gutsherren blieb bestehen und wurde erst 1849 beseitigt. An die Regulierung der Eigentumsverhältnisse schloß sich die Durchführung der Gemeinheitsteilungen (Separationen und Zusammenlegungen).

Es liegt auf der Hand, daß diese einschneidenden Reformen eine vollständige Neugestaltung der sozialen Verhältnisse der agraren Bevölkerung zur Folge haben mußten. Der sittlich stark herabgekommene Adel (Jena!) hatte schon durch die Befreiungskriege (1813 15) eine Wiedergeburt erfahren. Nun erhielt er durch die Lösung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses einen Beruf. Der adlige Gutsbesitzer mußte Landwirt, landwirtschaftlicher Unternehmer werden, falls er seine materielle Existenz sicherstellen wollte, dieses um so mehr, als nun jedem Nichtadligen freistand, ein Rittergut zu erwerben. Dazu kam der erzieherische Druck der Zeit, indem mit dem dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts eine starke wirtschaftliche Depression eintrat. Der Scheffel Roggen, der zwischen 1800 und 1820 im Durchschnitt 13,5 Mark gekostet

hatte, fiel auf 7,75 Mark, also fast auf die Hälfte. Der Preisrückgang drückte um so schwerer, als die meisten Gutsbesitzer stark verschuldet, das Geld knapp und der Zinsfuß hoch war. Infolge dessen verarmten damals viele adlige Familien, an deren Stelle kapitalkräftige und energische Nichtadlige rückten. Was aber die Krise überstand, war eine Auslese der Besten.

Noch viel stärker wirkten die Reformen auf den Bauerstand. Wie der Adel war er vor die schwierige Aufgabe gestellt, sich wirtschaftlich selbständig zu machen. Zwar war der Bauer darin im Vorteil, daß er von jeher praktischer Landwirt gewesen war, doch hatte er andererseits stets unter Bevormundung gestanden und nicht gelernt, sich wirtschaftlich auf eigenen Füßen zu bewegen. Der Wegfall der Frohndienste und des Flurzwanges, die Zusammenlegung der Grundstücke und endlich die Einführung des Futterbaues bedingten eine vollständige Umwandlung der bisherigen Betriebsweise. Hierzu kam der Verlust eines Teiles seiner Ländereien und die wirtschaftliche Krise. Unzählige Bauern zeigten sich der neuen Aufgabe nicht gewachsen; sie verkauften ihre Höfe, meist benachbarten Gutsbesitzern, und wurden lieber Häusler oder „Gutstagelöhner" mit kümmerlicher aber gesicherter Lebensführung. Die Mehrheit der Bauern behauptete, allerdings nach hartem Kampf, ihre Höfe und befand sich um die Mitte des 19. Jahrh. in einer unendlich viel günstigeren Lage als im Anfang desselben. Auch nahm die geistige Entwicklung des Bauerstandes durch die persönliche Unabhängigkeit, die Verbesserung des Unterrichtswesens, die allgemeine Wehrpflicht und das Aufblühen des Vereinswesens immer mehr zu. Natürlich war die Entwicklung in den verschiedenen Gebieten Deutschlands, je nach Klima, Bodenbeschaffenheit, Absatzverhältnissen und nicht zum wenigsten Erbrecht sehr verschieden; am günstigsten dort, wo, wie im Nordwesten, günstige Bodenverhältnisse mit gebundener Erbfolge (Anerbenrecht) zusammentrafen. Am meisten blieben in der Entwicklung zurück die Bauern polnischer Nationalität und zwar, wie v. d. Goltz ausführt, nicht wegen schwieriger äußerer Verhältnisse, sondern aus nationaler Untüchtigkeit. Aber weder der Stand der Großgrundbesitzer noch der der Bauern hätte in dieser Zeit die aufstrebende Entwicklung durchmachen können, wenn nicht die Regierungen ihnen durch Gesetzgebung und durch Vorschüsse und Unterstützungen während der Krise tatkräftigen Schutz gewährt hätte.

So konnen denn die Resultate der Agrarreform in vielfacher Hinsicht als befriedigend bezeichnet werden. Nur in einer Hinsicht hat sie ungünstig gewirkt, nämlich in der Verteilung der landwirtschaftlich benutzten Fläche zwischen den Großgrundbesitzern und den Bauern zu Ungunsten der letzteren und zwar sowohl infolge der Regulierung als auch des freien Verkehrs. Diese ungünstige

Wirkung trat allerdings erst im letzten Drittel des 19. Jahrh. zutage und steht im Zusammenhang mit einer der wichtigsten sozialwirtschaftlichen Fragen der Neuzeit, der Landarbeiterfrage, einer Frage, die gleichfalls durch die Agrarreform entstanden ist.

Bis zur Aufhebung der Gutsuntertänigkeit gab es keinen besonderen Stand der Landarbeiter. Mit geringfügigen Ausnahmen wurde alle landwirtschaftliche Arbeit von den zur Frohne verpflichteten Bauern geleistet. Jetzt wurde es mit einem Schlage anders. Der landwirtschaftliche Großbetrieb bedingte eines festen Stammes regelmäßiger Arbeiter. Er schaffte ihn sich durch Ansetzung von Bauern auf kleinen Grundstücken, deren Ertrag im Wesentlichen den Lohn für die zu leistenden Arbeiten bildete. Diese freiwilligen Fröhner führen in den verschiedenen Gegenden verschiedene Namen: Dienstleute, Insten, Gärtner, Dreschgärtner usw. v. d. Goltz bezeichnet sie mit dem Ausdruck „Gutstagelöhner“, wie mich dünkt, keine glückliche Bezeichnung, da unter Tagelöhner ein Arbeiter verstanden wird, der für jeden Arbeitstag einen baren Lohn empfängt; einen Tagelohn empfing der Inste aber nur für die Leistungen seiner Frau und des von ihm zu stellenden Scharwerkers. Treffender wäre die in Livland gebräuchliche Bezeichnung „Landknecht“, d. h. ein auf Land gesetzter und im Wesentlichen mit Land gelohnter Arbeiter. Neben dieser Hauptgruppe ländlicher Arbeiter gab es noch sog. Einlieger, in den Dörfern zur Miete wohnende Leute, die auf Akkord oder gegen Tagelohn auf den Gütern arbeiteten und endlich die Kleinstellenbesitzer, sog. Häusler oder Eigenkätner, die ähnlich wie die Einlieger auf den Gütern Arbeit fanden.

Die bäuerliche Bevölkerung hatte sich also infolge der Agrarreformen in zwei soziale Schichten gespalten: in Bauern und in Landarbeiter. Diese Spaltung war in Westdeutschland weit weniger scharf wie im Osten. Dort bildeten die Häusler, hier die Insten die Hauptmasse der Arbeiter, die Häusler aber waren selbst kleine Bauern. Dazu kam, daß im Westen auch die Söhne großer Bauern es nicht verschmähten, auf den Gütern als Knechte zu dienen, wie überhaupt die Wertschätzung körperlicher Lohnarbeit im Westen größer ist, eine Folge der geringeren Differenzierung aller Schichten der ländlichen Bevölkerung.

In der Landwirtschaft erfuhr die Betriebsweise in dieser Periode eine vollständige Umgestaltung. An die Stelle der 1000jährigen Dreifelderwirtschaft trat die Fruchtwechselwirtschaft oder ein aus Fruchtwechsel- und Feldgraswirtschaft zusammengesetztes System. Damit ging Hand in Hand eine größere Intensität auf allen Wirtschaftsgebieten. Der Boden wurde tiefer und sorgfältiger bearbeitet, die Ackergeräte wurden verbessert, die Düngung wurde reichlicher und durch Anwendung mineralischer

Düngemittel mannigfaltiger, die Viehzucht erhielt durch bessere Fütterung und zielbewußte Veredelung des Viehes einen großen Aufschwung. In den technischen Nebengewerben wurde der Zuckerproduktion aus Rüben ein erhöhtes Interesse zugewandt. Die Zahl der Brennereien wurde geringer, die einzelnen Betriebe aber größer, während die Bierbrauerei auf dem Lande zurückging und mehr und mehr ein städtisches Gewerbe wurde. — Die Folge dieses Aufschwunges der Landwirtschaft war eine allgemeine bedeutende Steigerung der Naturalroherträge des Bodens in der Zeit zwischen 1800 und 1850, eine Steigerung von mindestens 50 pCt., nicht selten bis 100 pCt. Dieser Steigerung der Naturalroherträge entsprach die der Geldroherträge, ja diese übertraf jene noch erheblich. Auch die Steigerung der Reinerträge war bedeutend, läßt sich aber mangels statistischen Materials nicht zahlenmäßig nachweisen.

Wir kommen nun zu der vierten und letzten Periode der deutschen Landwirtschaft, die von der Mitte des 19 Jahrhunderts bis in die Jetztzeit reicht und deren Entwicklungskurve bis zum Jahre 1880 eine aufstrebende und von da ab eine niedergehende Tendenz zeigt. „Das wesentlich Neue, was diese Periode brachte, bestand darin, daß der Lehre wie der praktischen Handhabung von Ackerbau und Viehhaltung die bisher fehlende sichere naturwissenschaftliche Grundlage gegeben wurde."

Was der Name Albrecht Thaer für die vorhergehende Periode, das bedeutet der Name des großen Chemikers Justus Liebig für diese Periode. Er wies zuerst auf die Notwendigkeit des Ersatzes der dem Boden entzogenen Mineralstoffe durch entsprechende Düngemittel hin. Auf die Einzelheiten seiner Lehren hier einzugehen, müssen wir verzichten und verweisen auf v. d. Goltz, der diese ganze Periode vortrefflich zur Anschauung bringt. Es sei nur bemerkt, daß die Stellung Liebigs zur Landwirtschaft — bei aller Bedeutung seiner Forschungen für die Agrikulturchemie — durchaus einseitig war, indem er das landwirtschaftliche Gewerbe ausschließlich mit dem Auge des Chemikers betrachtete und dabei nicht nur die physikalischen Bedingungen für die Pflanzenernährung unterschätzte, sondern auch die ökonomische gewerbliche Seite der Landwirtschaft fast ganz ignorierte. Der Widerspruch, den seine einseitige Stellung bei Fachgelehrten und Landwirten fand, hat aber zu weiteren energischen Forschungen auf dem Gebiete der Pflanzenernährung und Tierzüchtung geführt, so daß sich auch hierin Liebigs Einfluß mittelbar kundgibt.

So nahm in dieser Periode die Intensität des Ackerbaues durch Verbesserung der Technik beständig zu, auch machten Viehhaltung und Nebengewerbe bedeutende Fortschritte, so daß für die Zeit von 1850—1880 trotz erheblicher Steigerung der Wirtschafts-

kosten ein Wachsen der Reinerträge um etwa 100 pCt. angenommen werden kann. Gleichzeitig fand eine enorme Entwicklung der Verkehrsmittel, der landwirtschaftlichen Kreditinstitutionen, des Vereins-, Genossenschafts- und Versicherungswesens statt. Mit dem zuströmenden Gewinn entstand aber in der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung ein materialistischer Geist, der sich im Streben nach materiellem Vorteil, im Hange zum Wohlleben und Luxus und in der Verkennung idealer Pflichten äußerte. Diese Richtung führte dann zu übertriebenem Herausschrauben der Güterpreise, zu übermäßig starker Verschuldung und zur Nichtberücksichtigung und verkehrter Behandlung der Arbeiterfrage.

Wir haben oben die Entstehung der Landarbeiter kennen gelernt. Es liegt auf der Hand, daß mit dem Wachsen des landwirtschaftlichen Betriebes die Arbeiterfrage immer mehr in den Vordergrund des Interesses treten mußte. Hier scheidet sich aber wieder der Westen vom Osten. Im Westen spielt die Landarbeiterfrage so gut wie gar keine Rolle, aus Gründen, die wir oben berührt haben. Um so mehr im Osten, wo der Großgrundbesitz einen latifundienhaften Charakter annahm und den Kleingrundbesitz aufsaugte. Die Lage der östlichen Landarbeiter hatte sich zunächst verbessert; dann aber trat eine Veränderung ein, indem die „Gutstagelöhner“ (Insten) statt mit Land, mit einem festen Quantum von Naturalien gelohnt wurden; zugleich wurde ihnen die Haltung von Vieh allgemein eingeschränkt, zum Teil ganz untersagt. Aus den Landknechten wurden Deputatisten. Hierdurch erfuhr die Interessengemeinschaft zwischen Gutsherren und Arbeitern eine Abschwächung. Allerdings wurde häufig die Geldlöhnung erhöht, doch in keinem Verhältnis zu den steigenden Reinerträgen der Wirtschaft. Eine Folge der veränderten Lage der Landarbeiter war ihre Auswanderung, besonders aus solchen Gebieten, wo der Großgrundbesitz stark überwog, die Bevölkerung also ohnehin sehr dünn war. Diese Auswanderung erreichte einen unheimlichen Umfang, als nach Gründung des neuen deutschen Reiches die Industrie einen gewaltigen Aufschwung nahm. Tausende und Abertausende von Tagelöhnerfamilien zogen damals in die Städte; um Fabrikarbeiter zu werden. Diese Bewegung hat mit gewissen Schwankungen bis heute fortgedauert. Als Ersatz für die fehlenden einheimischen Arbeiter mußten die Großgrundbesitzer sich fremde Kräfte verschaffen; so nahmen die Wanderarbeiter im Osten immer mehr überhand, meist Polen, die wegen ihrer niedrigeren Lebensführung mit einem geringeren Lohn als die wenigen nachgebliebenen Eingeborenen zufrieden waren und daher auch diese immer mehr verdrängten. Ein verhängnisvoller circulus vitiosus, dessen Wirkungen für die deutsche Landwirtschaft überaus ungünstig gewesen sind und mit zu der Krisis beigetragen haben, die in den

achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts begann und noch immer nicht überwunden ist. Die Veranlassung zum Ausbruch der Krisis hat das Sinken der Getreidepreise in Folge der Konkurrenz Rußlands und der überseeischen Länder und die gleichzeitige Steigerung der Wirtschaftskosten gegeben. Diese Erscheinungen trafen zusammen mit der übermäßigen hypothekarischen Verschuldung, die durch die Ueberschätzung des Bodenwerts und durch die Nichtbeachtung der für die Höhe der hypothekarischen Belastung maßgebenden wirtschaftlichen Grundsätze veranlaßt worden war

Die Krisis hat besonders solche Gegenden getroffen, die vorzugsweise auf Getreideproduktion angewiesen sind, weit weniger, zum Teil kaum, solche Gegenden, deren Schwerpunkt in der Viehhaltung liegt. Innerhalb der landwirtschaftlichen Bevölkerung ist die Lage der Großgrundbesitzer ungünstiger als die der Bauern, weil erstere mehr unter dem Niedergang der Getreidepreise, den hohen Wirtschaftskosten und der Arbeiterfrage zu leiden haben, auch verhältnismäßig stärker verschuldet sind. Dagegen hat sich die Lage der Landarbeiter, bei denen die Nachfrage das Angebot bei weitem überwiegt, so günstig gestaltet, wie sie bisher noch nicht gewesen ist. — Hiernach ist also das ostelbische Deutschland und in ihm besonders der Nordosten erheblich schlimmer daran als der Westen, wo die großen Latifundien fehlen, der Grundbesitz normaler verteilt ist, der Bauerstand gerundet, überhaupt die Bevölkerung dichter ist und Verkehrs- und Absatzverhältnisse günstiger liegen und endlich keine Landarbeiterfrage existiert.

Mit der Schilderung der Ursachen und des Charakters der gegenwärtigen Krise schließt v. d. Goltz sein interessantes Buch, dessen Verbreitung in den Ostseeprovinzen, deren agrarische Verhältnisse mit den deutschen eng verwandt sind, sehr wünschenswert wäre.

Astaf v. Transehe.

Jeremias Gotthelf ein Pränaturalist?

Ein eigenartiges literarisches Schicksal knüpft sich an den Namen Jeremias Gotthelf. Albert Bitzius, Pfarrer zu Lützelflüh im Berner Emmental, wählte ihn zum Pseudonym, unter dem er eine ansehnliche Reihe von Büchern erscheinen ließ. Diese waren aus seiner Amtstätigkeit erwachsen, sie verfolgten praktische Ziele der Seelsorge und waren zunächst für die besonderen Verhältnisse der Schweiz und des Emmentals berechnet. Künstlerische Zwecke standen ihm durchaus im Hintergrunde, und jedenfalls stand seine Kunst

weit ab von dem, was damals, in den Tagen des jungen Deutschland und seiner Epigonen, von der Kunst gefordert wurde. In einer Zeit, da politisch religiöser Liberalismus und Bildung fast gleichbedeutende Begriffe geworden waren, predigten sie Festhalten an den Satzungen und dem Glauben der Väter; es war in ihr nichts von geistreichem Raisonnement und auch nichts von romantischem Stimmungszauber. Jeremias Gotthelf schilderte das Bauernleben seiner Heimat mit einer resoluten Wahrhaftigkeit, die dem Geschmacke seiner Zeit roh und kunstlos erscheinen mußte; mit unverhohlen ausgesprochener Tendenz stellte er abschreckende Beispiele von Trunkenbolden, liederlichen Wirten, schlumpigen Mädchen usw. hin und anderseits Musterbilder von guten Wirten, treuen Knechten und frommen Mägden, immer mit deutlichem Hinweis auf das fabula docet. Selbst seine Sprache war mit ihrer Überfülle von Provinzialismen offenbar nur auf einen Leserkreis unter seinen engeren Heimatgenossen berechnet. Trotz alledem offenbarte sich in diesen Büchern eine so große und eigenartige Erfindungs- und Gestaltungsgabe, daß sie sich Aufmerksamkeit und Achtung in allen deutschen Landen und auch unter politischen und religiösen Gegnern erzwangen. Dann geriet Gotthelf für längere Zeit in Vergessenheit, bis in unsern Tagen das Interesse an ihm neu erwachte und seine Hauptwerke mehrfach in billigen Neuausgaben erschienen.

Der rührige Literarhistoriker Adolf Bartels hat ihm eine kleine Monographie*) gewidmet, aus der ihn auch diejenigen bequem kennen lernen können, die vor der nicht ganz leichten Lektüre des ganzen Gotthelf zurückscheuen. Mit einer Darstellung des Lebensganges und einer Analyse seiner Werke ist in geschickter Weise eine Auslese besonders charakteristischer Stellen verbunden. Bartels wirft auf der ersten Seite seiner Schrift die Frage auf, wodurch die literarische Auferstehung Gotthelfs gerade in unsrer Zeit zu erklären sei, und beantwortet sie kurz dahin: Jeremias Gotthelf ist neben Balzac der Vater des Naturalismus; „aber freilich, fügt er hinzu, die Kinder wissen nichts von ihrem Vater." Und wenn sie auch von ihm wissen könnten, so wäre es doch noch zweifelhaft, ob sie ihn anerkennen wollten, denn gerade der Vergleich mit Balzac zeigt, wie weit der Naturalismus Gotthelfs von dem eigentlich so genannten absteht. Der Naturalismus Balzacs ist der Ausdruck eines künstlerischen Programms; Balzac wollte der Kunst neue Aufgaben weisen, neue Wege eröffnen, sie sollte das Bild der Gegenwart für zukünftige Zeiten festhalten, so daß die Werke der Dichter einst gleichsam ein Archiv für die rückblickenden Historiker, für den Geschichtsschreiber des Gesellschaftslebens bilden konnten. Darum vereinigte er auch seine Dichtungen in dem Sammelwerke

---

*) Ad. Bartels, Jeremias Gotthelf. Lpz. und Brln. G. H. Mayer, Heimatverlag. Preis M. 2,50.

der „Comédie humaine“, das ein Universalbild des Frankreich jener Zeit geben sollte, systematisch gegliedert nach Schauplätzen der Handlung und Berufsklassen der handelnden Personen. Vom Standpunkte der vornaturalistischen Kunst und Ästhetik konnte das nur als eine Verleugnung des eigentlich Künstlerischen angesehen werden, ein Übertrit in ein der Kunst fremdes Gebiet, das der Wissenschaft, während die Anhänger des Naturalismus in diesem natürlich das Prinzip der wahren Kunst sehen. Jeremias Gotthelf dagegen wollte, wie wir schon gesehen, weder der Kunst noch der Wissenschaft dienen; wenn seine Werke auch tatsächlich eine Enzyklopädie des Bauernlebens seiner Heimat bieten, so war ihm das ohne Absicht, von selbst zugefallen, weil er durch seine Seelsorge mit allen Schichten, allen Arbeiten, Freuden und Leiden des Bauernstandes bekannt und überall zu tätigem Eingreifen genötigt wurde. Und ähnlich verhält es sich mit den unleugbaren künstlerischen Vorzügen seiner Werke. Sie dienen nicht künstlerischen Absichten; sie sind aus dem Bestreben erwachsen, Lehren und Forderungen seinen Lesern recht eindringlich ans Herz zu legen.

Aber anderseits läßt sich eine auffallende Ähnlichkeit zwischen Gotthelf und den Naturalisten nicht verkennen, insbesondere den Naturalisten jüngster Formation, Zola und seiner Schule. Es ist das ein Beispiel dafür, wie sich aus verschiedenartigen Vorbedingungen gleiche Erscheinungen entwickeln können. Zola hat sich über die Ziele, die Ideale, die ihm vorschwebten, in seinen künstlerischen Schriften ausgesprochen, und es ist erklärlich, daß seine dichterischen Erfolge in weiten Kreisen als Wahrheitsbeweis für seine Kunsttheorie angesehen werden. Dabei wird stillschweigend vorausgesetzt, daß Theorie und Praxis sich bei ihm durchaus decken, aber wenn das auch selbstverständlich seine Absicht gewesen, tatsächlich läßt sich doch ein Widerspruch zwischen beiden oft genug erkennen. Zola will die Wirklichkeit genau so darstellen, wie er sie wahrnimmt, und verwirft all jene Umgestaltungsprozesse, die nach der älteren Ästhetik gerade das Wesen der Kunst bilden und deren Aufgabe man darin suchte, daß sie die dem Wirklichen zugrunde liegende Idee reiner und vollkommener als die Wirklichkeit ausdrücken sollten. In der Tat stößt man denn auch in den Romanen Zola's fort und fort auf Einzelzüge, die keinem künstlerischen Zweck im althergebrachten Sinne des Wortes dienen, die für den Fortgang der Handlung, die Charakteristik der Personen und ihrer Umgebung unwesentlich sind; der Dichter hat sie herangezogen, entweder weil sie ihm zufällig bei seinen Vorstudien für die Darstellung des betreffenden „Milieu“ entgegengetreten sind oder vielleicht auch, um recht drastisch darzutun, wie fern seine Kunst von allem Stilisieren und Idealisieren ist. So erklären sich wohl auch die vielen oft an den Haaren herbeigezogenen Widerwärtigkeiten und

Schmutzereien, die ihn empfindlicheren Gemütern ungenießbar machen. Aber auch abgesehen von dieser Besonderheit, die ja vielen als das Wesentliche bei Zola erscheint, ermüden seine Werke nur zu häufig durch das Überwuchern des Details, durch Einschaltung von interesselosen, öden Episoden. Und doch leuchtet durch alles Angehäufte eine originelle Dichterkraft hervor, die sich ungetrübt auch wieder in zahlreichen Episoden offenbart, in jenen Episoden, die man als Monumente naturalistischer Kunst zu zitieren pflegt. Es sind das namentlich dramatische Schilderungen von Massenbewegungen, von Krieg und Schlachten in „Le débâcle“, oder die Grubenkatastrophe in „Germinal“, oder die Börsenkrise in „L'argent“, oder auch Schilderungen von grandiosen Massenwirkungen, der in den Markthallen von Paris aufgehäuften Lebensmittel etwa in „Le ventre de Paris“, der „exposition en blanc“ in „Au bonheur des dames“. Gerade in diesen Schilderungen aber macht der Dichter, wenn auch unbewußterweise, der idealisierenden und stilisierenden Kunst jedenfalls recht starke Zugeständnisse. Wenn auch die Einzelzüge alle protokollarisch nach der Wirklichkeit aufgenommen sein mögen, so wie sie hier aufeinander folgen oder nebeneinander gruppiert sind, verraten sie aufs deutlichste die künstlerische Absicht, das „Durchscheinen der Idee durch die Form“, wie eine platonisierende Ästhetik sagen würde. So erscheint uns Zola als ein bewußt schaffender, von fest formulierten Prinzipien ausgehender Künstler, der durch die Einseitigkeit seiner Theorie oft auf Irrwege verleitet wird, in dem aber dann doch schließlich der Dichter ebenso oft über den Kunstdogmatiker siegt.

Wenn man nun Jeremias Gotthelf mit Zola vergleicht, so tritt die Ähnlichkeit zwischen ihnen wohl weniger in ihren eigentlich dichterischen Vorzügen hervor, als vielmehr in der Unerschrockenheit, mit der beide Abstoßendes, physisch oder sittlich Ekelerregendes schildern. Aber bei Gotthelf ruht dieser Naturalismus auf ganz andrem Grunde, als bei Zola; als Seelsorger, der das Laster bekämpft, der zudem noch unter einem harten Bauerngeschlechte wirkt, mußte er ja ganz ungeschminkt und derb das Kind beim rechten Namen nennen, wenn seine Leser ihn überhaupt verstehen sollten. Deshalb wirken auch all diese Naturalia bei ihm nicht so widerwärtig wie bei Zola, weil sie nie zwecklos scheinen, weil man stets die ernste Absicht erkennt, der sie dienen. Freilich macht sich eine moralisierende Tendenz auch in den Romanen Zolas bisweilen bemerkbar, aber erst in den letzten, dem Zyklus „Les quatre Évangiles“ angehörigen Werken tritt sie in den Vordergrund und erscheint doch auch hier immer verquickt mit den Zola eigentümlichen künstlerischen Tendenzen. Und gerade da, wo sich in Zola der Moralprediger enthüllt, zeigt sich besonders deutlich, wie ganz verschiedenen Welten der radikale Demokrat und Rationalist und

der strenggläubige, konservative Pastor angehören. Dieser Unterschied zwischen Zola und Gotthelf ist ja natürlich auch einem so guten Beobachter wie Bartels nicht entgangen, aber er läßt ihn hinter dem Übereinstimmenden zu weit zurücktreten, läßt das Unterscheidende unwesentlicher, das Gleichartige wesentlicher erscheinen, als es tatsächlich ist. Diese Einschränkung vorausgeschickt, müssen wir Bartels zugeben, daß sich aus Gotthelf wertvolle Einsicht in Wesen und Recht des Naturalismus in weiterem als dem Schulsinne schöpfen läßt, namentlich soweit er sich die Schilderung des eigenartigen Lebens in den Landschaften, unter den Volksstämmen angelegen sein läßt und so zur Bildung einer „Heimatkunst“ beiträgt. Und noch nach einer andern Seite hin ist die Beschäftigung mit Jeremias Gotthelf lehrreich: es wird jetzt fort und fort wiederholt, daß es in der Kunst nur auf das *Wie* und nicht auf das *Was* ankommt, die verschiedensten Richtungen bemühen sich die reine Kunst, die Kunst um der Kunst willen in möglichst sublimierter Form darzustellen; da muß es doch zum Nachdenken stimmen, wenn man von dem vielen Verkünstelten, Unerquicklichen, Gehaltlosen, das diese Bestrebungen nur zu oft zutage gefördert, den Blick zurückwendet zu dem schlichten Mann, dem das *Was* so durchaus die Hauptsache war, das *Wie* nur ein Mittel zu diesem Hauptzweck, dem künstlerische Absichten ganz fern lagen und den doch ein von seiner Sache ganz erfülltes Herz den Höhen wahrer Kunst oft so nahe brachte.

K. Girgensohn.



Eugen Wolff, Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus. Tagebuchblätter. Berlin, E. Fleischel u. Co. 1904. 242 S. m. 3 Portr. u. e. Faks. Preis M 4.

Soviel auch über Bismarck geschrieben ist, solche Bücher, wie das obengenannte, kann es nie zuviel und nie genug geben. Der bekannte Weltreisende und Kolonialpolitiker hat in ihm seine persönlichen Erinnerungen an den großen Staatsmann niedergelegt, in dessen Hause er freundschaftlich verkehren durfte. Fast durchweg hat er sich darauf beschränkt, aus seinen Tagebüchern das auszuziehen, was sich auf den Fürsten Bismarck und seine nächsten Angehörigen bezieht. Es sind kurze, unter dem Eindruck des eben Erlebten entstandene Aufzeichnungen, die er uns mitteilt, ohne stilistische Ausarbeitung, ohne Raisonnement, und daran hat er recht getan. Denn noch immer ist es uns viel wertvoller, ihn selbst zu hören, als noch so fein pointierte Urteile über ihn. Wolfs Büchlein führt uns, gleich andern jüngst erschienenen Publikationen, Bismarck von einer Seite nahe, die in ganz besonderem Maße verunglimpfender Beurteilung ausgesetzt gewesen ist.

Männer, die die Proportionen des gewöhnlichen Menschentums überragen, deren Wirken in der Öffentlichkeit das Gepräge des Heroischen trägt, pflegt der Philister seinem Gesichtskreise näher zu bringen, indem er nach kleinen Schwächen bei ihnen späht, insbesondere in ihrem Privatleben, wo er solche gefunden zu haben glaubt, erscheinen sie ihm als eine Art von Kompensation, die ihm das Unbegreifliche und Bedrückende der genialen Persönlichkeit erträglich macht. So ist es seinerzeit Goethe ergangen, so in unseren Tagen Bismarck. Von beiden galt es lange als Axiom, daß sie groß nur in ihrem Schaffen, in ihren Werken seien und kleinlich in ihren persönlichen Eigenschaften. Wer an diesen eigentümlichen Zwiespalt nicht glauben wollte und hinter den großen Werken auch den großen Menschen suchte, galt für einen kritiklosen Bewunderer. Was Goethe betrifft, ist allerdings das Material zu seiner Beurteilung bereits so weit geschichtet, daß jene doppelte Buchführung ihm gegenüber sich überlebt hat, wer an ihr heute noch festhält, kennt die Quellen und die aus ihnen gewonnenen Tatsachen nicht oder will sie nicht kennen. Hoffen wir, daß Bismarck nicht so spät erst, wie Goethe, Gerechtigkeit findet. Dazu können besonders Bücher wie das vorliegende beitragen, in denen uns im Kreise seiner Hausgenossen seine edle und liebenswerte Persönlichkeit entgegentritt, deren Zauber sich keiner der ihm Nahestehenden hat entziehen können.

K. G.

Neuerschienene Bücher.

Lemme, Geh. Kirchenr. Prof. Dr. L., Das Wesen des Christentums und die Zukunftsreligion. 17 Reden üb. christl. Religiosität. Gr.-Lichterfelde-Berlin. 219 S. M. 2.

Clemen, Prof. Dr. Karl, Die religionsgeschichtliche Methode in der Theologie. Gießen. 39 S. M. 0,80.

Troeltsch, Prof. D. E., Politische Ethik u. Christentum. Göttingen. 54 S. M. 1.

Wolff, Pfr. W., Wie predigen wir der Gemeinde der Gegenwart? Konferenzvortrag. Gießen. 54 S. M. 1.

Koniecki, D., Geschichte der Reformation in Polen. 3. Aufl. Lissa. 270 S. M. 2,50.

Zum Gedächtnis an Prof. Dr. D. Wilhelm Volck. Worte der Erinnerung von seinen Freunden. Lpz. 46 S. M. 0,75.

Sulze, Past. emer. D. u. Prof. Dr. Bohmert, Die Frage des Patronatsrechts u. die Wahl der Geistlichen durch die Gemeinde. Vorträge. Dresden. 23 S. M. 0,50.

Krahmer, Gen.-Maj. z. D., Die Beziehungen Rußlands zu Japan (mit bes. Berücksicht. Koreas). Lpz. 221 S. M. 6.

Rußland u. Indien. Auf Grundlage russ. u. engl. Quellen bearb. v. J. Sch. (Aus Streffleurs östr. milit. Zeitschr.) Wien. 104 S. M. 2,40.

Ostwald, Wilh., Abhandl. u. Vorträge allgem. Inhalts. Lpz. 468 S. M. 8.

Flynt, Josiah, Auf der Fahrt mit Landstreichern. A. d. Engl. v. L. du Bois-Reymond. Brln. 250 S. M. 3.

v. Reusner, ehem. Prof. M., Gemeinwohl u. Absolutismus. Brln. 142 S. M. 4.

Michaelis, Curt, Prinzipien der natürl. u. sozialen Entwicklungsgeschichte des Menschen. Anthropolog.-ethnolog. Studien. (= Natur und Staat. Bd. 5.) Jena. 211 S. M. 4,50.

Hertz, Fr., Moderne Rassentheorien. Krit. Essays. Wien. 354 S. M. 5.

Maeterlinck, Maur., Der doppelte Garten. Deutsch von F. v. Oppeln-Bronikowski. Jena. 194 S. M. 4,50.

Schmidt, C. W., Das Wesen der Kunst, abgeleitet u. entwickelt aus dem Gefühlsleben des Menschen. Lpz. 171 S. M. 3,60.

Verworn, Max, Naturwissenschaft u. Weltanschauung. Eine Rede. Lpz. 48 S. M. 1.

Windelband, Prof. W., Geschichte u. Naturwissenschaft. Rektoratsrede. 3. Aufl. Strassb. 27 S. M. 0,60.

Heine, Realschuldir. Dr. R., Der Idealismus als Bildungs- u. Lebenselement. Eine sozialpädagog. Studie auf histor. Grundlage. Langensalza. 67 S. M. 1,20.

Münz, Dr. J., Goethe als Erzieher. Wien. 116 S. M. 2.

Schultz, W., Das Farbenempfindungssystem der Hellenen. Lpz. 277 S. m. 3 Taf. u. Abbild. M. 10.

Ilgenstein, Dr. H., Wilhelm v. Polenz. Ein Beitrag z. Literaturgesch. der Gegenwart. Brln. 94 S. M. 2.

Lamprecht, Karl, Deutsche Geschichte. Bd. VI, Abt. 2, Bd. 2: Neuere Zeit. Zeitalter des individuellen Seelenlebens. Freib. i. B. 482 S. M. 6.

Fournier, Aug., Napoleon I. Eine Biographie. Bd. I. 2. umgearb. Aufl. Wien u. Lpz. 328 S. M. 5.

Goetz, Prof. Dr. L. K., Das Kiever Höhlenkloster als Kulturzentrum des vormongolischen Russland. Passau. 242 S. M. 7.

Delbrück, Zur Jugend- u. Erziehungsgesch. des Kg's Friedrich Wilhelm IV. u. des Ksr's u. Kg's Wilhelm I. Denkwürdigkeiten ihres Erziehers. Hrsg. v. G. Schuster. 1. Teil. Brln. 114 S. M. 4.

v. Mittnacht, Staatsminister a. D. Dr. Frh., Erinnerungen an Bismarck. Stuttg. 80 S. M. 1,50.

Lindner, Th., Allgemeingeschichtl. Entwicklung. Rektoratsrede. Stuttg. 24 S. M. 0,50.

v. Blumen, Gen.-Maj. K. Fr., Von Jena bis Neisse. Militär- u. kulturgesch. Bilder a. d. J. 1806–10. Tagebuchaufzeichnungen. Hrsg. von K. M. v. Unruh. Lpz. 262 S. M. 3,80.

Nieuwenhuis, Dr. A. W., Quer durch Borneo. Ergebnisse seiner Reisen i. d. J. 1894, 96–97, 98–1900. Unter Mitarb. v. Dr. M. Nieuwenhuis-v. Üxküll-Güldenbandt. 1. Tl. Leiden. 495 S. m. 97 Taf. u. 2 Karten. (Vollst. 2 Teile M. 42.)

Pückler-Muskau, Fürst, Andeutungen üb. Landschaftsgärtnerei, verb. m. der Beschreib. ihrer prakt. Anwendung in Muskau. (= Klassiker der Gartenkunst I, 3.) Brln.-Carlshorst. 3. Lief. m. 44 Ansichten u. 4 Plänen. M. 0,50.

Schneider, C. K., Deutsche Gartengestaltung u. Kunst. Zeit- u. Streitfragen. Lpz. 184 S. m. 4 Abbild. M. 4,50.

v. Samson-Himmelstjerna, E., Tabelle über den Wert der Vollmilch bei verschiedenen Butterpreisen und bei bekanntem Fettprozent. Reval, Kluge und Ströhm. 7 S.

v. d. Goltz, Prof. Dr. Th. Frh., Agrarwesen und Agrarpolitik. 2. umgearb. u. durch ein Agrarprogramm vermehrte Aufl. Jena. 330 S. M. 7.

Schwindrazheim, O., Deutsche Bauernkunst. Hrsg. im Auftrage der Lehrervereinigung f. d. Pflege künstler. Bildung zu Hamburg. Wien. 168 S. mit Abbild. u. Taf. M. 12.

Stümcke, H., Die vierte Wand. Theatralische Eindrücke und Studien. Lpz. 108 S. M. 6.

v. Lenbach, Frz., Gespräche u. Erinnerungen. Mitgeteilt v. W. Wyl. Stuttg. 160 S. Mit 1 Bildnis u. 4 bisher unveröffentl. Bildern. M. 3.

Johann Friedrich La Trobe

ein baltischer Musiker *).

Die Familie La Trobe stammt ihrer Tradition nach von dem südfranzösischen Geschlecht der Grafen Bonneval ab, das gelegentlich der Auffindung einer wichtigen Urkunde am Geburtstage eines neuen Erben sich den Namen La Trobe (provençalisch statt La Trouve) beigelegt haben soll. Die Familie hatte ihre Besitzungen in der Nähe von Montauban in Languedoc, verlor diese aber, da sie protestantisch war, durch die Aufhebung des Edikts von Nantes. Von drei Brüdern, die zu Ende des 17. Jahrh. lebten, blieben zwei in Frankreich und deren Nachkommen gelang es 1765 die verlorenen Besitzungen wieder zu gewinnen. Der dritte Jean Henri trat in die Dienste Wilhelms von Oranien und wanderte dann nach England aus. Hier pflegte er sich John Henry Bonneval de la Trobe zu nennen und starb im hohen Alter von 96 Jahren 1766 in Dublin. Seine Nachkommen waren arm, sie ließen den Grafentitel fallen und nannten sich einfach La Trobe. Einer seiner Söhne, Benjamin, studierte

*) Nachfolgende Skizze bildet im Wesentlichen eine Wiedergabe der 1846 niedergeschriebenen „Blätter der Erinnerung an J. Fr. La Trobe, den Künstler und den Menschen", deren Verfasser Woldemar v. Bock ein Schwiegersohn La Trobe's war. Sie befinden sich handschriftlich in der Bibl. der Gesellsch. f. Gesch. in Riga; ein kleiner Teil davon, der die Jugendzeit umfaßt, ist bereits 1848 im „Inland" (Nr. 10. 13. 15. 21) veröffentlicht. Unsre Darstellung ist ein Auszug daraus, der den Text, bald mehr, bald weniger sich an seinen Wortlaut anlehnend, teils in verkürzter und anders angeordneter Form widergibt, teils aber auch in erweiterter, wo sich die Möglichkeit bot, aus anderen Quellen ergänzende Nachrichten herbeizuschaffen, was dann an den betreffenden Stellen jedesmal angemerkt wurde. FB.

Theologie zuerst in Glasgow, dann am Trinity-College in Dublin und schloß sich darauf, sehr gegen den Willen der Seinigen, der Herrnhuter-Gemeinde an. Er blieb seiner Überzeugung auch treu, als er vom Vater dafür verstoßen, von einem Onkel enterbt wurde. Er starb in hohem Ansehen 1782 als Superintendent der Herrnhuter-Gemeinden in England. Im J. 1757 hatte er sich mit Anna Margaret Antes vermählt. Von seinen drei Söhnen wurde der älteste, Christian Ignatius, Sekretär der Brüdergemeinde in London († 1836), der zweite, Benjamin Henry, Architekt und Ingenieur, ging nach Amerika in die jungen Vereinigten Staaten, wo er unter andrem die Domkirche und die Börse in Baltimore erbaute und die Schiffbarmachung des St. James Flusses leitete, und 1820 als Inspektor der öffentlichen Bauten starb. Der dritte endlich ist Johann Friedrich, dem die nachfolgenden Blätter gewidmet sind.

Johann Friedrich La Trobe ist am 30. Mai / 10. Juni 1769 in Chelsea bei London geboren. Die erste Erziehung erhielt er in England; als dann sein Vater starb, wurde er, 13 Jahre alt, nach Niesky in die bekannte Herrnhuter Schule gegeben. Hier entwickelte sich, geweckt durch die sorgfältige Pflege, die dort der Kirchenmusik zuteil wurde, bei La Trobe schon frühzeitig ein großes musikalisches Talent, das sich anfangs freilich nur beim Chorgesang, dann aber nach einem gründlichen Unterricht im Generalbaß und auf der Orgel, besonders in der sicheren und kunstgemäßen Handhabung dieses Instruments zeigte; angeregt durch diesen Erfolg, eignete er sich aus eigenem Antrieb auch noch die Behandlung verschiedener Streich- und Blasinstrumente an. Gegen Ende der 80er Jahre ging La Trobe in die andre Herrnhuter Anstalt über, ins Seminar zu Barby im Magdeburgischen. Dem dortigen Direktor, der ein leidenschaftlicher Musikfreund war, hatte La Trobe es zu verdanken, daß er nun die verschiedensten Meisterwerke von Gluck, Bach, Händel und Mozart kennen lernte, bei deren Aufführung die Seminaristen selbst die Sänger und Musiker waren, wodurch ihnen das Verständnis für den Reichtum dieser Werke in ganz besonders nachhaltiger Weise aufgehen konnte. Sogar die Musik der Gluckschen Oper „Alceste" wurde aufgeführt, was in dem strengen herrnhutischen Seminar beinahe einer ärgerlichen Freigeisterei gleichkam. Aber das musi-

kalische Verständnis und der Enthusiasmus waren bei dem Direktor größer als jene Bedenken; wurde er doch, wie La Trobe später humorvoll zu erzählen wußte, von der Macht jener Gluckschen Musik oft so überwältigt, daß er den Strom seiner Tränen nicht zurückhalten konnte und dann wohl, als schämte er sich seiner „fleischlichen" Regung, sich abwandte und halb scheltend ausrief: Kinder, s'is man nix, s'is man nix! Kehrte aber der musikalische Abend wieder, so wurde „Alceste" doch wieder hervorgeholt.

Im Jahre 1790 trat La Trobe infolge eines Konflikts zwischen den Seminaristen und den Lehrern aus der Anstalt aus und schied damit auch äußerlich aus der Gemeinde der Herrnhuter, wenn er auch bis ins hohe Alter eine pietätvolle Sympathie für diese Gemeinschaft bewahrte. Da er nur ein sehr geringes Vermögen zur Verfügung hatte, entschloß er sich kurz zu dem Brodstudium der Medizin und bezog die Universität Jena. Vorher aber reiste er noch einmal in die Heimat nach England, um seine Mutter und seine Geschwister wiederzusehen und mit seinem selbständigen Schritt auszusöhnen.

Nach einem kurzen, aber genußreichen Aufenthalt bei den Seinen traf er dann im Oktober 1790 in Jena ein. Unter andern waren es besonders die Professoren Starke und Hufeland, die damals die medizinstudierende Jugend nach Jena zogen, und mit besonderem Eifer widmete sich La Trobe seinem Studium. Auch die Philosophie, durch Professor Reinhold, den Vorgänger Fichtes, vertreten, lockte den geistig regen und reichbegabten jungen Studenten, doch konnte sie ihn nur kurze Zeit fesseln; seinem künstlerischen, auf unmittelbare Anschauung und schöne Darstellung gerichteten Geist fehlte die Fertigkeit zu abstrahieren und kritisch zu analysieren. „Für mich sind all die Herren", schreibt er in einem Briefe an seinen Freund Lehrberg, „unverständlich; es fehlt mir an deutlichem Verstand der Terminologie und die verworrene Sprache der deutschen Philosophen verleidet mir das Studium ganz. Ich kann mich nicht enthalten zu glauben, daß die meisten sich selbst nicht verstehen und nur mit Worten Rechenexempel machen; denn was man klar versteht, muß man wohl einfach und doch bestimmt ausdrücken können. Da der Hume sich in der Hölle noch gleich bleibt, so hätte ich Lust ihn einmal vorzunehmen." Das tat er denn auch und der Skeptizismus David Hume's blieb fortan

der treueste Ausdruck seiner philosophischen Weltanschauung, dessen „Naturgeschichte der Religion“ und „Untersuchungen über den menschlichen Verstand“ blieben von nun an seine philosophischen Lieblingsbücher.

Seine pekuniäre Lage erlaubte ihm nicht einer der Studentenverbindungen beizutreten, überdies war er eine etwas zurückhaltende, nicht leicht sich anschließende Natur. Dennoch gewann er bald einen geistig lebendigen und anregenden Verkehr, in ihm auch eine ganze Reihe warmer Freunde, und mit manchem von ihnen ist er auch in der Folgezeit freundschaftlich verbunden geblieben. Da war zunächst Friedrich von *Hardenberg*, der später als Dichter unter dem Namen Novalis bekannt wurde, der „Prophet der romantischen Schule“; dann David *Veit*, den wir durch seine Freundschaft und seinen Briefwechsel mit der Rahel kennen; zwei Brüder *Poelchau* aus Livland, August Magnus[1] und Georg Johann, der nachmals Mitdirektor der Berliner Singakademie wurde[2] und noch bis kurz vor seinem Tode La Trobe aus seiner reichen Sammlung handschriftlicher klassischer Musikwerke manch' kostbaren Schatz zugänglich machte; ferner Ludwig Reinhold v. *Stegemann*[3], gleichfalls ein junger Livländer und später ein ausgezeichneter Arzt in der Heimat; Fr. Ludw. *Lindner*[4], ein Kurländer, der nachmals in den 20er Jahren des 19. Jahrh. zu den berühmtesten Publizisten Deutschlands gehörte; endlich Gabriel Jonathan *Schleusner*, der sich bald darauf in Jena als Privatdozent der Medizin habilitierte, aber schon nach

---

1) Geb. 1769, Sohn des Pastors Johann Daniel P. zu Kremon, † 1789 in Jena.

2) Geb. 1773 zu Kremon, † 1836. Er legte durch Ankauf der hinterlassenen Musikalien Phil. Eman. Bachs den Grund zu seiner großen und kostbaren Musikaliensammlung, die namentlich auch an Bachschen Autographen reich war. Sie wurde nach seinem Tode teils von der Singakademie, teils von der kgl. Bibliothek in Berlin erworben.

3) Geb. 1772 in Mitau, † 1845 in Stuttgart. — Seine Bekanntschaft mit La Trobe erwähnt Fehre, Leben und Schriften Fr. L. Lindners. Baltische Monatsschr. Bd. 42 (1895) S. 540.

4) Geb. 1770 in Dorpat, † 1840. Seit 1800 Landarzt bei Fellin, 1804 rigascher Kreisarzt, wurde dann an die Wolga und in den Kaukasus zur Besichtigung der Quarantaineanstalten gegen die Pest gesandt, 1813 Medizinalchef der russisch-deutschen Legion, 1815 erster Arzt im Hauptquartier des Fürsten Barklay de Tolly in Frankreich. Lebte später als praktischer Arzt in Dorpat und Walk.

wenigen Jahren, 1798, starb. Vor allem aber war es August Christian Lehrberg[1], mit dem ihn die herzlichste Freundschaft verband. Recht bezeichnend ist, wie diese Freundschaft entstand[2]. Lehrberg wünschte englisch zu lernen und wandte sich an La Trobe, den er übrigens bis dahin kaum mehr als dem Namen nach kannte. Der eckige Engländer antwortete ihm kurz: ich bin hier um zu lernen, nicht um zu lehren — und kehrte ihm den Rücken. Lehrberg ließ sich durch diese Antwort nicht abschrecken und wußte einige Tage darauf seinen Diogenes zu überreden. Aber wenn die beiden sich auch täglich sahen und fleißig englische Autoren mit einander lasen, es entspann sich keine Vertraulichkeit aus ihrem Umgang. Zufällig kam Pope's Universal Prayer an die Reihe. Der Engländer ärgert sich, daß die ungeübte Zunge des Deutschen dies Meisterwerk so holprig liest. Er nimmt hastig das Buch und spricht das herrliche Gebet im Tone der höchsten Rührung. Und nun entspinnt sich ein Gespräch über religiöse Dinge, in dem die beiden Jünglinge ihre Herzen aufschließen und ein jeder den andern erkennt: befreundete Seelen, denen nur der Berührungspunkt zur Vereinigung gefehlt hatte. Von dieser Stunde an blieben sie Freunde bis zum Tode.

Über seinem eigentlichen Fachstudium vernachlässigte La Trobe auch sein musikalisches Talent keineswegs. An der Hand von Kirnbergers „Kunst des reinen Satzes" gab er sich fleißigen Studien hin; namentlich waren es auch die Werke von Gluck, Bach und Händel, mit denen er sich eifrig beschäftigte. Jetzt entstanden auch schon mehrere eigene Kompositionen, meist mehr lyrischen Charakters, darunter eine 4stimmige Trauerkantate auf den Tod des Freundes August Poelchau, der sich 1792 in Jena erschoß, und die Komposition von Goethes „Fischer". Viele dieser kleinen Tondichtungen sind später im Manuskript verloren gegangen, einige aber auch im Druck erschienen, so „Zwölf Variationen für's Klavier", die er seinem früheren Lehrer in der Herrnhuter Schule Johann Gambold widmete.

---

[1]) Geb. 1770 in Dorpat, † 1813. Studierte Theologie, ging später jedoch zu historischen Studien über und wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg.

[2]) [Parrot's] Biograph. Notizen über Lehrberg S. XXIV. (= Einleit. zu Lehrbergs Untersuchungen z. Erläut. der ält. Gesch. Rußlands. Pbg. 1816.)

Auch für die Malerei hatte er ein hübsches Talent, das in der landschaftlich schönen Umgebung Jenas mannigfache Anregung fand und das er während seiner Studienjahre eifrig zu entwickeln strebte, wenn er es auch freilich nicht sehr weit über dilettantische Versuche hinausbrachte. Immerhin hat selbst Goethe für seine Zeichnungen anerkennende und ermutigende Worte gefunden. Bald nachdem La Trobe Jena verlassen, hatte Schleusner sie Goethe vorgelegt und konnte dem Freunde darüber schreiben: „Goethe ist hier, er hat Deine Bilder gesehen, er lobte den artigen Pinsel — das sind seine eigenen Worte —, auch vieles in der Zusammenstellung, er tadelte aber, daß sie noch kein Ganzes ausmachten, und sagte, daß in einer guten Schule Du viel werden müßtest."

Über allen diesen geistigen Genüssen waren es auch noch Erlebnisse von ganz andersartiger Bedeutung, die in diese Zeitepoche fielen und in die La Trobe mit hineingezogen wurde. So fand am 19. Juli 1792 der bekannte Auszug der Jenenser Studentenschaft unter Anführung des Livländers Heinrich v. Dahl nach Nora bei Erfurt statt. La Trobe war aus pekuniären Gründen verhindert, sich den Ausziehenden anzuschließen, doch sollte er trotzdem eine gewisse Rolle bei dieser Gelegenheit spielen, denn dank seiner stattlichen Figur und einem Paar neuer hirschlederner Beinkleider wurde er von den zurückgebliebenen Studenten erwählt, diesen voran die Fahne zu tragen, als die am 23. Juli wieder nach Jena Zurückkehrenden von ihren Kommilitonen feierlich eingeholt wurden. Auch bei einer andern ziemlich stürmisch verlaufenden Begebenheit scheint La Trobe persönlich beteiligt gewesen zu sein. Unweit Jena, zum Besitztum des Grafen Hardenberg auf Weißenfels gehörig, befand sich ein von den Studenten oft besuchtes Wirtshaus, dessen Inhaber sich gelegentlich ihren heftigen Zorn zugezogen hatte und dieses mit vollständiger Zerstörung seines Hauses büßen mußte. Der junge Hardenberg selbst war als erster auf dem Dache.

Die Ferien wurden von den Studenten häufig dazu benutzt, reitend die nähere Umgebung Jenas sowohl, als auch weiter entfernte Orte zu besuchen; so ritt auch La Trobe häufig mit Hardenberg nach Weißenfels zu dessen Vater und besuchte auch Leipzig in dieses Freundes Gesellschaft. Im Sommer 1792 reiste er, einer Einladung folgend, mit einem andern Freunde, W., nach

Braunschweig in dessen Elternhaus, wo ihm das für ihn so seltene und besonders große Glück zuteil wurde, ein wohltuendes, freundliches Familienleben kennen zu lernen, das er ja seit seinen frühesten Knabenjahren nicht mehr kannte. Freilich wurde diese schöne Zeit auch verhängnisvoll für ihn, denn er erkannte bald, daß die eine der Töchter ihm eine warme Neigung einflößte; er hielt sie für unerwidert und beschloß darum diese Zeit, die er in einem Briefe an Lehrberg seine „glücklichsten Tage" nennt, in trauriger und mutloser Stimmung. Einige Zeit danach führte der Professor der Rechte, Hufeland, diese von La Trobe still Geliebte als seine Gattin heim, und während des Verkehrs in diesem Hause, von dem er sich nicht gut zurückziehen konnte, wurde es ihm bald klar, daß er wohl Gegenliebe gefunden hätte. Nun aber verstand er es, bei seinem streng rechtlichen Charakter, doch einen Verkehr herzustellen, der nach allen Seiten befriedigend wirkte, und das Mittel dazu war die Musik. Hufeland selbst spielte Klavier und seine Gattin sang, das gab ein erfreuendes gegenseitiges Genießen, denn La Trobe konnte nun seine Lieder nicht nur vortragen hören, er fand auch viel Anregung zu neuen Kompositionen. Mit der Zeit entwickelten sich aus diesem gemeinsamen Musizieren regelmäßige Abendunterhaltungen im Hufelandschen Hause, und Goethe, der hier häufig ein und ausging, fand bald Gefallen an dem jungen La Trobe; er lud ihn sogar mit einigen andern Jenaer Freunden zu sich nach Weimar ein. Goethe war bei dieser Gelegenheit der liebenswürdigste Wirt, unterhielt seine Gäste aufs beste, führte sie nach Tisch in seinen Garten, wo den am Spalier gereiften Trauben zugesprochen wurde, und forderte sie schließlich auch noch auf, mit ihm ins Theater zu fahren, wo „Claudine Villabella" gespielt wurde; für Plätze hatte er selbst gesorgt. — Auf La Trobes Beziehungen zu Goethe wird später noch zurückzukommen sein.

Mit Beginn des Jahres 1793 waren La Trobes medizinische Studien soweit gediehen, daß er an das Schlußexamen und die Promotion denken konnte, doch reichten zu letzterer seine außerordentlich knappen Mittel nicht aus; was er sich durch englische Sprachstunden und Musikunterricht in seiner freien Zeit verdienen konnte, hatte eben nur für das Notwendigste hingereicht. Eine Bitte um Unterstützung an seinen Bruder in England mußte dieser abschlägig beantworten und so konnte La Trobe nicht umhin, nach

vorzüglich absolviertem Examen die Promotion hinauszuschieben und sich nach einer Erwerbsquelle umzusehen, um sich die Mittel dazu zu verschaffen.

Da traf es sich, daß sein Freund Lehrberg beauftragt wurde, sich nach einem geeigneten Hauslehrer für den Besitzer von Heimthal in Livland, Peter v. Sivers, umzusehen. Er dachte sogleich an La Trobe, und schlug ihm vor, die Stelle anzunehmen. La Trobe sagte, wenn auch schweren Herzens, zu. Freilich machte ihm Professor Hufeland das Anerbieten, von ihm die Mittel zur Promotion anzunehmen, er könne ihm dann auch gleich eine Anstellung als Burgphysikus auf Burg Friedberg bei Frankfurt als sicher in Aussicht stellen. Aber so verlockend dieser Vorschlag war, La Trobe konnte sich doch nicht entschließen, darauf einzugehen; erstens hatte er sich schon in Livland gebunden und zweitens fiel es seinem Selbstgefühl zu schwer, eine Unterstützung gerade von dieser Seite anzunehmen, und so trat er denn im Spätherbst 1793 seine Reise nach Livland an — nicht ganz leichten Herzens, wurde er doch dem wissenschaftlichen, künstlerischen und literarischen Leben gar so weit entrückt.

Auf der Durchreise hielt sich La Trobe einige Zeit in Berlin auf, und diese Tage wurden ihm für sein ganzes weiteres Leben von großer Bedeutung. Zwei Institutionen waren es vornehmlich, die ihn zu diesem Aufenthalt bestimmt hatten: einmal das Opernhaus mit herrlichen Aufführungen, besonders der Gluckschen Opern — hier hörte er zum ersten Mal in vollständiger Aufführung und Darstellung Glucks „Alceste" und vergoß dabei Tränen musikalischer Begeisterung —; und dann die allerdings in ihren ersten Anfängen stehende Singakademie, die aber doch schon unter der Leitung ihres Gründers Karl Fasch, eines damals rühmlichst bekannten Musikers und Komponisten, einen bedeutenden Namen hatte. La Trobe gelang es sowohl Fasch[1] selbst, als auch dessen Schüler und Gehilfen Karl Friedr. Zelter kennen zu lernen, und warme Freundschaft hat

---

[1]) K. Fr. Chr. Fasch (1736—† 1800), wurde 1756 als Kammermusikus in den Dienst Friedrichs d. Gr. nach Berlin berufen, wo er abwechselnd mit K. Ph. E. Bach des Königs Flötensoli zu begleiten hatte. 1756—58 Kapellmeister, gründete 1792 aus einem kleinen Gesangverein die Berliner Singakademie, die ein Vorbild für viele ähnliche Vereine in Deutschland wurde. Seine Kompositionen sind heute wohl alle vergessen.

ihn für sein ganzes Leben mit letzterem verbunden. Das war von allergrößtem Einfluß besonders auf seine musikalische Entwicklung. Zelter wurde nach dem 1800 erfolgten Tode Fasch's dessen Nachfolger als Direktor der Singakademie (1800—32), erhielt bald darauf den Professortitel und hat sich als fleißiger Komponist, namentlich von Männerchören, ein großes Verdienst erworben (1758—† 1832). Sein Schüler war Felix Mendelsohn.

Auf seiner weiteren Reise nach Heimthal hielt sich La Trobe eine zeitlang auch in Riga auf. Hier lernte er den Maler und Dichter Karl Graß kennen, der sich mit einer schwärmerischen Freundschaft an ihn schloß, die für La Trobe von unschätzbarem Wert wurde. Er fand durch ihn nicht nur mitten in der Fremde einen Anhaltspunkt für die Erinnerung, denn Graß hatte vor ihm auch in Jena studiert, war vielleicht sogar dort noch mit ihm, wenn auch nur kurze Zeit zusammen gewesen, sondern Graß war auch mit dem Heimthalschen Sivers befreundet und kannte die dortigen Personen und Verhältnisse. Und dazu waren ihre Interessen in künstlerischer Hinsicht dieselben. Sie lasen damals den „Tasso" zusammen Wie bezeichnend für ihre empfängliche Seelenstimmung ist, daß Graß, in der Erinnerung an die gemeinsam verlebten Tage schwelgend, ihm bald darauf schreibt: „Solch ein Buch ist wie der Frühling, immer schön, wenn man ihn noch so oft erlebte. Ich würde nur halb genießen, wenn ich nicht bei jeder Lesung an Dich dächte, Du stehst mir vor Augen, Du liesest mir vor und ich höre Deinen Ton und das Mitgefühl in demselben." — Durch Graß war er auch in dessen Freundeskreis bekannt geworden, so mit Garlieb Merkel, mit dem späteren kaiserlich russischen Leibarzt und Geheimrat Dr. Beck, wohl auch mit dem Dichter Samuel Andreae, der damals eben in Riga die ersten Gesänge einer großen epischen Dichtung herausgab; er hatte ebenfalls in Jena studiert und wurde nachmals Pastor in Narva († 1823); und mit manchen andern. Es war ein lebhaft angeregter Kreis von geistvollen und freisinnigen jungen Männern, die voller Interesse über die „aufgeklärten" Zeitideen diskutierten und für Humanität und Freundschaft schwärmten, die begeistert Schillers „Lied an die Freude" sangen und dabei, wie Graß einmal schreibt — auch La Trobe war damals (1794) dabei gewesen — „allen Mißmut vergaßen".

Von Riga ging's dann endlich weiter, dem eigentlichen Ziele, Heimthal entgegen. Unterwegs suchte er auf Graß' Veranlassung noch dessen intimsten Freund auf, Joh. Wilhelm Krause, den späteren Dorpater Professor der Ökonomie und Architektur, der damals Hofmeister beim Grafen Ludw. Aug. Mellin war. Über diesen Besuch hat Krause interessante Aufzeichnungen in seinem Tagebuche[1] gemacht, in denen uns die Persönlichkeit La Trobes lebendig entgegentritt.

„Im November des J. 1793", erzählt er, „erschien La Trobe und brachte Grüße, Zeichnungen und Briefe aus Riga von Graß. Hoch und stattlich gebaut, mit herrischem Anstande, kurz und bestimmt in Wort und Geberde, gab er sich als Becks und Graßens Kameraden an, der, von letzterem angewiesen, auf seiner Reise nach Heimthal die empfohlene Bekanntschaft mit mir jetzt machen wollte. Graßens Brief sprach herzlich von dem Engländer, der durch Philosophie und tüchtiges Studium der Medizin der Herrnhutischen Kopfhängerei entronnen sei, um als Hofmeister zum Herrn von Sivers zu gehen. Dies Wenige gab denn doch eine Basis zur Unterhaltung. Graßens Treiben und Wesen gefiel La Trobe nur teilweise; das Zeichnen sei allzu unbestimmt und flüchtig, nur geldeinbringend, ebenso auch seien die rhapsodischen Dichtereien, Predigten, Reflexionen, alles viel zu viel, dazu reiche seine Kraft nicht hin. Und da er, sagte La Trobe, vom Streben nach Gewinn, von Geist und platonischer Liebessehnsucht, von philosophischen Entbehrungen und happigem Genusse, wie vom Ehrgeiz, in allem etwas Rechtes zu sein, getrieben und gespornt wird, so gerät er mit seinem besseren Selbstgefühl in Streit und wird unsicher für sich und andre. Wie von ungefähr setzte er sich ans Klavier, ein paar Gänge und Akkorde deuteten auf Fertigkeit. Dann schweifte sein Blick an den Wänden umher und unwillkürlich durchliefen die Finger die Modulation des alten Liedes: „Ich klage hier" mit unendlicher Lieblichkeit. Das Klavier redete hier ganz anders als unter meinen und aller derer Händen, die es je berührt hatten. Das verkündete den Meister, zugleich aber auch den Wink, keine Bitte um Fortsetzung zu wagen. Dann stand La Trobe würdevoll auf, stemmte beide Hände auf die Hüften, überlief Zimmer,

[1] Vgl. Bilder aus Altlivland. „Balt. Monatsschr." Bd. 52 (1901), S. 108 ff.

Anordnung und Ameublement mit einem Blicke, lugte nach der Aussicht und äußerte halb für sich: man kann in der elendsten Hütte, mit sich einig, recht zufrieden leben. Wohnen alle livländischen Hofmeister so? fragte er, innerlich besorgt, kennen Sie Heimthal und den Herrn von Sivers? Ich gab, was und wie ich es wußte; in meiner Seele kämpfte Widerwille gegen die scheinbare Anmaßung und Superiorität mit einem sanft hinneigenden Gefühl der Achtung. La Trobe durchlief meine Zeichnungen, Bücher und Notensammlung ohne Ja und Nein, als lauter Bekanntes und Unwertes. Ein paar hingeworfene Bemerkungen von mir über Herrnhut, Bertelsdorf und Niesky machten ihn wohl aufmerksam. Ja, sagte er, Natur und Kunstfleiß sind da wohl schön, erreichen aber die Schönheiten von Leeds und Manchester nicht, so viel mir noch aus den Kinderjahren vorschwebt. Ich meinte, daß die Verschiedenheit der Länder und Völker, der Grad ihrer Kultur und Wohlhabenheit dem aufmerksam fühlenden Menschen überall lieb und wert sein müsse. Die Augen wurden La Trobe klar und wie kleinlaut fiel er ein: diese 50 Werst von Riga bis hierher sollen doch nicht den Maßstab für das ganze Land geben? Martin rief zum Abendessen, ich orientierte meinen Gast in der Eile. Er gefiel, die alte [blinde] Landrätin bat ihn neben sich, sie befühlte ihn und sagte: Ihre Stimme gefällt mir, Sie müssen groß sein, und so gab sie sich oft in ihrer Art offen und freundlich, obgleich manche seiner scharfen Äußerungen vom gewohnlichen Weltton abwichen. Die Gräfin war holdselig, besonders gegen mich, während ich viel mit Amalie sprach. La Trobe sehnte sich nach Ruhe. Morgen muß ich meinem Schicksal wieder einen Schritt näher treten, sagte er und empfahl sich. Ein einfaches, reines Bett erfreute ihn. Wir rauchten im Bett eine Friedenspfeife; es blitzten heitere Ideen und starke Gefühle mitunter auf. Beim Erwachen fühlte er sich freundlicher und leichter gestimmt; eine Pfeife und eine Tasse Kaffee im Bett ist ein solamen miseris (ein Trost für Unglückliche), meinte er, ein Freund, ein Buch dazu, köstlich! Aber ich muß fort, doch wie? Nun, Livlands Hospitalität ist ja dick belobt. Das von dem Morgenlicht beglänzte Wäldchen lockte ihn aus dem Neste; es war seit langer Zeit der erste freundliche Strahl, aber er war nur von kurzer Dauer; Gott bewahre, daß dies ein Analogon meiner hiesigen Tage sei! meinte er. Martin räumte auf

und brachte das Frühstück; die Equipage der alten Landrätin hielt vor der Tür Vor dem Klavier stehend, spielte La Trobe den Choral „Befiehl du deine Wege"; bedeutender konnte man nicht scheiden, und ich war ihm für immer gewonnen. Ich brachte ihn nun auf die Postierung; wir trennten uns mit dem Wunsch: auf Wiedersehen!"

* * *

Heimthal, wo La Trobe vom Gutsherrn in der freundlichsten Weise begrüßt wurde, war seiner Lage und Umgebung nach vielleicht einer der geeignetsten Orte Livlands, um jemand, der aus einer der lieblichsten Gegenden Deutschlands kam, das Vermissen dessen, was er verlassen, ein wenig zu erleichtern. Die ganze Umgebung mochte ihn wohl an Thüringer Landschaften, in verkleinertem Maßstabe, erinnern: ein wellenförmiges Hügelland, durchfurcht von langen sanftgewundenen, von schmalen Bächen durchströmten Talgründen, reich geschmückt mit dem mannigfaltigsten Baumwuchs, der die allmählich zu grünen Wiesen niedersteigenden Talwände bekleidet. Hier liegt auf einem Hügel inmitten herrlicher Baumgruppen, gleichsam in einem natürlichen Parke, wie Jegor v. Sivers es nachmals geschildert hat[1], Heimthal, das „im Schmucke der üppigsten Buken, Eichen, Ulmen, Tannen, Eschen, Linden, Kiefern, Ahorn, sibirischen Zedern, mit seinem Blumen- und Rosengarten, mit seinen Höhen und Schluchten, seinen rauschenden Quellen, seinen malerischen Stauungen, mit seinem stattlichem Wirtschaftshofe, der unter Laubgruppen verstreut den Ausdruck trockner Prosa verlor, wohl unter die anziehendsten Punkte Livlands zählen darf."

Damals freilich, als La Trobe hier sein Amt als Hofmeister antrat, waren von alledem kaum mehr als die ersten bescheidenen Anfänge vorhanden. Heimthal war noch eine ganz junge Schöpfung. Früher Kurwitz genannt, war es bis vor kurzem eine Appertinenz von Euseküll gewesen und erst 1789 infolge einer Erbteilung zu einem selbständigen Gute erhoben worden, das dann 1793 von seinem Besitzer Peter Reinhold v. Sivers in Erinnerung an seine verstorbene Braut Luise Heimenthal seinen neuen Namen erhielt. Der Waldreichtum der nächsten Umgebung war der Jagd besonders

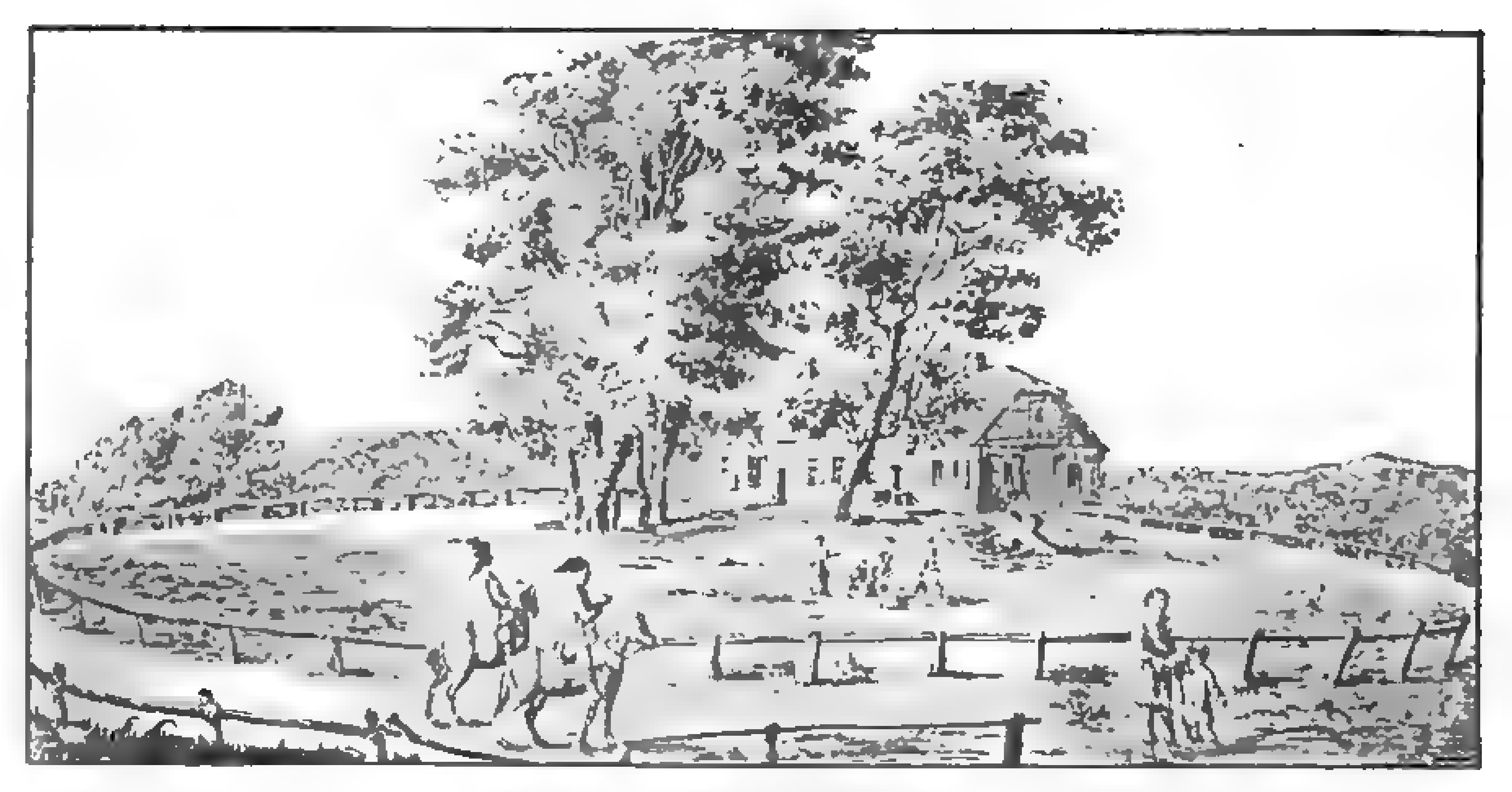
---

1) Heimthal. Im Album balt. Ansichten (1866) Bd. II.

günstig gewesen und so war Kurwitz bisher vorzugsweise als Jagdareal benutzt worden; daher war hier auch kein großes, für ständigen Aufenthalt berechnetes Gutsgebäude vorhanden, sondern bloß ein schlichtes hölzernes Jagdhaus, auf einem hochgelegenen Platze mitten im Walde, dessen Bäume sich dicht an das Häuschen herandrängten. Dem neuen Gutsherrn erwuchs so die Aufgabe, von diesem romantischen, aber noch halb wüsten Punkte aus sich seine ländliche Welt selbst zu schaffen. Nicht nur wurden neue Wirtschaftsgebäude aufgeführt, der Garten erweitert und in sorgliche Pflege genommen, — die schluchtenreiche Bodengestaltung und die reiche Vegetation forderten gleichsam stillschweigend dazu heraus, mit Axt und Spaten im Schatten der herrlichen alten Bäume Wege anzulegen, Durchsichten durch den geschlossenen Wald nach den freundlichen, tiefer gelegenen Talwiesen auszuhauen, Fernblicke zu gewinnen übers wellige Land bis weit hinaus zu den Holstferhofschen „blauen Bergen“, die vielen dem feuchten Waldgrunde entrinnenden Quellen aufzufangen, kurz aus der stillen Wildnis des Waldes mit schonender Hand und kunstverständigem Sinn eine köstliche Landschaft zu schaffen. Und dem feinen Verständnis und der rastlosen Arbeit Peter v. Sivers' ist das auch im Laufe der Jahre in reichem Maße gelungen.

In alter Zeit, so ging die Sage unter den Leuten, hatte hier eine Waldkapelle gestanden. In der Nähe des Jagdhäuschens, mitten in dem es umgebenden Urwald, stand noch ein altes granitenes Kreuz, halb im Boden versunken, verwittert und moosbedeckt. Und als man nun daran ging, den Wald zu lichten, trat auch eine Anzahl mächtiger Baume in eigentümlich symbolischer Gruppierung hervor: sieben uralte, in Kreuzesform gepflanzte Linden, die, zum Teil schon hohl, mit ihren grünen Wipfeln den ringsum wild aufgeschossenen Wald in ungebrochener Lebenskraft weit überragten[1]. Man ließ sie sorgsam stehen und sie stehen zum Teil noch heute stattlich da. Das Kreuz wurde später wieder aufgerichtet und darunter die vielen menschlichen Gebeine gebettet, die man bei den Rodungsarbeiten gefunden. Eine Sepiazeichnung von der Hand Joh. Wilh. Krauses aus dem J. 1795, die in der Rigischen Stadtbibliothek aufbewahrt wird[2] — wir geben sie auf

[1]) S. auch Jegor v. Sivers, Helmthal. Im Album balt. Ansichten. Bd. II.
[2]) In der Brotzeschen Sammlung.



Heimthal im Jahre 1795. Nach einer Sepiazeichnung von J. W. Krause.

der vorstehenden Seite in Federzeichnung wieder —, zeigt uns den Platz und das alte, nur wenige Jahre später durch eine Feuersbrunst vernichtete Häuschen, wie sie damals aussahen, als auch La Trobe in Heimthal weilte und an den Verschönerungsarbeiten mit künstlerischem Blick lebhaften und tätigen Anteil nahm. Das ergab sich fast von selbst aus den freundschaftlichen Beziehungen, die ihn bald mit Sivers verbanden, aus der beiden gemeinsamen Liebe zur Kunst und Natur.

In Peter Reinhold von Sivers fand La Trobe einen feingebildeten, von den vielseitigsten Interessen erfüllten Mann und einen guten und edel denkenden Menschen. Damals 33 J. alt, hatte er in Leipzig studiert und war seit kurzem — es ist die Zeit der Statthalterschaftsverfassung — Pernauscher Kreismarschall. Er wurde später auch Oberdirektor des Livl. Kreditvereins, Mitglied der Ökonomischen Sozietät, dann Deputierter des Pernauschen Kreises und 1818 livländischer Landrat; er starb 1835, nachdem er seines hohen Alters wegen diesen Posten niedergelegt. Wie seine Brüder, die Landräte Friedrich v. S. zu Rantzen und August v. S. zu Euseküll, war er ein überzeugter und hingebender Verfechter der Aufhebung der Leibeigenschaft. Bei seinen Vorschlägen zur Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse, so schildert ihn eine spätere kurze Charakteristik[1], „trat er niemals leidenschaftlich und stürmisch, sondern stets ruhig und milde auf, ohne daß dadurch seine ausdauernde Energie beeinträchtigt worden wäre. Alles mußte er selbst probieren und erfahren, ehe er sich ein Urteil erlaubte. So soll er einmal, um recht inne zu werden, wie einem armen estnischen Bauerknecht bei der schweren Arbeit und Entbehrung zu Mute sei, die Rolle eines solchen übernommen und eine ganze Woche hindurch oder noch länger durchgeführt haben. Kleidung, Nahrung, Schlafstätte, alles war der Rolle angemessen. Mit Tagesanbruch war er in der Mitte seiner Gefährten bei der Arbeit und teilte gewissenhaft mit ihnen alle Strapazen, bis die Abendglocke verkündigte, daß das Pensum für den Tag abgemacht sei. Nachdem er seine Probe ehrlich und redlich bestanden hatte, wußte er allerdings, was er wissen wollte, und unsre Leser wissen es sicherlich auch, welche Folgen daraus für die Heimthalschen

[1]) Charakterskizzen aus Livland. Inland 1849, Sp. 122

Bauerknechte erwuchsen. — Bei dem praktischen Sinn, den er besaß, lebte der vorurteilsfreie Mann beständig geräuschlos schaffend, jedermann, der ihn um Beistand ansprach, ein wohlwollend belehrender Ratgeber, seinen Bauern ein Vater, in seinem gastlichen Heimthal stets an sich fortbildend mit derselben Gründlichkeit in Künsten und Wissenschaften, deren warmer Verehrer er war."

Und es waren der Gebiete sehr viele, denen er sein Interesse schenkte und mit denen er sich zu verschiedenen Zeiten beschäftigte: Literatur, Philosophie, Geschichte, aber auch Physik, Botanik, Mineralogie, rechtswissenschaftliche und kameralistische Studien. Der Buchhandel war damals in Livland noch wenig entwickelt und so verschaffte man sich die nötigen Bücher oft durch Vermittlung ausländischer Freunde und Bekannten. Für P. v. Sivers besorgten das häufig Freunde La Trobes, Schleusner und nach dessen Tode der Jurist Hufeland. Sogar Goethe ließ sich einst bereit finden, auf Schleusners Bitte, den Sivers darum angegangen, Auskunft über die zum Studium der Baukunst erforderlichen Werke zu erteilen[1] Das war 1797; Goethe faßte in Form eines Briefes an Schleusner einen förmlichen Aufsatz ab über die darin vorhandene Literatur, den er mit den Worten schloß: „Ich wünsche, daß dieser unvollkommene Aufsatz Ihrem Herrn Korrespondenten nützlich sein und ihm Anlaß geben möge, uns seine Bedürfnisse näher anzugeben, ich werde mit Vergnügen das weitere, was mir bekannt ist, mitteilen." Ob Sivers von diesem Anerbieten hernach Gebrauch gemacht hat, wissen wir nicht.

Das lebendigste Interesse brachte er auch der Kunst entgegen, vornehmlich der Malerei, in der er sich auch selbst als Dilletant versuchte. Hierin traf er bei La Trobe, wie wir bereits wissen, auf die gleiche Neigung und Liebhaberei; sie förderten sich gegenseitig und regten sich an und wurden beide wiederum angeregt durch den gemeinschaftlichen Freund Karl Graß, der ihnen aus Riga die nötigen Utensilien zu besorgen pflegte. Fleißig wurde gemalt und gezeichnet, und manches anmutige Landschaftsbild von La Trobes Hand nach Motiven aus der nächsten Umgebung wurde noch lange in Heimthal bewahrt und findet sich wohl auch noch heute dort vor. Man suchte Vertiefung und Belehrung auch

[1]) Vgl. Zur Biographie des weil. livl. Landr. P. H. v. Sivers. Inland 1845, Sp. 805 ff.

anderswo, mit der schwärmerischen, erörternden, maniristischen Gründlichkeit, wie sie oft den künstlerischen Dilletantenkreisen jener Tage eigen war. Wenige Jahre später knüpfte Sivers — noch weilte La Trobe unter seinem gastlichen Dach — einen Briefwechsel an mit dem Landschaftsmaler und braunschweigischen Gallerie-inspektor Joh. Fr. Weitsch, den auch La Trobe auf seiner Reise nach Deutschland 1795, von der weiterhin noch die Rede sein wird, aufgesucht hatte, wie auch mit dessen Sohn Friedr. Georg, dem preußischen Hofmaler und Rektor der Akademie zu Berlin[1]. Der Wunsch nach technisch lehrreichen Vorbildern hatte ihn im Frühjahr 1799 veranlaßt, durch Vermittlung einer Frau von Stackelberg beim alten Weitsch einige Bilder zu bestellen. Dieser antwortete, berichtete über seine eigene Entwicklung und gab ihm dabei auch allerlei freundliche Ratschläge. „Sie sehen hieraus", ermutigte er ihn, wohl mit etwas übertriebenem Optimismus, „daß es möglich ist, auch ohne Anweisung wohin zu gelangen. Da Sie nun bei Ihnen noch einen Freund der Kunst an H Dr. La Trobe haben, so wird es beiden glücken, zu Ihrem Vergnügen nicht [nur] erträgliche Sachen zu machen, sondern durch diese Aufmunterung werden Sie Meisterstücke darstellen können. Ich bitte Ihnen aber recht sehr, folgen Sie ja nicht meiner Arbeit zu sehr, sehen Sie ja auch andere gute Meister an. Wollen Sie nach meiner Arbeit etwas machen, nehmen Sie immer das heraus, was Ihnen scheint der Natur am nächsten zu kommen. Da Sie dort so schöne majestätische Eichen haben, zeichnen Sie die ab, es kommt immer von der Natur was herein. . . . Wenn meine Stücke . . . zur Aufmunterung dienen, so soll es mir eine herzliche Freude sein, und so Sie einigen Rat verlangen, so äußern Sie nur worin. Mit dem größten Vergnügen werde ich mit raten. Da aber der H. Dr. La Trobe bei mir war, warum gab der sich nicht mehr bloß, so hätten wir doch von Farben noch etwas sprechen können."

Dieser Briefwechsel hält bis zum Tode des alten Weitsch († 1803) an, der damals ein recht beliebter Landschafter war und namentlich in seinen Eichenwäldern und Viehgruppen geschätzt wurde. Auf Sivers' und La Trobe's Anregung mag es vielleicht

---

[1]) Vgl. Inland 1846 Nr. 34. 35. 38. 40.

auch zurückzuführen sein, daß mehrere Gutsnachbarn sich damals gleichfalls Bilder von Weitsch malen ließen, so der Staatsrat Frz. G. v. Oettingen auf Pudeküll, der spätere Landrat H. A. v. Bock, von denen sich vielleicht noch heute hier oder da eins vorfinden mag. — Überhaupt gab es unter den Gutsnachbarn der Umgegend damals gerade mehr als einen, der nicht nur an den ökonomischen und agrarischen Verbesserungen der livländischen Zustände lebhaften und tätigen Anteil nahm, sondern auch für geistige Interessen Verständnis hatte und tat, was die Entlegenheit und die schwerfälligen Verhältnisse irgend gestatteten, um sich mit Literatur und Kunst des Westens in möglichst lebendige Beziehung zu setzen.

So war der Umkreis beschaffen, in den La Trobe nun in dem ihm fremden, entlegenen Lande für die nächsten Jahre gestellt war. Wer aus einem Zentrum geistigen Lebens kam, dem mochte freilich diese engere Welt mit ihrem langsameren Pulsschlag keinen vollen Ersatz bieten können. Und so hat auch La Trobe sich nur schwer darein gefunden und lange Zeit hindurch unter seiner „den Musen entrückten" Isoliertheit gelitten. Dazu kam nun noch zweierlei, was ihm die erste Zeit in seinem neuen Wirkungskreise zu einer drückenden und zum Teil auch unerquicklichen machte. Er konnte sich gar nicht so recht mit seinem Beruf als Hauslehrer befreunden und dann waren damals gerade die häuslichen Verhältnisse in Heimthal in einem Zustande innerer Zerrüttung: Sivers gelangte zu dem Entschluß, seine Ehe zu lösen, die Gatten hatten sich gegenseitig nicht zu verstehen, sich nicht ineinander zu finden vermocht. — Aber La Trobe war doch jung und gesund und von mehr als gewöhnlicher Körperkraft, so daß er seine Zeit außer den Unterrichtsstunden, die er zu erteilen hatte, noch reichlich ausfüllen konnte mit den eifrigen Arbeiten in Wald und Garten, mit medizinischen und literarischen, malerischen und musikalischen Selbststudien. Und dann hatte er doch immerhin wenigstens zwei Menschen, zu denen er bald in nähere Beziehungen gelangt war: Karl Graß, der ihm in seiner etwas überschwänglichen Weise, wie erwähnt, eine geradezu schwärmerische Freundschaft entgegentrug, und dann den Hausherrn von Heimthal selbst, dem er in den schweren Tagen häuslichen Kummers getreulich zur Seite gestanden.

Mit Graß unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel; hier fand der sich schwer erschließende jenes tiefe Verständnis, nach dem

ihn verlangte, eine gleichgestimmte Seele. Auch Graß' Künstlernatur hatte eben in jenen Jahren harte innere Kämpfe zu bestehen; ihn zerquälte die Frage: soll ich Pastor, soll ich Künstler werden? und die Sehnsucht zog ihn mit Allgewalt zu den Pfaden der Kunst. Wie La Trobe, so korrespondierte auch Sivers eifrig mit Graß und Beider Briefwechsel mit dem gemeinschaftlichen Freunde wirft manch interessantes Streiflicht auf das Wesen und die Denkweise dieser so verschiedenen, unter einander befreundeten Männer. Die Briefe von Graß ergehen sich meist in allerlei seelischen Stimmungen und Betrachtungen, oder sie erzählen auch von Erlebnissen mit gemeinsamen Bekannten oder sprechen dem bedrückten Freunde Trost zu. „Man sollte", sucht er den über den lästigen Beruf Klagenden zu ermutigen, „man sollte sich gewöhnen können, über alles — versteht sich mit frommem Herzen - zu lachen, so würde man manches nicht für so ein großes Übel halten."

„Teurer Bruder in Heimthal!" redet er ihn in einem seiner Briefe an, der für den Schreiber überaus charakteristisch ist, und fährt dann fort: „Jetzt komme ich zu Dir nicht im Dichterflug und Gewand — im ehrbaren Kandidatenrock, die Schriften des heil. Paulus unterm Arm komm ich, Dir zu sagen: Hier ist nicht unsre heimische Stätte, sondern das Zukünftige suchen wir. Du und ich, beide Pilger im Tale! Hand in Hand durch Dämmerung und Nacht — wollen wir es suchen, das Ziel, wovon eine innere Ahndung uns sagt: wir werden's finden! An treuer Brust wollen wir ausruhn, wenn der Steinweg der Pädagogik und das glatte Pflaster der Konvenienz uns ermüdet haben. Unsre Seelen sollen bei einander daheim sein, wenn wir nur als Fremdlinge unter den Gleichgestalteten wandeln. Freundschaft soll unser Stern sein und Natur unser unverlierbarer Schutzgeist! So, mein Bruder, laß uns gehn, in Geduld und Hoffnung, bis wir funden haben das wahre „Heimthal" und singen können: Endlich ist's errungen, endlich sind wir da! jetzo wird gesprungen, jetzo laut gesungen: Heil! Victoria! — Herzensbube! daß ich Dir sagen könnte, wie mir so wohl bei Dir zu sein pflegt und wie ich vergesse, wenn meine Seele bei Dir ist, daß die Stunden wandeln und Tag sich in Nacht verkehrt. Ja, oft bin ich bei Dir, d. h. nun eben nicht in Deiner Schulmonarchie, sondern in dem Freistaate des Denkens und Empfindens treff ich oft und unwillkürlich auf Dich. Da ist

kein Winter und kein Frost, da ruft man nicht zum Essen und kein bleicher Sohn des Kummers schleicht unter dem Fenster hin. Da scheint Gottes helle und allerwärmende Sonne und der Mensch freut sich des Menschen. In diesem heimlichen Revier der Liebe, das nur harmonisch fühlende Seelen kennen — sei mir gegrüßt! Das ist das „Heimthal", wo ich Dich suche."

Über sein Verhältnis zu Sivers schreibt La Trobe dem Freunde[1], etwa ein halbes Jahr nachdem er seinen Posten angetreten, am 24. Juni 1794:

„. . . Sivers, der einzige, mit dem ich eigentlich umgehe, ist ein braver Mann, den ich in manchen Stücken täglich mehr schätzen lerne; ich habe Dir deswegen etlichemal vielleicht günstiger, als Du es erwartetest, über ihn geschrieben, und ich glaube nichts zurücknehmen zu brauchen, ja sogar zu manchem Lobenswürdigen an ihm finde ich stets neue Belege — und dennoch genügt er mir nicht, dennoch läßt er meine Seele allzu leer — noch nie hat er mich erwärmen können, und ich fürchte, leider ich nie ihn. Mir wird es immer klarer, daß die Meinung, die ich von ihm erhielt, als ich das erstemal über ihn ein Urteil wagen konnte, und welche auch mit der Deinen übereinstimmte, wahr ist — seine Verhältnisse haben eine schädliche (mir graut zu sagen), unvertilgbare, schlechte Wirkung auf die Freiheit seiner Gefühle gehabt. Dieser Glaube zerstört auch die Freude, die ich sonst haben würde über das, was ich an ihm loben, schätzen und achten muß. Das Gute, das ich finde, macht meinen Wunsch nur desto heißer, auch in andern so wesentlichen Dingen von ihm befriedigt zu werden, und läßt mich diesen Mangel doppelt empfinden. Dir brauche ich nicht zu erklären, wie dies gegen ihn gesagte sich mit dem vereinbaren läßt, was ich für ihn gesprochen habe, und Dir wird es nicht Widerspruch scheinen, wenn ich sage, daß der Mann, der manchmal meine liebsten Gefühle kränkt, mir oft Trost und Zuflucht wird; wie ich trotz allem, was ich an ihm vermisse, doch mit ihm manche heitere Stunde verlebte und daß dieser Mann am Ende das einzige ist, was mich einen einzigen Augenblick länger in Heimthal hält. Nach allem, was ich über uns beide gedacht, glaube ich nun so bestimmen zu können: er ist mehr Mann als ich, ich vielleicht

[1]) Die nachstehend mitgeteilten Briefe von La Trobe und Sivers an Graß haben sich in des Letzteren literarischem Nachlaß erhalten.

mehr Mensch als er. Hunderte sind seine Schuldner, Hunderten tut er mit Aufopferung Gutes." . . .

Und am folgenden Tage: „. . . Du wirst Sivers wohl schon gesprochen haben. Er ist vorgestern von hier weggereist. Grüß ihn von mir. Ich mag nichts von seiner Geschichte sagen und wollte, ich könnte nie daran denken. Sie hat mir den wenigen Lebensgenuß, den man in Heimthal haben kann, fast ganz geraubt." . . .

Wieder einen Monat später endlich, am 24. Juli, berichtet er: „. . . Eben zu der Zeit war die Unzufriedenheit zwischen ihm und seiner Frau zu dem gewaltigen Ausbruch gekommen. Ich konnte mich trotz allen seinen Versicherungen nicht überzeugen, daß ich nicht wirklich wenigstens mittelbar dazu Anlaß gegeben hätte. Ich sah es für ein Glück an, daß er so drückende, schreckliche Fesseln abgeworfen hatte, aber es kostete ihm sein halbes Vermögen, und meine Überzeugung sagte mir, daß nur im Arm der Freundschaft ihm diese Freiheit Wohltat werden könnte. Ich war der einzige Freund, der ihm nahe war und gewiß sein konnte. Eine innere Stimme rief mir zu: du darfst den Mann nicht jetzt verlassen — du bist ihm vielleicht Wohltat . . ."

Etwa zur selben Zeit, am 9. Juli 1794, schreibt Sivers an Graß, und sein Brief gewährt uns ein anschauliches Bild vom täglichen Leben und Treiben in Heimthal:

„Unsere Tagesordnung haben wir seit einigen Tagen geändert und eine eingeführt, wovon die erste Hälfte derjenigen gleicht, die wir vor einem Jahr beobachteten. So sitze ich z. B. eben in unsrer Morgenlaube am Kaffeetisch in der Stunde von 7—8, die dem Briefwechsel gewidmet ist, und ich muß Ihnen in Wahrheit sagen, daß mit dieser Beschäftigung mir kein Morgen vorübergegangen ist, ohne daß mir nicht Ihr Bild in dieser Stunde so lebhaft geworden wäre, um wenigstens bis zum Mittag mein Begleiter zu bleiben. Unsre Lauben sind ungeprahlt die schönsten ihrer Art. Gleich um die Ecke des neuen Flügels führt ein schmaler Fußsteg nach dem Abhange zu gegen Morgen. Einen Flintenschuß vom Hause hat La Trobe zwei nicht weit von einander stehende dichte Gebüsche aus Erlen, Faulbaum und Vogelbeeren am Rande des Abhanges auf die einfachste und angemessenste Art zu Lauben gebildet, davon uns die eine des Morgens und die

andere am Abend aufnimmt, und selbige mit einem bequemen Gange verbunden; er räumte nämlich nur das sonst isolierte dichte Gesträuch in der Mitte auf und ebnete den Boden, so daß ein Raum zu einem Tisch mit 3 Stühlen darauf Platz hat. Die dichte Wand und das hohe Laubgewölbe schützen uns vor den Strahlen der Sonne und verstatten dem kühlen Morgenwehen nur, uns sanft zu erquicken; entsteht aber ein starker Wind, dann schließt sich das Laub näher aneinander und bildet eine festere Wand. Die Morgenlaube hat ein Fenster, aus welchem man den blumenreichen Vorgrund von einer Baumkette, die sich links den Berg hinabwindet, beschattet sieht. Das Tal wird vom Morgenlicht erhellt, und den Hintergrund den andern Berg hinan alte Bäume mit heiligem Dunkel, die heuer mehr als jemals den jungen Künstler durch ihren wollüstigen Astwurf belehren. Um uns diese Lauben interessanter zu machen, haben wir von ihnen Stufen in den Berg gegraben, die sich an die erwähnte Baumkette lehnen und durch ihre Schatten auf Graßens Morgengang hinableiten.

Von 8–12 Uhr wird im Kreise und beim Unterricht der Kinder gezeichnet. Der Nachmittag ist den Wissenschaften gewidmet, da bereite ich mich zu meinem großen Unternehmen vor. [— Er plante nämlich eine Reise nach Italien, von der wir später noch hören werden. —] Vor allen Dingen bleibt es auf immer Livland ein Geheimnis, daß La Trobe mich begleiten soll. Ich bin es seinem Rufe schuldig; denn seine Tadler würden nicht unterlassen, sobald sie es erführen, zu sagen, daß es nunmehro ausgemacht sei, daß er mich zu meinem wichtigen Schritt im Hause aus eigennützigen Absichten verleitet habe. Ich verbreite zu seiner Zeit das Gerücht, daß er mich bis Berlin begleiten und von dort nach England reisen werde. Seit La Trobe so unschuldig verleumdet wird, werde ich es dem Vernünftigsten nicht verdenken, wenn er aus der Ferne durch eine Reihe Tatsachen verleitet wird, einer Begebenheit falsche Ursachen zuzuschreiben; denn wahrlich hier treffen so viele Dinge zusammen, die auf La Trobe den Schein der Schuld werfen, daß selbst unparteische Hausgenossen betrogen werden müssen, die keine genaue Bekanntschaft mit meinen Neigungen, Gefühlen und seit den letzten Jahren erhaltenen Vorstellungen, Eindrücken und entstandenen Wünschen haben. Ein

großes Opfer habe ich meiner Freiheit bringen müssen; mir ist es aber mit meinem Bedürfnis zu vergleichen nicht zu groß gewesen.

Meyers „malerische Beschreibung“ seiner Reise in die Italienische Schweiz hat meiner Erwartung nicht im geringsten entsprochen. Für eine schöne Darstellung der Gegenstände ist die Erzählung zu mager und die Sprache zu gesucht. Was ich eigentlich suchte, habe ich garnicht gefunden, nämlich eine lehrreiche Beschreibung der Aussichten, worin die Ursachen der so hinreißenden Eindrücke mit Künstlerblick erforscht und die entdeckten Geheimnisse dem Maler zur Nachahmung empfohlen werden. Ich verstehe hierunter keine trockene Kritik, die den Totaleindruck zerstört, sondern nur die Berührung einzelner Töne, die schon hinreichen, den empfänglichen Liebhaber der Kunst mit dem Charakter der Gegend vertraut zu machen und den Geweihten mit neuen Materialien zu bereichern. Dieses ist, was ich Unkundiger im ganzen davon denke. Wären Sie hier, so würde ich meine Meinung von dem Unwert des Buches, die schönen Kupfer ausgenommen, überall verteidigen. Belehren Sie mich eines besseren, das wäre dann ein angemessener Streit, wobei ich viel gewinnen würde. Sollten nicht die 3 fehlenden Kalender in Riga zu haben sein? Sie sind von den Jahren 1780, 1782 und 1784, und eben von Geßners Epoche her, die ich zehnmal so hoch als die folgenden schätze.

Daß Sie nun auch von meinem Plan wissen, gibt uns hier manche Veranlassung von Ihnen zu schwatzen. Wir schließen dann mit Wehmut und in meinem Herzen bleibt das Bedauern über Ihre derzeitige Lage und die Bewunderung Ihres edlen Muts, mit dem Sie Ihre herrschende Neigung besiegen und Gründe zur Unterstützung Ihres Heldenentschlusses mühsam hervorsuchen, zurück. — Ich werde mir Ihre Kunst, dem Genuß auf allen Wegen der Natur nachzujagen und überall an ihrem Busen zu schwelgen, recht eigen zu machen suchen. Dieses ist der Zweck meiner Ausreise, aus dieser Quelle entspringt mein Durst nach Erkenntnis und Kunst.

Ihr treuer Peter Sivers.

Von nicht geringem psychologischem Interesse und zugleich doch auch das persönliche Verhältnis La Trobes zu ihm beleuchtend, ist ein zweiter Brief von Sivers, der gleichfalls an Graß gerichtet

und zwei Wochen später, am 23. Juli, geschrieben ist; er ist auch sehr bezeichnend für das freundschaftliche Vertrauensverhältnis, in dem Graß und Sivers zu einander standen:

„Schelten Sie nicht, wenn ich Ihnen erst jetzt auf Ihren Brief, der zum Umschlag Ihrer schönen Epistel diente, antworte. Kummer, stete Anspannung meiner Aufmerksamkeit auf die Dinge, die mir anstunken und die ich doch nicht aus dem Gesicht lassen konnte, wenn ich nicht Gefahr laufen mußte, durch eine übereilte Tat oder unterlassene Vorsichtigkeit bei unaufhörlicher Bekriegung bedauernswürdiger Menschen in der wichtigsten Epoche meines Lebens einen unverbesserlichen Fehler zu begehen. Sie verstehen mich. Diese stete Anspannung hat mir diese ganze Zeit, da ich von erfahrenen Ratgebern entblößt war, keine andre Erholung verstattet, als die mir, dank sei es La Trobe, sein freundschaftlicher Umgang gewährte. O könnte ich die Begebenheiten dieser Tage auf ewig aus meinem Gedächtnis löschen. . . . Ich entreiße mich dieses Rückblicks, sehe weiter zurück und forsche nach dem, was mir aus den vorigen Zeiten wertes übrig geblieben. Mein Spähen ist vergebens. Außer einigen Edeln, die unter den Schatten wandeln, und der wenigen Jugendfreuden, die doch meistens im Taumel und Unbewußtsein verflogen, erblicke ich nichts, das mir jene Zeiten im schwächsten Glanz nur vorschimmern könnte. Steht mir etwan das bessere, was die Natur hier ihren Säuglingen gewährt, bevor? oder bin ich aus der Zahl der Glücklichen schon ausgestrichen? — O Freund, das letztere dürfte ich nicht sagen, wenn ich, wie jetzt geschehen, die Wahrheiten aus der Lebensphilosophie, welche aus Ihrer wohlgeratenen Epistel überall haucht, erkannt hätte. Aber es gibt Stimmungen, die mir von jeher die peinlichsten gewesen sind, in welchen ich mir ein Leben am Busen eines herrlichen Weibes, das ganz wie Ihre Freundin Einfalt und Natursinn haben muß, als unentbehrlich vorstellte, aus welcher mich keine Überzeugung zur Entbehrlichkeit mit aller Vernunft herausreißen kann, und wovon ich nur dann befreit zu werden hoffe, wenn überhaupt Leidenschaften ihre Gewalt über mich verlieren werden. Dann aber ist mir jetzt der letzte Trost, meiner schon hinscheidenden kraftvollen Jugend zu genießen, verschwunden. Wenn ich nicht dadurch unglücklich werden will, so muß ich jetzt auf alle Gefühle resignieren und der spekulativen Weisheit allein

mich widmen. Das geht aber bei meiner jetzigen Art zu denken und zu fühlen nicht an. Keine Ausschweifungen, kein unmäßiger Genuß hat mich entkräftet, daß ich die Lebensweise des Alters annehmen könnte. Zu Ihnen spreche ich so geradezu; denn ich weiß, daß Sie mich hierin verstehen, dabei an keine gröbere Sinnlichkeit denken, mir ein alleiniges Streben nach bloßer, edler, ehrwürdiger Sinnlichkeit zumuten werden und von dem sowohl geheimen als mächtigen Sporn dieses Triebes, der sich in allem unsern Begehren ungebeten mischt, überführt sind. Ich stelle diesen Sinn in Ansehung seiner Einwirkung auf unsere leidenschaftlichen Wünsche und Handlungen mit dem feinen Eigennutz parallel, den man allen unsern edlen Handlungen insgemein unterlegt. — Wenn ich nur so viel Weisheit hätte, der Gewalt dieses Sinnes nie zu unterliegen, oder auch nur soviel sicheres Voraussehen, um zu wissen, daß kein Weib mich jemals beglücken würde, so würde ich wieder beruhigt sein, dann fliehe ich jede auch geringe Wendung meiner Vorstellungen dahin, denn in meinen angehenden Freunden, Ihnen und La Trobe, sehe ich andere Freuden aufkeimen, die mir bald vergessen machen werden, daß das Schicksal mir den Umgang mit edlen Weibern, an deren Existenz ich nicht zweifle, versagt hat. Ich zweifle stark, daß das Resultat Ihrer Erfahrungen und Beobachtungen, welches Sie Ihrer Freundin in einem so lieblichen Gewande vorgetragen haben, Sie in jedem Sturme Ihrer Leidenschaften schützen werde. Ich kann hieran denken, ohne daß ich die Anwendbarkeit desselben bestreite; lehren Sie mich aber, wie i ch es mache, daß ich bei noch obwaltender Stärke meiner Kräfte dieselben überwinde. In ruhigen Stunden ist es keine Kunst, Ihnen bei jedem treffenden Urteil mit lautem Beifall zu folgen. Wie mache ich es aber in den leidenschaftlichen? da ich Ihnen obenhin gestehen muß, daß jede Vorstellung des Schönen, Edlen, Geschmackvollen, überhaupt jede ästhetische Vorstellung mich allmählich, ehe ich es gewahr werde, wieder auf meinen alten Gaul setzt?

Antworten Sie mir hierauf in einer Stunde, wenn Sie von ähnlichen Gefühlen hingerissen werden. Setzen Sie sich dann in der Gewißheit, daß diese Sehnsucht sie immerfort unbefriedigt verfolgen werde, und sagen mir in dem Augenblick, welche Betrachtung Sie ohnfehlbar in eine ruhige, gelassene und dabei glückliche Stimmung zu versetzen vermag, dessen ich Sie wohl fähig halte.

— Sie schrieben mir vorletzt, ich möchte ihnen mitteilen, was nun etwan mit meinen Gefühlen, umschwebenden Bildern zc. vorgehen möchte. Dieser Brief ist mit — ein Fragment davon; ob sie Ihrer Erwartung entsprechen werden, weiß ich nicht. Nehmen Sie aber meinen letzteren mit dazu, und ist es Ihnen so recht, so will ich Ihnen mit der Zeit alle meine Schwachheiten mit der Aufrichtigkeit eines büßenden Sünders hinbeichten.

Ihr treuer Sivers.

* * *

Als sich das Jahr 1794 zu Ende neigte, konnte und mußte La Trobe wieder daran denken, seine Promotion zum Dr. med. ins Werk zu setzen. Anfangs glaubte er ohne eine solche sich in Rußland als Arzt niederlassen zu können und er wandte sich an Graß mit der Bitte, sich in seinem Interesse zu erkundigen, doch waren die Nachrichten, die er von dem Freunde erhielt, derartige, daß er bei seinem ersten Plane blieb. Da sich seine Geldmittel inzwischen durch ein kleines Erbteil aus dem Nachlaß seiner im letzten Jahre verstorbenen Mutter um 100 Taler vermehrt hatten, sowie auch durch eine kleine Gage, die er als Notar bei dem Fellinschen Oberkirchenvorsteher-Amt erhalten hatte, so trat er denn im Winter 1794/95 seine Reise nach Jena an, aber doch nur — so viel freundlicher Beziehungen hatte er doch hier schon gewonnen — nachdem er in Heimthal versprochen hatte, als Doktor wieder nach Livland zurückzukehren.

Auch auf dieser Reise hielt er sich einige Zeit in Berlin auf, wo er seine alte Bekanntschaft mit Fasch und Zelter erneuerte und, teils durch ihre Vermittlung, neue anknüpfte, von denen besonders genannt werden müssen Rahel Levin, die nachmalige Frau von Varnhagen, und Reichardt[1]. La Trobe wohnte bei Zelter, und es muß eine schöne Zeit gewesen sein, die er dort verlebte. Zelter schrieb ihm in späteren Briefen: „Ich habe Ihren Brief genossen und an nichts, als an die glückliche Zeit Ihres Hierseins gedacht...

[1]) Joh. Friedr. Reichardt, Komponist und Musikschriftsteller (1752 bis † 1814). Wurde 1775 von Friedrich d. G. an Grauns Stelle zum königlichen Kapellmeister ernannt. Seit 1794 aus seinem Amt entlassen, lebte er in Halle. Komponierte hauptsächlich Goethesche Lieder; von bleibendem Wert sind seine schriftstellerischen Arbeiten geworden.

Kommen Sie doch bald aus dem kalten Lande zurück und lassen Sie uns Tabak rauchen und komponieren." Damals hielt sich nun auch Reichardt in Berlin auf, besuchte Zelter häufig und befreundete sich mit La Trobe.

Über ihre erste Begegnung mit La Trobe schreibt Rahel an Veit am 1. Juni 1795: „Diesen La Trobe habe ich gesehen. Im Theater. Er geht ohne Puder und ist kurzsichtig; sieht melancholisch aus und trug einen braunen Rock . . . bei Fasch auf der Akademie war er auch. Man sprach als interessant von ihm; weil sie aber nie wissen, was hübsch und interessant ist, so war ich schon dickhäutig und gab garnicht Acht auf ihn, und wo sollte ich ihn auch sehen? ich kannt' ihn nicht. Geschehen ist geschehen, darüber denk ich immer wie ein großer Mann; d. h. ich bekümmere mich um meinen Verdruß nicht. Er muß kein Barbar sein, denn Apoll will ihm wohl und er wußte sich ihn günstig zu machen; er muß ein vorzüglicher gebildeter Engländer sein, weil er (die Schwächen kann man wohl nicht gut sagen) die Stärken seiner Nation einsieht; er muß ein Mensch sein, weil ihn Goethe liebt." Nachdem La Trobe diese interessante Frau später mehrmals gesehen, empfing auch er, wie alle, die sie gekannt haben, von ihr den Eindruck einer der bedeutendsten und glänzendsten Persönlichkeiten. Aber auch sie schreibt dann von ihm an Veit, und zwar als La Trobe schon seit drei Jahren wieder in Livland war, am 15. Nov. 1798: „La Trobe war zweimal bei mir. Er gefällt mir so — daß ich ihm austérité und krause Haare verzeihe. So lächerlich das klingt, so viel will es sagen. Ob ich ihn satisfaisire, weiß ich nicht. Ich glaub es nicht. Er hat zu viel von mir gehört und hört zu wenig von mir. Er kommt zu selten. Kurz: er ist wie ich: und darum kommen wir nicht zusammen. Zu fein, zu skrupulös. Ich lieb ihn sehr. Er sieht schon aus wie ein Mensch. Ich vertraute ihm à discretion."

Nun wieder in Jena und wie vor seinem Aufenthalt in Livland in den ihm vertrauten Kreisen verkehrend, traf La Trobe im Hufelandschen Hause auch wieder mit Goethe zusammen und bei Gelegenheit der wieder aufgenommenen musikalischen Abendunterhaltungen trug er häufig ihm von Zelter zugesandte kleinere Kompositionen vor, mit dem er damals bereits in lebhaftem künstlerischem Verkehr stand. Von diesen fand besonders eine, mit dem

Text des Matthisonschen „Ich denke dein“ Goethes Beifall und regte ihn zu jenem lieblichen Gedicht an, das er „Nähe des Geliebten“ nannte, mit dem Refrain „ich denke dein“. Dieses Gedicht trug er dann wieder bei Hufeland vor, und La Trobe, der das nicht versäumte Zelter mitzuteilen, wurde so gewissermaßen zum Vermittler der Freundschaft zwischen diesem und Goethe, denn in dieser Veranlassung entspann sich ja zuerst ein reger Austausch musikalischer und poetischer Erzeugnisse, der dann zum Briefwechsel und der persönlichen Bekanntschaft beider führte.

Mit Goethe ist La Trobe in späterer Zeit nicht wieder in persönliche Berührung gekommen. Aber daß dies auch ihm einst vergönnt gewesen war, das ist ihm sein Leben lang eine der liebsten Erinnerungen geblieben. Von ihm sprach er, wie Th. v. Bernhardi in seinen Memoiren[1] gelegentlich erwähnt, „immer mit der größten Begeisterung.“ — Er kannte ganze große Werke seines Lieblingsdichters auswendig, so den Tasso, die Iphigenie, und einen großen Teil des Faust, wie er in seinen jüngeren Jahren vorlag. Und selbst als altem Mann standen ihm noch lange Abschnitte jener Werke zu Gebot, die er in markiger, des mannigfaltigsten Ausdrucks fähiger und von innerer Erregung ganz durchdrungener Sprache zu rezitieren verstand. Doch lag es nicht in seiner Art, sich mit seiner Bekanntschaft mit dem Dichterfürsten zu brüsten, niemand konnte bescheidener davon denken. Als ihm in späteren Jahren Riemers „Mitteilungen über Goethe“ (Brln. 1841) in die Hände fielen, schrieb er über den Eindruck, den dieses Buch und einst Goethe selbst auf ihn gemacht, an seinen Freund und Schwiegersohn W. v. Bock (15. Febr. 1842): „Wenn man die Erbärmlichkeiten, die Goethe von seiner Nation hat erdulden müssen und noch tot erdulden muß, so wohl belegt neben einander gestellt liest, so kann man selber der Bitterkeit nicht entgehen, und dem dreißigjährigen Freunde und Gefährten ist sie am wenigsten zu verargen. Wie viel das Werk im allgemeinen helfen wird, fragt sich allerdings, aber es ist immerhin ein höchst interessantes schlagendes Dokument. Was Goethes Persönlichkeit betrifft, so muß ich ehrlich sagen, daß der Eindruck, den sie auf mich jungen Laffen von etlichen zwanzig Jahren machte und mir jetzt lebendig

[1]) Aus d. Leben Th. v. Bernhardis. Bd. I. Jugenderinnerungen. S. 169.

wieder geworden, vollkommen mit der vorteilhaften Riemerschen Darstellung übereinstimmt. Ich bin wohl mehr als ein dutzend Mal von Teezeit bis Schlafengehen bei Hufeland in seiner Gesellschaft gewesen und zuletzt einen ganzen Tag von 10 Uhr mit der Hufelandschen gewöhnlichen Gesellschaft als Gast bei ihm im Hause. Ich war sehr jung und unerfahren und längst für ihn enthusiasmiert — aber ganz dumm doch nicht — und so mag der dem Gefühl des damals noch unbefangenen Jünglings eingeprägte und gebliebene Eindruck vielleicht mehr Richtigkeit und Wert haben, als was andere nicht ohne schlimme Motive herausspekuliert und sich selber zu Ehren der Welt aufgebürdet haben."

* * *

Nachdem La Trobe am 21. Nov. 1795 auf Grund seiner Inauguraldissertation, einer Widerlegung des damals Aufmerksamkeit erregenden medizinischen Systems des Engländers John Brown, rite zum Doctor medicinae promoviert war, kehrte er auch bald wieder nach Livland zurück. Seine Dissertation, die erst nach seiner Abreise gedruckt wurde, fand in der damaligen medizinischen Welt keine geringe Anerkennung durch ihre Klarheit und Schärfe, und noch im Jahre 1844 schrieb Häser in seiner „Geschichte der Medizin": „Zu den frühesten der gegen den Brownianismus gerichteten Schriften gehören drei Jenaische Dissertationen, von denen die La Trobe's zu den besten gehören dürfte, was über Brown geschrieben ist."

(Fortsetzung folgt.)



Die Estländische Luxusordnung von 1780.

Von
Axel von Gernet.

Der Nordische Krieg hat das wirtschaftliche Leben Livlands und Estlands bis in seine Grundvesten erschüttert, er hat Spuren hinterlassen, die sich bis auf den heutigen Tag nicht ganz haben verwischen lassen. Die Unterbindung von Handel und Gewerbe während der zwanzig Kriegsjahre, die verwüstenden Einfälle der russischen Heere, namentlich in den Jahren 1703, 1709 und 1710, und die Pest, die Begleiterscheinung des verheerenden Krieges, der der größte Teil der Bevölkerung zum Opfer gefallen war, hatten eine allgemeine Verarmung aller Gesellschaftsschichten des Landes zur Folge. Mehr als die städtische Bevölkerung war der gutsbesitzliche Adel in Mitleidenschaft gezogen, dessen Wohlstand schon durch die Güterreduktion Karl XI. stark erschüttert worden war.

Die hundert Jahre, welche auf den Nystädter Frieden folgen, sind eine Periode wirtschaftlicher Depression des Grundbesitzes, die erst im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts seine Schärfe verlor, als jene rationelle Landwirtschaft, die an den Namen eines Albert Thaer anknüpft, auch in den Ostseeprovinzen Boden zu gewinnen begann. Die Landwirtschaft des 18. Jahrhunderts war in den Ostseeprovinzen eine rein extensive, auf Erweiterung der Aussaatflächen gerichtete gewesen, überall herrschte die Gewohnheit, im Großen zu sparen und im Kleinen zu verschwenden, die Abneigung gegen Barausgaben gepaart mit steter Bereitschaft, für kleine Bareinnahmen große indirekte Vorteile aus den Händen zu geben; überall mangelhafte Ackerwerkzeuge, kleine Arbeitswagen und Arbeitspferde, schlecht gepflegte Rinder, unsolide Wirtschaftsgebäude,

Gleichgültigkeit gegen den Wald und Abwesenheit der Hilfsbetriebe[1]. Bei einer solchen Wirtschaftsmethode mußte sich die Rentabilität des Bodens auf einem äußerst niedrigen Niveau erhalten. Die Bodenpreise gingen nur sehr langsam in die Höhe und die Konkurse waren, befördert durch den Mangel an Kreditinstitutionen im Lande, eine sehr gewöhnliche Erscheinung.

Es dauerte mehrere Jahrzehnte, bevor der Adel Livlands und Estlands sich aus dem Druck der bittersten Armut empor zu arbeiten vermochte. Unter diesem Druck aber mußte sich das gesellschaftliche Leben in den bescheidensten Formen halten. Zu Hause lebte die adlige Familie nach einfachem Zuschnitt. Die Herrenhäuser waren in den Kriegsjahren niedergebrannt; die Wohngebäude, die wieder erstanden, waren klein, von Holz, mit Stroh gedeckt, mit einem einzigen Schornstein in der Mitte. Die adligen Kinder liefen mit bloßen Füßen umher, der Hausherr trug im Sommer einen leinenen Kittel, im Winter einen grobtuchnen Rock, beide zu Hause gesponnen, gewebt und zugeschnitten; nur bei hohen Festlichkeiten kam das Tressenkleid zum Vorschein. Ausfahrten machte die adlige Familie in Bauerwagen, auf den Tisch kamen nur Provinzialgerichte. Doch gerade die Einförmigkeit dieser oasenartig abgelegenen Sitze des Landadels gab der Lebensgestaltung den eigentümlichen Reiz, das anspruchslose Behagen, das sich jedermann mitteilte. Geistige Interessen wurden nur wenig gepflegt. Seinen Sohn auf eine Hochschule senden zu können galt bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts selbst den Edelleuten von höherer Position für einen Vorzug. Wie zu schwedischer Zeit war und blieb es Regel, daß der heranwachsende junge Edelmann in die Armee trat. Und kehrte ein solcher nach langjährigem Dienst in der fernen Garnison, in einem rohen, ungebildeten Offizierskorps, auf die väterliche Scholle zurück, so waren es nur selten höhere Lebensauffassung und verfeinerte Ansprüche, die er in seine Gesellschaft hineintrug[2].

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts veränderte sich aber in den Ostseeprovinzen der Ton des ganzen gesellschaftlichen Lebens. Die alte, schlichte, ländliche Lebensart der genügsamen Ahnherren befriedigte den jungen Adel nicht mehr. Da dieser in häufigere

[1] J. Eckardt, Livland im 18. Jahrhundert. Bd. I, S. 304.

[2] Ebenda S. 375 ff.

und nähere Beziehungen zur Residenz trat und allgemeiner als sonst sich auf Reisen zu bilden bestrebt war, so brachte er größere Ansprüche an das Leben, an Wohnung, Kleidung, Equipage, Bedienung, Kost und Unterhaltung in das ärmliche väterliche Haus. Um diese außergewöhnlichen Ansprüche zu decken, wurden ebenso außergewöhnliche Maßregeln notwendig. Es wurden zu Ausgang des 18. Jahrhunderts alle nur erdenklichen Mittel angewandt, dem Boden soviel abzugewinnen, als sich ohne Anwendung von Kapitalauslagen und ohne völligen Ruin des Gutes erzwingen ließ. Der Gehorch wurde willkürlich erhöht. Ganze Waldstrecken mußten niederstürzen, um dem Acker Platz zu machen[1]. Aber alle diese Maßregeln genügten auch nicht, um den Wohlstand des Landes dauernd zu heben. Die neuen Lebensansprüche blieben nach wie vor im Mißverhältnis zur Bodenrente. Die Verschuldung der Gutsbesitzer nahm konstant zu. Namentlich Estland mit seinen meist kleinen Gütern hat in dieser Beziehung schwer gelitten. Wer die in den „Revaler Wöchentlichen Nachrichten“, der einzigen Zeitung der Provinz, veröffentlichten Proklamata über Güterverkäufe aus jener Zeit durchsicht, wird erkennen, wie die Unsicherheit des Besitzes in dem häufigen Besitzwechsel und in den Bankrotten zum Ausdruck kam. Ganze Familien sind in jener Zeit auf immer aus dem Grundbesitz verschwunden, und Geschlechter, die noch im 18. Jahrhundert in Estland recht begütert waren, gelten nachdem als im Lande ausgestorben, da sie nur noch im Innern des Reiches, beiläufig bemerkt, vollständig im Russentum aufgegangene Vertreter haben. Neue Elemente drangen in den Grundbesitz ein, namentlich Kaufleute, aber auch zahlreiche Literaten und andre Personen. Wie ein Damoklesschwert schwebte der wirtschaftliche Ruin über zahlreichen angesehenen Familien des Landes und jeden Augenblick konnte für sie die Stunde der Liquidation schlagen, wenn es ihnen einmal, bei dem Fehlen von Kreditinstitutionen, nicht gelang, ihren finanziellen Verpflichtungen nachzukommen. Der Versuch der Ritterschaft, ein langbefristetes Darlehen zur ökonomischen Konsolidierung der wirtschaftlich ins Schwanken geratenen Gutsbesitzer von der Regierung zu erlangen, endete mit einem Fiasko, das dem Lande schweren Schaden gebracht hat.

---

[1]) (A. v. Hueck) Darstellung der landwirtschaftlichen Verhältnisse in Est-, Liv- und Kurland. S. 108 ff.

Es spricht stets für einen gesunden Organismus, wenn eine Gesellschaftsklasse oder eine Körperschaft in der Erkenntnis der in ihr eingesessenen Mißstände selbst Hand anlegt zu ihrer Beseitigung, wenn sie ihr eigener Arzt wird. Im Schoße der Estländischen Ritterschaft hat jedenfalls die Erkenntnis nicht gefehlt, daß die Ursache der kritischen Lage, in welche der adlige Grundbesitz geraten, in erster Linie in dem Mißverhältnis zwischen den Lebensansprüchen und den materiellen Mitteln zu ihrer Befriedigung liege. Es bedurfte nur der Anregung, sei es von außen, oder aus dem Schoße der Korporation selbst, um diese Erkenntnis auch zur öffentlichen, verfassungsmäßigen Perzeption gelangen zu lassen. Von dieser Erkenntnis aber bis zur Durchführung besonderer Maßregeln, die auf eine Beseitigung des Mißverhältnisses, das zwischen den Lebensbedürfnissen und den materiellen Mitteln bestand, war nur noch ein Schritt. Die Estländische Ritterschaft hat diesen Schritt getan. Sie hat aus freiem Entschluß durch Landtagsbeschluß Ordnungen ins Leben gerufen, die den um sich greifenden Luxus in der Lebensführung des Adels unterdrücken sollten, sie hat sich damit Beschränkungen auferlegt, die um so fühlbarer waren, als sie das Privatleben des einzelnen betrafen.

Luxusordnungen sind in den Ostseeprovinzen, namentlich in den Städten, zu wiederholten Malen eingeführt worden. Das Vorbild war gegeben. Daß auch die Estländische Ritterschaft eine solche geschaffen hat, und zwar zu einer Zeit, die den Eingriff der Korporation in das Privatleben des Individuums nicht so gern duldete, wie das Mittelalter, kann ihr nicht hoch genug angerechnet werden.

Die Anregung zur Estländischen Luxusordnung von 1780 kam von zwei Seiten: einmal von außen, von der Regierung, dann aber aus dem Schoße der Ritterschaft selbst. Diese Luxusordnung ist von dem ordinären Landtage ins Leben gerufen worden, der am 29. Januar 1780 in Reval eröffnet wurde.

Die dem Landtage vorgelegten „Postulate" des General-Gouvernements[1] enthalten unter andrem den folgenden Passus:

---

[1]) Estländ. Ritterschafts-Archiv. Eingegangene Sachen. 1780. Nr. 2. Das Schriftstück ist vom Vizegouverneur v. Grotenhielm unterschrieben, der in Abwesenheit des in Riga residierenden Generalgouverneurs Grafen Browne die Geschäfte in Estland führte.

„Die Ritterschaft möge bei den verschuldeten Vermögensumständen und daher entstandener trauriger Lage, in welcher ein großer Teil des Adels sich befindet, das gemeinschaftliche Beste beherzigen und, von patriotischem Eifer beseelt, auf kräftige Mittel gesonnen sein, wie dem drohenden Verderben vorgebeugt werden könne; das General-Gouvernement richte die besondere Aufmerksamkeit der Ritterschaft auf die Frage, ob es sich nicht empfehlen lasse, nach dem rühmlichen Beispiele ihrer patriotischen Vorfahren durch einige gemeinschaftlich zu bestimmende Gesetze allen unnützen Aufwand in Kleidung, Kutschen und überhaupt aller Verschwendung und Üppigkeit, wodurch nicht selten das Verderben ganzer Familien bewirkt worden und das Kreditwesen keinen geringen Stoß erlitten, Grenzen zu setzen und in einer so dringenden und bei gegenwärtigen Umständen die äußerste Aufmerksamkeit verdienenden Polizeiangelegenheit, der Sache und den Umständen angemessene Vorschriften zu entwerfen."

Durch diesen Antrag der Regierung war die Frage der Einführung einer Luxusordnung in den Bereich der Landtagsverhandlungen gerückt. Wir zweifeln aber, daß dieser Antrag den erwünschten Erfolg gehabt hätte, wenn er nicht gestützt worden wäre durch ein auf dasselbe Ziel hinstrebendes Memoire eines ungenannten Landtagsmitgliedes aus Jerwen. Dieses anonyme Schriftstück, das vom 24. Januar 1780 datiert ist und die Spitzmarke „Ohnmaßgebliche Vorschläge eines Ungenannten"[1] trägt, wurde dem Ritterschaftshauptmann kurz vor Eröffnung des Landtages zugestellt. Von tiefem Verständnis für die gesellschaftlichen Schäden und deren Ursachen und von warmer Heimatsliebe getragen, weist dieses Memoire, ebenso wie die Postulate des Generalgouvernements, auf die Notwendigkeit einer Luxusordnung für den Adel hin. Wir neigen der Ansicht zu, daß diese beiden Schriftstücke, die ein und dasselbe Ziel im Auge hatten, auch in einem äußeren Zusammenhange mit einander standen, d. h. daß der Vertreter der Regierung und das Landtagsmitglied aus Jerwen in gegenseitigem Einverständnis handelten, als sie der zum ordinären Landtage versammelten Ritterschaft Vorschläge zur Unterdrückung des Aufwandes machten.

---

[1]) Estländ. Ritt.-Arch. Eingegangene Sachen. 1780. Nr. 16.

Der Inhalt der „Ohnmaßgeblichen Vorschläge eines Ungenannten" sind nach vielen Richtungen hin so interessant, daß wir es uns nicht versagen können, die wesentlichsten Abschnitte des Schriftstücks wörtlich wiederzugeben.

„Wie groß", schreibt der anonyme Verfasser des Memoires, „der große Geldmangel jetzt in unserem geliebten Vaterlande, wie schlecht der Kredit, wie nahe aber auch daher der Verfall ganzer Familien sei, dieses brauche ich nicht erst zu beweisen, sondern der Fall ist leider wirklich da, und vielleicht noch nie hat den größten Teil von Estlands Einwohnern die Schuldenlast so sehr gedrückt, als eben diese letzten Jahre. — Sehr wenige unter uns können sich rühmen, daß ihre Güter von Schulden befreit sind. Ereignet es sich, daß der Kreditor sein Kapital aufkündigt, entweder weil er es selbst braucht, oder weil er es bei dem Debitori nicht sicher genug zu stehen glaubt, so ist es manchmal dem letzteren bei dem besten Kredit nicht möglich, 300, viel weniger 1000 oder mehr Rubel aufzubringen. Was ist die Folge davon? Dieser wird ausgeklagt, muß entweder Immissionen mit schweren Unkosten in seine Güter ergehen lassen oder der Raub eines unbarmherzigen Wucherers werden, oder auch, wenn er nicht Gewissen genug hat, gar zu allerlei unerlaubten Mitteln greifen, um sich noch eine Zeit lang aufrecht zu erhalten Hier muß also der Schuldige mit dem Unschuldigen leiden; Mißtrauen, Zwietracht und Verwirrung wird dadurch unter Mitbrüdern, ja unter nahen Anverwandten und Freunden angerichtet, große Summen werden für Sachwalters-gebühr und Gerichtskosten dahingegeben und nach Verlauf weniger Jahre sieht sich derjenige, den man noch vor kurzem für wohlhabend betrachtete, ruiniert und, freilich oft durch seine eigene Schuld, manchmal aber auch durch den Geldmangel im Lande, mit den Seinigen an dem Bettelstabe. Fiele er noch allein! Aber er zieht durch seinen Fall seine Kinder, er zieht ganze Familien mit ins Unglück.

„Sollen wir, geliebteste Mitbrüder, bei diesem Elend, bei dieser Not, die das Land drückt, gleichgültig sein? Sollen wir die Hände in den Schoß legen und alles Unglück mit kaltem Blute über uns ergehen lassen? Das sei ferne! Wir wollen vielmehr, so wahr wir den edlen Namen treuer Patrioten zu verdienen bemüht sind, die Ursachen unsres Verfalls aufsuchen, und dann,

wenn es möglich ist, Mittel ausfindig machen, die uns aus dem Verderben zu reißen, die unsern völligen Untergang, der am Ende selbst die vermögendsten treffen kann, zu hemmen imstande sind, kurz, die uns in bessere Umstände versetzen können. . . .

„Soviel ich bemerkt zu haben glaube, liegt der ganze Verfall unsrer Finanzen und des wenigen Geldroulierens bloß in dem jetzt mehr und mehr überhand nehmenden Aufwande in Kleidern, Equipage rc. rc., kurz in dem Luxus. Man gibt mehr aus, als man einnimmt, und wenn dieses freilich nicht von allen geschieht, so findet es doch bei sehr vielen statt. Viel Vorurteil ist zwar hieran schuld, wenn ein Armer oder mittelmäßig Begüterter es dem Vermögenderen gleich zu tun für Pflicht hält, um nicht zurückgesetzt zu werden, und wenn der Reiche vielleicht glaubt, daß man es ihm verdenken werde, wenn er nicht einen großen Teil seines Vermögens der Pracht und dem Wohlleben aufopfere. Allein soviel ist gewiß: werden wir dieses Vorurteil nicht zu bekämpfen suchen, so sind wir insgesamt in kurzer Zeit ruiniert und noch sehr viele werden ihre Güter mit dem Rücken ansehen müssen. — Ehe der Luxus, die Pest unsrer Zeiten, uns angesteckt hatte, lebten unsre Voreltern still und eingezogen und streckten sich nach der Decke. War ihr Aufzug zwar selten mit Pracht und Vorzug begleitet, so lebten doch die meisten von ihnen zufrieden und suchten durch Fleiß und Sparsamkeit ihre Umstände zu verbessern, um sich und ihren Familien aufzuhelfen. Jetzt ist er umgekehrt, und fahren wir so fort, so werden unsre Nachkommen darben müssen. — Eben dieser Luxus ist die Ursache, daß man Schulden macht und sie nicht bezahlen kann, daß über ein Drittel mehr Geld für Galanteriewaren, Equipage und unnötige Produkte ins Ausland geht, als gegen unsre Produkte wieder einkommt. Ist es Wunder, wenn ein Geldmangel entsteht, wenn dieser Mangel von Jahr zu Jahr zunimmt, wenn der Arme sowie der Wohlhabende endlich dadurch leiden muß."

Nachdem der Verfasser der „Ohnmaßgeblichen Vorschläge" so die Mißstände und ihre Ursachen in grellen Farben beleuchtet, erörtert er die Frage, wie dem Übel zu steuern und wie dem herrschenden Geldmangel abzuhelfen sei.

Er appelliert an den Patriotismus des Adels und spricht die Bitte aus, „daß die Wohlhabenden, die Angesehenen, selbst

die Reichen des Landes allen mit gutem Beispiel vorangehen möchten, daß sie darin keine Merite suchten, im Aufwande ihre Mitbrüder zu übertreffen, da wahres Verdienst nur in Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe besteht, jenes aber immer nur ein Blendwerk bleibt. Wirkliche Verdienste werden selten ganz verkannt, und geschieht es auch, so beruhigt das Bewußtsein, redlich zu denken und zu handeln, mehr als alle Vorzüge der Welt. Dieses Beispiel der Angesehenen und Reichen würde von ungemeinem Nutzen sein und auf alle übrigen Einwohner des Landes wirken."

Sodann schlägt er vor, „daß man alles Kostbare und noch mehr prächtige Kleider und Equipage gänzlich vermeide. Wozu dieser Unrat, der uns unter den Unsrigen nicht angesehener, nicht beliebter macht? Wir leben an keinem Hofe und niemand fordert es von uns. Warum sollen Cavaliers und Dames in unserem rauhen Klimate wie in Paris gekleidet gehen und, sich selbst zur Plage, der Tyrannei der Mode unterliegen? Da es ja von uns abhängt, wo nicht nach Gothischem Geschmack, doch nach einer uns selbst beliebigen Uniform, nach dem Beispiel andrer Länder, uns zu kleiden, wenn wir zuvor von unsrer huldreichsten Monarchin, der großen Katharina, die Erlaubnis dazu ausgewirkt haben [1]. Warum sollen wir mit Kutschen fahren, die wir für 5—800 Rubel verschreiben müssen, wenn wir hier im Lande recht gute, zierliche und bequeme Wagen uns für 200 Rubel machen lassen können?"

Schließlich empfiehlt der Antragsteller, „daß wir bei Gastmälern und Gelagen uns allen Überflusses in Speisen und der feinen Weine, ingleichen der englischen Biere gänzlich enthielten. Unsre Voreltern wußten von allem diesem nichts, ihre Gesundheit war dauerhaft, sie wurden alt und der Beutel war gefüllt. Können wir dieses von uns auch sagen? Glücklich, wenn wir es mit Wahrheit sagen könnten! Der sich an Wein gewöhnt hat, kann sich bei einem Glase Rhein-, Medoc- oder Frans-Wein besser als bei allen sogenannten feinen Weinen befinden. Sollten wir es unter uns nicht als ein Gesetz bestimmen können, sowohl keine andern, als die 3 genannten Sorten von Wein, als auch bei einer Gesellschaft von 20 Personen nicht mehr denn 6 Schüsseln auf

[1]) Die Landesuniform wurde durch die Adelsordnung von 1785 eingeführt.

die Tafel zu setzen? Dabei durchaus kein Silber, keine Porzellanteller und Schüsseln geduldet werden müßten, sondern man hätte sich nur bloß der Fayance und Service von englischem Gut zu bedienen."

„Hier fragt es sich wieder: wenn dieses alles unter uns festgesetzt wird, wer soll darüber halten, wer des andern Fiskal sein, wenn man sich an die Abmachung nicht kehrte? Dieses überlasse ich der Beprüfung meiner geliebten Mitbrüder. Doch soll ich meine Meinung sagen, so wäre sie unmaßgeblich diese: man setze demjenigen, von dem es bekannt wird, daß er dawider gehandelt, zum Besten der Armen eine Pön, die dem Vergehen angemessen ist und die ohne alle Rücksicht beigetrieben werden muß. Man sehe überdem einen solchen als keinen Patrioten, sondern seine Übertretung mit Verachtung an."

Auf diese Anträge zur Einschränkung des Luxus folgen Vorschläge zur direkten Abhilfe des Geldmangels, deren Behandlung, zumal sie keine Folgen gehabt haben, über den Rahmen unsrer Aufgabe hinausgehen würde. —

Am Tage nach der Eröffnung des Landtages, am 30. Januar 1780, wurde im Saal neben den übrigen Postulaten des Generalgouvernements auch der Antrag über Einführung einer Luxusordnung vorgetragen [1]. Sodann gelangte die Materie zur Verhandlung an die Kreise. Am 1. Februar gab das Landratskollegium sein Votum ab, indem es sich über den Gedanken der Unterdrückung des übermäßigen Luxus beifällig aussprach. Am 3. Februar gelangte der Antrag des Generalgouvernements im Plenum zu nochmaligem Vortrag. Sodann wurden die „Ohnmaßgeblichen Vorschläge des Ungenannten" aus Jerwen, sowie die Sentiments der vier Kreise verlesen, worauf der ritterschaftliche Ausschuß beauftragt wurde, eine Luxusordnung nach Maßgabe dieser Sentiments auszuarbeiten [2].

Am 6. Februar 1780 lag die Luxusordnung dem Landtage vor, der sie mit geringen Modifikationen in allen Kreisen akzeptierte [3].

---

[1]) Estländisches Ritterschaftsprotokoll. 1780. S. 9.

[2]) ebenda S. 10.

[3]) ebenda S. 23.

Die Luxusordnung[1] hat folgenden Wortlaut:

„1. Es soll Keinem von Adel erlaubt sein, anderes, als ein einfaches tuchenes Kleid zu tragen, wogegen alle samtne, seidene, stoffene Kleider, Stickungen und Besatze von allerhand Art, goldene und silberne Tressen, goldene und silberne gesponnene Knöpfe gänzlich untersaget sein sollen, jedennoch aber ein seidenes Unterfutter gestattet wird. Das adeliche Frauenzimmer wird ebenfalls künftig in ihren Kleidungen sich auf einfarbige Taften und Atlasse mit Besatz von denselbigen Zeugen und Farben einschränken, und sich nur der einfarbigen Samte zu Mäntelgens und Pelze bedienen, wobei alle Besatze und Verzierungen von Gold, Silber, Flor, Blonden, Spitzen und Blumen, auch alle auswärtig verfertigte Kopf-Zeuge zu vermeiden und nur die im Lande verfertigte Kopf-Zeuge zu tragen erlaubt sind. Wie denn auch, zu mehrerer Einschränkung des überflüssigen Aufwandes, der Gebrauch der Brillanten, und bei der Aussteuer des adelichen Frauenzimmers, die Anschaffung aller auswärtig verschriebenen kostbaren, auch schweren seidenen Meublen untersagt wird.

„2. Bey allen Trauer-Fällen wird eine einformige Trauer, bei denen Mannes-Personen von schwarzem Tuch, und bei dem Frauenzimmer von schwarzseiden oder wollen Taft erlaubet sein, auch bei Begräbnissen alle mit Sammet oder Tuch überzogene Särge verboten, und sich nur lediglich gebeitzter oder laquirter Särge zu bedienen verstattet werden.

„3. Bei Mahlzeiten werden alle feine Weine, Englisch Bier, kostbare Desserts und dergl. untersaget, und nur Rhein-Wein, Rot Wein und Franz Wein erlaubet, wobei man sich überhaupt allen Überflusses an Speisen und unnötigen Aufwandes, auch der Anschaffung neuer Tisch Service, sowohl von Silber, als Porcelaine, ausgenommen silberne Löffeln, Messern und Gabel, in Zukunft zu enthalten hat.

„4. Von nun an soll Keinem ausländische Kutschen, Wagen-Geschirr und Kutsch-Pferde, sondern nur zur Pferde-Zucht fremde Racen zu verschreiben verstattet sein."

Diese Luxusordnung wurde vom Ritterschaftlichen Ausschuß dem Generalgouvernement mit dem Gesuch um Publikation vorgestellt und daran die Bitte geknüpft, die Regierung möge die

[1]) ebenda S. 101 ff.

Oberkirchenvorsteher sämtlicher Kirchspiele dahin autorisieren, bei einem jeden Kontraventionsfall die Übertreter in eine Pön von 50 Rbl. zu nehmen und dieses Geld für die ordentlichen Ausgaben der Kirchen zu verwenden. Um den Adel nicht in neue, durch die Luxusordnung verursachte Ausgaben zu stürzen, solle bis zum nächsten Landtage einem jeden erlaubt sein, die vorrätigen Kleidungsstücke zu vertragen. Jedoch solle verboten werden, nach Publikation der Luxusordnung, bei solennen Gelegenheiten, als Kronsfesten und Hochzeiten, anders als verordnungsmäßig gekleidet zu erscheinen. In allen übrigen Stücken aber möge die neue Verordnung a dato der hochobrigkeitlichen Publikation Gesetzeskraft erlangen [1].

In der Resolution des Generalgouvernements auf den Landtagsschluß, dat. 26. Februar 1780, wurde die Publikation der Luxusordnung zugesagt [2].

Wie die Luxusordnung nun 1780 im Lande gewirkt hat, ob sie den segensreichen Umschwung in der Lebensweise des Adels erzielt hat, der von ihr erhofft wurde, wissen wir nicht, da die geringe Memoirenliteratur aus jener Zeit uns keine oder doch nur äußerst wenige Anhaltspunkte zur Beurteilung der Verhältnisse gewährt. Die Zeitlage war keine günstige für eine strenge Durchführung des neuen Gesetzes. Im J. 1783 wurde die Statthalterschaftsverfassung eingeführt und im J. 1785 der Landesstaat aufgehoben. „Mit dem Sinken der schützenden und bewahrenden Formen aber", schreibt Dr. Friedrich Bienemann sen. in seiner Geschichte der Statthalterschaft in Liv- und Estland (S. 420), „mit dem Herausreißen der Behörden aus der Landesverfassung, der Beschränkung des Einflusses der Vertretung der Stände auf das ihnen gelassene engste Gebiet partikularer Interessen, wurden alle Regungen des Egoismus, der Willkür, der Indolenz, der Schwäche lebendig." Noch im J. 1809, eine geraume Zeit nach der Wiederherstellung der Landesverfassung, schreibt der alte erfahrene Hofrat Bröcker in Riga: „Die Statthalterschaftsjahre haben die Moralität von Stadt und Land durchaus verdorben" [3].

---

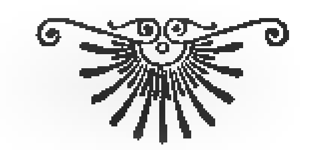
[1]) ebenda S. 103.

[2]) Estländ. Ritt.-Archiv. Eingegangene Sachen. 1780. Nr. 18

[3]) Dr. Friedrich Bienemann sen. Die Statthalterschaftszeit in Liv- und Estland. S. 419 f.

Die wirtschaftliche Krisis fand aber keine Abschwächung, und schon 5 Jahre nach der Aufhebung der Statthalterschaft und der Wiedereinführung des Landesstaates war die Reaktivierung der Luxusordnung von 1780 wieder Gegenstand der Verhandlung des Estländischen Landtages. Auf den Antrag des Wiekschen Kreises, die im J. 1780 gefaßten Beschlüsse hinsichtlich einer Beschränkung des herrschenden Luxus wieder zur Beratung zu bringen, erwählte der am 23. Juni 1802 zusammengetretene Landtag eine Kommission, die der Ritterschaft auf dem nächsten Landtage Vorschläge in dieser Beziehung machen sollte[1]. Dieses ist nicht geschehen.

[1]) Estländ. Ritterschaftsprotokoll. 1802. S. 105.



Kulturgeschichtliche Miszellen.

Eine Diskussion über Hexenprozesse vor 30 Jahren.

Es war am 22. Mai 1608, als Ein Ehrbarer Hochweiser Rat der guten alten Stadt Dorpat zur Beratung in wichtiger, hochnotpeinlicher Frage zusammentrat. Unter des Bürgermeisters Georg Kretzmer's Vorsitz sollte in des „zauberischen Weibes Norrika Kathrin's" Sache geurteilt werden. Ihre Aussagen überzeugen den Rat, „daß sie nicht mehr unter den Menschen dienet und der Strafe würdig ist", und so wird einerseits der Gerichtsvogt Jost von Merenden beauftragt, die Beklagte nochmals peinlich zu befragen, anderseits verhört der Rat die Hausfrau des Hildebrand Schroye, von der die Beklagte ausgesagt hatte, daß sie von ihr mehrfach gebeten worden sei, ihren Mann zu bezaubern, „daß er sich möchte zu ihr halten und nicht zu andern." Die Frau Schroye weist die Beschuldigung energisch zurück, aber auch von Norrika Kathrin gelang es dem Gerichtsvogt nicht, auch nur ein weiteres Wort des Geständnisses zu erpressen, obgleich der Scharfrichter „mit Brennen und Wasserbegießen das äußerste versuchte." Am Nachmittag desselben Tages erstattet der Gerichtsvogt dem Rate Bericht und dieser beschließt nun einhellig, „weil das zauberische Weib selber sowohl gütlich als peinlich bekannt, was des Todes wäre, auch solches mit den Zeugnissen und der Tat offenbar: als soll sie vermöge göttlichen Befehls 2. Mos. 22 mit dem Feuer durch den Scharfrichter vom Leben zum Tode gebracht werden." Die Exekution fand am folgenden Tage statt. - Die übrigen in den Prozeß verwickelten Personen, die Frau Schroye, die Frau des Schusters Jürgen von Baden, die angeblich die Zauberin gebeten hatte, „ihr gut Glück im Bierschenken zu Wege zu bringen", zwei estnische Weiber, Ebbo, die von der Zauberin gelernt haben sollte, „das Holz zu verbrennen und hin und wieder zu verbrennen", und Ello, der die Zauberin versprochen, sie eine Kunst zu lehren, ihren Mann zu behexen, wurden nun noch mehrere Tage hindurch

einem scharfen Verhör unterworfen, doch waren sie so glücklich, mit ernsten Verwarnungen davonzukommen. Sie durften leben bleiben. Einige Jahre später, 1617, wurde wiederum ein Hexenmeister in summarischer Procedur zum Scheiterhaufen verurteilt. Bedurfte doch offenbar keiner langen Untersuchung pedantischer Juristen, was „in Einfalt ein kindlich Gemüt" schon gleich im Anfange weg hatte!

* * *

Es ist nun etwas über fünfzig Jahre her, daß Prof. Osenbrüggen nach den Akten des Dorpater Ratsgerichts über diesen Hexenprozeß in einer verbreiteten livländischen Wochenschrift, dem „Inland" (1848) einfach, schlicht und sachlich Mitteilung machte. In seiner kurzen Einleitung erwähnte er, daß es uns schwer falle, „uns in jene gläubige, schauerliche Zeit der Hexenprozesse zurückzuversetzen, und namentlich zu begreifen, wie es ein ruhiges Familienglück hat geben können in einer Zeit, wo ein Hexenrichter in Fulda, der 19 Jahre „zur Ehre Gottes" fungiert, sich rühmte, er habe allein 700 Personen beiderlei Geschlechts verbrennen lassen und hoffe es über 1000 zu bringen." Er wies hin auf den Ausspruch eines Schriftstellers, der die Hexenprozesse ein Drama nannte „von unermeßlicher Ausdehnung, mit dem an Jammer, Verzweiflungsszenen und Elend ohne Namen, Maß und Ziel auf der einen, und an Aberglauben, Unsinn und Barbarei auf der andern Seite kaum etwas in unsrer Geschichte verglichen werden könne." Er erinnerte auch an den Ausspruch Friedrich d. Gr., als in Preußen die Folter abgeschafft wurde: „Nun können doch die Frauen rotgeweinte Augen haben und dabei ruhig alt werden!"

* * *

Das hatte der Jurist Professor Osenbrüggen geschrieben. Aber schon in einer der nächsten Nummern derselben Zeitschrift, wie gesagt, es war im J. 1848, wurde seiner Vermessenheit heimgeleuchtet und mit seinem „Aufkläricht" mannhaft, erbarmungslos, ernst und gründlich aufgeräumt. Da hatte wörtlich ein Ungenannter seinen Gedanken in einem Aufsatz unter dem Titel „Wie hat der biblische Christ den Hexenprozeß zu beurteilen?" Luft gemacht wie folgt:

„Es gehört gewiß zu den ernstesten, aber auch niederschlagendsten Zeichen der Zeit, daß die Dreistigkeit, mit der diejenigen, die sich ein ganz absonderliches Verdienst daraus machen, Kinder der Zeit zu sein, alle jene herrlichen Säulen, welche einst den ehrwürdigen Dom ungefärbten Glaubens trugen, eine nach der andern zu erschüttern, zu untergraben und wo möglich umzu-

stürzen sich unterfangen, von Tag zu Tag im Wachsen begriffen ist. Wo fände sich wohl der Punkt an dem Gebäude des kindlichen und doch strengen Glaubens unsrer Väter, auf welchen nicht schon irgend ein mehr oder minder kühner Angriff von jenen Kindern des Zeitgeistes gemacht worden wäre?

„Zwar müssen wir Bewohner der russischen Ostseeprovinzen es als eine ganz besonders gnädige Fügung der Vorsehung dankbar erkennen, daß jener Geist der Verneinung, dem keine Überlieferung für seine Afterkritik zu heilig ist, in unsern besonders auch auf dem Gebiete des Reiches Gottes auf Erden so mannigfaltig und vor andern gesegneten Landen verhältnismäßig noch wenig Boden gewonnen hat. Nächst Gott haben wir solche Bewahrung gewiß niemand so sehr zu danken, als unsern treuen, glaubensstarken Hirten und ihren würdigen Lehrern, welche seit Jahrzehnten sich der Pest moderner, unter dem prunkenden Namen „Philosophie" feilgebotener Irrlehren unerschütterlich zu erwehren wußten. Aber gerade diese gnädige Aushütung — weit entfernt, daß sie uns in fleischliche Sicherheit wiegen sollte — legt einem jeden unter uns die heilige Pflicht auf, überall, wo sich eine auch nur entfernte, scheinbar indifferente Hinneigung zu jenen kräftigen Irrtümern unsrer Tage hervortun will, mit aller Liebe des Bruders, aber auch mit allem Ernste des Christen zu zeugen, zu warnen, zu strafen.

„Nicht ohne ein schmerzliches Gefühl — schmerzlich in dem eben angedeuteten Sinne — haben wir denn auch einen Gegenstand besprochen gefunden, wie er eben von der Mehrzahl derer, die sich heutzutage die Gebildeten, die Aufgeklärten nennen lassen, besprochen zu werden pflegt — einen Gegenstand, der zwar bereits zum Gespött unsrer von unreifem Wissen aufgeblähten Kinder geworden, der aber vom Standpunkt der Schrift nicht minder, als von dem einer tieferen, gemütvolleren Anschauung aus gesehen, in einem Lichte erscheint, das freilich zu gewaltig ist, um nicht die blöden Augen unsrer kleingläubigen, zu jedwedem Ableugnen des nicht sofort Begreiflichen geneigten Geschlechts zu blenden.

„Unsere Leser erraten, daß von den Hexenprozessen die Rede ist.

„„Die Hexenprozesse" — so lesen wir — „werden häufig eine unbegreifliche Verirrung der christlichen Menschheit genannt."" — So weit, aber auch nur so weit stimmen wir mit dem verehrten Verfasser des Aufsatzes „Hexenprozeß in Dorpat!" überein. Ja wohl, leider nur zu häufig! Und doch befand sich die christliche Menschheit wahrlich damals, als sie kein Ärgernis nahm an dem, was das natürliche Licht verwirft, was dem unwiedergebornen Herzen widersteht, — auf heilsameren Wegen, sagen wir, denn jetzt! . . .

„Wir können uns alle weitere Ausführung unsrer Ansicht ersparen, wenn wir die zwei Hauptfragen, auf die es bei unsrem Gegenstande ankommt:

1) Gibt es Zauberei?

2) Wenn ja, wie haben wir sie zu behandeln?

vor ein Tribunal bringen, das hoffentlich unsern modernen Aufkläricht zum Schweigen bringt. Ja, wir haben Mosen und die Propheten; laßt uns die hören! 2. Mosis 22, 18: „Die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen!“ Schon hierin liegt eine genügende Antwort auf jene beiden Fragen. Aber auf die zweite geht er noch näher ein 3. Mosis 20, 27: „Wenn ein Mann oder Weib ein Wahrsager oder Zeichendeuter sein wird, die sollen des Todes sterben, man soll sie steinigen, ihr Blut sei auf ihnen.“ Das Verbrennen erscheint freilich unbiblisch. Daraus folgt aber nicht die Rechtfertigung jener Pseudohumanität, welche das Verbrennen bloß „empörend“ findet. Sie findet gewiß das Steinigen ebenso, und doch steht es geschrieben — unsrer Schlaffheit zum Gericht!

„Wir schließen mit den Worten des Propheten Micha 5, 9 . . . 11: „Zu derselben Zeit, spricht der Herr, will ich . . . die Zauberer bei dir ausrotten, daß keine Zeichendeuter bei dir bleiben sollen.““

* * *

Was sollte Professor Osenbrüggen auf diese Keulenschläge wuchtiger Geisteskraft, die so unerschütterlich fest in ihren guten altererbten Schuhen stand, erwidern? Er tat es in wenigen kurzen Worten. „Ich bin dem Verfasser des Aufsatzes“, sagte er in derselben Zeitschrift, „im Interesse meiner kriminalistischen Arbeiten großen Dank schuldig, da er mir eine Zukunft der Hexenprozesse in Aussicht stellt, falls er und seine gleichgestimmten Brüder einigermaßen in ihren Bestrebungen Glück haben werden. Ein historisches Material, welches die Vergangenheit bietet, wird allmählich aufgezehrt. Was die Differenz betrifft, daß Hexen und Zauberer nicht nach biblischen Rechten gesteinigt, sondern verbrannt sind, so kann ich nicht zugeben, daß diese Strafverwandlung ohne Zutun der Geistlichkeit eingeführt ist. Aber wir wollen nicht über Kleinigkeiten rechten, der Verfasser soll mich billig finden: es können ja Hexen und Zauberer zuerst gesteinigt und dann verbrannt werden.“

* * *

Diese Hexenpolemik im „Inland“ hatte damit aber noch kein Ende; auch noch einige andre Personen ergriffen dazu das Wort, bis die Redaktion verständiger Weise erklärte, daß einer weiteren

Behandlung dieses Gegenstandes die Spalten ihres Blattes nicht offen stehen können. Der Aufsatz über die Stellung, die ein biblischer Christ den Hexen und Zauberern gegenüber einzunehmen habe, war nicht unterzeichnet und man erging sich im Publikum in Mutmaßungen, wer wohl der Verfasser sein möge, ohne dabei immer das richtige zu treffen. Jedenfalls sah sich der Oberlehrer Santo vom Dorpater Gymnasium veranlaßt eine „Abgenötigte Erklärung in Hexen-Sachen" zu veröffentlichen, worin er betonte, daß er jenen Artikel weder selbst verfaßt habe, noch auch den Autor kenne und „in Mutmaßungen hierüber durchaus keine Geschäfte mache, da er vollkommen gleichgültig dagegen sei, wer die besagten Hexen steinigen oder wer sie verbrennen will und nur wünsche wie bei der Sache selbst, so auch bei den Exekutionen gänzlich unbeteiligt zu bleiben." - Ein anderer, der sich Immanuel Schächer unterschrieb, machte in einem „Sendschreiben" den ungenannten Autor jenes Artikels darauf aufmerksam, daß er aus 2. Mos. 22, 18 den Schluß ziehe: die h. Schrift spricht von Zauberinnen, also muß es solche geben; aber ebenda V. 20 heiße es: wer den Göttern opfert . . . der sei verbannt.

„Wie nun, wenn ein Ungläubiger uns sagt: „die Schrift spricht von Göttern, also muß es Götter geben. Oder sie werden nur darum Götter genannt, weil sie für Götter galten. nun, so werden die Zauberinnen auch nur darum so genannt, weil sie für Zauberinnen galten." Was sollen wir ihm darauf antworten? . . . Wohl ist mit den Hexenprozessen eine jener „herrlichen Säulen, welche einst den ehrwürdigen Dom ungefärbten Glaubens trugen", umgefallen und es wäre von unberechenbarem Gewinn, wenn sie wieder aufgerichtet werden könnte. . . Aber je köstlicher der Zweck ist, den Sie verfolgen, desto schmerzlicher bedaure ich, daß Sie so unzureichende Mittel zu seiner Erreichung anwenden. Sie scheinen mir (möge ich mich irren!) viel stärker im Glauben als im Beweisen zu sein."

Der Ungenannte gestand darauf, daß er nicht ohne schmerzliche Wehmut auf jene Reihe von Äußerungen des Unglaubens und Halbglaubens zurückblicken könne, die jenes sein Zeugnis hervorgerufen habe. Den Halbglauben fand er merkwürdigerweise in dem Sendschreiben des „Schächers" vertreten und ihm erwiderte er: „Daß wir dem Unglauben gegenüber schweigen, versteht sich von selbst. Der Halbglaube aber lasse sich gesagt sein, daß sein Ausweg, als seien die zu steinigenden Zauberer der h. Schrift nicht sowohl wirkliche Zauberer, als vielmehr nur solche, die für Zauberer galten, ein höchst schriftwidriger ist. Denn abgesehen von 1. Sam. 28, gedenkt Psalm 58, 6 ausdrücklich „des Zauberers, des Beschwörers, der wohl beschwören kann." Wie aber dem Halbglauben allemal ein hoffnungsvoller, wenn auch noch unent-

wickelter Glaubensgehalt neben dem ungläubigen Element beiwohnt, so begrüßen wir auch in unsrem „Schächer" den Zug echten Glaubens, welcher in der Bereitwilligkeit liegt Leute dafür zu steinigen, daß sie von andren irrtümlich für Zauberer gehalten werden. Diese Bereitwilligkeit, etwas das sogen. natürliche Gefühl Empörendes bloß deshalb zu tun, weil man, wenn auch gleichfalls irrtümlich, glaubt, es stehe in der Bibel, — diese glaubensstarke Bereitwilligkeit kann in unsrer glaubensschwachen Zeit nicht hoch genug angeschlagen werden."

Diesen Artikel hatte unser Ungenannter betitelt: „Das Unbiblische des Sprichworts: der Sache Feind, des Mannes Freund." Augenscheinlich hatte man im Publikum beim Diskutieren über die Hexenartikel und ihre Verfasser gelegentlich betont, daß dabei natürlich wie stets die Person von der Sache zu trennen sei. Nein, ließ sich aber der Ungenannte vernehmen, grundfalsch ist das und gegen die heil. Schrift. Er konstatiert mit Entrüstung, daß man „sogar gewagt" habe, diesen Satz als eine populäre Paraphrase des Gebots der christlichen Liebe darzustellen, und bedauert, daß selbst solche der besten Organe des Glaubens, wie Hengstenbergs evangelische Kirchenzeitung, nicht immer den Mut haben gegen den Stachel des Zeitgeists zu löcken, „sondern ihm huldigen, indem sie zwar in abstracto die Feindschaft gegen Gott verdammen, aber in concreto die Feinde Gottes mit ihrer fleischlichen Schonung decken." Er nennt solch ein Verfahren einen „Akt der hohlsten, von biblischer Wahrheit entleerten Abstaktion", und beruft sich zum Beweise dafür auf Psalm 56, 6 u. 8, Psalm 58, 11 und 2. Joh. 9—11. „Wollt ihr zeigen", schließt er, „daß es euch mit der Feindschaft gegen die Irrlehre, gegen die Sache, heiliger Ernst sei, so müßt ihr dem Irrlehrer, dem Manne, nicht nur Freundschaft, sondern sogar Gastfreundschaft, ja selbst das alleroberflächlichste Zeichen einer freundlichen Beziehung versagen. Entweder — oder! Jeder Mittelweg ist abgeschnitten."

Die ernstesten Worte in dieser merkwürdigen Diskussion sprach aber ein kurzer, gleichfalls anonym im „Inland" erschienener Artikel, der die Frage aus einer mehr spezifisch kirchlichen, in eine allgemeinere wissenschaftlich-theologische Beleuchtung rückte. Er lautete: „Bei vielen, die den Aufsatz „Wie hat der biblische Christ usw." gelesen, hat der Inhalt desselben gewiß Befremden erregt. Man fragt sich ganz verwundert, gibt es denn heutzutage unter den Gebildeten noch Leute, die wirklich an die Existenz von Hexen und Zauberern glauben, und solche gesteinigt oder verbrannt wissen wollen? Ist es möglich, daß in unsrem Zeitalter jemand solches aussprechen und drucken lassen kann? Die Sache hat aber eine viel ernstere Seite, wenn man annimmt, daß die ausgesprochene Ansicht des Verfassers gewonnen ist aus dem theologischen

Studium, daß mithin die theologische Wissenschaft selber ihre Jünger zu solchen Glaubensansichten anleitet. Wer da weiß, in welchen Fesseln die Theologie gefangen liegt, wie die Lehrer derselben nicht gestatten, die christliche Lehre objektiv aus der heil. Schrift durch selbständige Schriftforschung zu entwickeln, wie nur die Dogmen des altkirchlichen Systems als bestimmende Norm für die Schrifterklärung gelten sollen, wie jede freiere Bewegung auf dem Gebiete der Schriftforschung als Kampf und Widerspruch der modernen Bildung wider das Christentum dargestellt wird, wie die Vernunft, — das wahrhaft göttliche im Menschen — geschmäht und herabgewürdigt wird, wenn sie sich unterfängt in Sachen der Religion stimmberechtigt aufzutreten: wer das alles weiß, der wird sich freilich über einen Aufsatz, wie den in Rede stehenden wenig wundern. Aber die Mehrzahl derer ist zu beklagen, die entweder jenen Standpunkt der theologischen Wissenschaft nicht kennen, oder auch so befangen sind, daß sie jede Abweichung von dem hergebrachten altkirchlichen Dogma für eine Sünde ansehen, dabei aber mit redlichem Herzen und frommem Gemüt den Männern vertrauen, welchen der heilige Beruf obliegt, in göttlichen Dingen die Wahrheit zu zeugen. Zu welchem Urteil aber, zu welchem Glauben werden diese angeleitet von einer Lehre, wie in dem Aufsatz obiger Art!

Man wird mit inniger Wehmut erfüllt, wenn man sieht, wie eine Theologie, die man auf der Kapelle des Mittelalters schon längst begraben glaubte, jetzt mit Entschiedenheit auftritt, und vielleicht auf Generationen sich fortpflanzt! Welche Zukunft!!" — —

Daß doch solch eine Diskussion noch Ao. 1848 möglich war! — „Auf Generationen . . ." Nun, solche Besorgnis war freilich unnötig. Alle unsre Erkenntnis steht eben immer und überall unter dem Gesetz der Entwicklung.



Literarische Rundschau.



Paul Heyse als Dramatiker.

Die Kunst soll nicht nach Brot gehen, so heißt es, und auch nicht nach Ruhm. Und doch ging die Kunst, auch in ihren größten Jüngern, allzeit nach Brot und nach Ruhm. Denn des Brotes bedarf auch der Künstler, um leiblich zu leben, und des Ruhmes scheint er, wie die Menschennatur nun einmal ist, nicht entraten zu können, wenn anders er geistig gedeihen — wachsen, blühen soll. Nicht alle haben das der eigenen Keuschheit zugestanden, aber doch ist es immer so gewesen. Um nur vom Ruhm zu reden — Goethe und Schiller hätten ihren Xenienkampf nicht unternommen, wenn ihnen mehr Anerkennung geworden wäre, Kleist ging an dem Mangel an Ruhm zugrunde, und Grillparzer zog sich grollend und verbittert zurück, weil seine reiferen Werke kühl aufgenommen wurden. Einer, der es unumwunden zugibt, daß der Ruhm den Lebensodem des Künstlers bedeutet, ist der mittelalterliche Gottfried von Straßburg. In der merkwürdig modern anmutenden poetischen Einleitung zu seinem „Tristan“ läßt er sich weitläufig über dieses Thema aus und kommt geradezu zu dem Schluß, daß der Ruhm der Vater der Kunst ist: „Ehr und Lob, die schaffen Kunst.“

Wie viele von den echten Propheten — von den falschen, die wie Kometen plötzlich erschienen, um ebenso schnell und plötzlich zu versinken, schweigen wir natürlich —, wie viele der echten, wirklichen Dichter aber erreichten, wonach sie strebten, erreichten das Ziel noch bei ihren Lebzeiten? Wie vielen wurde der berauschende Trank gereicht, da sie seiner noch froh werden konnten? Es sind unter der Menge doch sehr wenige. Den meisten und zum Teil den größten blühte der Lorbeer erst auf dem Grabe. Die Künstlerlaufbahn wird daher mit Recht eine Dornenreise genannt.

Zu den Auserwählten, deren Stirn schon in der Jugend bekränzt wurde, gehört Paul Heyse. Und was noch mehr sagen will, die wetterwendische Göttin blieb ihm treu bis in sein späteres Alter. Die Feier seines siebenzigsten Geburtstages hat das noch jüngst bezeugt.

Und dennoch sind auch Paul Heyse die Künstlerschmerzen nicht erspart geblieben. Der Ruhm des Novellisten Heyse steht fest und wird bleiben, was man auch gegen die eine oder andre und gegen zahlreiche seiner Dichtungen auf diesem Gebiet einwenden mag und einwenden wird. Paul Heyse rang aber auch Zeit seines Lebens nach dem Preise des Dramatikers, und der blieb ihm versagt. Das ist der große Schmerz seines Lebens. Dennoch aber dürfte sich auch in Zukunft kaum etwas daran ändern, auch die Nachwelt wird für den Dramatiker Heyse keinen günstigeren Spruch finden.

Sehr zahlreich sind die Heyseschen Dramen. In allen Gattungen hat er sich versucht, und in allen Sätteln erscheint er gerecht. Weiter aber, über dies In-allen-Sätteln-gerecht-sein, kommt er nicht. Es fehlt an einem Letzten, so fein alles dargelegt und ausgearbeitet ist und so „interessant" es sich liest, und dieses Letzte ist die Hauptsache, es fehlt der dramatische Nerv, der sich in dem unaufhaltsamen Drange zielbewußten Wollens dokumentiert. „Ein kräftig eingreifendes Handeln — sagt Brandes zutreffend — das ein Ziel verfolgt, ist so wenig der Kern seiner Dramen, wie seiner Novellen und Romane. Kommt ab und zu eine energische Handlung vor, so geschieht sie aus Verzweiflung: das Individuum ist in die Enge getrieben, wo es keinen andern Ausweg erblickt, als den, das äußerste zu wagen." Eine gewisse Passivität, eine willenlose Hingabe in Freud und Leid haftet allen Gestalten Heyses an, das eigentliche Element des Dramas ist und bleibt aber Aktivität.

Dieser dramatische Mangel mag in Heyses dichterischer Anlage begründet sein — und deshalb ist er seiner Natur nach Novellist und Lyriker; entwickelt wurde die Anlage dann aber weiter durch die Geistesrichtung, die Heyse nahm. Er steht in Banne der Naturwissenschaften, ist seiner Grundanschauung nach pessimistischer Materialist. Der menschliche Wille ist auch ihm in letzter Linie gebunden und unfrei in der Materie, hört also eigentlich auf Wille zu sein.

Mit besonderer Vorliebe behandelt deshalb Heyse sexuelle Probleme, und in diesen gelingt ihm der weibliche Charakter fast immer besser als der männliche, unter seinen Frauen aber sind wieder diejenigen am feinsten gezeichnet, die nach der Seite der demi monde hinrücken. Hier aber spielt das in das unbewußte

und willenlose Triebleben übergehende Gefühlsleben eine Hauptrolle. Und dieses darzustellen ist Heyses Stärke.

So steht er den modernen Naturalisten im Grunde garnicht so fern, nur sein intensives Schönheitsgefühl hindert ihn, ihre Wege zu wandeln. Die nackte Wirklichkeit ist ihm ein Greuel, er muß verklären, und da er das große Leben, den nach sittlichen Grundsätzen frei dahinschreitenden Menschen nicht verklären kann, verklärt er das kleine, den in der Materie gebundenen Menschen. Er gibt hübsche Lebensausschnitte, interessante und immer interessantere, eigenartigere, singulärere Fälle. Damit hören aber die Beziehungen zum wirklichen Leben allmählich immer mehr auf, und seine Kunst wird am letzten Ende die echte rechte l'art pour l'art.

Die Naturalisten scheiterten in ihren Versuchen, ein neues Drama zu schaffen, weil sie das dramatische, den bewußt wollenden, d. h. nach sittlichen Maximen handelnden Menschen aus dem Drama eliminierten. Ähnlich steht es mit dem Drama Heyses. Nur verfahren jene mehr bewußt, Heyse mehr unbewußt. Diesen Mangel in der Heyseschen Dramatik fortzudisputieren gelingt auch einem so liebenswürdigen und liebevollen Interpreten wie Erich Petzet und seinem bei Cotta erschienenen Werke „Paul Heyse als Dramatiker" nicht. Dennoch sei das Buch auf das beste empfohlen. Wer den ganzen Heyse kennen lernen will, muß auch in den Dramatiker Heyse eindringen, und da hat er an Petzet einen trefflichen, verständnisvollen Führer.

K. Stavenhagen.

Volkslieder.

Volkspoesie — das Wort hat seit Herder einen guten Klang, und Kenntnis und Liebe zur Sache ist durch Herders Anregungen tüchtig gefördert worden. Wir brauchen bloß an die Romantiker mit ihrem Wunderhorn und ihren Hausmärchen, an Uhland und Simrock und an so manche späteren Sammlungen zu denken, von denen hier nur die trefflichen Volksliederbücher von Mittler (1865) und Böhme (1877) genannt sein mögen. Dazu gilt es sich des erinnern, daß das Volkslied wirklich in viele Häuser Einzug gehalten hat und dort gesungen wird, und daß die schönsten Blüten unsrer deutschen Lyrik — Goethe, Uhland, Eichendorff, Heine, Mörike — auf dem neuentdeckten Waldboden des Volksliedes erblüht sind. Kurz, der Stein, den seinerzeit Herder ins Wasser geworfen hat, zieht immer noch seine malerischen Linien. Wir sind durch

das alles dem Empfinden des Volkes näher gerückt, als man es noch zu den Zeiten des jungen Klopstock war. Und dennoch, wir brauchen ein erneutes, vertieftes Zurückgehn auf das Volkslied. Daß das richtig ist, sollen die folgenden Zeilen erhärten.

Die Hauptarbeit wird mir da freilich abgenommen durch die herrlichen deutschen Volkslieder, die jüngst unter dem originellen Titel „Von rosen ein krentzelein“ herausgegeben worden sind von Hubert Stierling.*) Wer diese Sammlung zur Hand genommen und darin mit empfänglichem Herzen gelesen, für den ist der Beweis schon erbracht, daß uns solch ein Volksliederbuch nottat. Denn wohl jedermann, auch der, dem der Anger des Volksliedes bisher nicht fremd geblieben, wird sich da einen ganzen Strauß neuer duftiger Feldblumen pflücken können. Wer einigermaßen Sinn hat für das Volkstümliche, dem muß dieses Buch einen reinen Genuß bieten. Und daß so viele der reizendsten unter diesen Liedern uns bisher völlig unbekannt gewesen, das zeigt schon, wie nötig ihre Sammlung gewesen ist. Im einzelnen aber sei auf folgende Gesichtspunkte hingewiesen, von denen aus uns die Bedeutung des Volksliedes, gerade auch für unsre Zeit, deutlich wird.

Vor allem: wir brauchen wirkliche wahrhaftige Dichtung, und die bietet uns das Volkslied, Gestalten, die wirklich geschaut, nicht erdacht, Vorgänge, die wirklich erlebt, nicht ausgetüftelt sind. Leben, Anschauung, Gegenwart — wie Goethe es nannte — das ist uns nötig. Der Konstruktionen und Abstraktionen haben wir nachgerade genug. Diese Gegenständlichkeit des Volksliedes, sie ist schon einst, in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts zu einem wohltätigen Heilmittel geworden. sie trug dazu bei, den Menschen aus den Wolken wieder auf die Erde zu stellen. Sollte nicht in unsrer Zeit die konkrete Kindlichkeit und Anschaulichkeit des Volksliedes zurückführen können von den düsteren Wegen des Spintisierens und Reflektierens auf die helle Höhe freudigen Schauens? Es ist zu bedauern, das unsre modernen Dichter nicht stärker auf das Volkslied zurückgehen. Woran liegt das? Einerseits stecken sie nun einmal zu tief in der Reflexion drin, sind — mit Schiller zu reden — zu sentimentalisch. Gewiß, unser Zeitalter hat sie auch nötig. Aber auf wie bedenkliche Fährten sie sich verlieren können, zeigt z. B. Ibsen, und wo ihre Schranke ist, zeigt Flaischlen mit seinen vielen Leiden und vielen Trostgründen. Anderseits aber ist Naivität eine Gabe des Himmels, und mancher, der sich alle Mühe gibt, sie zu erreichen, dem gelingt

*) 232 S. Preis vornehm geheftet Mk. 1,80. Der bekannte Verlag Langewiesche in Düsseldorf und Leipzig gibt damit schon den 6. Band seiner „Lebenden Worte und Werke“ heraus. Wie bekannt, immer gute Ausstattung.

es doch nicht. So scheint es mir Dehmel mit manchem seiner Gedichte für Kinder zu gehen. Sie werden nicht volkstümlich.

Denn das Volkslied — und das ist sein zweiter Vorzug — ist wirklich naiv. Nirgends Affektation, gesuchte Pointen, nirgends Arbeit auf besondere Effekte hin, sie sind eben wie sie sind, wachsen so, weil sie müssen und fragen nicht, ob sie jemandem gefallen.

Drittens die frische Lebendigkeit des Volksliedes. Es ist bekannt, wie oft im Volkslied die Erzählung als Gespräch auftritt. Dazu eine starke Stimmung, die aber nicht auseinandergefaltet wird, sondern die wie ein Duft über einer Haide liegt, ein Duft, von dem man auch nicht sagen kann: hier ist er oder da. Gerade die Knappheit, die wir im Volksliede finden, und die namentlich für den Schluß der Lieder charakteristisch ist, erzeugt die Stimmung. Wieviel bleibt da der Phantasie auszumalen übrig! Und welche Gewitterschwüle lagert oft über dem kleinsten Liedchen! Fassen wir all das zusammen, die knappe Erzählung, die häufige Gesprächsform und die Intensität der Stimmung, so begreifen wir das Urteil Goethes, der in der Verbindung epischer, dramatischer und lyrischer Momente einen Hauptreiz des Volksliedes gefunden hat.

Man wird nun für all das Angeführte Proben, Belege verlangen, und ich gäbe sie nur allzugern und allzureichlich. Aber es darf ja nicht ein neues Kränzelein entstehen, daher pflücke ich nur ein paar Rosen aus dem schon so lieblich gewundenen hier heraus.

Ich hört ein Sichlein rauschen,
Wohl rauschen durch das Korn,
Ich hört ein feine Magd klagen,
Sie hätt ihr Lieb verlorn.

„Laß rauschen, Lieb, laß rauschen,
Ich acht nit, wie es geh,
Ich hab mir ein Buhlen erworben
In Veiel und grünem Klee."

„Hast du ein Buhlen erworben
In Veiel und grünem Klee,
So steh ich hier alleine,
Tut meinem Herzen weh."

* * *

Es ist ein Schnee gefallen,
Und ist es doch nit Zeit,
Man wirft mich mit den Ballen,
Der Weg ist mir verschneit.

Mein Haus hat keinen Giebel,
Es ist mir worden alt,
Zerbrochen sind die Riegel,
Mein Stüblein ist mir kalt.

Ach Lieb, laß dich's erbarmen,
Daß ich so elend bin,
Und schließ mich in dein Arme!
So fährt der Winter hin.

* * *

Ich hab die Nacht geträumet
Wohl einen schweren Traum;
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarienbaum

Ein Kirchhof war der Garten,
Ein Blumenbeet das Grab,
Und von dem grünen Baume
Fiel Kron und Blüte ab.

Die Blüten tät ich sammeln
In einen goldnen Krug,
Der fiel mir aus den Händen,
Daß er in Stücken schlug.

Draus sah ich Perlen rinnen
Und Tröpflein rosenrot.
Was mag der Traum bedeuten?
Ach Liebster, bist du tot?

* * *

Echte Melancholie des Volksliedes! Das Volk und die Kinder haben einen solchen Überschuß an Kraft, Frische und Frohsinn, daß sie traurige Dichtung nicht nur vertragen, sondern wünschen und schaffen. Freilich, diese Schwermut des Volksliedes mit ihren tiefen und melodischen Tönen findet ein Gegengewicht an dem herzerquickenden volkstümlichen Humor.

Und das ist der vierte Punkt, auf den ich besonders hinweisen wollte. Wie sehr brauchen wir den Humor, und wie selten wird er uns gerade in der modernen Dichtung geboten, so recht herzstärkend, fröhlich, gutmütig und übermütig zugleich. Unser Volksliederbuch trifft auch nach dieser Richtung eine nette Auswahl unter den Schnadahüpfeln und ähnlichen Liedlein.

O du mei liebs Herrgettle,
Was haun mer dir denn daun,
Daß du mi mein Leaba lang
Nett willst heirata laun?

Jetzt will i nimma beata
Und nimmer ins Kirchele gaun,
Gib acht, i kann di neata,*
Du wirst me heirata laun!

* * *

Man könnte noch manches hier anführen. Auch über die historischen Volkslieder wäre was zu sagen. Ganz besonderes Interesse für uns hat das Fluchlied auf Napoleon, das zuerst in Riga 1813 auf einem fliegenden Blatte gedruckt worden ist.

*) nötigen.

Es ist eines der wenigen ernst gehaltenen Volkslieder auf den Sturz Napoleons.

Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen. —

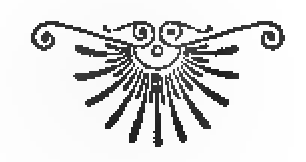
Das ist der Refrain. - Doch wir haben uns hier zu bescheiden, das Weitere wird die Sammlung selber unsern Lesern erzählen. Möge sie dazu dienen, den Sinn für volkstümliche Kunst in unsrer Mitte zu stärken. Ich fürchte, die Zahl derer ist noch recht groß, die sie nicht recht würdigen. Aber wem ihre Schönheit aufgegangen ist, dem wird sie immer wieder zur Quelle der Freude.

Bielenstein, der treffliche Kenner und Sammler lettischer Volkslieder, führt in seiner Biographie im Gedanken an die Lieder des Volkes ein reizendes Wort in Shakespeares „Was ihr wollt“ an. Möge das Wort, das so fein Wesen und Wirkung des Volksgesanges zeichnet, auch unsere kleine Betrachtung abschließen:

— — Sing uns das Lied von gestern Abend,
Gib acht, Cesario, es ist alt und schlicht;
Die Spinnerinnen in der freien Luft,
Die jungen Mägde, wenn sie Spitzen weben,
So pflegen sie's zu singen; 's ist einfältig
Und tändelt mit der Unschuld süßer Liebe,
So wie die alte Zeit. — — — —
Mich dünkt, es linderte den Gram mir sehr,
Mehr als gesuchte Wort' und luft'ge Weisen
Aus dieser raschen, wirbelfüß'gen Zeit.

Rasche, wirbelfüß'ge Zeit! So klagte man schon im Zeitalter Shakespeares. Was sollen wir sagen? Und welch ein Gegengewicht haben wir nötig?

E. v. Schrenck.



Goethes Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe Stuttg. u. Berln. J. G. Cotta Nachf.: Bd. 8. Singspiele. Hrsg. von O. Pniower. — Bd. 13. Faust. I. T. Hrsg. v. Erich Schmidt. — Bd. 21. Die Wahlverwandtschaften. Hrsg. v. Fr. Munker. — Bd. 22. 23. 24. 25. Dichtung und Wahrheit. I.—IV T. Hrsg. v. Rich. M. Meyer. — Bd. 28. Campagne in Frankreich. Belagerung von Mainz. Hrsg. von Alf. Dove. — Bd. 33. 34. Schriften zur Kunst. I. u. II. T. Hrsg. von W. v. Oettingen Preis je M. 1,20.

Mit erwünschter Schnelligkeit folgen einander die Bände der Jubiläumsausgabe von Goethes Werken — bisher liegen ihrer 16 vor — und erfüllen vollauf die hohen Erwartungen, die man von vornherein diesem hervorragenden Unternehmen gegenüber hegen konnte. Die obigen Bände sind zwar von sehr verschiedenem Inhalt, haben aber den gemeinsamen Vorzug der gleichmäßig durchgeführten Methode: durch gedrängte Einleitungen und sorgfältig erwogene, knappe, aber ausreichende Anmerkungen dem Leser behilflich zu sein, so daß nicht nur jeder Gebildete gründlich in das Verständnis von Goethes Geistesart und -arbeit eingeführt wird, sondern auch der Goetheforscher durch manche neuerworbene Aufklärung sich gefördert findet Zum vollen, reichen Verständnis des Problems der „Wahlverwandtschaften" beizutragen, ist auch heute noch eine keineswegs überflüssige, aber höchst dankbare Aufgabe, sie ist in Einleitung und Anmerkungen mit Geschmack und Geschick gelöst. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die äußerst gelungene Charakteristik der kunstvollen Anordnung planmäßigen Ausführung, der „unvergleichlichen Gegenständlichkeit" und sittlichen Bedeutung des Romans. — In den Einleitungen und Anmerkungen zu den selbstbiographischen Werken Goethes ist überall Absicht und Verfahren des Dichters deutlich und präzise dargestellt; letztere dienen überdies der notwendigen Erklärung von Details, der Beleuchtung bedeutender Abschnitte in ihrem Zusammenhange, sowie der Aufnahme von Andeutungen und Beziehungen, die dem Dichter vorgeschwebt haben. Auch werden gelegentlich Irrungen zurechtgestellt, die in den biographischen Erinnerungen dem Verfasser mit untergelaufen sind, oder zweifelhafte Auffassungen aus anderweitigem Zusammenhange berichtigt.

Kann sich der IV. Teil von „Dichtung und Wahrheit" an kunstvoller Gruppierung und Ausarbeitung auch nicht messen mit den viel früher entstandenen ersten drei Teilen, so bietet er dafür Gelegenheit zu mancher interessanten Beobachtung; es läßt sich namentlich konstatieren, inwiefern sich Goethes Denkweise in den letzten Lebensjahren gegen früher umgewandelt, auch wohl gemildert hat. Der Anhang dieses Bandes umfaßt überdies Briefe, Aufsätze und Reden Goethes, die man gern beisammen finden mag, wie z. B. die Schweizerbriefe von 1779, die Selbstschilderung von 1797, den Nachruf auf die Herzogin Anna Amalie 1807 und die Aristeia der Mutter 1810.

Höchst willkommen ist der Anhang zu Faust I: der Urfaust, d. h. der Abdruck jener ältesten uns bekannten Form der Dichtung, wie Goethe sie im

Herbst 1775 mit nach Weimar gebracht hat. Diese Zugabe bedeutet einen Vorzug vor dem entsprechenden 14. Bande der Weimarischen Ausgabe, wo sich nur einzelne Szenen in extenso vorfinden. Nichts ist instruktiver für das Studium von Goethes Lebenswerk, als der Vergleich der drei Entwicklungsstufen von Faust I: des „Urfaust“ von 1775, des „Fragments“ von 1790 und des vollendeten ersten Teils von 1808. Wir sehen den Dichter in Jahrzehnten vom genialen Entwurf zu meisterhafter Vollendung aufsteigen, bis Natur und Kunst sich innigst verbunden haben.

Den beiden Bänden „Schriften zur Kunst“, denen übrigens noch ein dritter Sammelband folgen soll, mußten umfassendere Nachweise und Urteile über Künstler und Kunstwerke, über literarische Persönlichkeiten (zu Rameaus Neffen) und über Goethes jeweilige Kunstauffassung beigegeben werden, wenn die aus allen Lebensabschnitten des Dichters herstammenden Bestandteile genügendes Verständnis finden sollten. Diese Anforderung setzte weitläufige Studien voraus; sie ist in jeder Beziehung vortrefflich erledigt, so daß jeder Leser dem Entwicklungsgange von Goethes kunsthistorischen Überzeugungen bequem folgen kann, zumal die verschiedenen Bestandteile der Sammlung chronologisch geordnet sind. In der Einleitung ist ein geistvoller Überblick gegeben über die durch zwei Menschenalter natürlich wechselnde Stellung Goethes zur Kunst und zu aktuellen Kunstfragen. Sie endigt mit den treffenden Worten: „Am Schlusse seines Lebens kehrte Goethe zu der Gesinnung seiner Jugend zurück, die Kunst zu genießen und in ihr zu weben, ohne in ihre naturnotwendige Entwicklung eingreifen zu wollen.“

F. S.

Schillers Sämtliche Werke. Säkularausgabe in 16 Bänden. Stuttg. u. Brln. J. G Cottasche Buchhandl Nachf. Preis je M. 1,20; 1. Bd. Gedichte I. Hrsg. von Eduard v. d. Hellen. — 7. Bd. Die Braut von Messina. Wilhelm Tell. Semele. Der Menschenfeind. Huldigung der Künste. Hrsg. von Oskar Walzel.

Es ist ein glücklicher, würdiger Gedanke, unsre beiden größten Dichter als zusammengehörig in einem bedeutenden literarischen Denkmal zu vereinigen. Neben der Jubiläumsausgabe Goethes erscheint nun eine ganz gleich eingerichtete und ausgestattete Säcularausgabe von Schillers Werken unter derselben bewährten Leitung. Sie wird im nächsten Mai (1905) zum hundertjährigen Todestage des Dichters fertig vorliegen. — In der Tat kann die Erinnerung an den Verlust, den Deutschland vor bald hundert Jahren durch den frühzeitigen Tod seines klassischen Idealisten erlitt, nicht lebendiger wachgerufen werden, als durch dieses kostbare Monument, das dem deutschen Volke in glänzender Sichtbarkeit vor Augen stellt, was ihm sein Dichter Unvergängliches hinterlassen hat als „das Eigenste, was ihm allein gehört“.

Der erste Band enthält die Hälfte der Gedichte, aber die Anordnung derselben weicht durchaus von der hergebrachten, im großen Ganzen chronologisch

angelegten Reihenfolge ab. Es ist nämlich in dieser Ausgabe ein Plan verwirklicht, den Schiller selbst vor hundert Jahren entworfen, aber nicht zur Ausführung gebracht hat. Es sollte eine Prachtausgabe seiner lyrischen Dichtungen nach strenger Auswahl erscheinen. Schiller teilte alles in vier Bücher; diese vier Bücher bilden den Hauptinhalt des vorliegenden ersten Bandes. Als Anhang sind alle jene Gedichte hinzugefügt, die in Schillers beiden Sammlungen von 1800 und 1803 enthalten, in die Prachtausgabe aber nicht aufgenommen waren. Im zweiten Bande folgen dann alle übrigen lyrischen Gedichte Schillers. — Befremdet zunächst die Zerstückelung und die Neuordnung dessen, was wir von jeher beisammen zu sehen gewohnt waren, so ist es anderseits von hohem Interesse, zu beobachten, wie der Dichter sich die Zusammengehörigkeit seiner kleineren Dichtungen vorgestellt hat. Gewiß hat in dieser Beziehung „niemand einen höheren Anspruch darauf, seine Entscheidungen allgemein anerkannt zu sehen, als der Dichter selbst"; aber es wird doch zugleich in der Einleitung (S. XXI) eingeräumt, daß die Prachtausgabe keineswegs „eine unbedingt vollkommene Auswahl und Anordnung darbiete". — Die Auslese hat viele der vortrefflichsten Distichen und alle Rätsel verworfen, und die Anordnung überrascht bisweilen. Hat Schiller doch z. B. das „Siegesfest" von den übrigen antiken Balladen abgesondert, weil er es zum „Gesellschaftsliede" bestimmt hatte, während das Lied „An die Freude" weit davon entfernt steht. Ebenso seltsam ist die Stellung von „Der Eichwald brauset" hinter „Thekla eine Geisterstimme", noch dazu durch „Hektors Abschied" getrennt. „Thekla" bezieht sich direkt auf „Des Mädchens Klage", und somit ist durch diese Umstellung das Verständnis ohne ersichtlichen Grund behindert. Vielleicht wäre in solchem Falle ein Eingriff ebenso zulässig gewesen, wie im ersten Bande von Goethes Gedichten, wo „Mignon" nicht mehr vor den Balladen steht, sondern unter den Liedern aus Wilhelm Meister, wohin es gehört, zu finden sein wird. Aber freilich mußte von jeder Willkür abgesehen werden, wenn das Prinzip bestehen sollte: Schillers eigene Anordnung nach hundert Jahren anschaulich zu machen.

In der Einleitung wird Schillers lyrische Dichtung in großen Umrissen zusammengefaßt, wie der Dichter sie in verschiedenen Beständen gesammelt hat; der Änderung in der Reihenfolge der Gedichte wird besonderer Wert beigemessen, weil sie ein wichtiger Schritt zu einer besseren Würdigung der „Lyrik des gewaltigen Dramatikers" sein könne Die Anmerkungen geben Rechenschaft von der Entstehung der Gedichte und erklären Einzelnes, wo es nötig ist. Sie sind sehr reichhaltig und gewiß jedem Verehrer Schillers höchst willkommen. Ebenso gern wird jeder einstimmen in die schönen Schlußworte zum vierten Buche, zu „Sängers Abschied", wo der Dichter seine Lieder nur der Mitwelt, nicht der Nachwelt zu empfehlen wagte (S. 344): „Der edlen Bescheidenheit — hat ein Jahrhundert widersprochen, und weitere werden ihm in diesem Urteil folgen."

Für den siebenten Band durfte in den Anmerkungen eine maßvolle Beschränkung auf das Notwendigste herrschen. Dagegen mußten in der Einleitung die beiden großen Dramen in ihrer Verschiedenheit und Einzigartigkeit deutlich markiert werden; auch galt es, Einwände, ja Vorwürfe abzuwehren, mit denen Schiller zu allen Zeiten behelligt worden ist. In dieser Hinsicht hat sich

die Einleitung ein großes Verdienst erworben, wie denn auch der umfassende Nachweis der zahlreichen Hilfsmittel, die Schiller für seinen Tell benutzt hat, sehr wertvoll ist. Aber warum heißt es da: „Wenn Goethes später und darum wohl trüber Erinnerung zu trauen wäre, hätte er Schiller den Weg gewiesen?" Es handelt sich um die Sonderstellung Tells abseits vom Rütlibunde; daß Schiller diese, wie vorher Goethe sie beabsichtigte, durchgeführt hat, liegt auf der Hand. Goethe hat wohl häufiger, als zugestanden wird, auf Schiller eingewirkt. Aber wo wir sicher von Goethes Ratschlägen Kunde haben, bemerken wir zugleich, daß Schiller sie aufs glücklichste und originellste zu gestalten und zu erweitern verstanden hat.

Hand in Hand treten also nach einem Jahrhundert die beiden Unsterblichen dank dieser doppelten Gedenksäule in Buchform wieder vor unsre Augen, nachdem sie vor fünf Dezennien gleichsam aus der Fürstengruft, wo sie neben einander ruhten, auf das Standbild gemeinsam hervorgetreten sind, das ihren Bund in Weimar verewigt.

F. S.



Berichtigungen.

Hft. 7/8 S. 22 Z. 13 v. u. lies: formlos statt: harmlos.

„ „ S. 14 Z. 14 v. o. lies St. statt T.

Neuerschienene Bücher.

Blennerhasset, Charlotte Lady, geb. Gräfin v. Leyden, John Henry Kardinal Newman. E. Beitr. z. relig. Entwicklungsgesch. der Gegenwart. Brln. 271 S. m. Bildn. M. 7.

Böhmer, Pfr. Dr. Jul., Mission und Mission. Missionstheoret. Erörterungen für Bibelfreunde. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 67 S. M. 1.

v. Samson-Himmelstiern, Osk., Präventive Versicherungspolitik (m. besond. Berücksichtigung der Feuerversicherung). Brln. 54 S. M. 1.

v. Lutzau, Cand. jur. Herm., Zukünftige Aufgaben der Pandektenwissenschaft. Eine Studie. Riga, Jonck u. Poliewsky. 27 S. 40 Kop.

v. Bodisko, Ed., Die Estländische Bauer-Verordnung vom 5. Juli 1856 u. die die Bauer-Verordnung abändernden und ergänzenden Gesetze u. Verordnungen. Nichtoffizielle Ausg. Reval. In Kommission bei Kluge u. Ströhm. 771 S.

Verzeichnis der auf dem Gebiet der Frauenfrage während der J. 1851 bis 1901 in Deutschland erschienenen Schriften. Hrsg. vom deutsch-evang. Frauenbund. N. Ausg. mit Nachtrag 1902—4. Hannover. 292 u. 80 S. M. 5.

Münzer, Dr. Rich., Bausteine zu einer Lebensphilosophie. Lpz. 72 S. M. 3.

Bölsche, Wilh., Weltblick. Gedanken zu Kunst u. Natur. Dresden. 351 S. M. 6.

Ewald, Osk., Romantik u. Gegenwart. 1. Bd. Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart. Brln. 227 S. M 4,50.

Haushofer, Prof. Dr. Max, Das Jenseits im Lichte der Politik und der modernen Weltanschauung. München. 46 S. M. 1.

Reményi, Elisab., Ellen Key. (= Moderne Essais. Hrsg. v. Dr. H. Landsberg. Hft. 32.) Brln. 44 S. M. 0,50.

Müller, Prof. Dr. W. M., Äthiopien (= Der alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen hrsg. von der vorderasiat. Gesellsch. 6. Jahrg. 2. Hft.) Lpz. 32 S. M. 0,60.

Kohut, Dr. Ad., Das Ewig-Weibliche bei Wilhelm Busch. Lpz. 163 S. M. 2.

Buchner, weil. Prof. Alex., Das „tolle" Jahr. Vor, während und nach 1848. Von einem, der nicht mehr toll ist. Erinnerungen. Volksausgabe. Gießen. 379 S. M. 2.

Dollinar, Frz., Philippine Welser, die Schlossherrin von Ambras. Kulturhistorische Skizze. Innsbruck. 35 S. mit Abbildungen. M. 0,60.

Rockwell, W. W., Die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen. Marburg. 374 S. M. 7.

Wilhelm II. wie er geschildert wird und wie er ist. Von einem alten Diplomaten. Zürich. 471 S. M 6,50.

Scherr, Joh., Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Kulturgesch. geschildert. Neu hrsg. und bis auf die Gegenwart fortgeführt von [Prof.] Hans Prutz. In 50 Lief. à M. 0,30. Stuttg. Union.

Carl Alexander, Großherzog von Sachsen, in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr (1848—89). Eingeleitet und hrsg. von Staatsminister a. D Günther Jansen. Berlin, Paetel. 261 S. M. 5.

Werner, R. M., Hebbel. Ein Lebensbild (= Geisteshelden. Bd. 47 u. 48.) Berlin, E. Hoffmann u. Ko. 384 S. M. 4,80.

Der Philosoph als Einjähriger. Memoiren eines schlechten Soldaten. Hrsg. von Paulus Damaszenus. Braunschweig, Sattler. 348 S. M. 4.

v. Gottberg, Otto, Mit den Japanern über den Jalu. Spezialberichte vom Kriegsschauplatz. Brln. 33 S. m. 12 Taf. u. 1 Karte. M. 0,50.

Wegener, Dr. G., Tibet und die englische Expedition. Halle. 147 S. mit 2 Karten und 8 Bild. M. 3. (= Angewandte Geographie. Hefte zur Verbreitung geograph. Kenntnisse in ihrer Beziehung zum Kultur- und Wirtschaftsleben. Red. von Prof. Karl Dove. II. Ser. 1. Heft.)

Ratzel, Friedr., Über Naturschilderung. München. 394 S. mit 7 Bild. in Photograv. M. 7,50.

Japan unser Vaterland. Ein Quellenbuch geschrieben von Japanern. Lpz. 736 S. M. 6.

Zimmermann, Karl, Onkel Sam. Amerikanische Reise- und Kulturbilder. Stuttg. 251 S. M. 4.

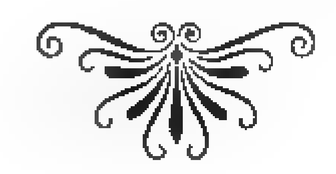
Groß-Norden, Gen.-Sekr. H., Eine landwirtschaftliche Studienreise durch Holland. Norden. 42 S. mit 5 Taf. M. 1,25.

Hollmann, Dr. A. H., Die Entwicklung der dänischen Landwirtschaft unter dem Druck der internationalen Konkurrenz und ihre gegenwärtige Stellung auf dem Weltmarkt. Brln. 156 S. M. 5.

Kask, Fr., Der Bienenhonig und seine Verfälschung. Reval, Selbstverlag des Verfassers. 19 S. Preis 10 Kop. (100 Stück 5 Rbl.)

Sauerhering, Dr. F., Bildnisse von Meisterhand. Ein systematisch geordnetes Verzeichnis der bedeutendsten Schöpfungen der Porträtmalerei aller Zeiten. Stuttg. 145 S. M. 3,50.
Desgl.: Genrebilder von Meisterhand. Ebenda. 110 S. M. 3.
Desgl.: Geschichtsbilder aller Zeiten u. Schulen. Ebenda. 82 S. M. 2,40.

Jahrbuch der bildenden Kunst 1904. Begr. durch Max Martersteig unter Mitwirkung von Dr. Wold. v. Seidlitz. Hrsg. von Wilhelm Schäfer. 3. Jahrgang. Düsseldorf. 112 S. u. 132 Sp. mit 65 Abbild. u. 16 Taf. 4°. M. 6.



Zur Schärfung des Sprachgefühls.

[„Innerhalb“] steht heute in guter Sprache nur mit dem Genetiv. Für den Fall nun, daß die Genetivform durch die Endung nicht erkenntlich wird („innerhalb sieben Tage“), haben manche Grammatiker den nicht selten vorkommenden Gebrauch des Dativs („innerhalb sieben Tagen“) empfohlen. Wir können uns dem nicht anschließen, sondern sehen in dieser Verwendung des Dativs eine unberechtigte Aushilfe oder Bequemlichkeit, die zu den bedenklichsten Folgen führen könnte. Sollen wir auch sagen: „wegen Geschäften“, weil man der richtigen Form „Geschäfte“ den Genitiv nicht ansieht? Daß „innerhalb“ früher vielfach mit dem Dativ verbunden wurde, kann zur Rechtfertigung jenes Gebrauches nicht herangezogen werden. Denn sonst müßte man den Dativ überhaupt zulassen, wer wollte aber „innerhalb einem Monate“ heute verteidigen? Wir sind daher der Ansicht, daß sich jene Aushülfe nicht als sprachrichtig und empfehlenswert hinnehmen läßt. Ja, wir halten die Fügung „innerhalb sieben Tage“ überhaupt nicht für bedenklich, trotzdem die Genetivform nicht hervortritt. Man erkennt doch auch in Verbindungen wie „auf sieben Tage“ nicht die Accusativform als solche, sondern erschließt sie nur aus der bekannten Fügung des Verhältniswortes. So erwartet man nach „innerhalb“ den Genetiv und hat die darauf folgenden Worte so aufzufassen. Wer aber dennoch an der Verbindung „innerhalb sieben Tage“ Anstoß nimmt, der greife nicht zu dem Dativ, sondern nehme ein anderes Wort („in, binnen sieben Tagen“), oder er füge ein Wort hinzu, das die Kasusform kenntlich macht („wegen einiger Geschäfte“). — Übrigens ist der tatsächliche Gebrauch des Dativs („innerhalb sieben Tagen“) nicht durch den Wegfall oder das Vorschweben eines „von“ zu erklären, sondern aus dem unbewußten Suchen nach einer ausgeprägten Endung und aus Anlehnung an „in, binnen sieben Tagen“. „Innerhalb von“ ist aber ganz zu verwerfen. (ZADSprV.)

[Vieler solchen Nachrichten] ist nicht richtig; es kann nur heißen „vieler solcher Nachrichten“. Denn „solch“ ist kein Eigenschaftswort im engeren Sinne wie „gut, schlimm“ usw., in welchem Falle starke und schwache Beugungsform zulässig ist: „vieler guter (guten) Nachrichten“. Vielmehr ist „solch“ ein fürwortartiges Eigenschaftswort, das hier auf einer Stufe steht mit den besitzanzeigenden Fürwörtern. Wie man also sagt: „dieser (jener, aller) unserer Freunde“, so auch: „vieler solcher Nachrichten, aller solcher Männer“ usw. (ZADSprV.)

[Scheinbar und anscheinend]. Daß zwischen diesen beiden Wörtern ein wesentlicher Bedeutungsunterschied besteht, gerät anscheinend (durchaus nicht nur scheinbar) mehr und mehr in Vergessenheit. Die Tageszeitungen kennen fast nur noch „scheinbar", das sie unbedenklich auch da anwenden, wo zweifellos „anscheinend" (dem Anscheine nach, wahrscheinlich, vermutlich) stehen müßte. Wer da schreibt: es liegt „scheinbar" ein Selbstmord vor, — die Kolonien gehen „scheinbar" einer recht erfreulichen Zukunft entgegen, — die Vergnügungsreisenden befinden sich dabei „scheinbar" recht wohl, — der will doch gewiß nicht sagen, daß es sich in allen diesen Fällen nur um den (falschen) Schein handelt. Seine Absicht ist vielmehr, zu bekunden, daß alle Anzeichen dafür sprechen, es sei wirklich so, wie es den Anschein hat. Mit „scheinbar" verneint man die Wirklichkeit, mit „anscheinend" wird sie bejaht, wenn auch nur bedingt. (ZADSprV.)

[Kleine Streifzüge in unser Zeitungsdeutsch.]

Zur Vervollständigung des Materials sind eingehende Fragebogen an die ev.-luth. Konsistorien des Reiches versandt worden, und von zwei Konsistorien sind erstere auch schon beantwortet worden. (Korresp. in der Düna-Ztg.)

— . . . eine 500 Werst lange, in schlechtem Zustande sich befindliche Poststraße . . .

— Die Kolonne . . . sei dank der Geistesgegenwart ihres Chefs und seiner Kenntnis der lokalen Bedingungen immer glücklich der Gefahr entgangen.

— China könne . . . eines Neutralitätsbruches nicht gezeiht werden.

Beide Wege sind für Wagen zugänglich und nur in einer Entfernung von einigen dutzend Werst werden japanische Sappeure den Saumpfad fahrbar machen müssen.

— Markant war der beim Durchschwung ins Auge fallende gebeugte Rücken. (Sportnachrichten. Beil. z. Düna-Ztg.)

— Gewerbe-Inspektore (Überschrift eines Artikels in der Rigaschen Rundschau.)

— Dergleichen Redewendungen zerschneiden das Gehör und sind unwürdig jener unsrer Brüder, die . . .

— Noch seit Katharinas II. Zeiten hat die Überzeugung von der unerschütterlichen Kraft des zentralisiert-bureaukratischen Rußlands Raum gewonnen. (Deutsch würde es heißen: schon seit.)

— Dieses Festessen gibt der Ingenieur Perzew nach Abschluß und Abrechnung seiner Kronspodräde.



Preisausschreiben

der

Baltischen Monatsschrift.



Die **Baltische Monatsschrift** setzt einen Preis aus von **75 Rbl.** für die beste **Novelle** oder **novellistische Skizze.** Die Bedingungen sind folgende:

1) Als Bewerber kommen nur einheimische Autoren in Betracht.
2) Der Stoff ist dem wirklich charakteristischen und typischen heimatlichen Leben der Gegenwart oder doch der jüngsten Vergangenheit (19. oder 20. Jahrhundert) zu entnehmen.
3) Der Umfang soll nicht größer sein als 2 Druckbogen unsres Formates.
4) Einlieferungszeit: **Februar 1905.**
5) Dem nur mit einem Kennwort versehenen Manuskript ist ein mit demselben Kennwort bezeichnetes, verschlossenes Kuvert beizufügen, das den Namen des Autors enthält. Mit dem offenen Autornamen versehene Manuskripte können keine Berücksichtigung finden.
6) Die des Preises für wert befundene Arbeit soll sodann in der „Baltischen Monatsschrift" veröffentlicht werden.

Ihre Mitwirkung als Preisrichter haben bereitwilligst zugesagt: Herr Guido Eckardt, Herr Oberlehrer Karl Girgensohn, Herr Redakteur Dr. Ernst Seraphim, Herr Redakteur Karl Stavenhagen.

Die Redaktion
der „Baltischen Monatsschrift."

Zur Geschichte des Hofes von St. Peter in Nowgorod.

Von

N. Hausmann.

Unter den historischen Quellenpublikationen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ans Licht getreten sind, nehmen die Hanserezesse und das Hansische Urkundenbuch mit Recht einen hervorragenden Platz ein. Als der König Maximilian II. von Bayern, der warme Freund historischer Studien, der Schüler von Dahlmann und Ranke, bei der Münchener Akademie die Historische Kommission gründete und ihr mit fürstlicher Freigebigkeit die Mittel zur Verfügung stellte, in großem Umfange die Erforschung deutscher Geschichte zu fördern, beschloß alsbald im J. 1859 die Kommission, auch für die Geschichte der Hanse Quellenmaterialien zu veröffentlichen. Im J. 1870 erschien der erste Band der Hanserezesse, d. h. der Beschlüsse der Vertreter der verbündeten Städte. In musterhafter Weise bot hier der Bearbeiter K. Koppmann Materialien für die Jahre 1256–1370. Er hat noch weitere sieben Bände folgen lassen, von denen der letzte im J. 1897 das von der Münchener Kommission für ihre Publikation s. Z. als Grenze festgesetzte Jahr 1430 erreichte.

Die Fortsetzung hatte mittlerweile der im J. 1870 zur Feier des 500jährigen Jubiläums des großen Friedens von Stralsund gegründete Verein für Hansische Geschichte übernommen. In seinem Auftrage ließ in den J. 1876–1892 in einer zweiten Abteilung Goswin Freiherr v. d. Ropp in 7 Bänden die Rezesse bis zum J. 1476 ans Licht treten, und hieran schließt sich die dritte Abteilung, die Dietrich Schäfer ediert, die bis 1530 reichen soll und

deren 6. Band (1890) den Stoff bis 1516 bietet. In fortlaufender Reihe liegen also in über 20 Bänden die Hanserezesse bereits für die Jahre 1256 bis 1516 vor.

Zu den Rezessen geben im Hansischen Urkundenbuch dessen Herausgeber Höhlbaum, Kunze, Stein in bisher 7 Bänden (1—5, 8. 9) ein reiches, sehr wertvolles urkundliches Material, das in trefflicher Weise je nach seiner Wichtigkeit bald in vollständigen Texten, bald in Auszügen veröffentlicht wird.

Für die Zeit nach dem J. 1530, über welches die Hanserezesse nicht hinausgehen sollen, wird das auf die Hanse bezügliche, in einzelnen größeren Archiven liegende Material in „Hansischen Inventaren" ausführlich verzeichnet. Aus dem reichen Kölner Archiv hat Höhlbaum in zwei Bänden solche Inventare bis zum J. 1591 bereits geliefert. In ähnlicher Weise soll zunächst das Stadtarchiv von Braunschweig ausgenutzt werden[1].

Wie für kaum einen andern Teil der deutschen Geschichte sind in diesen Publikationen der weiteren Forschung die Quellen geöffnet worden. Überrascht auf der einen Seite die Fülle des Dargebotenen, so erfreut auf der andern im hohen Grade die Art der Edition. Die Texte liegen in saubenster Form vor, Beilagen, Korrespondenzen, Erläuterungen, Anmerkungen tragen fortlaufend zu ihrer Aufhellung bei, sorgfältige Orts- und Personenregister erleichtern wesentlich die Benutzung. Die äußere Ausstattung ist eine durchaus würdige.

Der Bearbeitung ist hier ein überreiches Material geboten, das sie bisher nur zu einem Teil ausgenutzt hat. Die älteste Zeit hansischer Geschichte bis zum J. 1370 hat in dem bekannten Buche von Schäfer, Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark (1879), eine ausführliche Darstellung gefunden auf Grund des im ersten Bande der Hanserezesse gebotenen Materials. Sodann hat Daenell eine Geschichte der Hanse in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts geliefert (1897). Der reiche Stoff, der für das 15. Jahrhundert in den Hanserezessen vorliegt, ist dagegen

---

[1]) Da man hoffen darf, daß die für die Rezesse wie für das Urkundenbuch gesteckte Grenze mit wenigen Bänden in nicht zu ferner Zeit erreicht sein wird, faßt der Verein für hansische Geschichte bereits eine Erweiterung seines Arbeitsfeldes ins Auge, um die bisher so glücklich geförderte Arbeit auf noch weitere Gebiete deutscher Städtegeschichte auszudehnen.

bisher erst wenig verwertet worden[1]. Allerdings ist jedem Bande eine Einleitung vorausgeschickt, die einen Überblick über die gelieferten Akten gibt. Aber sie will keineswegs den Inhalt erschöpfen, ist lange nicht so ausführlich und reich, wie die dankenswerten Einleitungen, die Hildebrand und seine Nachfolger seit dem siebenten Bande dem Livländischen Urkundenbuch beifügten. Es ist nicht leicht, sich über den Stoff der vorliegenden hansischen Publikationen zu orientieren, herauszufinden, was sie für einzelne Fragen bieten, zumal wohl, wie bemerkt, Orts- und Personenregister den einzelnen Bänden beigegeben sind, dagegen Sachregister bisher für die Hanserezesse[2] fehlen. Freilich ist die Herstellung solcher eine außerordentlich mühselige Arbeit, aber auch im höchsten Grade verdienstlich. Wie dankbar sind wir, daß B. A. Hollander das sorgfältige, ausführliche Sachregister für die Bände 7—9 des Livländischen Urkundenbuches ausgearbeitet hat, und daß die späteren Bände ähnliche Sachregister bieten. Durch sie erst wird der reiche Inhalt bei Urkunden- und Aktenmaterial erschlossen.

Es erscheint das bei den vorliegenden Publikationen besonders wichtig, sowohl für die in den hansischen Quellenwerken wie im Livländischen Urkundenbuch niedergelegten Materialien. Beide Sammlungen stehen einander sehr nah.

Fort und fort ertönt bei uns im Lande die Klage, daß es trotz der zahlreichen Bearbeitungen so außerordentlich schwer sei, sich über die ältere livländische Geschichte zu orientieren. Kann man dieser Behauptung innere Berechtigung nicht absprechen, so fragt es sich, wodurch vor allem dieser Übelstand zu erklären sei. Wir meinen, zunächst auf der einen Seite durch die meist mangelnde Vorbereitung derjenigen, die sich in die umfangreicheren neueren Darstellungen livländischer Geschichte vertiefen wollen. Historischer Unterricht soll in Form konzentrischer Kreise erfolgen, Kenntnisse und Überblick wird auf dem Gebiete der Geschichte nur der gewinnen, der ein bereits vorhandenes Wissen erweitern kann. Da der Schulunterricht bei uns fast gar keine Kenntnisse in der

[1]) Von Daenell darf eine Arbeit erwartet werden, welche „die Blütezeit der deutschen Hanse" behandeln und die Zeit von 1370 1474 umfassen soll. Vgl. Hansische Geschichtsblätter 1900, IX. In großen Zügen hat die Geschichte der Hanse kurz geschildert Schäfer, Die Hanse. 1903. — [2]) Im Hansischen Urkundenbuch ist dem Band 3 ein Glossar für die Bände 1—3 beigegeben, das z. T. ein Sachregister ersetzt. Die folgenden Bände haben dann kurze Sachregister.

Geschichte der Heimat bietet, und auch später diese Lücke fast nie so ergänzt wird, daß man sich eine bestimmte, wenn auch nur mäßige Summe von Kenntnissen in Zahlen und Daten aneignet, so tritt man zumeist an die Lektüre umfangreicher Darstellungen der livländischen Geschichte heran, ohne ein festes Gerüst zu haben, in welches man weiteres Material einfügt. Die Folge ist, daß der neue Stoff nicht zum Ausbau verwandt werden kann, sondern ungenutzt liegen bleibt und ungeordnet erscheint, weil man nicht imstande ist, ihn gut einzuordnen.

Außer dieser häufig mangelhaften Vorbereitung des Lesers erschwert das Verständnis der livländischen Geschichte nicht wenig auch ein besonderer Grund, der im Stoff selbst liegt: für die Darstellung livländischer Geschichte mangelt im hohen Grade biographisches Material. Auf der einen Seite ist das in der Organisation des livländischen Kirchen- und Ordensstaats begründet. Er ruhte durchgehend auf geistlichem Fundament, nur die Wahl schuf hier Herren, so in der Kirche, so im Orden. Die Folge war, daß in der Regel nur ältere Personen in die höheren Ämter einrückten und sie dann nur kurze Zeit verwalteten. Dazu raffte in der Zeit der Gründung der Kolonie, wo nach der Krieg ununterbrochen wogte, dieser zahlreiche Herren fort: in den Jahren 1238 bis 1300 haben 24 Ordensmeister in Livland geboten, durchschnittlich also jeder nicht volle drei Jahre, und von diesen 24 Meistern sind 7 durch das Schwert gefallen. Über ihre Geschichte, namentlich ihre Entwicklung, bevor sie Meister wurden, ist fast nie etwas bekannt. Von keinem können wir uns ein wirkliches Bild der Persönlichkeit gestalten. Wohl ist es später anders geworden, es gibt Meister, die lange Jahre im Regiment sitzen, aber von keinem haben wir eine Lebensbeschreibung, selbst vom größten, der auch am längsten (1494—1535) des Amtes waltete, von Wolter von Plettenberg, wissen wir nicht, wann und wo er geboren, wie er gebildet worden ist, bevor er in den livländischen Orden trat, wo wir ihm zuerst 1481 bereits als Schaffer in Riga begegnen. Nicht viel besser steht es mit den Bischöfen des Landes, auch bei ihnen entziehen sich fast immer die Jahre der Jugend, bevor sie bereits in höhere Stellungen aufgerückt sind, unsrer Kenntnis. Und doch hat die neueste Forschung mit hohem Fleiß und großer Kenntnis Nachrichten sowohl über die Mitglieder des Ordens wie

der Geistlichkeit zusammengestellt[1]. Es ist zu beachten, daß wir unter den nicht ganz spärlichen Quellen für die ältere livländische Geschichte keine einzige wirkliche Biographie besitzen, dieser Literaturzweig ist in Livland nie sonderlich gepflegt worden. Vielleicht hat hierauf Einfluß geübt, daß die Landesherren des alten Livland nach hierarchischer Ordnung alles Männer der Kirche waren, der Orden unter besonders strenger Vorschrift lebte, der geistliche Herr aber die Verbindung nach außen möglichst lösen, die Frage nach Abstammung für ihn keine Bedeutung haben, die Kirche ihm alles sein sollte, nur für sie hatte er zu sorgen, aus seiner Familie war er ausgeschieden, Nachkommen sollte er nicht haben. Es gibt in der livländischen Geschichte keine Herrscher-Dynastien. Und doch gewinnen diese und ihre Verbindungen gerade zur Zeit der Ausbildung der livländischen Kolonie, der zweiten Hälfte des Mittelalters, in der Geschichte des Westens eine große Bedeutung, wiederholt übertragen damals[2] Erbtöchter Kronen auf neue Geschlechter. Das Interesse, das wir den Herren eines Landes und ihren Familien entgegentragen, wird in der Geschichte Livlands nicht geweckt. Ein wichtiges Mittel für die Ordnung und Übersicht der Tatsachen tritt hier nicht in Verwendung, die Verbindung der Ereignisse mit der Geschichte eines Herrschergeschlechts.

Aber der Mangel an biographischem Material ist bei der Betrachtung und Darstellung livländischer Geschichte noch in einer andern Rücksicht sehr fühlbar. Die Teilnahme für die Erkenntnis historischer Entwicklung beruht vor allem darauf, daß wir imstande sind festzustellen, in welchem Maße die Kraft des einzelnen auf die allgemeinen Verhältnisse eingewirkt, sie gefördert oder gehemmt hat. Den Menschen interessiert vor allem der Mensch. Aber wie oft müssen wir bei Betrachtung des Mittelalters bedauern, daß die Quellen uns nicht gestatten, das persönliche Moment, die Bedeutung der Individualität scharf zu erfassen. Und wir empfinden das um so mehr, je reicher vielfach das Material ist für die Erforschung der allgemeinen Verhältnisse, der politischen Zustände, der Vorgänge in Krieg und Frieden, der Ordnung in Recht und Verfassung, des lebhaften Handels und Verkehrs &c. In reicher Fülle gestatten oft die Quellen den Aufzug der allgemeinen Zustände

---

1) Arbusow in seinen sehr dankenswerten Arbeiten im Jahrbuch für Genealogie 1899 ff. — 2) So in Polen, Ungarn, Böhmen, Burgund, Spanien.

zu erkennen, aber sie versagen, wenn wir nach dem Einschlag fragen, nach der Kraft und Tätigkeit der leitenden Persönlichkeit, die diese allgemeinen Verhältnisse gelenkt und geändert hat, wodurch erst ein belebtes Muster entstanden ist, in dem Wandel und Entwicklung deutlich werden. Zu einer wirklich biographischen Darstellung reicht in der älteren Geschichte Livlands das Material nur selten, obgleich wir durch Jahrhunderte die Namen der Ordensmeister und Bischöfe kennen, die Herren und Führer des Landes sein sollten.

Noch mehr als in der älteren Geschichte Livlands tritt das persönliche Moment in der Geschichte der Hanse zurück. Die lockere Verfassung des Bundes kannte und duldete keine Herren. Auch die Stadt Lübeck war nur die erste unter gleichen, nur der Vorort, das Haupt, die Leiterin, nicht die Herrin[1]. Wessen Hand in der stolzen Travestadt die hansischen Sachen lenkte und leitete, das bergen die Quellen mehr, als sie es aufdecken. Wohl wird die weitere Forschung noch mehr als bisher von mächtigen Patriziern und kräftigen Bürgermeistern berichten, aber Herren ihrer Stadt, geschweige des Bundes sind auch diese nie gewesen. Es ist wohl zu beachten, daß sich in deutschen Städten des Mittelalters nie Tyrannen wie im alten Griechenland, oder Usurpatoren wie in den mittelalterlichen Kommunen Italiens aufgeworfen haben. Die Freiheit ihrer Vaterstadt haben deren Söhne in Deutschland nie angetastet. Die Folge dieser ununterbrochenen freiheitlichen Entwicklung ist, daß in der Geschichte der deutschen Städte und auch ihres großen Bundes, wenigstens in der älteren Zeit, einzelne Persönlichkeiten selten hervortreten. Wir können wohl von der Politik einer bestimmten Stadt in einer bestimmten Periode sprechen, aber in der Zeit der Blüte der Hanse vermögen wir kaum nachzuweisen, daß eine bestimmte Persönlichkeit lange Zeit ihre Politik beherrscht habe. Auch in der Geschichte der Hanse tritt das persönliche Moment wenig hervor. Wir sehen einen großen mächtigen Strom, der sich ein tiefes Bett gräbt und was sich entgegenstellt, fortreißt; aber wir wissen wenig über die Werkmeister, die diese große Kraft lenken, dämmen, wenn nötig und möglich, auch das

---

[1] Eine treffliche Charakteristik dieser lockeren und doch mächtigen Ordnung des Städtebundes gibt Frensdorff Hans. Gesch. Bl. 1893, 83.

Bett weitern[1]. Eher ragen auf Seiten der Gegner einzelne Persönlichkeiten empor, schon weil der Bund seine Kämpfe fast immer gegen monarchische Staaten, gegen die nahgesessenen Holstenherren, vor allem gegen den König von Dänemark führte. Nur ist die Übersicht auch hier oft schwer, namentlich durch die häufige Unruhe in der Thronfolge, sowie durch die wiederholten Versuche Schwedens im 15. Jahrhundert ein selbständiges Königtum herauszubilden. Auch unter den kühnen Seeräubern, gegen die oft hansische Flotten aussegeln, die man aber auch nicht selten dulden und gewinnen mußte, traten einzelne kraftstrotzende trutzige Gestalten auf, bei denen es möglich und lohnend ist, ihre Geschichte durch einige Zeit zu verfolgen[2].

Gestatten also die hansischen Quellen trotz ihres Reichtums nur selten Arbeit und Bedeutung einer einzelnen maßgebenden Persönlichkeit durch längere Zeit zu verfolgen, weil es eben wirkliche Leiter im Bunde nicht gab, so sind diese Quellen um so reicher für die Kenntnis sowohl der äußeren Geschichte und Politik des Nordens, als besonders des städtischen Lebens und Gewerbes, vor allem des Handels der Städte, sowohl in der Heimat unter einander, als besonders mit dem Auslande.

Für den Handel nach Osten war seit dem Beginn des zweiten christlichen Jahrtausend Wisby auf Gotland infolge seiner günstigen Lage im Becken des Baltischen Meeres Mittelpunkt geworden. Gegen die Gefahr, die bei den in jenen Gegenden lange ungeordneten Verhältnissen den nach Nord und Ost segelnden Kaufmann bedrohte, suchte er zunächst Schutz in einer Genossenschaft, zu der er sich einte. So entstand hier die Verbindung des „gemeinen deutschen Kaufmanns“, die lange auf den Handel der ganzen Ostsee bis nach Livland und Rußland großen Einfluß übte. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts schlossen dann im nördlichen Deutschland angesehene, durch ihre Lage an schiffbaren Flüssen begünstigte Städte zu gegenseitigem Schutz Vereinigungen mit einander, deren Leitung allmählich Lübeck gewann. In der Mitte des folgenden

[1]) Siehe Mantels, Hansische Geschichtsblätter 1871, 110. In den erhaltenen Nachrichten werde „das persönliche Wohl und Wehe des Einzelnen nicht registriert“, es sei fast unmöglich „sie mit einigen charakteristischen Zügen auszustatten.“ — [2]) Koppmann, Hanserezesse d. XVIII. Siehe auch dessen Untersuchung: Der Seeräuber Klaus Störtebeker in Geschichte und Sage. Hans. Gesch. Bl. 1877.

14. Jahrhunderts traten endlich im Kampf gegen Dänemark an Stelle der verbündeten Kaufleute alle niederdeutschen Städte zu einem Bund zusammen, sie in ihrer Gesamtheit übernahmen die Oberleitung über ihre Kaufmannschaft. Damit entstand zu Beginn der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. die „Deutsche Hanse“ [1].

Alle diese Genossenschaften, in älterer Zeit die Verbindung der Kaufleute im Auslande, in späterer der Bund der Städte, verfolgten dasselbe Ziel, den Handel des deutschen Kaufmanns vor allem im Auslande zu fördern, sowohl wenn dieser längs den großen Flüssen, die vom Rhein bis zur Düna in nordwestlicher Richtung zum Meere strömen, tief ins Binnenland eindrang, noch mehr, wenn er durch West- und Ostsee bis in den offenen Ozean oder ins ferne Rußland hinaussegelte [2].

An besonders günstigen Handelspunkten waren in der Fremde Handelsniederlassungen, Handelshöfe, Kontore gegründet. Die Ordnung dort zu handhaben war von größter Bedeutung. Zur Befestigung des Bundes der Hanse hat wesentlich der Wunsch beigetragen, diese auswätigen Niederlassungen, besonders die in Brügge und Nowgorod zu leiten, die Verbindung mit ihnen aufrecht zu erhalten. Die wichtigste Handelsstraße war der west-östliche Wasserweg vom Weltmarkt in Flandern nach Livland und Rußland.

Als erste Aufgabe des Bundes galt stets, nicht nur den Verkehr in die Ferne zu sichern, sondern den Genossen für diesen Fernhandel noch besondere Vorrechte zu erwerben. Der billige Wunsch nach sicherer Straße zu Wasser und zu Lande steigerte sich rasch zur Forderung, den ausschließlichen Verkehr im fremden Lande urkundlich zugesichert zu erhalten. Die Anerkennung, die Besiegelung der hansischen Privilegien bei den benachbarten Herren, vor allem bei den nordischen Königen zu erlangen, daran wurden alle Mittel gesetzt „Privilegien galten für die Hanse mehr als Land und Leute zu einer Zeit, wo sie eine für die damalige Epoche ungeheure Seemacht repräsentierte, mit der sie imstande war, diese papiernen Zugeständnisse zu verteidigen“ [3].

---

[1]) Koppmann, Hans. Gesch. Bl. 1879, 76; Frensdorff ibid. 1893, 83; Daenell 1902, 3. — [2]) Über die Entstehung und Ausbildung der Hanse siehe auch Stein, Beiträge zur Gesch. der deutschen Hanse. 1900. — [3]) Baasch, Hist. Vierteljahrsschr. 1898, 447.

Der Fremde, der Nichthanse, war von diesen Rechten und Monopolen ausgeschlossen, auch nur in Handelsgemeinschaft mit ihm zu treten, war verboten, er sollte nicht Bürger in den Städten der Hanse werden. Besonders im 15. Jahrh schloß sich der Bund immer mehr gegen diese fremden Elemente ab, namentlich gegen die Holländer und Seeländer, die als gefährliche und rücksichtslose Mitbewerber in die Ostsee vordrangen, das Gebiet, das die Hanse als ihre ausschließliche Domaine betrachtete.

Die exklusive Handelspolitik der Hanse, die viel fordern, aber nichts gewähren wollte, rief natürlich oft Streit hervor, besonders mit den Landesherren, die den Fremdling nicht in privilegierter Stellung dulden wollten, vor allem mit dem König von Dänemark, allzeit des Bundes größtem Gegner. Daneben gingen langwierige Fehden mit zahlreichen Seeräubern in West- und Ostsee. Welche Regeln in diesen Kriegen, die fast ausschließlich Seekriege waren, beobachtet werden sollten, wie weit Dritte eingreifen, unterstützen durften, was im Schiffsverkehr, namentlich zu Kriegszeiten recht und erlaubt war, das ist bereits damals häufig mit scharfem Wort erörtert worden. Im Kriege sollte der „unschuldige" Kaufmann, wie man ihn gern nannte, „unbelästigt bleiben. Er hörte aber nach der Ansicht jeder Partei auf, unschuldig zu sein, sobald er mit dem Gegner Handel trieb, denn das war eine „Stärkung des Feindes durch Zufuhr und Abfuhr", die man als feindselig ansah. Auslieger (Kaperschiffe) wurden sowohl von den Regierungen, Fürsten und Städten, als auch von Privatpersonen ausgerüstet, um es zu verhindern" [1].

Dem hohen Schutz, dessen sich der Handel der Genossen erfreute, entsprachen aber auch zahlreiche Verpflichtungen und Verbote, die ihm auferlegt wurden: um Konkurrenz und Gefahr zu meiden, soll der Kaufmann nur auf bestimmter Straße ziehen, soll das Schiff nur zu bestimmter Jahreszeit fahren, vor allem war

---

[1]) Wehrmann, Hans. Gesch. Bl. 1892, 99 über den Streit zwischen Riga und Danzig 1454—1466. Siehe auch ibid. 1898, 60. Eine Darstellung des Seerechts der Hanse wäre sehr erwünscht. Der Danziger Rat hatte im 15. Jahrh. für das Ordensland die Stellung einer obersten richterlichen Instanz in Schiffahrtsfragen erworben, eines Obergerichts im „Wasserrecht". Hirsch, Danzig 57. — Eine sehr wertvolle Übersicht über verschiedene Wasserrechte und ihre Handschriften gibt Koppmann, Gesch. Bl. 1872, 174, über das Seerecht von Wisby handelt Kapp ibid. 1889, 197, über das älteste Hamburger Schiffsrecht spricht Kiesselbach ibid. 1900, 49.

im Winter die gefährliche Segelacie ganz verboten. Wenn sodann in Kriegszeiten Flotten ausgerüstet, Maßregeln zum Schutz von Schiff und Mannschaft getroffen werden mußten, so war dazu Geld erforderlich. Als Pfundzoll nach Pfund Groten wurde dieses von Schiff und Gut erhoben, zum ersten Mal in dem großen Kriege, den der Städtebund seit 1362 gegen Dänemark führte und der 1370 im glänzenden Frieden von Stralsund seinen Abschluß fand.

An diesem großen dänischen Kriege nahmen auch die livländischen Städte tätigen Anteil, indem sie ein Kriegsschiff, eine Kogge mit hundert Mann stellten, für welche 1700 Mark aufgebracht werden mußten. Für diesen Krieg wurde sodann seit dem J. 1362 auch in den livländischen Häfen Pfundzoll erhoben, wie zahlreiche, noch heute erhaltene Quittungen lehren[1]. Von nun ab blieben die livländischen Städte in engster Verbindung mit dem Bunde, wurden Genossen der Hanse. Dieser Anschluß hat auf die Geschichte der ganzen livländischen Kolonie, besonders ihrer Städte, tief eingewirkt. Auf der einen Seite wurden dadurch häufige Beratungen der Städte im Lande selbst veranlaßt, wodurch ihr Zusammenhang unter einander wesentlich gefördert worden ist, auf der andern Seite gewannen sie als Genossen des großen Bundes der Hanse, der die Ostsee beherrschte und die Westsee zugänglich machte, den Weg in die Ferne. Dadurch wuchs nicht nur der Wohlstand und die Macht der livländischen Städte, sondern die rege Verbindung nach außen, die frische Seeluft brachte auch freieren Geist in die engen Stadtmauern, bewahrte die livländischen Städte vor der Stickluft, die sich sonst leicht in den Zentren solch kleiner Territorien, wie es die livländischen Bistümer waren, festsetzt. Die Verbindung mit den Schwesterstädten im Westen hat vor allem die livländischen Städte fähig gemacht, ihrer ersten Aufgabe gerecht zu werden, die Tore zu sein, durch welche eine rege Verbindung der ganzen Kolonie mit dem deutschen Mutterlande flutete[2].

Aber eine kaum geringere Bedeutung als für die livländischen Städte hatte deren Zugehörigkeit zur Hanse für den Bund

[1]) Diese Frage untersucht in sorgfältigster Weise W. Stieda, Revaler Zollbücher. 1887. Stavenhagen meint (in den Sitz.-Ber. Rig. 1903, 20), bereits 1346 sei von Riga ein Pfundzoll zur Seebefriedigung in Vorschlag gebracht. — [2]) Den Anschluß der livl. Städte an die Hanse behandelt eingehend O. Stavenhagen, Die Anfänge des livl. Städtebundes. Balt. Mon. 1901.

selbst. Ihre Lage wies ihnen die Vermittlung zu zwischen dem Westen und dem weiten Hinterlande im Osten. Hierüber bringen uns die neuesten Bände der hansischen Quellen und des Livländischen Urkundenbuches ein überaus reiches Material, das diese Verhältnisse nicht nur in hellerem, sondern vielfach auch in einem anderen Lichte als bisher erscheinen läßt.

Der Verkehr mit Rußland und Polen war für die Städte des Nordens und Ostens von größter Bedeutung. In das slavische Gebiet vorgeschobene, von den nächsten deutschen Städten geleitete Niederlassungen vermittelten den Handel. So beherrschten seit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts die preußischen Städte, vor allem Danzig, durch ein Kontor zu Kauen (= Kowno) den littauschen Markt, sie verlangten dringend auch freien Landweg nach Nowgorod. Riga hatte in den Osten die wichtige Wasserstraße der Düna, eifersüchtig duldete es trotz mancher Klagen der Weststädte, besonders Lübecks, nicht, daß ihm auf diesem Wege ein Nebenbuhler entstehe [1], unbedingt herrschte Riga in dem Kontor von Polozk [2], von wo die Verbindung nach Smolensk an den Dnjepr führte. Aber auch nach Pleskau trieb Riga regen Handel. Viel begangen war ein Landweg von Riga über Wenden, Adsel nach Marienburg, von dort erreichte die noch heute das Gedächtnis alter Zeiten bewahrende „Herrmeisterstraße" die Grenze des pleskauschen Gebiets. Pleskau hatte im Mittelalter für die Städte Livlands, vor allem für Dorpat, hervorragende Bedeutung. Lebhafte Handelsstraßen führten von der See nach Dorpat: von Reval über Weißenstein, von Pernau über Fellin. Von Dorpat nach Pleskau förderten dann Embach und Peipus im Sommer wie im Winter den Verkehr [3].

[1]) Daenell 46. — [2]) Im J. 1393 gab Riga dem Kontor von Polozk einen Schragen, der der Ordnung des Hofes von Nowgorod nachgebildet war. — Auf den lebhaften Handel, welchen die Russen in Riga selbst trieben, weisen die zahlreichen russischen Namen im Rigischen Schuldbuch, das Hildebrand herausgegeben hat, S XLI u. LXXVI, die Russen nahmen in Riga eine sehr günstige Stellung ein. — [3]) Über das Kontor von Kauen s. Hirsch, Danzig 100, und Stein, Hanse 60, über Polozk handelt eine treffliche Arbeit von Hildebrand, Balt. Monatsschr. 1873. Über Pleskau als Handelszentrum fehlt eine genügende Untersuchung, einen „Abriß der inneren Geschichte Pleskaus" lieferte Nikitsky (Никитскій, Очеркъ внутр. исторіи Пскова) 1873, darüber schrieb eine wertvolle Kritik Engelmann (Присужд. наградъ гр. Уварова XVII. 1875). — Über den noch im 17. Jahrh. wichtigen Handelsweg von Riga nach Pleskau vgl. Schwartz in Sitz.-Ber. rig. 1896, 4. — Die Wasserverbindung von Pernau nach Dorpat durch den See von Fellin scheint auch im Mittelalter nicht von größerer Bedeutung zu sein, vgl. Schäfer, Hansestädte 186; erst gegen Ende des

Von den üblichen Wegen sollte nicht abgewichen werden. Bereits im J. 1346 wird in Nowgorod für die Reise nach Rußland der Weg durch Schweden, Preußen, Kurland, Oesel verboten und nur gestattet dahin aus Riga, Reval und Pernau auszusegeln[1]. Aber Landreise und heimliche Wege sind doch immer wieder gesucht worden. War, etwa infolge kriegerischer Verwicklung, der Verkehr nach Skandinavien den hansischen Städten verboten, so wuchs nur die Verlockung, den dann besonders lohnenden Handel in den Norden, sei es auch auf Umwegen, etwa über Finnland zu betreiben. Den preußischen Städten, besonders aber Reval, wird darüber in den Jahren 1425, 1427, 1442 wiederholt scharfer Vorwurf gemacht. Auf einer Versammlung zu Pernau im J. 1450 ist der Ratssendeboten „Erwägung und Begehr, daß man keine Güter um Land führe, weder hinaus noch herein, bei Verlust der Güter"[2]. Und im J. 1453 wandten sich, wieder von einer Versammlung zu Pernau, die livländischen Ratssendeboten an Lübeck „wegen der Landreise, daß sie abkommen möge zwischen Preußen und Livland, Danzig und Lübeck, daß man nicht Güter, wie Tuche, Wachs, Pelzwerk um Land führe, da das dem allgemeinen Wohl entgegen ist"[3].

Vor allem handelte es sich bei diesen Verboten um die Reise nach Nowgorod. Größer als die Bedeutung der andern Kontore im Slavenlande war für die ganze Hanse die Wichtigkeit des deutschen Hofes von St. Peter.

Eine Geschichte des Hofes von Nowgorod, die dem reichen Quellenmaterial, das jetzt vorliegt, entspricht, fehlt. Den deutschen Handel in Nowgorod bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, wo er sich zur vollsten Blüte entwickelte, schildert in einer lehrreichen Untersuchung Buck im Jahresbericht der St. Annen-Schule zu Petersburg 1895. Eine Geschichte des Peterhofes bis zu seinem Untergang lieferte das seinerzeit (1854) wertvolle Werk von N. G. Riesenkampff, Der deutsche Hof zu Nowgorod bis zu seiner Schließung durch Iwan Wassiljewitsch III. im J. 1494, das aber jetzt veraltet ist und durch A. Winckler, Die Deutsche Hansa

17. Jahrh. dachte man ernstlich daran, hier eine bequeme Wasserstraße herzustellen, der Plan kam nicht zur Ausführung, vgl. [G. F. Müller] Sammlung russ. Gesch. 9. 420, 444 ff. — [1]) Hans. UB. 3, S. 370: allene ut to segelende van der Ryghe, van Revele unde van der Pernowe. — [2]) HR. II, 3, 451 § 18. — [3]) HR. II, 4, 98.

in Rußland (1886) nicht ersetzt wird. Die Untersuchung durch Bereshkow, Über den Handel Rußlands mit der Hanse bis zum Ende des 15. Jahrhunderts (1879) und die im J. 1893 nach dem Tode des Verfassers erschienene Darstellung von Nikitsky († 1886), Die Wirtschaftsgeschichte von Groß-Nowgorod[1], die, wie zahlreiche, leider oft inkorrekte Zitate lehren, sich vor allem auf das Livländische Urkundenbuch stützt, scheiden nicht genügend die verschiedenen Zeiten, dringen nicht genug ein sowohl in die Geschichte Livlands wie in die Geschichte der ganzen Hanse. Dazu hat sich das Quellenmaterial in den letzten Jahrzehnten außerordentlich vermehrt. Es wäre der Versuch zu machen, in der Geschichte des Hofes verschiedene Perioden zu scheiden. Täuschen wir uns nicht, so vollziehen sich in ihm in der Mitte des 14. und wieder in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bedeutende Wandlungen[2], nicht unwesentlich bedingt durch den immer größer werdenden Einfluß der livländischen Städte auf den russischen Handel und seine wichtigen Zentren in Nowgorod und Pleskau. Ob und wie weit die innere Entwicklung des nowgoroder Staates, seine politische, bald friedliche, bald kriegerische Beziehung nach Ost, besonders aber nach West zu Livland auf den Handelshof eingewirkt hat, bedarf noch eingehender Untersuchung.

Die nachfolgenden Ausführungen erheben nicht den Anspruch die zahlreichen vorhandenen Lücken der Forschung zu füllen, sondern wollen nur, gestützt auf das jüngst ans Licht gebrachte reiche Material, auf einige besonders für die livländische Geschichte beachtenswerte Vorgänge aufmerksam machen.

Gotland war, wie erwähnt, von jeher der Mittelpunkt des östlichen Handels. Seine Bewohner gingen nach Rußland und Deutschland, und auch russische Schiffe fanden in ältester Zeit den Weg zur Westküste des baltischen Meeres. Dieses war etwa seit der Mitte des ersten christlichen Jahrtausend von slavischen Ansiedlern umsäumt. Da gelang es nach schwerem Ringen im 12. Jahrhundert den Deutschen zur Ostsee vorzudringen, im J. 1158

[1] Бережковъ, О торговлѣ Руси съ Ганзой до конца XV вѣка. 1879. — Никитскій, Исторія экономическаго быта Великаго Новгорода. Чтенія общ. ист. и древн. 1893 I. Dazu die inhaltreiche Kritik von Лаппо-Данилевскій in dem Журн. мин. нар. просв. 1895, Декабрь, der unter andrem ausführlich über den Binnenhandel Nowgorods handelt. [2] Nikitsky 257 ff. meint, im Anfang des 15. Jahrh. beginne der Hof zu veröden, zu verfallen. Der Beweis dafür ist nicht erbracht. Vgl. auch S. 207 Anm. 4.

entstand im südwestlichen Winkel der Ostsee Lübeck, in guter Lage auf der einen Seite für einen Überlandhandel tief nach Deutschland hinein, vor allem aber auf der andern so günstig für den Seehandel nach Osten, nach Livland und Rußland, daß „noch heute kein andrer deutscher Seehafen im deutsch-russischen Seehandel die Wertziffer Lübecks aufzuweisen hat“ [1]. Bald nach der Gründung sehen wir, daß aus Lübeck auch deutsche Schiffe in der Ostsee segeln, auch für sie, auch für den deutschen Verkehr nach Osten wurde Wisby auf Gotland ein wichtiger Stützpunkt. Deutsche, vor allem westfälische Kaufleute „nehmen eine einflußreiche Stellung auf der Insel ein, sie üben unter einem deutschen Vogt eine eigene Gerichtsbarkeit nach heimischem Recht; ihr Verhältnis zu den Goten ist durch einen Vertrag geregelt“ [2]. Vor allem die hier in Gotland sitzenden und verkehrenden Kaufleute schließen zu gegenseitigem Schutz die erwähnte Vereinigung des „gemeinen deutschen Kaufmanns“. Auf der Straße, die bereits vor ihnen die Gotländer kannten, zogen bald auch die Deutschen nach Osten zur Düna und Newa. Auf dem Gotenhof mit der Olauskirche saßen in Nowgorod offenbar bereits seit längerer Zeit Gotländer, als im 12. Jahrhundert auch deutsche Kaufleute hierher kamen. Für sie wurde im J. 1184 die Peterskirche erbaut, um diese herum erwarben sie für sich den Petershof. Seine Leitung blieb zunächst noch bei Wisby: von dorther stammt sein ältestes Recht, dorthin ging die Appellation vom Petershof, dort wurden dessen Überschüsse bewahrt [3].

Auf Grund bestimmter Verträge, die der deutsche Kaufmann mit Nowgorod geschlossen hatte [4], saß er hier auf einem ihm eingewiesenen Gebiet. Der älteste erhaltene Vertrag ist der im J. 1199 entworfene, der mit den deutschen Söhnen, den Goten und der ganzen lateinischen Zunge einen bereits alten Frieden bestätigt; 1226 soll wieder ein Vertrag geschlossen sein, 1259 erneut der bekannte Fürst Alexander Newsky mit Boten aus Lübeck, Gotland und der ganzen lateinischen Zunge den alten

[1]) Siewert, Rigafahrer (1877), 145. — [2]) Schaefer, Hansestädte 40. Koppmann HR. I, XXVIII meint, daß die deutschen Kaufleute in Wisby „eine eigene Stadtgemeinde gegründet hatten“. Ähnlich Hohlbaum, Hans. Gesch.-Bbl. 1872, 47. — [3]) Über die topographische Lage der beiden Höfe s. Bereshkow 140; Nikitsky 111 u. 179 nebst Plan. — [4]) Eine chronologische Übersicht dieser Verträge geben Bereshkow 170, Buck 21.

Handelsvertrag und räumt den Fremden drei Höfe in Nowgorod ein, und 1269 ist nach einem russisch-livländischen Kriege über einen neuen Vertrag zwischen Nowgorod und dem deutschen Kaufmann verhandelt worden [1].

Alle diese Verträge sind Handelsverträge, politische Fragen werden in ihnen nicht berührt [2]. Nur die Sicherheit des Weges und des Aufenthalts wird hier gewährleistet. Dessen sollten sich die Deutschen, Gotländer und alle Lateiner im Osten, dessen aber auch die Russen im Westen erfreuen. Denn in der Theorie waren diese Verträge gegenseitig. Tatsächlich sind freilich die Russen bald vom Meer verdrängt worden, schon im 13. Jahrhundert sind sie nicht mehr in größerer Zahl hinübergesegelt [3], und auch von den Westlingen verschwinden seit dem 14. Jahrh. die Gotländer immer mehr aus dem russischen Verkehr. Der Nowgorodhandel war ein Monopol des deutschen Kaufmanns der Hanse geworden, nur wer zu dieser gehörte, durfte den Petershof betreten.

Mehr noch als daheim suchte in der Fremde der Einzelne Schutz in der Genossenschaft. Gemeinsam begab man sich auf die weite Fahrt: je nach der Jahreszeit verbanden sich Sommer- und Winterfahrer, je nach dem Wege sprach man von Wasserfahrern, die auf Newa und Wolchow heransegelten, und von Landfahrern, die wahrscheinlich vor allem durch Livland in den Osten zogen. Jeder Kaufmann sollte nur für höchstens 1000 Mark Silber Ware mit sich führen [4] und nur einmal im Jahr den Hof beziehen, nur solange bleiben, bis er sein Gut verkauft und neues erworben habe, in der Regel nur ein halbes, nie über ein ganzes Jahr. Die Rückreise sollte auf demselben Wege wie die Hinreise erfolgen, es gab keine stehenden Bewohner des Hofes von St. Peter. Wie groß durchschnittlich seine Bevölkerung war, wissen wir nicht [5], schon der beschränkte Raum verbot, daß zu viele zu gleicher Zeit anwesend waren.

---

1) Hans. UB. 1. 50, 532, 663, 665. 2) Riesenkampff 79. — 3) Nikitsky 143 überschätzt den Aktivhandel der Russen nach Westen in späterer Zeit. Nach dem 13. Jahrh. scheinen russische Schiffe nicht mehr über Reval hinaus in den Westen gesegelt zu sein. HR 4, 469. LUB. 2260, 7, 283. Riesenkampff 10. Bereshkow 101. — 4) Noch 1410 schreibt der Kaufmann in Nowgorod an Reval, er wolle darauf achten, dat hir nemand hantyren sal des jaers boven 1000 marc sylvers na uytwisinghe der scra. HR. 5, 520. — 5) Im J. 1425 sollen auf dem Hofe 150 Deutsche gefangen gesetzt sein. LUB. 9. 80, § 5.

Denn nur auf dem ihm gehörigen Hof, der durch Wall und Zaun von der Außenwelt abgesperrt war, sollte der Kaufmann leben [1]. Erst später, als der Hof ihnen zu klein wurde, haben ausnahmsweise einzelne Deutsche auch in der russischen Stadt Herberge gesucht. Die Leitung des Hofes hatte der sowohl von Sommer- wie von Winterfahrern erwählte Oldermann des Hofes, der sich Gehilfen, seine Weisesten, gewöhnlich vier an der Zahl beigesellte, neben ihm werden Olderleute von St. Peter erwähnt. Auf die Erhebung des Oldermanns des Hofes streben Wisby und Lübeck Einfluß zu gewinnen. Seine Stellung war eine sehr angesehene. Er prüfte alle Ware, die verkauft werden sollte, er hegte das Gericht an Hals und Hand, leitete die Beratungen in der allgemeinen Versammlung aller Kaufleute, dem Steven, der bei hoher Strafe und Verlust des Hofsrechtes Vorschriften für den Handel erließ, aber auch die höchste gerichtliche Instanz war. Die Olderleute von St. Peter verwalteten die Finanzen des Hofes, bewahrten das Gesetzbuch, die Skra, die Urkunden und Privilegien, die Schlüssel zum Hof, besiegelten die geprüfte Ware mit dem Siegel von St. Peter [2]. Auf die Ordnung in den einzelnen Stuben und Behausungen achteten besonders Vögte, für die Kirche, Warenniederlagen und Häuser waren Aufseher bestellt.

Zur Bedienung der Kirche von St. Peter brachten Sommer- und Winterfahrer einen Priester [3] mit, der wahrscheinlich auch wenn nötig als Schreiber tätig war. Die Kirche selbst war zugleich Warenniederlage für Fässer und Ballen, auch Wage und Gewicht, sowie das Archiv waren hier untergebracht. Außerdem werden noch zahlreiche Speicher und Kleten erwähnt, dazu stoven als Versammlungsstuben ꝛc. Tag und Nacht wurde Hof und Kirche scharf bewacht, auch auf das Feuer wurde sorgfältig acht gegeben.

---

[1]) Leben und Treiben auf dem Petershof schildert ausführlich Buck. — [2]) Riesenkampff 30 ff. Im 15. Jahrhundert leitet den Petershof der Hofsknecht. Seine rechtliche Stellung bedarf besonderer Untersuchung. Auf Antrag der livländischen Städte wurde 1442 in Stralsund beschlossen, daß er von nun ab nicht schal stan vor zworne olderman edder vorstender, sunder et qweme also dat dar anders nymant en were van copluden, so mochte he denne vor vorstender staen unde dat schot mit vlite upboren unde to des copmans beste vorwaren, so langhe dat dar alderlude edder vorstender kamen. HR. II, 2. 521. — [3]) Ein Verzeichnis der im 15. Jahrhundert nachweisbaren Hofespriester zu Nowgorod gibt Arbusow, Jahrb. f. Genealogie 1902, 104. [= Sonderabdruck 274.]

Zum Zweck der Verpflegung und Unterstützung traten die Kaufleute in Nowgorod zu Genossenschaften, Maskopeien zusammen, zu denen sowohl der selbständige Meistermann wie seine Knappen gehörten.

Der Handel des Mittelalters forderte vom Kaufmann in hohem Grade persönliches Eintreten[1], in der Regel führte er selbst seine Ware in die Ferne. Ungleich gefahrdrohender als heute war die Fahrt: noch fehlte der Kompaß, nur spärlich wiesen Leuchtfeuer, die freilich bereits im 13. Jahrhundert erwähnt werden, den Weg in dunkler Nacht, daher war die Segelacie im Herbst und Winter verboten; offene Feinde und versteckte Seeräuber lauerten oft lüstern nach reicher Beute, ein hartes Strandrecht, gegen das Fürsten und Kirche oft einzuschreiten suchten, gefährdete nicht selten den Rest der Habe, der aus dem Schiffbruch ans Land gerettet worden war[2]. Auch in die andern hansischen Handelshöfe, nach London, Brügge, Bergen, konnte die Reise gefährlich werden[3], aber man blieb dort doch in der Welt der abendländischen Christenheit, war nicht völlig abgesperrt, hörte verwandte, dem niederdeutschen Ohr leicht verständliche Sprache. Nowgorod dagegen lag nach der Anschauung der Zeit über die Grenzen der Christenheit hinaus, in einer anderen Welt, wo alles fremd war, Volk, Sprache, Kirche. Es gehörte Wagemut dazu, die Straße dorthin zu ziehen. Und war man glücklich angekommen, so bot das Leben dort nur wenig Freude. Eingeschlossen zwischen Wall und Zaun, in fast klösterlicher Abgeschlossenheit, kein Russe durfte eine Nacht auf dem Petershof verbringen, saßen hier Gesellen, die nie heimisch wurden. Denn während in den andern hansischen Kontoren, in Bergen, Brügge, dort weilende Faktoren (Lieger) den Handel trieben, sollte, wer nach Nowgorod gekommen war, hier, wie bemerkt, höchstens ein Jahr bleiben. Unter diesen

[1]) Schaefer 196. [2]) Als 1287 die Lübecker gestrandetes Gut, das wierländische Vasallen an sich gebracht hatten, wiedererlangen wollten und sich dazu Briefe des Königs von Dänemark erwirkten, erklärte dessen Hauptmann in Reval, die Vasallen würden bei dem Recht des Landes bleiben, er wolle sich sein rechtes Auge ausstechen lassen, wenn die Güter zurückgegeben werden. Hans. UB. I. 1025, Bunge, Estland 326. — [3]) Im J. 1403 kamen durch eine Gewalttat der Engländer 28 Kaufleute und mehr als 100 Schiffsknechte aus Livland ums Leben. Vgl. Koppmann, Hans. Gesch. Bl. 1883, 125, auch über die langen Verhandlungen, die infolge dessen entstanden: den Livländern versprach 1408 König Heinrich IV. einen Schadenersatz von 22,496 Nobeln, über deren Auszahlung wieder lange verhandelt wurde.

Genossen, die wohl auch gern sich selbst Recht schufen, Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten, war sicher nicht leicht. Das lehren die strengen Vorschriften und zahlreichen Straffätze, die, früher als in den anderen hansischen Kontoren in England und Flandern, hier im Osten für Nowgorod schriftlich aufgezeichnet wurden und sich seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in wiederholt überarbeiteter Form als das Buch oder die Skra von Nowgorod erhalten haben[1]. Vor allem wollten diese Vorschriften die Ordnung und Ruhe auf dem Hofe schützen. Schon einfacher Streit, und darum auch Dobbeln und ähnliches Spiel war streng verboten. Scharfe Strafe sollte folgen, wenn Ehre, Eigen oder gar Leben durch Drohung, Schimpf, Schlag geschädigt würde. Vor allem werden als Strafen Geldbußen bis zu dem hohen Betrag von 50 Mark festgesetzt, dagegen sind Freiheitsstrafen selten, waren wohl auch bei einer fluktuierenden Bevölkerung schwer durchführbar. Auf Mord folgte Enthauptung, dem Diebe drohte in späterer Zeit der Strang. Die Untersuchung erfolgte in der Regel nur auf Antrag, der Beweis wurde vor allem durch Zeugen und Eid geführt.

Der Petershof war Handelshof, dazu war er gegründet, der Handel mußte darum auch vor allem geschützt werden. Streit im Handel konnte aber leicht entstehen, wo in der Regel der Deutsche dem Russen gegenüberstand, also Verschiedenheit in Sprache und Nation den Zwist verschärfen konnte. Dolmetsche, Tolke[2] waren die Vermittler, wie beim politischen Verkehr zwischen Livland und Rußland, so auch beim Handel auf dem Petershof. Man sandte

---

[1]) Höhlbaum im Hans. UB. 3, S. 357. Über die ältere und jüngere Skra handelt in einem lichtvollen Aufsatz Frensdorff, Abh. Götting. Ges. 1886. — [2]) Stieda, Zur Sprachkenntnis der Hanseaten. Hans. Gesch. Bl. 1884, 157. LUB. 6, S. 142. HR. 5, 168. Die Altersgrenze für die Lehrkinder wurde für Nowgorod angesetzt, wente de kopman grote hindinghe unde smaheyt heft van den groten lerekinderen. (Hans. UB. 3, S. 37, 371.) Auch in den livländischen Städten hatten die Tolke eine wichtige, aber auch verantwortungsvolle Stellung. So wird 1403 in Reval entschieden, habe er unrecht getolket, men solde den tolke den tunge mit der wortelen afsniden (LUB. 1601); 1405 wird auch ein russischer Tolk des OM. erwähnt, wie dieser 1415 auch einen litauischen Tolk hat (LUB. 10, 170). Das Verbot der Versammlung zu Lübeck 1423, daß in Lyfland man jennigen Hollandeschen jungen up de sprake bringe (HR. 7, 419 = LUB. 7, 14, § 22), wird sich wahrscheinlich auch auf die russische Sprache beziehen; das Verbot wird 1434 auf einer Versammlung zu Wolmar erneut und auch auf vlämische und englische Jungen ausgedehnt (HR. II, 1, 151, § 8); vgl. auch Stieda l. c. 160, wo sich auch die interessante Nachricht über einen jungen Lübecker findet, der sich um 1440 in Reval aufgehalten hat, de sprake rusch unde estensch to lerende.

Knaben nach Nowgorod, die Sprache zu erlernen, doch soll, wird 1346 bestimmt, kein Lehrkind über zwanzig Jahr alt sein. — Damals wird dort auch des tolkes clete erwähnt. Vor allem werden Livländer dieses Amt, das besoldet wurde, in Nowgorod bekleidet haben, die livländischen Städte suchen darüber zu verfügen, sie sorgen 1402, daß ein Tolk nach Nowgorod gesandt werde, sie beschließen 1405, „daß man den Tolk zu Nowgorod entlasse und ihm sein Geld gebe, da er dem Kaufmann jetzt nichts nütze sei.“ Der Tolk in Nowgorod mußte nicht nur kenntnisreich sein, er mußte auch geschickt vermitteln, daß beim Handel Streit vermieden werde. An solchem aber hat es trotzdem auf dem Petershof nicht gefehlt.

Sehr häufig ertönt dort die Klage über Unordnung in Maß und Gewicht. Vor allem aber wirft man sich Fälschung der Ware vor. Seltener scheint der Kaufmann selbst gefälscht zu haben, aber er brachte gefälschtes Gut in den Handel, auch gegen besseres Wissen. Je kostbarer das Produkt, um so größer die Versuchung. Kein andres Gut spielte im Handel des Ostens eine solche Rolle, wie das hochgeschätzte teure nordische Pelzwerk. Dort im Osten, so klagt im 11. Jahrhundert der kenntnisreiche Schulmeister Adam von Bremen, ist es reichlich wie Dünger, wir aber trachten nach einem Marderfell, als hinge der Seelen Seligkeit davon ab. In großen Bündeln kam es unter verschiedenem Namen, je nach Herkunft und Güte in den Handel: man verstand dem Werk ein besseres Aussehen zu geben, reckte es, nähte gutes und schlechtes zusammen. Ähnliches geschah bei Häuten und Leder. Sehr häufig hören wir dann von Fälschungen im Handel mit Wachs. Wegen des großen Bedarfs im katholischen Gottesdienst war es sehr gesucht. Häufig dient Wachs auch als Tauschmittel, Strafandrohungen werden oft in Wachs angesetzt. Es stand hoch im Preise, aber gerade deswegen wurde es auch viel gefälscht, durch Zusatz von Schmiere, Mehl, Butter u. a.[1] Es werden eigene Wraker eingesetzt, die was vinders, gutes Wachs soll mit

[1] Im J. 1476 klagt der Hansetag zu Lübeck gegenüber Nowgorod ok so werden vakene [= oft] in unsen steden in deme wasse grote steyne unde andere valscheyde befunden. HR II, 7, 586. Treffliche Bemerkungen gibt über den Wachshandel Hildebrand, Schuldbuch LI, wo auch über den Handel mit Pelz, Tücher, Salz kürzer gehandelt wird. Den Warenverkehr, besonders der späteren Zeit, bespricht eingehend Siewert, Rigafahrer 173.

St. Peters Siegel gestempelt werden; bei 50 Mark Strafe und Verlust des Hofrechts, so beschließen im J. 1332 im Steven in Nowgorod der Oldermann, seine Weisesten und der gemeine deutsche Kaufmann, wird gefälschtes Wachs verboten, solches sollte wie in Nowgorod so auch in Pleskau und Polozk, in Riga, Dorpat, Reval und Gotland nicht gekauft werden. — Gegenüber den endlosen Klagen des deutschen Kaufmanns, die Russen brächten gefälschte Rohprodukte auf den Markt, weisen diese dann nicht minder häufig darauf hin, daß bei den wichtigsten Gütern, die die Abendländer zuführten, bei den vielbegehrten flandrischen und englischen Laken und Tüchern, bald im Maß, bald in der Güte Fälschungen vorkämen [1], auch hier vermochten Aufseher want vinders, Stempel, Strafen nicht wirkliche Abhilfe zu schaffen, auch hier erließen, um den Hof zu schützen, Oldermann und Steven ähnliche Verbote wie beim Wachshandel, daß in Gotland und den livländischen Städten gewisse Gattungen von Tüchern nicht gekauft werden sollten, um sie nach Nowgorod zu führen und den Russen zu verkaufen [2]. Andere Klagen ertönen, weil Salzsäcke oder Honigtonnen nicht richtig Maß und Gewicht hätten. Auch win vinders werden eingesetzt, der Wein soll nur in ganzen Tonnen eingeführt werden, wer ihn fälscht, soll 50 Mark Strafe zahlen [3]. Daß fort und fort über diese Gebrechen geklagt wird, beweist, daß sie nie aufhörten. Ein Betrug war um so schwerer festzustellen, als in den Kontoren, so in Polozk, so auch in Nowgorod, der deutsche Kaufmann seine Waren nur in ganzen Stücken verkaufte, eine Prüfung also sehr erschwert war. Kleinverkauf trieben unter den Deutschen nur die „Jungen", die Lehrlinge, und auch diese nur in sehr geringem Umfange, Handschuh, Nadeln u. ä. durften sie vertreiben [4]. Im übrigen sollte in den russischen Städten der Kleinverkauf dem russischen Händler vorbehalten sein.

Wie das Leben auf dem Hofe von St. Peter streng eingezwängt war, so auch der Handel Man suchte ihn im Geist der Zeit zu regeln, sicher auf Grund der Erfahrung. Vorsicht, aber

---

[1]) Über den wichtigen Tuchhandel im Abendlande während des Mittelalters handelt Keutgen, Hans. Gesch. Bl 1901, 90 ff., sowohl über den Großhandel wie über das Recht des Tuchausschnitts, des Verkaufs nach der Elle, das die Weber im 14. Jahrh gewinnen — [2]) Hans. UB. 3, S. 362 ff., 374. — [3]) HR. 5, 170 dd. 1405. Über Bierverkauf Hans UB 4, S. 372
[4]) Riesenkampff 111. Hildebrand, Polozk 363. Bereshkow 168. Nikitsky 161.

auch Mißtrauen und Neid treten oft entgegen. Je mehr Einschränkungen man aufstellte, um so häufiger ist die Übertretung, die Klage, um so schärfer das Verbot. Auch als die Zeit dringend freiere Bewegung forderte, meinte man eigennützig in alter Weise den Vorteil wahren zu müssen. Nur der deutsche, später nur der hansische Kaufmann durfte zu St. Peter kaufschlagen, und nur mit dem Bürger von Nowgorod, mit keinem andern, nicht einmal mit dem Fürsten. Nie soll der Kaufmann fremde Gäste ins Land führen, die nicht in St. Peters Recht sind, nie im fremden, etwa englischen Auftrage Kommissionshandel, nie mit Walen Flamingern Engländern Kompagniegeschäfte betreiben. Nur in Gegenwart von Zeugen sollte mit dem Russen ein Kauf abgeschlossen, nur gegen bar verkauft werden, jeder Borghandel war streng verboten[1], es sollte nicht flämisch Gut, das auf Borg gekauft war, in die Newa eingeführt, nicht für Ware, die in Nowgorod verkauft war, Bezahlung in Dorpat versprochen werden. Nur was vorlag, wurde verkauft, erst wenn alle Ware geliefert war, sollte sie bezahlt werden, was bald in Geld, sehr viel aber auch noch durch Tausch gegen andre Ware geschah.

Für die Benutzung des Hofes zahlte der Kaufmann Schoß: der Winterfahrer 1 Verding von 100 Mark Ware, also 1/400 vom Wert, der Sommerfahrer halb so viel. Dazu kamen noch manche andre Zahlungen, so Miete (hushure) von jedem Meistermann im Winter ein Verding, auch für die Benutzung der Braustube, der Bäckerei 2c. waren bestimmte Beträge zu erlegen. Wie all das, floß auch von den Straf- und Gerichtsgefallen ein Teil in die Hofskasse. Der Geldkasten stand in der Kirche St. Peter, wurde von deren Olderleuten verwaltet, welche die Überschüsse jährlich nach Wisby[2], später abwechselnd hieher und nach Lübeck überführten.

Verließen die letzten Kaufleute den Hof, so schlossen sie ihn ab, versiegelten die Hofschlüssel und übergaben den einen dem Bischof von Nowgorod, den andern dem Abt des Juriew Klosters.

---

¹) Daß der Borghandel mit Fremden im Mittelalter sehr häufig und an verschiedenen Orten verboten wird, beweist, daß er nicht zu unterdrücken war. In Riga wurde mit den Russen viel Borghandel getrieben. Vgl. Hildebrand, Schuldbuch XXIII. Siewert, Rigafahrer 152. — ²) LUB. 2730, § 20; 2821, § 15.

Erzeugnisse, denen gerade das Mittelalter höchsten Wert beilegte, erwarb man in Nowgorod in Fülle und Güte, wie sonst nirgend: Pelzwerk, Wachs, Tran, Teer, Asche, Haare. In gewinnreichem Zwischenhandel[1] führte der hansische Kaufmann all das dem Markt des Westens zu, nicht nur in die deutschen, auch in die skandinavischen, englischen, flandrischen Städte. Und dort erwarb er die im Osten begehrten Erzeugnisse des Kunstfleißes: feine flandrische und englische Tücher und Linnen, Garn, Nadeln; weiter wurden Hering, Wein, Bier, sodann Metalle, Kupfer, Zinn, Blei in den Osten eingeführt und, was von besonderer Wichtigkeit war, viel Salz. In nicht unbeträchtlicher Menge wurde es in den lüneburger Salinen gewonnen und durch die wendischen Städte in den Osten vermittelt, später führten zahlreiche auch livländische Schiffe Baiensalz von der französischen Küste direkt nach Livland; sogar aus Lissabon kam Salz nach Riga und ging von hier in den Osten[2].

Lange bis zum 15. Jahrhundert verstand der hansische Kaufmann diesen großen west-östlichen Zwischenhandel sich zu bewahren, eifersüchtig hielt er die Schiffe der Westländer von der Ostsee fern.

Ein so wichtiger Markt wie der von Nowgorod war für den Kaufmann des Nordens von höchster Bedeutung. Mochte ihm auch manche Gefahr drohen, mochte auch der Krieg zeitweilig die Verbindung unterbrechen, immer wird die Fahrt nach Nowgorod wieder gesucht. Sie zu beherrschen ist das Ziel des Kaufmanns,

[1] Diesem gegenüber treten die Erzeugnisse des Gewerbes der eigenen Städte im hansischen Handel zurück, eine Ausnahme machte Bier, das viel verschifft wurde. West-Europa war gewerblich den norddeutschen Städten überlegen, nicht auf deren Produkte angewiesen. Vgl. Stieda, Hans. Gesch. Bl. 1886, 101 mit Untersuchungen über Böttcher, Kannengießer, Goldschmiede, Wollenweber ꝛc. — Daß die Goldschmiedekunst im 15. Jahrh. in Livland in höchster Blüte war, lehrt die noch heute erhaltene Monstranz des Hans Ryssenberch aus Reval vom J. 1474. Vgl. Hausmann, Mitteil. livl. Gesch. 17. — [2] Hans. Gesch. Bl. 1880, 151. Durch den Bau des Stecknitz-Kanals zwischen Elbe und Trave 1390–1398 gewann lüneburger Salz billigen Weg nach Lübeck. Daenell, ibid. 1902, 25. — Salz aus Lissabon LUB. 6, S. 382. Einfuhr und Ausfuhr in Riga und Reval schildert nach Handelsbriefen von 1458–1461 Daenell, Hans. Gesch. Bl. 1898, 66. Die Zufuhr von Salz nach Livland konnte auch zu groß werden, die Nachfrage übersteigen, ibid. 99, LUB. 10, XXXIII. Über den Handel zwischen Lübeck und Riga besonders seit dem 15. Jahrh. vgl. Siewert 174. Über Exportwaren im russisch-hansischen Handel im 16. Jahrh. vgl. Mettig in Sitz.-Ber. rig. 1903, 92: den Russen war in Dorpat der Kleinhandel, Hockerei, Krämerei verboten und nach altem Gebrauch zufolge einer Bestimmung von 1525 nur der Großhandel erlaubt mit Eisen und Eisenwaren, Blech, Licht, Speck, Salz, sowie mit zugeführtem Gemüse.

der die Ostsee befuhr. War die Ostreise zuerst von Gotland eingeschlagen, so fand seit dem 12. Jahrhundert auch der deutsche Kaufmann diesen Weg: der Nebenbuhler Wisbys auf der Ostsee wurde Lübeck. Zunächst schwingt es sich zum Vorort empor der deutschen Städte im ehemaligen Wendenlande an der mecklenburgischen und pommerschen Küste, Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald, dann strebt es nach der Leitung für alle die Ostsee befahrenden Kaufleute Deutschlands. Im J. 1280 verband sich Lübeck mit der deutschen Gemeinde in der Stadt Wisby auf zehn Jahre zum Schutz der Ostseefahrer von der Trave bis Nowgorod; 1282 trat Riga diesem Bund bei. Bald taucht in Lübeck der Wunsch auf, auch auf dem Hofe zu Nowgorod die Vorherrschaft an sich zu bringen; 1293 versucht Lübeck den Beschluß durchzusetzen, daß von Nowgorod nicht mehr nach Wisby, sondern nur nach Lübeck appelliert werde. Bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts hat dieses Ringen zwischen Lübeck und Wisby gedauert. Da überfiel 1361 König Waldemar von Dänemark Wisby, brach seine Macht, daß es sank, sich nie wieder zu früherer Höhe aufschwingen konnte. Darüber kam es dann zum großen Kriege der Städte gegen Dänemark. In diesem Kampf gegen Waldemar traten die Städte von Ost- und Westsee zu einander, bildeten den Bund der Hanse, schlossen 1367 die große Konföderation von Köln. Indem Lübeck die Führung des Bundes errang, gewann es auch überwiegenden Einfluß auf die Leitung des Hofes von Nowgorod.

(Schluß folgt.)



Johann Friedrich La Trobe

ein baltischer Musiker.

Fortsetzung.

Schon 1793, als La Trobe noch mit Sivers in Unterhandlung stand, hatte er an Lehrberg geschrieben: „Was Sivers betrifft, so glaube ich außer aller Sorge sein zu dürfen. Er ist ein edler Mann, der Gefühl für Freundschaft hat, und hat also schon dadurch Anspruch auf meine Liebe und Achtung, wenn ich nicht in nähere Verhältnisse kommen sollte. In Ansehung des Salariums bin ich völlig zufrieden; bisher habe ich nicht soviel gehabt, als ich brauchte und 350 Thaler ist mehr, als ich auf dem Lande, besonders da ich wohl alles frei habe, bedarf. Also ich wäre mit Sivers zufrieden. Ob er es aber mit mir wird sein können? .... Doch wenn das eifrige Bestreben, die guten Grundsätze, die mein Herz so inniglich durchdringen, durch Handlungen zu beweisen, nicht ganz ohne Wirkung bei mir bleibt, so denke ich — es wird vielleicht gehen. Wenn du glaubst, ich kann es wagen, so gibt mir dieses neuen Mut und Hoffnung, daß ich den edlen Mann in seinen Wünschen nicht täuschen werde ...."

An dem besten pädagogischen Willen fehlte es also nicht, auch scheint die Sache bis zur Promotionsreise ihren Gang gegangen zu sein, wenn auch nicht ganz ohne tragikomische Zwischenfälle.

Nach seiner Rückkehr scheint La Trobe mit seiner pädagogischen Stellung mehr und mehr zerfallen zu sein, vielleicht weil die glücklich erlangte Doktorwürde ihm Aussicht gewährte, auf einem andern Felde tätig zu sein „Wie stehts" schreibt er bald nach seiner Ankunft in Heimthal, im März 1796 an Lehrberg — „mit deiner Pädagogik? — Du hast Sivers schon mit

mir angeführt. Was für Mühe hat er sich gegeben, mich für den Karren oder den Karren für mich passend zu machen: ging aber nicht. Gott Lob, daß es vorbei ist!"

Jedoch blieb er vorläufig noch in Heimthal, da er einerseits inzwischen Sivers ein lieber Freund und Gesellschafter geworden war, anderseits nichts ihn hinderte, von hier aus eine landärztliche Praxis, auf welche er sich nunmehr legte, auszuüben. Diese nahm ihn auch wirklich bald so sehr in Anspruch, daß er sich die Zeit zu Besuchen bei seinen benachbarten Freunden, z. B. Lehrberg, welcher damals nicht weit von Heimthal eine Hauslehrerstelle bekleidete, abstehlen mußte. Dabei ist es interessant zu beobachten, wie seine musikalische Produktivität gerade von jetzt an zunimmt. Von Liedern ging er nun mehr und mehr zu größeren mehrstimmigen Sachen über, namentlich aber auch zu größeren instrumentierten Arien, meist mit italienischen Texten.

Hier kam ihm nun wieder — wie ehemals in der Malerei der Wetteifer mit Sivers und Graß, — des ersteren große Regsamkeit, Empfänglichkeit und Teilnahme aufs trefflichste zu statten. Angeregt von La Trobe wandte Sivers sich nunmehr selbst leidenschaftlich der Musik zu. Da es nicht an musikalischen Nachbarn fehlte, so wurde sofort ein förmliches Quartett für Streichinstrumente organisiert. Letztere schaffte Sivers in vorzüglichster Qualität an und der erforderliche Notenvorrat wurde von La Trobe durch Zelters gefällige Vermittlung reichlich besorgt. Die zahlreichen sorgfältig eingebundenen Partien der einzelnen Instrumente legten noch lange stummes Zeugnis für das musikalische Leben ab, welches damals die Heimthalsche Einsiedelei beseelte. Wir begegnen in diesem Archiv freilich einer Menge Namen, die heutzutage wohl schon den verschollenen beigezählt werden können, doch spielten die entschiedene Hauptrolle Haydn's und Mozart's über allen Zeitgeschmack erhabene Kompositionen.

Wie sehr es nun aber auch La Trobe gelingen mochte, seine Umgebung in den Kreis seiner Interessen hereinzuziehen und mit sich fortzureißen, so konnte er das Gefühl doch nicht so bald loswerden, im Ganzen in einer geistigen Wüste zu leben, in der nur einzelne zerstreute Oasen dem durstigen Wandrer Erquickung darbieten. Dies Gefühl preßt ihm schon früh manchen Schmerzenslaut aus. Nachdem er seinem Freund Lehrberg das Ende seiner

pädagogischen Laufbahn, an das sich der Anfang einer medizinischen knüpfte, angezeigt, fährt er fort: „Ob ich jetzt besser daran bin, weiß ich kaum — zufrieden bin ich nicht — noch kann ich es in diesem Lande der Verbannung von Kunst und Wissenschaft sein; ja, ich darf es nicht. Das können die Leute nicht begreifen — Du wirst es auch empfinden. Ich freue mich schon deswegen recht, Dich zu sprechen, damit ich einmal wieder Atem holen und mich am Busen eines Menschen, der weiß, wie es einem anderswo sein kann, erwärmen kann. „„Hier ist es wahrlich Euch ein Jammer — man läuft beim ersten Blick davon."" Daß ich den unschätzbaren, herrlichen Göthe habe, ist mein Trost kann ich mich doch manchmal in eine bessere Welt hinüberlesen. Shakespeare habe ich nun auch englisch — so läßt sich denn doch auf Augenblicke vergessen, daß man in einem musenlosen Lande lebt."

Es läßt sich denken, daß er solche Ansichten und Stimmungen — rückhaltlos und aufrichtig, wie er war — auch in seiner nächsten Umgebung keineswegs zu unterdrücken sich die Mühe gegeben haben mag. Vielmehr scheint er seinen leicht erregbaren und beweglichen Freund Sivers mit der Sehnsucht nach der Heimat so vieler in Livland entbehrter geistiger Schätze schnell genug angesteckt zu haben Denn noch im Sommer des Jahres 1796 finden wir beide Freunde kurz und gut entschlossen, eine Reise südwärts, und zwar womöglich bis nach Italien, zu unternehmen. Mit welchem fröhlichen Jugendübermut die Reise beschlossen und unternommen wurde, sagen einige flüchtige Zeilen La Trobe's an Lehrberg vom 8. Juli 1796: „Lieber Freund, Sivers ist gestern in Pernau gewesen und kommt eben zurück, um mich heute mit sich dahin zu bringen, weil er ein Schiff gefunden, das morgen absegelt." — Man muß wissen, daß Pernau wenigstens 13—14 Meilen von Heimthal entfernt ist! Welche Hoffnungen mußten sich La Trobe's bei der Vorstellung bemächtigen, das Land seiner Jugendbildung, seine Freunde in Berlin und Jena wiederzusehn, denen er vor einem halben Jahr mit schwerem Herzen auf ganz unbestimmte Zeit den Abschied gegeben hatte. Mit gutem Mut wurde eine langwierige und ungünstige Überfahrt von Pernau nach Lübeck auf einem kleinen Kauffahrer überstanden.

Kaum aber hatten die Reisenden ihren Fuß auf deutsche Erde gesetzt, als sie von beunruhigenden Kriegsgerüchten empfangen

wurden. Nicht nur war eine sichere und ungehemmte Bereisung Italiens durch Buonapartes Feldzug gegen die Oesterreicher gefährdet, auch Deutschland schien bedroht — einerseits von Frankreich und anderseits von Rußland her, da man jeden Augenblick die Eröffnung der Feindseligkeiten durch letztere Macht gegen die Republik erwartete. Kurz, die Reise hatte da ihr Ende erreicht, wo sie eigentlich erst hätte anfangen sollen. In späteren Jahren, als La Trobe diese schmähliche Vereitelung seiner schönsten Hoffnungen nachgerade verschmerzt hatte, gedachte er oft mit Scherz seiner „italienischen Reise", welche keine andere Ausbeute gewährte, als daß sich Sivers im Meklenburgischen einen großen Leiterwagen, wie sie dort üblich waren, nebst einem Zug meklenburgischer Pferde kaufte und mit dem niedergeschlagenen Freunde auf dem kürzesten Wege zu Lande wieder nach Heimthal zurückkehrte.

Damals aber empfand er über den kläglichen Ausgang den tiefsten Schmerz, den er unter anderen seinem Freunde Schlensner in Jena, der ihn bereits täglich erwartet hatte, bitter klagte. Dieser ließ ihn aber nicht ohne tröstenden, aufrichtigen Zuspruch: „Armer Junge" — schreibt er ihm im Oktober 1796 – „wie haben mich Deine Briefe unglücklich gemacht! Was soll, was kann daraus werden? Fasse Dich, sammle Dich! Du bist wahrlich nicht so unglücklich, als Du meinst, so sehr ich fühle, wie Dir zu Mute ist. . . . Du bist frei, Herr Deiner Zeit, hast herrliche Talente, die gerade so weit ausgebildet sind, daß Du Dir allein forthelfen kannst. Treibe was Du willst, Musik, Malerei oder Arzneikunst, treibe alles zusammen, Du wirst nirgends der Mittelmäßige bleiben, traue Deinen Kräften, treibe Dich selbst — Dein Unmut wird verschwinden, wie Du Deine Vervollkommnung — der edle Zweck, wonach Du so rastlos strebst — bemerken wirst. Kenne Dich selbst, Du wirst finden, daß es für Dich keinen andern Weg zur Ruhe, zum Glück gibt, als Dich aus Dir selst herauszuarbeiten, daß Du garnicht der bist, der geleitet, geführt sein will, der von der umgebenden Gesellschaft und andern äußeren Dingen abhängt." . . .

La Trobe hatte es tief empfunden, den reichen Gehalt seines Innern isolіren zu müssen, aus der allgemeinen Bewegung und Entwicklung, aus dem befruchtenden Verkehr der Geister herausgerissen zu sein, wie ihn ein wahrhaft europäisches Leben darbietet,

wovon er in Livland doch nur höchstens hie und da ein ärmliches Bruchstück antreffen konnte. Die Verkümmerung all seiner Anlagen trat ihm als grauenerregendes Gespenst entgegen. Vielleicht hoffte er im Stillen, auf der Reise die Fesseln abzuwerfen, die ihn widerwillig da festhielten, wo er sich mit Herz und Geist doch nicht so recht einbürgern mochte. Genug — ein tiefer Ernst, ein tiefes Bedürfnis des Geistes waren die Quellen der Begeisterung, mit der er jene Reise antrat. — Erwägt man, daß die äußeren Verhältnisse, die ihn einst bestimmt hatten, nach Livland zu kommen, jetzt weggefallen waren, so kann man jene Fesseln nur in seinem Charakter suchen. La Trobe hatte trotz seines frischen, kräftigen, oft sogar rauh sich äußernden Wesens, ein unendlich weiches und zartes Gemüt, im höchsten Grade empfänglich für Erweisung freundlicher, liebevoller Gesinnung von seiten andrer, dabei fast bis zum Übermaß hingebend an die Wünsche und Erwartungen von Personen, mit denen das Leben ihn in nähere Beziehung gebracht hatte. Daher kam es, daß oft in Verhältnissen, die einen andern kaum veranlassen, flüchtige Rücksicht zu nehmen, er eine unverbrüchliche Verpflichtung sah und dann nicht anstand, seine eigenen Interessen zum Opfer zu bringen. Es konnte nicht fehlen, daß diese moralische Überspannung des feinsten Rechtsgefühls ihn im Konflikt mit seiner Umgebung vielfach zu Schritten führen mußte, deren uneigennützigen Gehalt jeder, der ihn näher zu würdigen wußte, anerkannte, die sich aber dem ferner Stehenden nur zu leicht als Charakterschwäche darstellten. Dieser Zug seines Wesens war es auch, der ihn nicht zu dem Entschluß kommen ließ, sich aus seiner livländischen Umgebung, die ihm einmal lieb geworden war und der er sich zum Teil persönlich verpflichtet fühlte, loszureißen. Er litt und seufzte still, er klagte laut, aber er blieb Wenn wir aber dagegen wahrnehmen, daß von jetzt an La Trobes künstlerische Produktivität einen mächtigen Aufschwung nimmt und sich so reich entfaltet, wie früher noch nie, als ihm die Welt mehr offen zu stehen schien, dann drängt sich der Gedanke auf, daß vielleicht gerade diese Konzentration des Gefühls die Quelle all der Tondichtungen werden konnte, in denen La Trobe von jetzt an sein inneres Leben bekundete.

Um die Bedingungen zu erfüllen, die damals in Rußland

jedem Arzt gestellt wurden, der die Erlaubnis zu freier Praxis erlangen wollte, reiste er mit seinem früher erwähnten Freunde Stegemann, der sich jetzt in einer ähnlichen Lage befand, nach Petersburg, um sich bei der Medizinalbehörde examinieren zu lassen. Schon vorher hatte ihn das Gerücht geängstigt, es sei eine Verordnung erschienen, nach welcher jeder, der freie Praxis erlangen wolle, ein ganzes Jahr unentgeltlich an den Hospitälern Petersburgs dienen müsse. „Verhielte sich dies so", hatte er schon vor der Reise gegen Stegemann geäußert, „so würde es meiner medizinischen Laufbahn und allen dahin zielenden Bemühungen das Ziel setzen und ich würde das zu meinem Broderwerb machen, wozu ich mich wohl besser schicke, als zum Arzt – die Kunst. Ich besitze nur Geld in der Minus-Quantität und habe es daher so nötig nur das zu tun, wobei ich wenigstens nicht mehr zurückkomme, daß ich nichts ergreifen kann, dessen Vorteil sich erst in einem Jahre zeigt."

Um sich jedoch für alle Fälle den Rücken zu decken, war er schon vorläufig ein eventuelles Engagement als Landarzt „zum Besten der Bauernschaft" in der Umgegend von Heimthal, wo er einstweilen sein Standquartier behalten sollte, eingegangen, doch ohne innere Beteiligung an diesem Beruf. „Ich fühle mich", schreibt er an Stegemann, „so gedrückt als Arzt von allen Seiten, und so elend in dieser Entfernung von belehrendem Umgang, daß, wenn ich mir die Gabe zu lehren zutrauen dürfte, ich noch heute einpacken würde, um in Riga Klaviermeister zu werden." Das Einzige, was ihm gerade unter den gegebenen Verhältnissen Mut machte, das erwähnte ärztliche Amt anzutreten, war persönliche Zuneigung zu den Gutsbesitzern, auf deren Gütern er die Praxis übernehmen sollte. Einem von ihnen, dem er bis an den Tod mit treuer Freundschaft verbunden blieb, schrieb er in dieser Beziehung: „Ohne Euch, meine Freunde, möchte ich um vieles nicht meinen Posten antreten. Wüßte ich nicht, mit welchen Menschen ich zu tun habe, so würde ich keinen Augenblick zaudern, die Medizin ganz fahren zu lassen und mich der Kunst zu widmen, welches letztere ich ohne Risiko und Schulden zu machen, tun könnte."

Und doch sollte aus der ärztlichen Laufbahn nichts werden; denn kaum in Petersburg angelangt, mußte er erfahren, daß jenes

Gerücht begründet sei. Er beeilte sich, seinem Freunde Lehrberg von dieser Wendung Nachricht zu geben. „Ich lasse mich nicht examinieren. Man muß ein Jahr im Hospital bleiben, und riskiert außerdem, abgewiesen zu werden; dies verträgt sich nicht mit meinen Umständen und also — siehst Du mich nicht im Traum sondern in natura bald als Exdoktor, übrigens aber wie immer und mit ganz frohem Mute wieder!"

Aber auch eine selbständige musikalische Tätigkeit wollte sich keineswegs so leicht eröffnen, wie sich La Trobe vorgestellt hatte. Wohl aber bot sich ihm zunächst ein Beruf dar, der, obgleich nicht unmittelbar auf Musik gerichtet, ihm für eine Reihe von Jahren unter dem Zutreffen so seltener wie glücklicher Umstände zur Quelle eines reichen musikalischen Lebens werden sollte.

Aus Petersburg heimgekehrt, sah er sich in Ermangelung von etwas besserem genötigt, abermals eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Es war dies in Neu-Oberpahlen in der Familie Karl Magnus v. Lilienfeld's. Dem Kreise seiner ersten livländischen Freunde wurde er durch diese Ortsveränderung auf 8—9 Meilen entrückt, dagegen hatte er die Freude, seinen Freund Lehrberg auf nur eine halbe Meile erreichbar zu haben, der ihm in seiner neuen Stellung in jeder Beziehung bedeutend wurde. Nicht nur hatte er in ihm den Freund, dem er alles, was ihn interessierte und bewegte, rückhaltlos mitteilen durfte, auch wissenschaftlichen Verkehr fand er reichlich im Umgang mit diesem ausgezeichneten Mann. Von besonderer Wichtigkeit wurde ihm nun namentlich Lehrbergs pädagogische Tätigkeit.

In unerwartetem Maße wurden aber seine musikalischen Studien in dieser Stellung belebt, denn der Familie Lilienfeld war eine ungewöhnliche musikalische Anlage zu teil geworden. Frau Hedwig Charlotte v. Lilienfeld, geb. v. Krüdener aus dem Hause Suislep († 1839), wiewohl nicht mehr jung, besaß eine Stimme, von der La Trobe auch später allezeit versicherte, nie etwas Schöneres gehört zu haben, und was ihr einen noch höheren Wert verlieh, war, daß sie in ihrer Jugend Gelegenheit gehabt hatte, sich in Dresden bei den ersten Meistern des Gesanges vollkommen kunstgerecht auszubilden. La Trobe konnte also hier alle eignen Schöpfungen mit Vollendung vortragen hören, und so ergab sich hier eine anregende Wechselwirkung des Schaffens und Wieder-

gebens. Bei den allmählich heranwachsenden Kindern, 3 Töchtern und einem Sohne, entwickelte sich ebenfalls ein ausgesprochen musikalisches Talent und gleichfalls vorzugsweise für Gesang; außerdem gehörte Frau v. Lilienfeld einer Familie an, die fast durchweg musikalisch war. So bildete sich in wenigen Jahren, bei dem häufigen Verkehr der Verwandten, um La Trobe ein Kreis musikalischer Talente, wie er sich wohl nicht allzu häufig zusammenfinden mag, der sich überdies mit Liebe und Begeisterung um den jungen Meister scharte. Diese Periode zeitigte nun eine überaus rege Produktivität La Trobes auf dem Gebiet musikalischer Kompositionen.

Eine größere Anzahl ein- und mehrstimmiger Lieder, vornehmlich mit italienischem Text entstanden in Oberpahlen, von denen besonders „6 Canzonen" hervorgehoben zu werden verdienen*. Überhaupt herrschte bei seinen Kompositionen das melodische Element stark vor, weshalb er auch schon in Heimthal es sich zur strengen Regel gemacht hatte, täglich ein kontrapunktisches Exerzitium zu machen, besonders da er es selbst sehr als Mangel empfand, daß ihm Formen, wie Kanon und Fuge nur schwer zur Verfügung standen. Aus diesen Studien, die er auch in späteren Jahren fleißig übte, sind denn auch eine Reihe von 50 Übungsstücken für Klavier hervorgegangen, und nicht zum wenigsten hat diese strenge Selbstschule ihren Einfluß auf seine Kompositionen für Kirchenmusik in späteren Jahren ausgeübt.

In Oberpahlen blieb La Trobe bis zum Jahre 1807. Sein Verhältnis löste sich dort in einer Weise, deren Folgen für sein ganzes weiteres Leben von größtem Einfluß war. Eine innige Herzensneigung zu einer der Töchter des Lilienfeldschen Hauses ließ in ihm das Bedürfnis nach einer eignen sicher begründeten Häuslichkeit entstehen und alle andren Bedenken unberücksichtigt lassend, versuchte er sich als Landwirt eine selbständige Existenz zu gründen. Er arrendierte das dem Landrat Joh. Berend v. Bock gehörige Gut Woiset. Freilich mußte er dann auf eine tiefschmerzliche Weise enttäuscht, auf das geträumte Glück verzichten, doch der neue Lebensberuf, dem er sich voll hingab, nahm seine ganze Arbeitskraft bald derart in Anspruch, daß er, seiner gewissenhaften Natur entsprechend, sich ihm vollständig widmete.

*) Vgl. das Verzeichnis im Anhang.

Es war bekanntlich in jener Zeit in Livland fast unmöglich, daß sich jemand mit der größeren Landwirtschaft befaßte, ohne in eine Reihe geschäftlicher und amtlicher Beziehungen zu geraten, die wohl unmittelbar der Landwirtschaft fremd, aber doch mit der staatsbürgerlichen Stellung eines Gutsbesitzers, einerlei ob Eigentümers oder Pächters, nahe zusammenhängen. So ist La Trobe während der Zeit seines Landlebens unter andrem neunzehn Jahre lang (von 1807 1820 und von 1823—1829) Kirchenvorsteher, teils im Oberpahlenschen, teils im Klein St. Johannisschen Kirchspiel gewesen, überdies aber vom Adel dieser beiden sowie des Pillistferschen Kirchspiels, die zusammen einen Kirchspielsgerichtsbezirk ausmachten, drei mal zum substituierten (1808, 1824 und 1826) und vier mal (1809, 1812, 1815 und 1818) zum ordentlichen Kirchspielsrichter gewählt worden. Dieses Amt, an sich eines der beschwerlichsten und verantwortungsvollsten, wurde La Trobe noch durch den Umstand erschwert, daß ihm die estnische Sprache ein Gegenstand täglichen mühsamen Erlernens war. Dennoch gelang es ihm durch seine gesinnungsvolle Hingebung, beiden Ämtern mit Auszeichnung vorzustehen und sich zugleich das volle Vertrauen des Landvolkes zu gewinnen. Auf letzteres legte er selbst besonderen Wert und es verursachte ihm später, als er in seinen letzten Lebensjahren amtlos in Dorpat lebte, eine ganz besondere Freude, von einzelnen Bauern mit Liebe und Dank an diese Zeit erinnert zu werden.

Gerade das Jahr 1807, in dem La Trobe seine Beamtenlaufbahn antrat, war für Europa und auch für Rußland verhängnisvoll, weil Napoleons Macht damals ihren höchsten Grad erreichte und auch für Livland blieb dies nicht ohne Einfluß. Die russische Regierung organisierte hier eine Landmiliz, die bestimmt war, gegebenenfalls die Provinz auch zu verteidigen. Zu diesem Zweck wurde ganz Livland einer militärischen Einteilung unterworfen. Die Bauern waren die Gemeinen, die Offiziere wurden aus den Gutsbesitzern ernannt. Sie wurden in Brigaden, Regimenter und Bataillone eingeteilt, deren Kommandeure inmitten der ihnen zugeteilten Distrikte auf einem Landgut ihr Standquartier nahmen, die Bataillone zerfielen wieder in Kompagnien, die von „Sotniks" befehligt wurden. An der Spitze der ganzen livländischen Miliz stand der Generalmajor v. Knorring.

Mit gewohntem Eifer für alles, was er für die „gute Sache" hielt, hatte sich auch La Trobe zur Disposition der livländischen Miliz gestellt und war zum Kommandeur einer in der Nähe Oberpahlens stehenden Kompagnie ernannt. Gleichwohl blieb er nicht unempfänglich für die Komik, die der ganzen Sache im Einzelnen und aus der Nähe betrachtet, anklebte. Er schreibt über diese ganze Angelegenheit an seinen Freund Woldemar von Bock in Kersell: „Die Landmiliz ist mir jetzt, da es gilt sie zu formieren, ein sehr ernsthafter Gegenstand. Als man nur noch davon schwatzte, ohne davon einen Begriff zu haben, habe ich meinen herzlichen Spaß daran gehabt, und machte mich zur Gemütsergötzung über Shakespeare's Heinrich den Vierten, wo Fallstaff mit seiner Kompagnie auftritt. . . ." — Diese Episode seines Lebens dauerte nur wenige Monate; Napoleon entging durch den Tilsiter Frieden der Gefahr, der „livländischen Landmiliz" in die Hände zu fallen und diese wurde daher im Lauf des Herbstes aufgelöst. La Trobe hatte bei seinen Vorgesetzten auch hier die vollste Anerkennung für seine aufopfernde Tätigkeit gefunden und mit „Allerhöchst erteilten Prärogativen und Auszeichnungen" wurde er entlassen.

In rastloser Tätigkeit, von Unternehmung zu Unternehmung weitergedrängt, verbrachte La Trobe die nächsten Jahre. Aber seine Tätigkeit stand im Grunde in schneidendem Widerspruch zu seiner ursprünglichen Anlage und Richtung. Auch seine Freunde waren mit dieser Berufswahl keineswegs immer einverstanden, so auch Zelter in Berlin, der ihm einmal schrieb: „Frau v. X hat mich von allem unterrichtet, was Ihr Verhältnis betrifft, worüber ich mich teils freue, teils ärgere. Ob einer Erbsen zählt oder Linsen, das ist gleichviel und der Acker will freilich auch gebaut sein, und — ich mag darüber nicht raisonnieren."

Ihm selbst schwebte gelegentlich „die Existenz eines country gentlemen als die eigentlich normale Form des Daseins" vor und er meinte wohl, „auch Goethe habe das eingesehn, denn der eigentliche Sinn des Wilhelm Meister liege darin, daß der Held des Romans zuletzt durch seine Heirat ein country gentleman wird. Goethe habe damit sagen wollen, das sei die eigentlich wünschenswerte Existenz*)." — Außer dem Bockschen Gute Woisek

*) Bernhardi, Jugenderinnerungen, S. 169.

nahm er dann auch Pajus in Arrende, das ein in Riga lebender Engländer, der Kaufmann John Morison als Pfandgut innehatte. Auch wo sich ihm sonst Gelegenheit bot, scheute er nicht davor zurück, sich neuer Arbeit zu unterziehen. So übernahm er die geschäftliche Beaufsichtigung des Gutes Arroküll, das Baron Knorring, dem Stiefvater Th. v. Bernhardi's gehörte. Aus den Arroküllschen Wäldern bezogen Woisek und Pajus ihren Holzbedarf und so waren Knorrings mit La Trobe in Beziehung gekommen.

Wohl trat La Trobe mit Fleiß und Beharrlichkeit an seine Aufgabe heran, aber — sehr weit scheint er es in der Landwirtschaft doch nicht gebracht zu haben. Bernhardi, der in diesen Jahren häufig mit ihm zusammentraf, äußert sich in seinen Erinnerungen* darüber ziemlich skeptisch: „So wenig Erfahrung und Urteil ich aber auch hatte, wurde mir doch bald klar, daß La Trobe von Landwirtschaft, von der Verwaltung, von der Benutzung eines Landgutes richtige Begriffe nicht hatte. Daß er sich um die wissenschaftliche Grundlage des Landbaus nie bekümmert hatte, konnte ich einigermaßen beurteilen, denn ich hatte Thaers rationelle Landwirtschaft und einige Schriften von Arthur Young gelesen. Nie hatte sich La Trobe mit dergleichen abgegeben. Er hatte die Dreifelderwirtschaft, wie sie im Lande üblich war, durch Sehen und Redenhören ungefähr so kennen gelernt, wie sie die Bauern kannten und hatte keinen rechten Glauben daran, daß es vernünftiger Weise irgend eine andre Art von Landbau geben könne. Wenn er je von einem andren System reden hörte, so dachte er sich, das seien unpraktische Abenteuerlichkeiten, die Stubengelehrte sich ausgedacht hätten, und nichts weiter. Mit Verwunderung blätterte er eines Tages in Thaer und Arthur Young herum, die er bei mir fand, und meinte dann, das sei Büchermacherei. Aber auch die landesübliche kunstlose Landwirtschaft wußte er keineswegs mit der Einsicht und dem praktischen Sinn zu handhaben, die zu günstigen Ergebnissen führen konnten und die so manchem Edelmann im Lande den Ruf eines guten Landwirts gewonnen hatten." —

So vergingen La Trobe eine Reihe von Jahren, bis 1819, in angespannter und rastloser Tätigkeit, aber trotzdem treten uns

*) A. a. O. S. 170.

im Briefwechsel mit seinen Freunden Stimmungen entgegen, die deutlich erkennen lassen, daß er nicht ohne schmerzliche innere Kämpfe auf den Wunsch nach einem eigenen häuslichen Glück hatte verzichten können. Und diese Jahre voller Arbeit, die ihm neben rühmlicher Anerkennung so manches Ungemach und manchen empfindlichen Verlust eintrugen, sie bedeuteten für eine Natur wie die seine doch ein schweres Opfer, um so schwerer, als es einem trügerischen Traumbilde dargebracht war.

Ein harter Schlag für ihn war in dieser Zeit der Verlust seines besten Freundes. Lehrbergs zunehmende Kränklichkeit — er litt an der Gicht, die ihn schließlich vollkommen lähmte — machte ihm oft große Sorge und schon im Mai 1808 drang er in ihn, seine Hauslehrerstelle aufzugeben und sich im Süden zu stärken. „Ich bin kein Arzt mehr", mahnte er, „ich habe vieles, das meiste, was ich wußte, verlernt, aber ich weiß doch noch genug, um, wenn ich nicht ganz falsche Begriffe von Deinem Zustand habe, Dir die Wahrheit sagen zu können, daß Du — aber nur durch die angeratene Veränderung Deiner Lebensart — wieder herzustellen bist. Alles was der geschickteste Arzt oder Du selbst bei Deiner jetzigen Lebensweise für Dich tun möchte, kann nur palliativ oder verderblich wirken. Ich kann mein Leben nicht für Dich geben — es wäre keine Tugend, nur Eigennutz es zu tun — denn es hat keinen Wert mehr; ich kann Dir, was ich an Gesundheit besitze nicht schenken; ich habe nichts als Bitten. . . . Willst Du Dich aus Großmut durchaus morden? und sollen Deine besten, Deiner nicht unwerten Freunde allein nicht gehört werden? . . . . Wenn ich Dich verliere, bin ich ganz verarmt — die Hoffnung hat sich längst von mir getrennt und mit ihr ihre erheiternden Gesellschafterinnen — Du bist mir unsichtbar und schweigend noch immer ein guter Genius gewesen — willst Du mich auch verlassen? Habe ich Rechte auf Dich, o! so lasse sie jetzt gelten."

Aber trotz solcher innigen Bitten mußte La Trobe es doch erleben, daß sein Freund langsam zu Grunde ging. Lehrbergs Tod erfolgte 1813. In dem letzten Briefe La Trobes an den Freund, dem er seine innersten Empfindungen offenbarte, tritt uns zwar eine tief resignierte Stimmung über seine Laufbahn entgegen, die so anders sich gestaltet hatte, als er gehofft und

erstrebt, daneben aber doch auch wieder ein gesunder aufrechter Lebensmut. Er schreibt: „Wie gerne sähe ich Dich wieder; es ist mir, als hätte ich von Dir und alten besseren Zeiten geträumt. Wann wird einmal für mich eine erfreuliche Wirklichkeit eintreten? Du versprichst mir sie. Ich sage, nein! nie! — Wenn doch alles, was ich früher geahnet, nur Träumereien, wonach ich strebte, nur Torheiten, worauf ich vergeblich gehofft, nur zum Unglück führendes gewesen wäre, so müßte ich mich glücklich schätzen. Aber auch die ruhigste Betrachtung sagt mir das Gegenteil, und ich bin weder matt, noch eitel, noch leichtsinnig genug, um mich trösten zu können bei dem traurigen Bewußtsein, daß ich weder geworden bin, was ich könnte und sollte, noch erlangt habe, was ich mir vernünftig und also zu meinem und vielleicht andrer Glück gewünscht habe. Gottlob, daß ich nicht (wie manche gute Leute mir manchmal andichten) hypochondrisch und mit Spleen behaftet bin — und mich noch für die schönen Seiten auch meines jetzigen, mir fremden Geschäfts enthusiasmieren kann — sonst wäre ich der unglücklichste Mensch unter der Sonne."

In ähnlicher Stimmung hatte er seinem Freunde Bock gegenüber schon früher geäußert: „. . . . Wenn man 25 ist, kann man manches und muß man — wenn man sich nicht schämen soll — manches abschütteln, was nahe an 40 einen zu Boden drückt. Das liegt in der Natur der Sache. Es ist keine Kleinigkeit, so viel gehofft, gestrebt, so viel Bewußtsein der Kraft gehabt zu haben, und am Ende sich sagen zu müssen, daß man nichts erlangt und so gut wie nichts hat leisten können; und wenn man gerade 10 Jahre geschlafen hat, die man als verloren achten muß und — indem man aus einem Traum erwacht — das Alter einem kalt und feindlich entgegengrinst, so helfen schöne Reden nicht — man kann nur trauern oder bitter werden."

Glücklicherweise hatte La Trobe zu viel unverwüstliche Schnellkraft, um Stimmungen, wie diese, eine unbeschränkte Herrschaft über sich einzuräumen. Wie in der Rührigkeit des Geschäftslebens sein leidenschaftlich bewegtes Gemüt ein heilsames Gegengewicht fand, so half ihm sein schöpferisches musikalisches Talent, dem er seine Mußestunden widmete, stets über die Prosa des Lebens hinweg. Und was er in dieser Epoche von 1805 bis 1819 aus seiner musikalischen Tätigkeit gewann, hatte entschieden

an Tiefe und Ausbildung gewonnen. Vornehmlich sind es seine ersten größeren Kirchenkompositionen, die ihre Entstehung dieser Zeit verdanken. Wie alle andern Werke von ihm, so wurden auch diese von dem kleinen Kreise kunstliebender Freunde mit Entzücken und Begeisterung aufgenommen und genossen; übte doch schon allein seine eigentümlich lebendige Weise, seine Liebenswürdigkeit und sein feuriger Kultus alles Schönen eine belebende und begeisternde Wirkung aus. Bis in sein hohes Alter blieben ihm diese jugendlichen Eigenschaften, die keine Verknöcherung des Geistes zuließen und auf alle, die ihm näher traten, einen herzgewinnenden Eindruck machten. Als auch das Alter schon sein Recht über den früher so rüstigen und kräftigen Körper ausübte, blieb sein Geist doch jung und feurig und noch mit 70 Jahren setzte er seine Freunde in Erstaunen, wenn er mit kindlichem Vergnügen eifrig sich am Aufstieg der Papierdrachen einer lustigen Knabenschar beteiligte. Und wie als Greis mit 70, so pflegte erschon als Mann mit 50 Jahren sich durch die jugendliche Lebendigkeit, mit der er sich an den geselligen Unterhaltungen aller Kreise beteiligte, auszuzeichnen; ohne es in seiner Bescheidenheit zu beabsichtigen, wurde er der Mittelpunkt jeder Gesellschaft. Mochte es nun bei der Musik, oder bei gewöhnlichem gesellschaftlichem Verkehr sein, mochte es sich um Unternehmungen der Jugend handeln, immer war es seine äußerlich anziehende, von liebenswürdigem Eifer belebte Persönlichkeit, die aller Neigung gewann, nur er selbst schien nichts davon zu empfinden.

Seine Freunde merkten allmählich, daß die Folgen seines schweren Herzenskummers zu schwinden begannen und ein oft wohl noch herber Humor sich in die barocken Äußerungen seiner Selbstironie mischte. Sein Freund Bock befand sich in den Jahren 1813—1814 in einer ihm ähnlichen Lage, da beide die erste Jugend hinter sich hatten und ein eheloses einsames Alter befürchten mußten. Nur schien Bock der Sache damals viel gleichmütiger gegenüberzustehen und der persönliche wie auch der briefliche Verkehr beider aus dieser Zeit enhielt von seiner Seite viel schalkhaft-komische Angriffe, die von La Trobe ziemlich ernsthaft abgewiesen wurden, indem er auf die Notwendigkeit eines Verzichts auf häusliches Glück in diesem Alter hinwies und dabei oft recht drastische Ausdrücke gebrauchte.

In dieser Zeit regte sich auch wieder die Sehnsucht nach Deutschland, nach manchem alten Freunde aus „besseren Zeiten“ in ihm und erst als der Gegenstand seines Herzenskummers selbst ihm räumlich entrückt war, kehrte Zufriedenheit und Ruhe bei ihm ein. „. . . . Gottlob, daß die Geschichte, ob sie mir gleich öfters Seufzer auspreßt und auspressen wird, – mich nicht um alles Vertrauen zu den Menschen gebracht hat. Ich habe noch Vorrat genug davon und freue mich, zu finden, daß noch französisches Blut in mir fließt; mit lauter deutschem oder englischem würde ich schon lange ein saures Gesicht zu allem Erfreulichen machen gelernt haben. . . . Ich bin am 29. v. M. — leider 50 Jahre alt geworden, nun denke ich, werde ich das Heiraten doch gewiß aufgeben!“ — So schrieb er am 2. Juni 1819 seinem Freunde Bock, der inzwischen dennoch geheiratet hatte. Aber — schon wenige Monate später sollte auch er doch noch sein Lebensglück finden. —

(Schluß folgt).



Kirchenarchiv und Kirchenchronik.

Von

Pastor H. Grüner-Salgaln.

„Quod non est in actis, non est in mundo." Dieser alte juridische Satz gilt auch in gleicher Weise dem Historiker wie dem Chronisten und in gewisser Beziehung auch dem Diener der Kirche, der mit dem kirchlichen Aktenmaterial und durch seine archivalische und chronikalische Mitarbeit dem zünftigen Historiker eine nicht zu unterschätzende Handreichung bieten kann, sobald er sich dessen bewußt wird, daß er mitberufen ist Bausteine zu liefern zur Geschichte seines Landes und seiner Kirche, einer Geschichte, die nicht bloß wissenschaftliche theoretische Bedeutung hat, sondern gerade jetzt aktuelles Interesse beansprucht und einen eminent praktischen Wert hat für die Gegenwart und für die Zukunft des Landes.

Das neu erwachte Interesse unsrer Balten für Landes- und Familiengeschichte, Genealogie und Heraldik, Urkundensammlung, Rechtstitel und Besitzstand unsrer Kirche hängt aufs engste zusammen mit der Frage, wie steht's mit unsern Kirchenarchiven und Kirchenchroniken? Gerade in Zeiten der Gefährdung wird man aus Indifferenz geweckt und gemahnt an versäumte und ernste Pflichten, sich bewußt angetasteter Rechte und gefährdeter Güter, die zu konservieren und zu schützen gegen jeden Angriff uns gerade jetzt nahe gelegt wird. Ein Volk und eine Kirche, die sich nicht selbst aufgeben, die gibt auch der Herr der Kirche nicht auf, wer aber selbst seine Rechte preisgibt, der hat keine Existenzberechtigung. Der Selbsterhaltungstrieb zwingt uns daher Stellung zu nehmen zu Fragen, die unsre Rechte und damit auch unsre Existenz tangieren.

Den Rechtsnachweis bieten aber schriftlich fixierte Urkunden und Dokumente, kurz alles juridische und historische Quellenmaterial. Je mehr der unhistorische Sinn in der modernen Zeitrichtung zunimmt, je mehr die Kirche von inneren und äußeren Krisen bedroht wird, je mehr man durch Gewaltakte ein Blatt nach dem andern aus dem Buch der baltischen Geschichte vernichten will, um den historischen Zusammenhang zu zerreißen und von der Vergangenheit zu lösen, um so mehr müssen wir die zerrissenen Geschichtsblätter wieder aneinanderfügen und nicht bloß für die Gegenwart, nein, auch für die Zukunft sie retten, gilt doch unsre Arbeit nicht bloß für dies kurzlebige Geschlecht, sondern auch für die, welche nach uns fragen sollen nach ihren historischen Rechten und in Landes- und Kirchenarchiven das Material finden müssen, das zur Begründung derselben dient.

Diese leitenden Gesichtspunkte rechtfertigen angesichts der gegenwärtigen Zeitlage die zwingende Notwendigkeit der Inangriffnahme der Arbeit und mahnen zugleich daran, welche Bedeutung unsre Archive haben, unter denen neben den Staats- und Landesarchiven die Kirchenarchive eine ebenbürtige Stellung beanspruchen, ja oft noch eine wichtigere, weil kirchlich beglaubigte Dokumente ein notwendiges Beweismaterial und unschätzbares Ergänzungsmaterial bieten.

Wer soll nun Hüter und Pfleger dieser Archive sein? Es liegt auf der Hand, daß die fachmännische Benutzung und Verarbeitung des umfangreichen Materials unsern baltischen Historikern zusteht, ebenso selbstverständlich ist's aber, daß ihnen die nötige Handreichung die Hauptrepräsentanten des Deutschtums im Lande zu bieten haben, einmal unsre Ritter- und Landschaft, welche als die politische Landesvertretung neben den politischen auch die nationalen und konfessionellen Interessen zu wahren hat und mit weitem Blick und warmem Herzen in munifizenter Weise die Mittel dargeboten hat für eine Zentrale, in der die wichtigsten Landesarchive vereint sind und eine ihrem Wert und ihrer Bedeutung entsprechende Verarbeitung finden sollen unter Leitung des neuernannten Archivdirektors. Eine Vorarbeit und eine Mitarbeit zwecks Erreichung des vorgesetzten Zieles wird auch in gewisser Beziehung von der Geistlichkeit des Landes erwartet, die ja von amtswegen Hüterin und Pflegerin des ihr anvertrauten

Kirchenarchivs ist, ihrer speziellen Domäne. Sichtung und Ordnung des Archivs ist ein Dienst, den wir nicht bloß uns, sondern der Kirche und dem Lande leisten. Wer Pietät für das Ererbte, das Reale und Ideale mit Heimatliebe und Rechtssinn verbindet, der wird der Pflicht sich nicht entziehen, die Geschichte seines Heimatlandes kennen zu lernen und sie zu pflegen. Dies ist aber ohne historische Belege und Quellenstudien nicht möglich. Das vorhandene Material gilt's zu durchforschen und zu erweisen, daß unser Landesrecht und Kirchenrecht nicht ein willkürliches ist, sondern eine historische Entwicklung und Ausgestaltung erfahren hat und auf rechtlicher Basis fundiert ist. Wie steht es aber mit unsern baltischen Kirchenarchiven, deren Sichtung uns sich im wissenschaftlichen und praktischen Interesse empfiehlt? Fragen wir: Wie waren unsre Archive, wie sind sie, wie sollen sie sein?

Es ist nicht ganz leicht für den Laien auf jede dieser Fragen eine erschöpfende Antwort zu geben, namentlich was die Vergangenheit betrifft.

Es dürften kaum Kirchenarchive im Lande existieren, die älter wären als das herzogliche und ritterschaftliche Archiv, welch ersteres Theodor Schiemann registriert hat und das einstweilen noch nicht allen zugänglich ist. Daß von Kirchenarchiven der vorreformatorischen Zeit so gut wie nichts vorhanden ist, ist verständlich in Anbetracht der wenigen Kirchen, die vor Gotthard Kettler existierten, und dann auch wegen der politischen Unsicherheit im Lande infolge ewiger Kriegswirren und innerer Fehden während der Ordenszeit. Von älteren katholischen Kirchenbüchern und Rezessen Kurland betreffend, befinden sich einige in der Bibliothek der Altertumsgesellschaft in Riga Vielleicht, daß sich hier und da in einzelnen älteren katholischen Pfarrarchiven noch verwertbare Urkunden aus älterer Zeit finden, vieles ist in das Wilnaer römisch-katholische Konsistorium übergeführt, dem ja auch die katholischen Kirchen Rußlands unterstellt sind.

Anders steht es mit dem kirchenhistorischen Material (den Kirchenarchiven) aus herzoglicher Zeit in Bezug auf die evangelisch-lutherische Kirche. Wertvolle alte Inventarien besitzt das Notariatsarchiv des kurländischen Konsistoriums für die Kirchen Kurlands, während das für verloren gehaltene Piltensche Stiftsarchiv sich zum Teil in einzelnen Konvoluten im Ritterschaftsarchiv befindet,

wo nicht bloß Inventarien der 18 Stiftskirchen, sondern auch offizielle Schreiben, diverse Rechnungen und Rezesse vorhanden sind. Duplikate dieser Inventarien sind zweifellos noch in manchen Pfarrarchiven der Piltenschen Diozöse, ja wir haben hier, wie sonst noch hier und da in Kurland, ausnahmsweise einzelne wenige Musterarchive in Pfarrhäusern, welche aus herzoglicher Zeit alles wesentliche, auf die eigene Kirche bezügliche mit Originalunterschriften der Herzöge und Wachssiegeln in Kapseln enthalten. — Was die Patronatskirchen im Unterschiede von den Kronskirchen betrifft, so finden wir Kirchspielsschlüsse und andres brauchbares Quellenmaterial für die Lokalgeschichte einzelner Kirchspiele in zahlreichen kurländischen Gutsbriefladen, namentlich in älteren Majoraten. So haben z. B. Edwahlen, Amboten, auch Dondangen, dessen frühere Besitzer bekanntlich durch Generationen zugleich Starosten von Pilten waren, diverse Stiftsbriefladen, so aus Bathen, Pilten selbst und andern Gütern, welche den Familien Sacken und Maydell gehörten und die sie nach Dondangen überführten.

Was nun Form und Inhalt dieser in den ältesten Kirchenarchiven vorhandenen oder in Gutsarchive übergegangenen Archivstücke und Originalurkunden betrifft, so sind sie dem Historiker, Juristen, Genealogen, auch dem Heraldiker ein unschätzbares Material. Abgesehen von einigen schwer zu entziffernden Handschriften, sind sie meist mit charakteristisch markanten Schriftzügen entworfen und inhaltlich mit der ganzen Pedanterie der damaligen Kirchennotare abgefaßt, die bis in die Details eine Präzision zeigten, die den Epigonen zur Nachahmung dienen könnte. Von diesen aber doch nur höchstens 300, sehr selten 400 Jahre zurückreichenden Urkunden ist ja freilich vieles durch die früher periodisch wiederkehrenden Feuersbrünste in den hölzernen Pastoratswohnhäusern vernichtet, so daß gegenwärtig bei der Mehrzahl der Pfarrarchive die Kirchenbücher nicht weiter als bis zur Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückreichen. Gewiß ist aber noch viel Aktenmaterial, das von größter Wichtigkeit wäre, bei Kirchenrechtsstreitigkeiten und gerichtlichen Untersuchungen über angefochtene Kircheneigentumsfragen oder vokationsmäßig zustehende Einkünfte des Widmenbesitzers durch Einsendung an Behörden und Nichtzurückgabe verloren gegangen oder mit Gerichtsakten zusammen in andre Archive übergegangen.

— Daß man in alter Zeit wenig Wert auf diese Urkunden gelegt und kein Verständnis für Registraturen und Archivverwaltung gehabt hätte, ist ein ganz unberechtigter Vorwurf, mit dem man die Sachlage verkennt oder eigene Untätigkeit zu entschuldigen sucht.

Im Gegenteil, es haben die sehr eingehenden Kirchenvisitationen, die alle drei Jahre sich wiederholen mußten und tagelang sich mit Sichtung und Prüfung der Kirchenakten, älteren Inventarien, Rechtstiteln von Stiftungen befaßten, an Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit nicht fehlen lassen. Man lese etwa Kirchenvisitationsprotokolle aus dem Stifte Pilten, die uns ein interessantes Zeitbild bieten und beweisen, welche Sorgfalt man auf Archive verwandte. Ein Wandel trat erst in der rationalistischen Zeit ein, eine Mahnung für den modernen Rationalismus. Als das Interesse der Prediger von ihren eigentlichen Amtspflichten sich abwandte auf alle möglichen profanen Gebiete, Künste, Naturwissenschaften, Linguistik (ich nenne nur drei bedeutende Namen: Mylich, Kavell, Stender) oder Gründung gemeinnütziger Stiftungen, Kassen, landwirtschaftliche Interessen, Pferdezucht, Bienenzucht, Gartenbau 2c., da war es erklärlich, daß das Predigtamt, das innere wie das äußere Kirchenwesen und damit im Zusammenhange auch das Kirchenarchiv vernachlässigt wurde.

Doch wir täten Unrecht zu generalisieren und allen Predigern jener Zeitperiode jegliches Verständnis für historische Denkmäler, speziell für die Rechte ihrer Kirche abzusprechen. Sie waren Kinder ihrer Zeit wie wir und ließen sich vielfach von den Zeitströmungen fortreißen. Obschon sich nicht verkennen läßt die tiefgreifende rationalistische Verblassung in der Kirchenlehre, die auf Generationen hin, namentlich in Literatenkreisen ihre Spuren hinterlassen hatte, so muß anderseits anerkannt werden, daß eine Anzahl ernster, charaktervoller Persönlichkeiten sich fanden, die mit dem Kopf Rationalisten, mit dem Herzen aber warme Christen waren. Namentlich zeigt sich der Umschwung beim Beginn des 19. Jahrhunderts, wo auch im evangelischen Mutterlande nach der Napoleonischen Zeit und den Revolutionsjahren eine religiöse Erweckung sich Bahn brach, und das zunehmende Verständnis für die äußeren Interessen der Kirche ging Hand in Hand mit jener innern Erneuerung auf positivem Grunde. — Auf den Synoden wird auch die Frage der Kirchenarchive behandelt.

1827, den 27. November, erläßt auch das kurländische Konsistorium auf Anregung des Grobinschen Propstes Launitz einen langen Zirkularbefehl, der sich in unsern älteren Archiven abschriftlich befindet und einen wesentlichen Fortschritt in der Archivordnung aufweist, daher ich auf ihn näher eingehe. Den Pastoren wird eingeschärft, sich wieder der Kirchenarchive anzunehmen, mit der Motivierung, „daß die Existenz vollständiger und wohlgeordneter Kirchenarchive nicht nur für die Geschichte des Landes und der Kirche überhaupt, auch für die Verhältnisse einer jeden Kirche und ihrer angestellten Diener höchst wichtig ist und die letztern nur aus ihnen einen sicheren Leitfaden in Betreff ihrer Pflichten und Zuständigkeiten hernehmen könnten." Um dieser Ungewißheit ein Ende zu machen, beschließt die Plenarsitzung des Konsistoriums ein Normalmuster für ein vollständiges Kirchenarchiv aufzustellen. Zunächst wird gefordert, daß überhaupt Kirchenbücher richtig geführt werden, nachdem die Willkür in der Führung derselben schließlich zu groß geworden war. Bezeichnend aber ist es, daß das Konsistorium auch jetzt noch kein Schema vorschreibt, sondern es wieder der Freiheit des Predigers überläßt, nur verlangt, daß sie auf gutem Papier und sauber schreiben. Bei den Getauften wird für die Deutschen gefordert, was unser jetziges Schema enthält, aber wo man will und es für rätlich hält, soll es auch bei Letten geschehen, daß der Name aller oder der wichtigsten Paten verzeichnet werde. Bei den Kommunikanten sollen die Namen der Deutschen notiert werden, bei den Letten, wenn es dem Pastor möglich und ausführbar ist. Wenn Atteste von Gerichten verlangt werden, so soll man die Gebetfahrtlisten bei Ausstellung derselben zu Hilfe nehmen. Bei Toten sind die männlichen über 90 Jahre und „die tragisch Verstorbenen" besonders aufzuführen. Endlich soll in einem offiziellen Kirchenbuch ein Verzeichnis der Beeidigten geführt werden. Neben den offiziellen Kirchenbüchern wird verlangt: „1) ein Verzeichnis der Vaccinierten mit Angabe des Impfers; 2) Sammlung aller Regierungspatente; 3) Abschrift der Zirkularbefehle; 3) Sammlung aller übrigen Befehle, Verordnungen, Bekanntmachungen (so z. B. Anordnung zum Kollektieren für die Aboſche Kathedrale, dessen Ertrag dem Generalgouverneur von Finnland zu übersenden ist, 1828!); 5) Sammlung aller im Lauf des Jahres eingegangener Scheine und Atteste; 6) Sammlung

aller den Pastor als Widmenbesitzer und die Widme als solche angehenden Befehle im Original zu assortieren, weil solche Dokumente für die Integrität der Widme und Rechte der Prediger oft von äußerster Wichtigkeit sind."

Alle diese Sammlungen sollen gebunden werden oder wenigstens geheftet in einem Konvolut und zur Erleichterung des Nachsuchens mit Registraturen versehen werden. Endlich wird ein Missiv verordnet, wo die Prediger alle Berichte an Behörden, Atteste, Mitteilungen offener Art zu ihrer Legitimation und zur Notiz der Suzzessoren einzutragen haben. Dann soll jeder Manualbücher führen, nicht lose Blätter verwenden, sondern diese gebunden nach Jahrgängen geordnet in der Sakristei aufbewahren, damit, falls die im Pastorat befindlichen Kirchenbücher unglücklicherweise verloren gehen, dieser sonst unersetzliche Verlust aus dem Manual ersetzt werden könne. Form und Einrichtung wird der Manier des Predigers und den Ratschlägen des Propstes überlassen. „Dann hat das Archiv zu enthalten eine schriftliche Nachweisung über die Resultate der lettischen Hausbesuche, die umsomehr gewünscht werden, als sie einen Maßstab zur Kulturgeschichte des Volkes und zur Beurteilung der nützlichen Tätigkeit eines jeden abgeben. Endlich, wo es üblich, dem Besten der Kirche ersprießlich und ausführbar ist, ist Rechnung zu führen über die kleinen Einnahmen und Ausgaben der Kirche, der bei diesen Rechnungen stattfindenden Rechte der Kirchenvorsteher unbeschadet." Zum Schluß erwartet das Konsistorium, „daß jedes Mitglied des kurländischen evangelischen Ministerii die gute Absicht dieser Verordnung anerkenne und dahin streben werde, den hiermit vorgebildeten Grad der Vollkommenheit möglichst zu erreichen, und trägt den Herren Pröpsten auf, nach ihren Kräften auf Beherzigung und Erfüllung dieser Maßregel einzuwirken, auch die noch ungeordneten Papiere im Archiv zu ordnen und diesen ihren Befehl sorgfältig aufzubewahren." Die Vorschrift ist gewiß, wo überhaupt Archive existieren, aufbewahrt, aber nur vielleicht im Chaos von andern Papieren, von deren Existenz mancher Archivbesitzer ebensowenig etwas ahnt, wie von diesem Normalstatut für Archive.

Es enthält in der Tat in den Grundzügen das meiste, was zum offiziellen Kirchenarchiv gehört und Bezug hat auf die Kirchenbuchführung und andre Kanzleiarbeiten.

Die historische Wertung des Archivs und dem entsprechend das historische Quellenmaterial ist freilich wenig berücksichtigt, dann aber auch etwas rein Äußerliches, was dennoch nicht ganz unwesentlich ist, weil in Ermangelung desselben das wertvollste Archiv der Gefahr ausgesetzt ist, sein bestes Archivmaterial zu verlieren, nämlich ein Archivschrank, dessen tatsächliches Fehlen vielfach zur Erklärung dient, daß wichtige Akten spurlos verschwunden sind. Hätten alle Prediger die oben bezeichnete und „gute Absicht ihrer geistlichen Oberbehörde beherzigt und ernstlich nach dem Grad der Vollkommenheit gestrebt", hätten alle Pröpste auf sie eingewirkt, dann hätte Kurland lauter Musterarchive.

Tatsächlich existieren sie nur vereinzelt.

Leider enthält das 5 Jahre später edierte Kirchengesetz merkwürdigerweise keinen Paragraphen über Kirchenarchive und beschränkt sich weniger genau als die Konsistorialvorschrift auf Führung der offiziellen Kirchenbücher (§ 455 -458), nur daß noch als Ergänzung die Führung der Kirchenchronik verlangt wird.

Es scheint, daß man in Bezug auf unsre Kirchenarchive noch bis in die 70er Jahre des letzten Jahrhunderts nicht fortgeschritten, sondern eher zurückgegangen ist, geschweige denn, daß die Archive jene Sorgfalt der Abfassung in den späteren Inventarien und den vollständigen Besitz aller älteren Inventarien aufweisen können, wie die herzoglichen Kirchenvisitationen es verlangten. Vielleicht, daß die jetzt immer seltener werdenden gesetzlichen Kirchenvisitationen (in manchen Gemeinden schon seit 50 Jahren keine mehr) auch hierin Wandel schaffen könnten und eine Konsistorialvorschrift mit modifiziertem Normalstatut, den jetzigen Zeitverhältnissen entsprechend, helfen könnte. Wie viele Pastorate gibt es ohne eigentliches Pfarrarchiv oder welches wenigstens genau genommen nicht den Namen eines solchen verdient, wo Zirkularbefehle des Konsistoriums einfach in den Papierkorb wandern, wo als Voraussetzung eines geordneten Archivs ein zweckentsprechender Archivschrank nicht existiert, daher älteres historisches Material nicht aufbewahrt ist und nur auf einem offenen Pult die Kirchenbücher verstaubt und vergilbt, ja zum Teil angesengt den einzigen Bestand des offiziellen Archivs ausmachen oder wo im Archiv solch ein Tohuwabohu herrscht, daß der Bestand desselben ganz illusorisch wird und die Benutzung kaum möglich ist.

Und doch haben wir eingangs hervorgehoben, wie gerade die jetzigen Zeitverhältnisse den Besitz eines geordneten, möglichst vollständigen Archivs zur zwingenden Notwendigkeit machen, gerade in solcher Zeit des Niedergangs, politischer und sozialer Gährung, wo unsre Landeskirche durch äußere und innere Krisen geht und das Kircheneigentum so oft schon Vergewaltigungen und Rechtsbrüchen ausgesetzt war beim Mangel an Urkunden und rechtsgültigen Beweisen, die auf Aktenmaterial basieren. Das neu erwachte historische Interesse in unsrem Baltenlande und die Erkenntnis des praktischen Nutzens eines inhaltreichen Archivs hat in den letzten Jahrzehnten viele Prediger veranlaßt, aus eigener Initiative Hand ans Werk zu legen und den persönlichen und lokalen Bedürfnissen entsprechend ein Archiv sich anzulegen und zu ordnen, ohne daß auf diesem Gebiet innerhalb des Konsistorialbezirks eine prinzipielle Einheitlichkeit der Archivordnung angestrebt, geschweige erreicht wäre.

Wenn ich kurz auf die Frage eingehen soll, welch eine Archivordnung etwa in Anlehnung ans Statut von 1827 für die Zukunft in allen kurländischen Kirchenarchiven zu erwünschen wäre, so dürfte sie m. E. mit einzelnen sehr wesentlichen Ergänzungen des früheren Schemas etwa folgende sein:

I. a) Kirchenbücher, b) Missiv, c) Manuale, d) Personalbücher und alphabetische Register.

II. Den Pastor betreffend: a) Kirchenvisitationsprotokolle, b) Vokationen, c) Konstitutionen, d) ministerielle und konsistoriale Bestätigungen.

III. Die Kirche und Widme betreffend: a) Inventarien, b) Karten, c) Grenzregelungen, d) Maßregister, e) Bonitierungsakten, f) Pastoratskontrakte, g) Resolutionen in Prozessen, h) Servitute (NB. dasselbe für Küstorats- und Pastoratsgesinde), Kirchenkonventsbeschlüsse.

IV. Kirchenbeamte betreffend: a) Kopien der Kontrakte mit den Küstern, Organisten und Glockenläutern, b) Wahlprotokolle und Bestätigung der Kirchenvormünder, c) namentliches Verzeichnis der zum Kirchenvormundsbezirk gehörenden wahlberechtigten Gesinde und nicht wahlberechtigten Ansiedlungen.

V. Offizielle Schreiben nach Jahrgängen mit Inhaltsverzeichnissen auf dem Deckel des Konvoluts (oder inhaltlich geordnet, das Konsistorium, andre Behörden betreffend ꝛc.).

VI. Atteste (Altersscheine, Proklamations- und Parochialscheine ꝛc.).

VII. Die Kirchhöfe betreffend: gedruckte und ungedruckte Kirchhofsordnungen, Kassenbücher für die einzelnen Kirchhöfe.

VIII. Bausachen, Bauverpflichtungen der Krone und der Eingepfarrten, Bauanschläge, Baukontrakte, Materialanweisung, Repartitionen, Versicherungspolizen ꝛc.

IX. Kirchenrechnungen, Schnurbücher, sonstige Kassen- und Kollektenbücher, Stiftungsurkunden, Legate (Testamente).

X. Oktoberberichte (von 1905 an Juniberichte), Formulare und Kopien der jährlichen Berichte.

XI. Kirchenhistorische Manuskripte und Chroniken.

XII. Drucksachen von historischem Wert, alte Kirchenordnungen, Kirchengesetz, alte Agenden (so namentlich im Piltenschen Stift), Busch, Materialien; Kallmeyer-Otto, Kirchen und Prediger Kurlands ꝛc.

XIII. Wissenschaftliche, praktische und statistische Abhandlungen, die Pastor loci verfaßt hat. (Nekrologe der Vorgänger oder andrer Diözesanen sollten im Propstarchiv deponiert werden.)

XIV. Protokolle (der Synoden, Unterstützungskassen, Kindergottesdienste, Taubstummen- und Blindenanstalt, Missionskonferenzprotokolle.)

XV. Reglements: Kurländische Bauerverordnung, Ordnung für Kirchenvisitation, Kirchenvormünder-Reglement, Vorschrift über das abgelöste eiserne Inventar, Statuten der Prediger-Witwenkassen ꝛc.

XVI. Schulsachen: Volksschulordnung, Entscheidung der Schulbehörden, Schulfundationen, Legate, Lehrerbestätigung, Pönbücher (wenn möglich auch Schulmissiv). Der Inhalt des Archivs ließe sich, was das historische Material betrifft, noch wesentlich komplettieren: 1) durch Abschriften aus andern Archiven, vor allem durch Kopien der ältesten Inventarien, so weit sie sich noch im Notariatsarchiv des Konsistoriums, oder Ritterschaftsarchiv, oder bei den Oberkirchenvorständen befinden. 2) durch Zurückforderung entliehener oder einverlangter alter Akten und Karten an Behörden und Kirchenvorstände.

Diese archivalische Gruppierung, die sich vielfach ändern ließe, wenn auch m. E. das wesentlichste berücksichtigt ist, ist gewissermaßen nur die Vorarbeit, die Sichtung des Materials für die eigentliche archivalische Verarbeitung. Die Vorarbeit erfordert nicht großen Scharfsinn, nur Ordnungssinn, und jeder Kanzelist könnte sie leisten. Sie gehört aber dennoch zu den Amtspflichten des Pastors, welche auch Treue in Kleinem fordern.

Anders und weit schwieriger ist es nach diesem Vorarbeiten an die eigentliche Verwertung des historischen Materials zu gehen.

Es ist ein müssiger Einwand, daß es zu solchen Arbeiten an Stoff fehle, oder an Vorarbeiten der Vorgänger, oder an Übung und Anleitung, Verständnis für archivalische und historische Quellenstudien. Fachmännische Werke werden ja auch nicht erwartet, die leistet der zünftige Historiker. Aber Material ist mehr oder weniger überall vorhanden und vorgearbeitetes ist nicht selten. Denken wir nur daran, zu welchen Arbeiten auch unsre Kirchenarchive beigetragen haben; da sind: Kelchs Chronik, Henning und Einhorn, Alexander Gräven, Mirbachs Briefe, Schwartz' Kurländische Staatsschriften, Ziegenhorn, v. Kloppmanns Güterchroniken, Napiersky's Beiträge zur Geschichte der Kirchen Kurlands, Woldemars Nachrichten über kurländische Kirchen und Prediger, v. Recke's Presbyterologie Kurlands. Außer diesen Drucksachen und Manuskripten noch Arnoldis ältestes Piltensches Kirchenbuch mit seinen interessanten kulturhistorischen Randglossen, dann Mylichs Chroniken von Nerft und Bauske, Wittenbergs Kirchenbuch aus Muischazeem, dann auch Kurland betreffend Buchholz' Materialien zur Personalkunde in der Rigaschen Stadtbibliothek und noch vieles andere.

Was sich auf Grund solcher Quellen schaffen läßt, hat uns ein Nichttheologe zur Beschämung vieler, aber auch alle Prediger Kurlands zum Dank verpflichtend, Dr. Otto in Mitau bewiesen, dessen Sammelfleiß uns in seinem Buch „Evangelische Kirchen und Prediger Kurlands" eine unerschöpfliche Fundgrube geboten hat. (Das Buch wird in Bälde in sehr erweiterter Auflage erscheinen.)

Wir werden nicht mehr zu fragen haben, was könnten wir mit dem verfügbaren Material machen? Ich meine es bietet sich eine weite Perspektive und ein großes Arbeitsfeld. Wer erst

anfängt, dem wächst die Arbeit und der Stoff scheint nicht so leicht zu bewältigen. Nehmen wir z. B. unsre alten Kirchenbücher, welch eine Fülle von Material bieten sie für die Landesgeschichte und Genealogie. Nehmen wir die alten Inventarien, Rezesse, Kirchspielsschlüsse, welch interessantes Bild bieten sie von dem Zustand der Gemeinde. Dieses reichhaltige Material liegt trotz Verwendbarkeit brach.

Alle diese Erwägungen haben den Gedanken nahe gelegt, in absehbarer Zeit die Überführung sowohl unsres wichtigen Norariatsarchivs im Konsistorium, als vor allem unsrer noch weit mehr gefährdeten Pfarrarchive odder doch der Kirchenbücher bis 1832 in das zentrale Landesarchiv zu bewerkstelligen, was wir nur mit Freuden begrüßen können, böte sie uns doch die doppelte Garantie, 1) daß nicht fernerhin unschätzbares Aktenmaterial verloren ginge in seinen feuersicheren Gewölben, und 2) daß es hoffentlich mit der Zeit eine gleiche Verwertung erfahren würde wie in Livland, wo umfassende Inhalts- und Namenregister angefertigt sind. Endlich wäre allen Interessenten, die historische oder genealogische Arbeiten vorhaben, an einem Ort alles zusammen zur Hand, wie im livländischen Ritterhause seit 10 Jahren.

Es könnte der Einwand erhoben werden, daß durch solche leihweise Überführung der Kirchenbücher (freilich auf Befehl und unter Kontrolle des Konsistoriums und unter Garantie der Ritterschaft) Schwierigkeiten bei Ausfertigung von Scheinen sich böten. Freilich wäre für alle jetzt über 72 Jahr Alten, wie in Livland eine Anfrage an das aus dem Hauptarchiv vermittelnde Konsistorium erforderlich. Doch man wird zugeben, daß diese Kalamität mit jedem Jahr geringer wird. Nehmen wir nun diese geringe Unbequemlichkeit in den Kauf, so wird sie durch den Vorteil reichlich aufgewogen, daß endlich unser reiches kirchliches Aktenmaterial von Fachleuten gründlich und zweckentsprechend verarbeitet werden könnte. Daß das Landesarchiv auch Laien zugänglich ist, wird mit Dank begrüßt. Welch einen Wert umfassende Auszüge aus allen Kirchenbüchern haben, wird jeder würdigen, der sich mit solchen Arbeiten befaßt hat.

Obschon die Frage der Überführung der alten Kirchenbücher in unser neues stattliches Landesarchiv in Kurland noch lange nicht spruchreif ist und es gewiß noch langer Verhandlungen bedarf,

ehe die Sache realisiert wird, so ist es doch an der Zeit, und könnte und sollte jeder Prediger, der sein eigenes Kirchenbuch im Interesse seiner Gemeinde zu Hause noch durcharbeiten will, die Frist auskaufen, wo er im Alleinbesitz seines bisher vielleicht unbenutzten Archivs ist.

Die Bearbeitung dieses Materials führt uns zum Schluß auf die Frage über die Kirchenchroniken.

Diese wird uns auch durchs Kirchengesetz § 403 vorgeschrieben, „wonach jeder Prediger verpflichtet ist, eine Chronik seiner Kirche und seiner Gemeinde zu führen und in derselben alle irgend bemerkenswerten Ereignisse in Bezug auf den Zustand seiner Kirche und Gemeinde aufzunehmen."

Wir sehen, kein Schema wie bei den Kirchenbüchern, es ist der individuellen Freiheit Spielraum gewährt, so daß, um mit den Worten des Zirkularbefehls von 1827 zu reden, „jeder nach seiner Manier" die Chronik führen kann. Und doch hat kaum die Hälfte unsrer Pfarrarchive Chroniken, selbst so ereignisvolle Jahre wie der Untergang der Selbständigkeit des Herzogtums Kurland oder der Krieg von 1812 ist kaum erwähnt, während genaue Witterungsbeobachtungen, Getreidepreise, Wasserstand der Flüsse notiert sind, gewiß für manche interessante Beobachtungen, doch nicht den Zustand der Gemeinde betreffend. Aber jeder redete und schrieb eben, wovon ihm das Herz voll war. Die Chronik hat m. E. einen vierfachen Zweck. Der Chronist führt das Buch für sich, seine Gemeinde, seinen Nachfolger und die Landeskirche. Ich will dies kurz präzisieren.

1) Der Pastor führt die Chronik für sich. Wie das Kirchenarchiv zunächst ihm selbst Dienste leistet, so auch die Chronik; beides wird schließlich unentbehrlich. Fassen wir die praktischen Gesichtspunkte ins Auge. a) Ist der Pastor ein fleißiger Chronist, welche Hilfe bietet ihm die Kirchenchronik für seine Oktoberberichte über seine Amtsführung, über das äußere und innere Kirchenwesen, das geistige und geistliche Leben der Gemeinde? Falls der Oktoberbericht nicht in trocknen Zahlen bestehen soll, sondern wenn er das statistische Gerippe mit Fleisch und Blut bekleiden will, so bietet ihm die Chronik einen Überblick über alle Ereignisse in der Gemeinde, die im Lauf des Jahres notiert sind. b) Oder aber für die Kirchenvormünderversammlungen oder sonstige Gemeinde-

konferenzen, auf denen man den Versammelten einen Rückblick und Einblick in alle Gemeindeverhältnisse gewährt. Hier ist der dankbarste und passendste Stoff, der alle interessiert, weil sich an die erwähnten Mitteilungen oft weitere Besprechungen und Auseinandersetzungen knüpfen. c) Dieser Rückblick auf persönlich Erlebtes kann dem Pastor immer wieder zur Selbstprüfung dienen, weil er ihn mahnen wird an das, was er unterlassen und was er zu bessern hätte.

2) Die Chronik ist für die Gemeinde. Ihr Pastor ist ihr Chronist, der ihr Sittenbild zeichnet mit Licht und Schatten. Er schreibt ihr sozusagen die Zensur, und wenn das Bild auch subjektiv gefärbt ist, man soll ihm anmerken, daß er den Pulsschlag der Gemeinde gefühlt, daß er mit ihr geteilt Leid und Freud.

3) Der Chronist schreibt für seinen Nachfolger. Ist die Chronik in rechter Weise geführt, so ist sie dem Nachfolger von größtem Interesse und praktischem Wert, weil sie den Fremden in medias res führt, so daß er sich in den bisher unbekannten Verhältnissen der neuen Gemeinde am leichtesten orientieren kann über Sitten und Unsitten, Vorzüge und Schäden seiner anvertrauten Gemeinde, wo er unnütze Experimente lassen kann, die ihm Zeit und Kraft kosten, während er sich überzeugen kann, was von seinem Vorgänger versucht und eingeführt, aufgegeben und als unzweckmäßig unterlassen ist. Dadurch kann er sich manche trübe Erfahrungen ersparen und wird mit größerem Takt die rechten Saiten treffen.

4) Endlich hat die Kirchenchronik einen historischen und kulturhistorischen Wert als Vorarbeit zu einer umfassenden Landeskirchengeschichte, weil sich hier ja auch Bausteine finden für den späteren Kirchenhistoriker, der das Rohmaterial umarbeitet, es nach höheren und weiteren Gesichtspunkten zusammenfügt, als der Lokalchronist. Viel Schutt und Geröll wird abfallen, aber dennoch manches brauchbare bleibenden Wert für alle Zeiten haben.

Die Chronik ist ja nicht oder sollte wenigstens nicht in trocknen Zahlen und Aufzeichnung von Tatsachen bestehen, sondern sie will ein Stimmungsbild sein, welches als solches auch immer ein Charakter- und Zeitbild ist. Gerade in einer Gährungsperiode, wie wir sie erleben, die, will's Gott, ein Übergang zum Besseren ist, da sollen wir alles, was Kirche und Gemeinde betrifft, fest-

nageln für die Zukunft, auch die Krankheitssymptome, welche uns eine spätere Entwicklung der Bewegung verstehen lehren. Mag die Nachwelt wissen, was wir gelitten, warum wir gestritten, was wir erhalten haben, was uns genommen ist. In einer Zeit, die materialistisch gesinnt, dem Augenblick lebt, nicht aber den Ernst der Gegenwart erkennt und nicht an die Zukunft und die Konsequenzen der modernen Weltanschauung denken mag, da ist's ja des Pastors Pflicht, als des Wächters auf der Warte, die Augen offen zu halten für alles, was um ihn geschieht und in der Chronik, diesem Tagebuch seiner Gemeinde, die Zeichen der Zeit ad memoriam zu fixieren für künftige Tage, damit man aus der Vergangenheit lerne.

Unsre baltische Kirchengeschichte ist nicht deshalb so stiefmütterlich behandelt, weil sie etwa keinen interessanten Stoff bietet. Denken wir doch nur an Einhorns Schilderung des religiös-sittlichen Lebens in Kurland, an die Einführung der Reformation unter Gotthard Kettler und der von ihm ernannten Kommission für Kirchenreformen und Organisation, den bekannten Rezeß von 1567, die allgemeine Kirchenvisitation unter Bülau und die Kirchenfundationen, die Geschichte des Piltenschen Stifts und die wiederholten Versuche Roms, das säkularisierte Bistum wiederzugewinnen, die Erfolge der Jesuiten in Kurland mit Hilfe der polnischen Könige, die Katholisierung vieler Gemeinden, die Reibungen mit der reformierten Schwesterkirche, die durch die reformierten Herzoginnen Eingang im Lande fand, das Sektenwesen, das von den Hafenstädten aus ins Land drang. Dann der Einfluß der politischen Verhältnisse auf die Landeskirche in den letzten Jahrhunderten, die Verfassung der lutherischen Kirche, wie sie Dalton in seinem Werk berücksichtigt hat; dann einzelne Lehrstreitigkeiten im 17. Jahrhundert, der Streit über den zwei- und dreigliedrigen Segen, oder der Kampf des Rationalismus mit der neu erwachten Orthodoxie etwa in den J. 1830–40, der namentlich von dem Savellenschen Pastor Bockhorn ausging, dem damals präsumtiven kurländischen Generalsuperintendenten, der für seine rationalistischen Doktrinen Propaganda machte und die Majorität der Synode beherrschte und viele in seinen Bannkreis zog, bis Hengstenberg gegen ihn zu Felde zog und ihn mit seiner vernichtenden Kritik ad absurdum führte, seine Kandidatur zum Generalsuperintendenten damit unmöglich

machte. Oder hat der Inspirationsstreit die Federn unsrer baltischen Theologen nicht in Bewegung gesetzt? Oder denken wir an die Entstehung der Synodalordnung und Geschichte der Synode, dann wie die beiden Schwestern, die äußere und innere Mission Hand in Hand gingen, insofern sie hier fast zu gleicher Zeit ins Leben traten, indem die Phasen ihrer Entstehung und Entwicklung aufs engste verknüpft sind mit der Gründung der Diakonie hier im Lande und ihrer Verzweigung vom Mutterhause aus.

Wenn aus grauer Vorzeit und seit Einführung der Reformation in herzoglicher Periode oder im letzten Jahrhundert mit seinen tiefgreifenden Wandlungen auf religiösem, sozial- und kirchenpolitischem Gebiet sich unzählige Anknüpfungspunkte finden, so kann von einem Stoffmangel nicht die Rede sein. Es kommt nur darauf an, das punctum saliens in jeder Zeitperiode ins Auge zu fassen, dann bietet sich eine Fülle der interessantesten Beobachtungen und Erscheinungen, die es wert sind nicht der Vergessenheit preisgegeben zu werden. Nicht die einzelnen weniger in die Augen fallenden äußeren Wandlungen sind es, die unserm vom Weltverkehr entfernten stillen Ländchen von weittragender historischer Bedeutung wären, sondern die Geistesströmungen, die sich nicht nach den großen Verkehrsadern richten und bei der scheinbaren Exklusivität unsres Heimatlandes ausgehen von einzelnen Charakteren, die sich gerade in der ländlichen Stille eigenartig ausprägten, von kraft- und geistvollen Persönlichkeiten. Die Lebensbilder derer zu entwerfen, welche Söhne ihrer Heimat, Kinder ihrer Zeit waren, also eine Kirchengeschichte auf biographischer Unterlage, wird dem künftigen Kirchenhistoriker keine undankbare Aufgabe sein, und die vorhandenen Kirchenchroniken, wie die Lebenserinnerungen unsrer Prediger, die ja im Mittelpunkt des geistigen und geistlichen Lebens ihrer Gemeinde stehen und von denen Impulse in weitere Kreise ausgehen sollten, werden brauchbare Notizen bieten für eine lebensvolle Schilderung vergangener Tage.

Die Kirchenchroniken sind mithin nicht müssiger Zeitvertreib; wäre ihre Führung nicht durchs Kirchengesetz geboten, wir müßten sie uns zum Gesetz machen. In der Mannigfaltigkeit der Abfassung sehe ich keinen Nachteil, eher einen Vorteil, denn variatio delectat; die Originalität interessiert mehr als die Schablone.

Das Minimum des Inhalts müßten die zu behandelnden Fragen des offiziellen Oktoberberichts sein, wie z. B. auch die Petersburger Synode einfach die Eintragung dieses Berichts in die Chronik empfiehlt Doch walte hier kein Zwang, sondern Freiheit.

Weit schwieriger ist die Frage, wie wir die Lücke füllen sollen für frühere Jahrhunderte, falls keine Vorarbeiten vorliegen. Da glaube ich, daß es sich hier nicht mehr um einfache chronikalische, sondern um wirkliche historische Arbeit handelt, die den innern Zusammenhang der Ereignisse, Ursache und Folge beachtet und nach einer bestimmten Idee den Stoff formt und ihn nicht bloß chronologisch ordnet ohne weitere Reflexion.

Da werden zur Vervollständigung des geschichtlichen Bildes auch noch andre Quellen außer den im Kirchenarchiv befindlichen herangezogen werden müssen. Es werden die Briefladen des Kirchspiels reichen Stoff bieten. Da werden nun interessante Gesichtspunkte dem Darsteller sich unerwartet bieten, wenn er erwägt, daß er auf geschichtlichem Boden steht und nachforscht, wer hier gelebt hat, was hier geschehen ist. Die Untersuchung der Ortsnamen wird ihn zu linguistischen und ethnographischen Studien führen und Perspektiven eröffnen, die weiter zu prähistorischen Untersuchungen führen. Doch es würde zu weit führen, hier alles namhaft zu machen, was bei einer solchen Arbeit in Betracht käme.

Sorgen wir nur, daß vor allem die Kirchenarchive sich füllen und die Annalen unsrer Lokalgeschichte nicht lose Blätter sind, dann werden wir nicht einst zum betrübenden Resultat kommen: „Quod non est in actis, non est in mundo“, sondern vielmehr: „Fuit in mundo, quod scriptor demonstravit.“



Literarische Rundschau.



Wie ein Elsässer aus einem Franzosen ein Deutscher wurde.

Die ethnographischen Mischungen in Grenzländern, Übergänge aus einer Kulturwelt in eine andre, wie sie hier so oft zu erfolgen pflegen, haben für uns ein besonderes Interesse, namentlich wenn sie mit wichtigen politischen Vorgängen verknüpft sind. In solche Verhältnisse führt uns ein jüngst erschienenes interessantes Memoirenwerk*. August Schneegans war einst der in weiten Kreisen am meisten genannte Führer der elsässischen Autonomisten, jener Partei, die zuerst den Weg einer Verständigung mit dem deutschen Reiche beschritt. Seine Lebenserinnerungen müssen natürlich für die Geschichte des Elsasses nach der Besitzergreifung durch Deutschland eine Quelle ersten Ranges bilden. In zusammenhangender Form sind sie von August Schneegans nicht aufgezeichnet; er hat nur umfangreiche Fragmente hinterlassen, teils in französischer, teils in deutscher Sprache. Aus ihnen hat sein Sohn Heinrich Schneegans ein einheitliches Ganzes geschaffen, und diese Arbeit, die in gleichem Maße Pietät und Selbständigkeit fordert, ist ihm trefflich gelungen. Das Buch bietet das Lebensbild eines Mannes, der in jener Übergangszeit wohl zu allen namhaften Persönlichkeiten des Elsasses und zu einer großen Zahl französischer und deutscher Politiker und Schriftsteller mehr oder weniger nahe Beziehungen gehabt, eines Mannes von gediegener, vielseitiger Bildung, scharfer Beobachtungsgabe und vor allem von großer Ehrlichkeit gegen sich selbst, von großer Unabhängigkeit gegenüber den Wandlungen der öffentlichen Meinung. Das Jahrzehnt 1870–80 nimmt bei weitem den größten Teil der Memoiren ein. Über die letzten 18 Lebensjahre von Schneegans

*) August Schneegans 1835–98. Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Übergangszeit. A. d. Nachlaß herausgegeben von Heinrich Schneegans. Berlin, Gebr. Paetel. 1904. Preis M. 10.

erfahren wir nur einiges durch kurze Notizen des Sohnes, und auch die ersten Kapitel „Kindheit und Jugend", „Die Lebensjahre in Paris und Straßburg" sind verhältnismäßig wenig umfangreich und eingehend. In einer Beziehung ist das namentlich zu bedauern: man erführe gern näheres über den Anteil, den Deutschtum und Franzosentum an den Grundlagen der Geistes- und Gemütsbildung bei ihm und seinen Landsleuten hatten. Die Sprache, die in seinem Elternhause gesprochen wurde, in der er den ersten Unterricht erhielt, war die deutsche. „Das Vaterunser, die Kirchenlieder, sagt er, kannte ich in deutscher, nicht in französischer Sprache. Ein französischer Gottesdienst ist mir immer wie etwas Fremdes, Ungewöhnliches vorgekommen." Aber während seiner Schuljahre wurde im letzten Jahre des liberalen Bürgerkönigs Ludwig Philipp, kurz vor dem Ausbruch der Revolution von 1848, auf Befehl der Regierung der Gebrauch des Französischen nicht nur in den Schulen, sondern auch in den Häusern vorgeschrieben: die Eltern durften mit den Kindern nicht mehr deutsch, sie mußten mit ihnen französisch sprechen. So sind ihm beide Sprachen annähernd gleich vertraut geworden, wie er sich ja auch als Schriftsteller beider bedient hat. In der Zeit vor 1870, wo das Urteil über die Nationalitäten noch nicht durch politische Leidenschaften getrübt war, hat Schneegans, wie wohl die meisten seiner Landsleute, eine Mittelstellung zwischen Deutschland und Frankreich eingenommen: von beiden Ländern hat er wichtige Bildungselemente empfangen, beiden Völkern ist er durch Sympathie verbunden, in erster Linie aber ist er Elsässer, eine Selbständigkeit, wie sie Straßburg als freie Reichsstadt besessen, ist sein Ideal. Wie weit dieser Partikularismus damals im Elsaß verbreitet war, wie sehr man sich auch Frankreich gegenüber al etwas Besonderes fühlte, zeigen viele von Schneegans berichtete Äußerungen von Elsässern, auch von solchen, die in hervorragender Stellung in Frankreich wirkten. „Schon zu dieser Zeit", sagt Schneegans an einer Stelle des Kapitels „Kindheit und Jugend", „fühlte ich mich merkwürdig hin- und hergezogen zwischen meinen französischen und deutschen Beziehungen. Ich kann wohl sagen, daß bereits damals in mir der Kampf zwischen diesen zwei Elementen begann; ich fühlte, daß ich dem einen ebensosehr gehörte wie dem andern, aber doch mit einem gewissen Unterschied." Den Unterschied findet er darin, daß ihn bei den Franzosen mehr die Feinheit der Umgangsformen anzog, bei den Deutschen die Gemütstiefe

Neben den Kulturbanden, die Schneegans und seine Landsleute mit Frankreich verknüpften, werden aber doch wohl politische Verhältnisse mitgespielt haben, die namentlich die spätere Feindschaft so weiter Kreise gegen das deutsche Reich erklären. Zwei Strömungen sind es, die hier in Betracht kommen. Für die eine

Gruppe der Elsässer war Frankreich vor allem das Land der großen Revolution, die Vorkämpferin der liberalen Idee, der Idee von 1789. Dieser Gruppe gehörte auch Schneegans an, im Kampf für den geistigen Fortschritt, im Kampf gegen den Ultramontanismus sah er seine Lebensaufgabe. — Eine ganz entgegengesetzte Stellung nahm dagegen die große Masse der katholischen Bevölkerung ein. Ihr war Frankreich die Vormacht des Katholizismus, der sie sich in natürlicher Gegnerschaft gegen Deutschland, den Schutzwall des Protestantismus, verbunden fühlte. In wie seltsamer Weise sich diese entgegengesetzten Strömungen in den politischen Kämpfen nach der Annektion oft gekreuzt haben, dafür liefern die einschlagenden Kapitel in Schneegans' Memoiren manches Beispiel.

Eine Entfremdung von Frankreich führten die letzten Jahre des Kaiserreichs herbei und namentlich seine Auflösung im J. 1870. Die Kapitel „Während der Belagerung Straßburgs" und „In der Schweiz" illustrieren durch eine reiche Menge von charakteristischen Einzelzügen die Zuchtlosigkeit und Frivolität, die das ganze offizielle Frankreich und namentlich die Armee erfüllten. Die Belagerung Straßburgs führte zu einer Scheidung zwischen der Kernbevölkerung und der französischen Kolonie, den „Welschen". Die letzteren trugen chauvinistischen Patriotismus zur Schau, flüchteten aber bei der Annäherung des Feindes in höchster Eile. Die alteingesessenen protestantischen Straßburger dagegen fühlten sich von Frankreich verlassen, auf sich selbst angewiesen, und der elsässisch partikularistische Geist brach sich unter ihnen gewaltig Bahn. Dann trat aber ein völliger Umschwung der Stimmung ein, sobald Straßburg kapituliert hatte und seine Tore sich wieder öffneten. Kaum hatten die französischen Truppen die Stadt verlassen, „trunken, in zerlumpten Uniformen, ihre Offiziere, ihre Fahne, den Sieger beschimpfend", als in mächtigen Wellen jene patriotisch-chauvinistische Begeisterung eindrang, die ihre Hoffnungen in Gambetta verkörpert sah. Wie in ganz Frankreich, nahm sie auch in Straßburg den Charakter einer geistigen Epidemie an, die sich in bodenlosen Phantasien verlor und deren Ansteckung nur wenige sich entziehen konnten. Diese wenigen Besonnenen wurden von der fieberhaft erregten Masse als Verräter verschrien; zu ihnen gehörte auch Schneegans. Die widrigen Verhältnisse führten ihn zu einem später oft bereuten Schritt, er entschloß sich Straßburg zu verlassen und neutralen Boden aufzusuchen. Er wandderte in die Schweiz aus, wo er in Bern Mitredakteur der Zeitung „L'Helvétie" wurde; aus ihr hoffte er ein unabhängiges Organ für die Interessen des Elsasses machen zu können. Seine Hoffnungen erfüllten sich nicht, die innere Unabhängigkeit, die er hier gesucht hatte, fand er nicht, auch hier sah er sich genötigt, zwischen Frankreich und Deutschland

zu wählen, und selbstverständlich konnte seine Wahl damals nur auf Frankreich fallen; ja die Abwehr verleumderischer Angriffe, die Verdächtigung des Verrats, führten ihn dem Chauvinismus näher, als es seiner eigentlichen Natur, seiner inneren Überzeugung entsprach.

In dieser Zeit wurde Schneegans als einer der Abgeordneten des Elsasses in die Nationalversammlung gewählt, die in Bordeaux über das Schicksal Frankreichs, also auch des Elsasses entscheiden sollte. Die Eindrücke, die er hier empfing, waren in höchstem Maße entmutigende, niederdrückende. Er mußte die Erfahrung machen, daß der Nationalversammlung das Elsaß im Grunde gleichgültig war: den einen, den konservativen Friedensfreunden, war die Anhänglichkeit der Elsässer an Frankreich ein unbequemes Hemmnis der glatten Abwicklung des Friedensgeschäfts, während sie der republikanischen Kriegspartei unter Gambettas Führung lediglich ein vollkommenes, rücksichtslos ausgebeutetes Agitationsmittel boten. Unter dem Einfluß dieser Partei gerieten auch die elsässischen Abgeordneten zum Schaden ihrer Heimat auf die Bahnen einer unfruchtbaren Protestpolitik. Schneegans ging im wesentlichen mit seinen Kollegen, fühlte sich aber abgestoßen durch die Unwahrhaftigkeit, den Phrasenschwindel, mit dem beide Parteien sich gegen die Tatsachen verblendeten. Die konservative Mehrheit opferte das Elsaß, aber die nationale Eitelkeit der Franzosen verlangte, daß die Elsässer sich trotzdem immer noch als Franzosen fühlen, daß sie sich ihre politische Direktive aus Paris holen sollten. Schon damals, als Schneegans noch französisch fühlte, empfand er dieses Ansinnen als beleidigende Anmaßung. Seine Erbitterung wurde von vielen Elsässern geteilt; einer der Besten unter ihnen, der Bürgermeister Küß von Straßburg, sagte damals auf seinem Sterbebette: „Wir sind besser als diese Nation; Frankreich war nicht würdig, das Elsaß zu behalten."

Trotz aller Enttäuschungen blieb Schneegans Frankreich treu und hielt es für seine Lebensaufgabe, an der Wiederaufrichtung des niedergeworfenen Landes zu arbeiten, dieser Aufgabe glaubte er selbst die Pflichten gegen das Elsaß opfern zu müssen. Er wurde in Lyon Redakteur einer neugegründeten liberalen Zeitung, des „Journal de Lyon". Nach langem Zögern und nur unter innerem Widerstreben hatte er dem Rufe dorthin Folge geleistet; er hatte es getan in der Hoffnung, Frankreich nützen zu können, im Kampfe gegen den damals mächtig anwachsenden Klerikalismus für die geistige Freiheit fechten zu können. Aber die Besitzer des „Journal de Lyon", dem Namen nach Liberale und Republikaner, hatten sich nur aus Opportunismus äußerlich der herrschenden Regierungsform angeschlossen und standen in der Tat gänzlich unter klerikalem Einfluß. Daraus entstanden Konflikte, die seine Stellung allmählich

unhaltbar machten. Dazu gestalteten sich auch die öffentlichen Verhältnisse Frankreichs immer unerquicklicher; der Chauvinismus, der Klerikalismus wuchsen immer mehr an, und besonders fühlte sich Schneegans von der Art angeekelt, mit der beide die elsässische Frage für ihre Parteizwecke ausbeuteten. Immer mehr fühlte er sich zu der Überzeugung gedrängt, daß er unrecht gehandelt habe, als er seine Heimat verließ, und schließlich zum Entschluß, wieder nach Straßburg heimzukehren. Auch hier waren die Verhältnisse unerfreuliche, aber der Weg zum Besseren schien ihm hier deutlich vorgezeichnet. Altdeutsche und Elsässer standen sich mißtrauisch gegenüber· in Deutschland hatte man anfangs gehofft, daß die alten deutschen Traditionen im Elsaß noch mächtig genug sein werden, um eine leichte und schnelle Verschmelzung zu ermöglichen, als man das als einen Irrtum erkennen mußte, war die Enttäuschung eine große, so daß eine Erbitterung platzgriff, die sich vielfach in bureaukratischen Maßregelungen und Chikanen äußerte. Dadurch wurde nun auch auf der andern Seite die Opposition immer mehr aufgereizt, und das Resultat war, daß bei den Reichstagswahlen von 1874 nur Protestler und Klerikale gewählt wurden, ein Resultat, das die ablehnende Politik der Altdeutschen zu rechtfertigen schien, die den Elsässern möglichst wenig Selbständigkeit einräumen wollten. Eine Mittelstellung zwischen den unversöhnlichen Protestlern und den wenig zugänglichen Altdeutschen nahm die damals sich bildende Partei der Autonomisten ein, die einerseits die Vereinigung des Elsasses mit Deutschland als endgültige Tatsache loyal anerkannte, anderseits aber dem Elsaß im Verbande des deutschen Reiches die Stellung eines selbständigen Staatswesens zu gewinnen suchte. Dieser Partei schloß sich auch Schneegans an, ihren Interessen diente er zunächst als Journalist. Er redigierte das Parteiblatt der Autonomisten, das Elsässer Journal. Zugleich aber knüpfte er auch Beziehungen zur altdeutschen Presse an. In der Augsburger Allgemeinen Zeitung veröffentlichte er eine Reihe von Briefen, die später auch als Buch unter dem Titel: „Aus dem Elsaß“ gesammelt erschienen. In diesen Briefen unterwarf er vom Standpunkt eines deutschfreundlichen Elsässers die elsaß lothringische Verwaltung einer scharfen, aber sachlichen Kritik. Es war das erste Mal, daß ein Elsässer in einer altdeutschen Zeitung das Wort ergriff, und es machte großen Eindruck, daß ein so angesehenes Blatt wie die Allgemeine Zeitung den Klagen der Elsässer ihre Spalten öffnete. Aber diese journalistische Vertretung der elsässischen Sache erschien Schneegans und seinen Freunden nicht genügend. In vielen Kreisen empfand man es schon lange als einen Übelstand, daß infolge der frondierenden Politik der Protestler und Klerikalen das Elsaß eigentlich so gut wie gar keine Vertretung im Parlament, daß es gar keine Bezie-

hungen zu den Parteien des Reichstags und zur Regierung hatte, keine Möglichkeit, auf deren Entschlüsse bestimmend einzuwirken. Schneegans wurde dann von seinen politischen Freunden nach Berlin geschickt, um zunächst mit der nationalliberalen Partei, der einflußreichsten damals, Fühlung zu gewinen. „Als Kundschafter in Berlin“ sah er sich zunächst nur an, dieser Aufenthalt sollte aber für sein äußeres wie für sein inneres Leben wichtigere Folgen gewinnen, als er es damals wohl ahnen konnte. Berlin und Preußen, Norddeutschland überhaupt kannte er wie seine Landsleute bisher nur aus den gehässigen Darstellungen der Franzosen. Die eigene Anschauung klärte ihn jetzt darüber auf, wie verlogen diese waren, und gerade der Kontrast zwischen Legende und Wirklichkeit verstärkte in ihm das Gefühl der Bewunderung für die Tüchtigkeit des norddeutschen Stammes und des preußischen Staates Dazu kam, daß er bei allen Politikern, die er aufsuchte, nicht, wie er anfangs befürchtet hatte, Übelwollen, sondern wohlwollende Teilnahme fand, das Bedürfnis, sich über die Verhältnisse und die Hoffnungen des Elsasses zu unterrichten, und Bereitwilligkeit, die berechtigten Wünsche der Elsässer zu erfüllen. Über die Eindrücke, die Schneegans gewonnen, berichtete er in „Briefe aus Berlin“ im Elsässer Journal. Diese Briefe erregten in höchstem Maße die öffentliche Meinung im Elsaß und in Paris. Der naiven Selbstüberhebung der Pariser erschien es eine Beleidigung, daß man im Elsaß eine Verständigung mit Deutschland suchte, daß die Elsässer sich nicht mit der Rolle der verlorenen Kinder Frankreichs begnügten. Und das Ungewitter in der französischen Presse schüchterte auch im Elsaß zahlreiche schwankende Gemüter ein, die anfangs die Politik der Autonomisten unterstützt hatten, jetzt aber von ihnen abzurücken begannen. Trotz dieser Anfeindungen wurden jedoch bei den Reichstagswahlen von 1877 fünf autonomistische Abgeordnete gewählt, unter ihnen auch August Schneegans. Einer ihrer ersten Schritte war, daß sie sich eine Audienz beim Fürsten Bismarck erbaten. Diesem hatte sich Schneegans bisher ferngehalten und trat ihm auch jetzt noch nicht ohne ein gewisses Vorurteil entgegen; bald aber bildete sich zwischen ihnen ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis. Schneegans erkannte, daß dem Fürsten gegenüber vollste Offenheit das allein richtige Verhalten sei, und durch diese Offenheit gewann er sich Bismarcks Sympathie. Auch die freundschaftlichen Beziehungen zu deutschen Parlamentariern, die Schneegans bereits früher angeknüpft, wurden erweitert und befestigt.

Diese persönlichen Verhältnisse einerseits, anderseits aber auch die genaue Kenntnis der öffentlichen Zustände des Elsasses, die er sich in seiner journalistischen Tätigkeit erworben, rückten Schneegans in den Vordergrund seiner Partei, als deren Seele er sich

selbst ansehen durfte. Das Werk der Gesetzgebung, die dem Elsaß die Stellung eines selbständigen Staatswesens gewährte, wurde namentlich durch sein taktvolles und sachkundiges Eingreifen auf eine gedeihliche Bahn gelenkt. Gleichzeitig erweckten aber auch die Erfolge der autonomistischen Politik eine erbitterte Opposition, in der die verschiedenartigsten Elemente zusammenstimmten, elsässische Klerikale, chauvinistische Protestler, die ihre politische Parole aus Frankreich erhielten, und auch die Altdeutschen und die Beamtenpartei des Elsasses, und diese Opposition richtete sich in ganz besonders gehässiger Weise persönlich gegen Schneegans, in dem alle diese Parteien ihren sachkundigsten und gefährlichsten Gegner sahen. So konnte es geschehen, daß gleichzeitig mit den parlamentarischen Erfolgen der Autonomisten, sie in ihrer Heimat immer mehr den Boden unter den Füßen verloren; es erfüllte sich, was einst ein Klerikaler Schneegans gegenüber ausgesprochen hatte: „Sie haben hier den Sieg davongetragen, aber merken Sie das wohl, wir werden davon im Elsaß profitieren."

Durch diese Wandlungen wurde aber auch Schneegans' Stellung in seiner Partei erschüttert. Das Ansehen, das er in Parlaments- und Regierungskreisen genoß, mancherlei Auszeichnungen, die ihm erwiesen wurden, hatten bereits die Eifersucht seiner politischen Freunde geweckt, jetzt erschien es ihnen außerdem noch als ein Hindernis, das einer etwaigen Verständigung mit den andern Parteien des Elsasses im Wege stand. So wurde ihm denn von seinen nächsten Freunden immer aufs neue nahegelegt, er möge auf eine Wirksamkeit in seiner Heimat verzichten, während anderseits altdeutsche Kreise und insbesondere Fürst Bismarck bemüht waren, ihn für den Dienst des deutschen Reiches zu gewinnen. Erst nach schweren inneren Kämpfen entschloß sich Schneegans ihren Aufforderungen zu folgen; er tat es erst, nachdem in seiner engeren Heimat ihn alle bisherigen Freunde im Stich gelassen und ihm eine Wirksamkeit im Elsaß unmöglich gemacht hatten. Damals haben sich wohl auch die Bande, die ihn mit Deutschland innerlich verknüpften, immer fester gezogen; die herzliche Teilnahme und zuverlässige Freundschaft, die er bei ausgezeichneten Männern der politischen und der literarischen Welt fand, entschädigten ihn für die Enttäuschungen, die seine nächsten Landsleute ihm bereiteten. So wurde aus dem Verhältnis, das Schneegans einst dem Fürsten Bismarck gegenüber als eine Vernunftehe bezeichnet hatte, ein auf inniger Sympathie begründetes. Als Schneegans später Berlin verließ, konnte er diesen Freunden dafür danken, daß sie ihm geholfen hätten, sein wahres Vaterland wiederzufinden.

Schneegans war in den Dienst des deutschen Reiches getreten, zunächst in der Hoffnung, auch von Berlin aus für das Elsaß wirken zu können. Er wurde dem Ministerium des Innern atta-

chiert und sollte späterhin Vertreter des Elsasses im Bundesrat werden, aber dieser Plan scheiterte an dem Widerstreben der Elsässer, seine „Freunde“ mit eingeschlossen. So entschloß er sich das Anerbieten anzunehmen, das Bismarck ihm einst für den Fall gemacht hatte, wenn er von denen verlassen sein würde, auf die er zählte. Er trat in das Ministerium des Äußeren über. Auf Befehl Bismarcks sollte ihm die erste freiwerdende Konsulstelle gegeben werden; es war das Konsulat in Messina.

Mit der Schilderung des Abschieds von Berlin brechen die Memoiren ab. In einem kurzen Schlußwort zieht Schneegans die Summe seines Entwicklungsganges von 1872–1880 zusammen, eines Entwicklungsganges, den, wie er glaubt, seine elsässischen Landsleute vielleicht erst nach fünfzig Jahren hinter sich haben werden. — Mit diesem hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft schließt das interessante und wertvolle Buch.

K. Girgensohn.



Neuerschienene Bücher.

Lütgert, Prof. W., Die Liebe im Neuen Testament. E. Beitr. z. Gesch. des Urchristentums. Lpz. 275 S. M. 5,40.

Zimmermann, Lic. Dr. H., Der histor. Wert der ältesten Überlieferung von der Gesch. Jesu im Markusevangelium. Lpz. 203 S. M. 3,60.

v. d. **Bergh van Eysinga**, D. G. A., Indische Einflüsse auf evangelische Erzählungen. Mit Nachwort v. Prof. E. Kuhn (= Forsch. z. Relig. u. Literatur des A. u. N. Testaments, hrsg. von W. Bousset u. H. Gunkel. Heft 4.) Göttingen. 104 S. M. 3.

Sell, Prof. K., Die Religion unserer Klassiker. Lessing, Herder, Schiller, Goethe. Tübingen. 274 S. M. 2,80.

Stange, Prof. K., Was ist schriftgemäss? Vortrag. Lpz. 21 S. M. 0,60.

Driesmans, H., Menschenreform u. Bodenreform. Unter Zugrundelegung der Veredelungslehre Fr. Galton's (Galton contra Malthus). Lpz. 53 S. M. 1,50.

Zitelmann, E., Die Kunst der Gesetzgebung (= Zeit- u. Streitfragen, Heft 9.) Dresden. 48 S. M. 1.

v. **Bülow**, H., Der russisch-japanische Konflikt. Wien. 96 S. M. 4.

Nietzsche's gesammelte Briefe. Hrsg. von Elisab. Förster-Nietzsche und C. Wachsmuth. III. Bd. 1. Hälfte. Briefwechsel mit Fr. Ritschl, J. Burckhardt, H. Taine, G. Keller, Frh. v. Stein, G. Brandes. Brln. 430 S. M. 5.

Das Weib, vom Manne erschaffen. Bekenntnisse einer Frau. A. d. norweg. übers. von Tyra Bentsen. Brln. 136 S. M. 2,50.

Bode, Dr. W., Über den Luxus. Lpz. 166 S. M. 1,60.
Otto, Priv.-Doz. R., Naturalistische und religiöse Weltansicht. Tübingen. 296 S. M. 3.
Spielberg, O., Unser Leben muss Religion sein. Dresden. 144 S. M. 2.
Volkelt, Prof. Joh., System der Ästhetik. Bd. 1. München. 592 S. M. 10,50.

Landsberg, H., Ibsen. (= Moderne Essays. Hft. 42/43.) 185 S. Brln. M. 1.
Landsberg, H., Mörike. (Desgl. Hft. 46.) 55 S. M. 0,50.
Ruskin, John, Ausgewählte Werke in vollst. Übers. Bd. 7. Praeterita. 2. Bd. Was aus meiner Vergangenheit vielleicht der Erinnerung wert. Jena. 404 S. M. 5.
Landau, P., Karl v. Holteis Romane. E. Beitr. z. Gesch. d. deutschen Unterhaltungsliteratur. (= Breslauer Beitr. z. Literaturgesch. I.) Lpz. 163 S. M. 3,80.
Diesse, M., Was muß man von Ibsen und seinen Dramen wissen? Berlin. 80 S. M. 1.
Rostowzoff, Andr., Anton Tschechow u. die „Dämmerungstrauer“ seiner „müden“ Menschen. Petersb. 59 S. 50 Kop.
Mayer, Prof. Rich. M., Gestalten und Probleme. Brln. 311 S. M. 4.
Zinkernagel, F., Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie. Brln. G. Reimer. 188 S. M. 3.

Pietsch, Ludw., Aus jungen u. alten Tagen. Erinnerungen. Brln. 345 S. M. 5.
Prutz, Hans, Bismarcks Bildung, ihre Quellen und ihre Äußerungen. Brln. 247 S. M. 3.
Schäffle, Dr. Alb. Eb. Fr., Aus meinem Leben. 2 Bde. Brln. 256 und 257 S. Geb. M. 20.
Schmidt, E., Gesch. des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft. Bromberg. 442 S. M. 5.
Grupp, G., Kulturgesch. der römischen Kaiserzeit. 2. Bd. München. 622 S. m. 67 Abbild. M. 9.
Weltgeschichte. Hrsg. von Dr. Hans F. Helmolt. V. Bd. 1. Hälfte. Lpz. 266 S. M. 4.
Jansen, Günther, Nordwestdeutsche Studien. Gesammelte Aufsätze. Berlin. Gebr. Paetel. 360 S. M. 5.
v. Egloffstein, H. Frhr., Kaiser Wilhelm I. und Leopold v. Orlich. Berlin. Gebr. Paetel. 94 S.

Fontane, Thdr., Causerien über Theater. Hrsg. von P. Schlenther. Brln. 451 S. M. 5.
Martersteig, Max, Das deutsche Theater im 19. Jahrh. Eine kulturgeschichtl. Darstellung. Lpz. Breitkopf u. Härtel. 745 S. M. 15.
Waak, Karl, Richard Wagners Tristan und Isolde. Kurz und übersichtl. gefasste musikalisch-dramat. Erläuterungen nebst Notenbeispielen. Lpz. 32 u. 5 S. M. 0,50.
Spemann, W., Kunstlexikon. Ein Handbuch für Künstler und Kunstfreunde. Stuttg. 1054 S. m. Abbild. Geb. M. 12,50.

Zur Geschichte des Hofes von St. Peter in Nowgorod.

Von

R. Hausmann.

Schluß.

Die Beziehungen Livlands zu Rußland gehen weit über die Zeiten der Entstehung der deutschen Kolonie in Livland zurück [1]. Die livländischen Städte waren dann seit ihrer Gründung in engster Verbindung mit Gotland und Lübeck Über Gotland kamen unzweifelhaft die ersten Ansiedler aus Deutschland nach Livland, aus Gotland erhielt Riga sein frühestes Recht. Das Tor nach Deutschland war Lübeck nicht nur für Riga, auch Reval hatte dorthin nahe Verbindungen, bereits 1248 verlieh König Erich von Dänemark an Reval lübisches Recht, 1293 stimmte Reval zu, daß die Appellation vom Hofe von Nowgorod nach Lübeck gehen solle [2]. Dorthin in den Osten zog man sowohl auf bekannter Wasserstraße an Reval vorbei durch Nu (= Newa) und Wolchow, als auch zu Lande über den Narvefluß. Besonders in älterer Zeit erscheinen auf dem Petershof die Wasserfahrer als die angeseheneren, sie mochten auf ihren Fahrzeugen größere Mengen, wertvollere Produkte des Westens herbeiführen, vor den Wasserfahrern sollen die Landfahrer zurücktreten, ihnen auf dem Hofe Platz machen. Später dürften auch diese zu größerem Ansehen gelangt sein, vor allem werden sie aus den livländischen Städten durch Watland oder Ingrien herangezogen sein. Diese Landverbindung wurde besonders wichtig, als die Schweden 1293 Wiborg erbauten und von hier aus die Schiffahrt bedrohten. Daher erwirkten 1294 Lübeck und

[1] Eine ausführliche Darstellung dieser Handelsbeziehungen der livländischen Städte nach Osten wäre sehr erwünscht, fehlt aber bis jetzt. — [2] HR I, 35.

Gotland für sich und alle Kaufleute, die das Ostmeer befahren, eine Urkunde des Königs Erich Menved von Dänemark, daß sie sicher durch Estland und Wirland nach Nowgorod ziehen dürfen[1]. Und in der Folge hat die dänische Regierung noch wiederholt ähnliche Schutzbriefe ausgestellt. Überfälle auf den Kaufmann sind freilich trotzdem nicht unterblieben, sogar über den Narvefluß hinüber sind von Estland aus Kaufmannsgüter angegriffen worden[2].

Es war selbstverständlich, daß die livländischen Städte nach Einfluß auf dem Hofe von Nowgorod strebten. Riga trat, wie bemerkt, im J. 1282 dem Bunde bei, den Lübeck und Wisby zwei Jahre vorher zum Schutz der Schifffahrt nach Nowgorod geschlossen hatten. Es handelte auch in den folgenden Jahren gemeinsam mit den beiden Städten in Nowgorod: 1292 entsandten alle drei dorthin Boten, und ebenso 1300, um Streitigkeiten beizulegen, die auf dem Petershof ausgebrochen waren[3]. Allerdings blieben auch Reibungen nicht ganz aus zwischen den westlichen Städten und Livland, das sich rasch zu politischer und wirtschaftlicher Selbständigkeit[4] entwickelte: als Lübeck nach der Vorherrschaft auf der Ostsee und auch in Nowgorod strebte, als es Wisby, das sich als Mutterstadt des Hofes von St. Peter betrachtete und Appellationen von dort entschieden hatte[5], zurückdrängte, die Berufung von Nowgord an sich ziehen wollte, stimmte Riga nicht sofort zu. In der in dieser Zeit um das Jahr 1295 unter starker Einwirkung des lübischen Rechts entstandenen jüngeren Skra von Nowgorod ist in der in Riga liegenden, offenbar dort vom Rat offiziell benutzten Handschrift[6] am Schluß der Satz ausradiert, der über den Rechtszug von Nowgorod nach Lübeck handelte. Bald aber, wohl noch 1297, vielleicht durch Verwicklungen daheim gezwungen, erkannte der Rat von Riga die Vorherrschaft Lübecks an, sprach sein Bedauern aus, daß jener Artikel im rigaschen Exemplar der

---

[1]) LUB. 555. — LUB. 1902 = Hans. UB. 5, 1028 an. 1411. Der deutsche Kaufmann hätte nach Nowgorod int erste den wech to der Nu to, unde vort den wech dor Watlande, unde den derden wech dor de Lu. Letzterer ist wohl nicht, wie Hans. UB. 5 Register meint, der von Süden in den Ilmensee fließende Lowat, sondern wie Nikitsky 106 annimmt, der Fluß Luga, der von Nowgorod auf Narva zuführte, eine übrigens wenig bekannte Straße, liegt vielleicht an dieser das unbekannte Celse in LUB 9, 80, § 4? Im J. 1300 sollen die Kaufleute drei Landwege und einen Flußweg frei haben Hans. UB. I, 1353. — [2]) Jordan, Stadt Reval 43. — [3]) Hans. UB I. 1088, 1093, III, S. 425. — [4]) Siewert, Rigafahrer 146. [5]) Frensdorff 10. [6]) Herausgegeben von Schlüter 1893.

Skra getilgt wäre, es sei das ohne Wissen des Rats geschehen [1]. Daß man in Riga auf die Entwicklung der rechtlichen Verhältnisse in Nowgorod alle Aufmerksamkeit wandte, lehrt eine weitere, aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts stammende, in einer Handschrift in Lübeck erhaltene, noch nicht veröffentlichte Redaktion der Skra, die wahrscheinlich in Riga niedergeschrieben wurde und wieder einen gewissen Gegensatz zu Lübeck erkennen läßt [2]. Wir hören auch, daß obgleich offenbar noch Lübeck die Finanzen des Hofes von St. Peter leitete, ein Schlüssel zur Geldkiste des Hofes im 14. Jahrhundert in Riga liegt [3].

Daß die livländischen Städte, die inländischen, binnenländischen, wie sie oft gegenüber den überseeischen genannt werden, auf die Ordnung des Hofes von St. Peter einen maßgebenden Einfluß üben sollten, wurde 1361 ausdrücklich anerkannt: Ratsmannen aus Lübeck und Wisby gingen damals nach Nowgorod, um die Skra abermals zu prüfen, und bestimmten, daß der Kaufmann zu Nowgorod „keinerlei große oder schwere Satzung, kein Gebot machen soll, es sei denn mit Wissenschaft der Städte Lübeck und Wisby und der andern Städte, die binnen Landes liegen, nämlich Riga, Dorpat und Reval. Wollet ihr irgend welche Satzung machen, die Satzung sollt ihr mit euren Briefen den erwähnten Städten zu wissen tun, und sie soll keine Macht haben, bevor die erwähnten Städte sie genehmigen" [4]. Neben Lübeck und Wisby wurde damit den livländischen Städten die Leitung des Hofes von Nowgorod eingeräumt.

Diesen ihren Einfluß auf den Petershof zu mehren ist nun unentwegt der lebhafte Wunsch der livländischen Städte. Jede politische Kombination suchen sie dazu auszunutzen. Eben damals brach der große Krieg gegen Waldemar von Dänemark aus, der 1361 Wisby überfiel und brandschatzte. Die wendischen Städte erhoben sich unter Lübecks Führung, aber der erste Kriegszug im J. 1362 verlief unglücklich. Sie mußten neue Kräfte suchen. Die livländischen Städte schlossen sich ihnen an, 1363 sind zum ersten Mal Boten aus Riga, Dorpat, Reval auf einem Hansetag

[1]) HR. I, 37. Gegen die Appellation von Nowgorod nach Lübeck erhebt Wisby noch lange Widerspruch. HR. 2, 62. 78 aa. 1373. — [2]) Stieda, Hans. Gesch. Bl. 1884, 167. — [3]) LUB. 906 = 507. Hans. UB. 3, 563. — [4]) HR. I, 337. Hans. UB. 3, S. 304. Daenell, Hanse 4.

zu Lübeck nachweisbar: sie erklärten sich bereit, auch bei sich die Steuer des Pfundzolls zur Beihilfe im neuen großen Kriege zu erheben, aber sie erlangen auch hier, wo wohl infolge des Falles von Wisby die Verhältnisse des Nowgoroder Hofes neu geordnet werden mußten, wo ausdrücklich festgesetzt wurde, der Oldermann des Hofes soll aus der Deutschen Hanse sein, sie erlangen, daß neben Lübeck und Wisby, die bisher die Verhältnisse des deutschen Kaufmanns in Nowgorod geleitet hatten, auch Riga und seinen Genossen, d. h. wohl den andern livländischen Städten, ein Drittel des Hofes von St. Peter eingeräumt wurde [1].

Als aber dann bald darauf Riga im J. 1373 forderte, daß in Nowgorod neben den zwei Oldermännern noch ein dritter ernannt und dieser aus Riga erwählt werde, wies Lübeck das ab. Ihm schloß sich Wisby an [2], das, obgleich durch den Überfall des Königs Waldemar seine Macht erschüttert war, doch seine alten Rechte nicht aufgeben wollte. Und in der Frage um Nowgorod traten Livland gegenüber Lübeck und Wisby einander zur Seite. Bald mehr, bald minder offen ringen beide Städtegruppen um die Vorherrschaft auf dem Petershof. Aber mit dem 15. Jahrhundert gewann allmählich doch Livland das Übergewicht. Nicht merkantile Fragen haben hier vor allem entschieden, sondern die Bedeutung der livländischen Städte für den Hof von Nowgorod ist bedingt durch die Nähe und die politische Stellung Livlands zu seinem russischen Nachbar.

In ganz andern Bahnen als gegenüber den nordischen Landen bewegte sich die hansische Politik gegenüber Rußland, speziell Nowgorod. Immer und immer wieder brachen in den skandinavischen Reichen schwere Fehden gegen die Hanse aus, die weiten Küsten wurden fortwährend von hansischen Flotten bedroht, mit Krieg und Gewalt [3] erzwangen die Städte die großen Briefe,

---

[1]) HR. 1, 236, § 13, 14: in curia Nougardensi eligi debet . . vir idoneus et aptus in aldermannum et . . sit vir hanse Theuthunicorum. Illi de Riga admissi sunt ad servandam terciam partem curie Nougardensis, . . ipsi de Riga et alii admissi. Damals wurde die Dritteleilung der norddeutschen Seestädte, die ursprünglich nur für die Verhältnisse des Kontors von Brügge Bedeutung gehabt hatte, geschaffen oder als bestehend fingiert; seit 1363 hören wir vom westfälisch-preußischen, lübischen, wisbyschen Drittel. Koppmann, Hans. Gesch. Bl. 1879, 76. — [2]) HR. 2, 78. Stein 108 ff. Daenell, Hanse 44. — [3]) Es war eine Ausnahme, daß 1398 die Privilegien der Hanse für alle drei nordischen Reiche bestätigt wurden, ohne daß das Schwert gezogen war.

die nicht nur den ganzen Handel in Ost- und Westsee dem deutschen Kaufmann einräumten, sondern die Hanse griff auch tief in die innere Geschichte jener Länder ein, hintertrieb, daß die Reiche erstarken, eine feste Königsgewalt sich dort entwickle. Um ihrer Handelsvorrechte sicher zu sein, hat die Hanse mit allen Mitteln danach getrachtet, auch politisch die skandinavischen Länder zu leiten, zu beherrschen.

Anders gegenüber Rußland. Nur Kaufschiffe segeln dorthin, nicht Kriegsschiffe. Rußland besaß keine Küste, gegen die ein Seekrieg möglich gewesen wäre, und russische Schiffe, die auf offener See von hansischen Kapern hätten aufgebracht werden können, gab es kaum. Denn die Russen vom Meer fernzuhalten, war ein Grundsatz der hansischen Handelspolitik. In die inneren russischen Verhältnisse aber, in die politische Verfassung der russischen Staaten in Nowgorod, Pleskau und Polozk einzugreifen, hat die Hanse sich alle Zeit gehütet. Sie hätte es auch nicht gekonnt, denn dazu hätten Landheere gehört, und Landkriege führte die Hanse nie.

An Anlaß zum Streit fehlte es im übrigen auf dem Petershofe nicht. Es gehörte vielmehr trotz aller Verträge und Kreuzküssungen viel guter Wille auf beiden Seiten, daß er nicht ausbrach. Immer wieder ertönt die Klage, der Weg sei dem Kaufmann nicht rein gewesen, bald hat der deutsche, bald der russische Händler Überfall erlitten. Kam es dann nicht zur Versöhnung, so wurde der Hof geschlossen, selten ohne daß Gewalt nach fremdem Gut getastet, geplündert hätte. Wohl sollte[1] beim Streit Partei mit Partei nach Recht und Kreuzküssung ihre Sache erledigen, die Genossen sollten nicht für den Schuldigen eintreten, aber tatsächlich wird doch in jener Zeit für Vergehen des Einzelnen, wie solche leicht vorkommen konnten, die Gemeinschaft verantwortlich gemacht, die Genossenschaft der 73[2] Städte von der Hanse oder die ganze Gemeinde des großen Nowgorod[3].

---

[1]) Hans. UB. 4, 1090 aa. 1392. Item wat gudes de Dussche van den Russen heft nomen an copenscop eder wat en Nowerder van enen Dusschen heft nomen an copenscop, dar sal sik sakewolde mit sakewolden boweren, unde dat scolen se under sik sulven mit rechte untrichten na der crucekussinge, unde men sal vor den sculdigen nicht stan an beidentziden. — [2]) Diese Zahl wird in den Verhandlungen mit den Russen wiederholt genannt, tatsächlich stand die Zahl der Städte des Hansebundes nie fest. — [3]) Nikitsky 202. LUB. 10, 180 aa. 1447 schreiben livländische Ratssendeboten an Lübeck, wenn de Russen in der coppenscop gebrek worden vyndende, alse de to husz

Um den Gegner zu zwingen hatte die Hanse nur ein Mittel, die Handelssperre, empfindlich für beide Teile, gefürchtet von Nowgorod, das dringend danach verlangte, seine Rohprodukte gegen die Erzeugnisse des Westens umzusetzen. Oft führte, wenn auch erst nach einiger Zeit, die Handelssperre zum Ziel, zur Wiedereröffnung des Hofes auf Grund erneuter Verträge.

Reichte aber die Handelssperre nicht aus, mußte doch zu Gewalt geschritten werden, dann zog nicht die Hanse das Schwert, sondern Livland. Mochten hier im Innern der Kolonie auch oft schwere Konflikte zwischen den Herren und den Städten bestehen, in der Politik gegen den östlichen Nachbar standen sie zusammen. „Jahrhunderte lang hat der Ritterorden in Kriegs- und Friedenszeiten der Gesellschaft der Kaufleute kräftigen Schutz und einen auf seine Heeresmacht gestützten gewaltigen Rückhalt geboten; sie wiederum sind stets bestrebt gewesen, hier seine Pläne, wo sie nur konnten, zu fordern"[1]. Nicht auf die inneren Verhältnisse Rußlands, wohl aber auf die Politik Livlands hat die Hanse größten Einfluß geübt: der Ordensmeister erzwang durch sein Schwert die Forderungen der Städte, sie sperrten den Verkehr, wenn es sein mußte. Über die Notwendigkeit wollten freilich sie entscheiden. Den russischen Handel wollten sie beherrschen, in die Fragen, wie er geführt werde, sollte sich keiner mischen, auch nicht der Meister.

Der Orden, vor allem der preußische Zweig, war ein mächtiger Handelsherr. Weit hinaus bis über Flandern gingen im 14. Jahrhundert in großem Umsatz seine Güter[2]. Dort im Westen tauchte damals die Furcht auf, der livländische Meister könnte verlangen, auch auf dem Hof in Nowgorod zugelassen zu werden[3]. Als im J. 1444 offener Krieg an der russisch-livländischen Grenze ausbrach, Ordensheere über die Narve hinauszogen, unterstützten die Städte den Meister Vincke, aber trotzdem beschloß[4] auf einem

---

breihten, dat wolden se up uns vorderen [= würden sie gegen uns Klagen erheben] unde also umme eynes luttiken willen de juwe, unse unde des gemeynen Dutschen copmans gudere unde tor eventur de personen mede bekummeren unde upholden [= Güter und wahrscheinlich auch die Personen festnehmen und arretieren]. [1]) Hildebrand, Polozk. 304. — [2]) Sattler, Hans. Gesch. Bl. 1877, 61. 137. Derselbe, Handelsrechnungen des Deutschen Ordens 1887. Joachim, Marienburger Treßlerbuch 1896. Daenell, Hanse 178. — [3]) HR 4, 589. Sarenzagen, Balt. Mon. 1902, 222. Über Handel und Geldgeschäfte des livl. Ordens s. Hildebrand, Schuldbuch XXXIV. — [4]) HR. II, 3, 32, § 3.

Städtetag zu Walk im Februar 1444 die Mehrheit der Ratssendeboten, bei den Versammlungen, die mit Nowgorod in Aussicht standen, „doch ja nicht die Sache der Städte mit der Sache der Herren zu vermengen, sondern ein jeder möge nach alter Gewohnheit bei dem seinen bleiben." Als der Ordensmeister die Handelswege nach Pleskau, mit dem Livland in gutem Frieden sitzt, sperren will, damit Nowgorod nicht über Pleskau versorgt werde, fordert ein Städtetag zu Wolmar im Juli 1444, daß nach alten Privilegien uns alle wege to watere und to lande unbestoppet sollen sin to ewigen dagen, sie wollen sorgen, daß keine Zufuhr nach Nowgorod gehe. Ihren Handel soll den Städten niemand stören, sie haben schwere Bedenken, ihren Briefwechsel mit Lübeck dem Ordensmeister zugänglich zu machen[1].

Je länger je mehr streben die livländischen Städte nach der Herrschaft auf dem russischen Markt, besonders in Nowgorod. Und allmählich dringen sie durch. Nicht im ersten Anlauf, aber nach langer zäher Arbeit gewinnen sie das Ziel. Sie wollen für den Kaufmann in Nowgorod sorgen, aber er soll auch auf sie hören. Wenn es not tut, halten sie ihm seine Pflichten ernst vor. Als im J. 1410 auf einem Städtetag zu Walk eine Anordnung über Nowgorod getroffen wurde, man aber auf dem Hofe zu St. Peter nicht folgen wollte, sollten aus Riga und Dorpat an den Oldermann und gemeinen Kaufmann zu Nowgorod, da man meinte, dat ze van der stede gesette unde ordinancie nycht vele en holden, die gleichlautenden scharfen Zurechtweisungen ergehen[2]: „wir wundern uns billichlich sehr, daß ihr der Eintracht Willen und Begehr der Städte dieses Landes, wonach sie doch zum allgemeinen Besten, wie ihr wohl selbst merken könnt, allewege trachten, nicht folghaftich wollt sein, indem ihr sie in allem, was euch not ist, in Stich gelassen habt, während sie für euch und den gemeinen Kaufmann, wann und wo das not ist, mit Botschaft, Briefen und kostspieligen Zehrung allewege streben und arbeiten, so gut sie vermögen." Der Kaufmann in Nowgorod hatte die Forderung[3] der livländischen Städte erfüllt, bevor diese strengen Briefe in seine Hand kamen; die Originale liegen noch heute im Stadtarchiv in Reval.

[1]) HR. II, 3. 75 ff. — [2]) HR. 5, 521, § 6, 523 u. 526. — [3]) Es war verlangt worden, daß der Kaufmann zu Nowgorod sunte Peters ingesegel udsenden sollte. HR. 5, 521, § 6. LUB. 4, 1846.

Von den livländischen Städten hat Dorpat den größten Einfluß in Nowgorod gewonnen. Bis zum 14. Jahrhundert nahm auch Riga lebhaften Anteil an den Geschicken des Petershofes, später trat es dort zurück, wandte sich mehr Littauen zu, wo es, namentlich durch das Kontor von Polozk, mächtigen Handel trieb. Reval hatte allerdings auch mit Rußland rege Verbindung, daneben war aber auch sein Verkehr mit Finnland und auch mit Schweden bedeutend. Dorpat fehlte freilich das Meer, Pernau durfte als Seehafen von Dorpat gelten, stand durch Dorpat auch mit Nowgorod in Beziehungen. Dagegen hat Dorpat durch seine östliche Lage und durch seine Wasserverbindung bequemen Zugang nach Rußland. Es hat das voll ausgenutzt.

Über die Beziehungen Dorpats zu Nowgorod sind für die ältere Zeit, bis ins 14. Jahrhundert, die Nachrichten freilich nicht reich. Es kann das um so weniger auffallen, da das ganze ältere Archiv Dorpats aus der bischöflichen Zeit untergegangen ist, die russischen Archive aber überhaupt nicht so weit hinaufreichen. Immerhin fehlen betreffende Nachrichten nicht ganz auch aus dieser frühen Periode. Wir hören, daß eine Gesandtschaft aus Lübeck, Wisby, Riga, die 1292 in Nowgorod verhandelt hat, über Dorpat heimkehrt und von hier aus über ihren Erfolg berichtet[1]. Auf regen Verkehr nach Dorpat weist doch der Beschluß des Hofes von Nowgorod, die Wilkore vom Jahre 1318 hin, die allgemein Borgkauf verbietet, aber noch besonders Dorpat hervorhebt, „daß niemand in Nowgorod Gut kaufe oder borge, das in Dorpat oder an einem andern Orte, denn da es gekauft ist, bezahlt werden soll"; es wird das verboten zu Nutz des Hofes und des gemeinen Kaufmanns und „aus Angst, daß daraus Ungemach entstehe"; wer diese Willekore nicht hält, verliert sein Gut zu St. Peters behuf[2]. — Im J. 1351 wenden sich die Kaufleute in Dorpat an Lübeck und bitten um Überwachung des Handels der Nowgorodfahrer gegenüber dem Konige von Schweden, der alles Kaufmannsgut von Dorpat wie von Reval arrestieren und die Städte und den gemeinen Kaufmann mit einander entzweien will; sie ersuchen um Mitteilung dieses Berichts an Gotland und Brügge[3]. Als im J. 1370 infolge eines Krieges zwischen

[1] Hans. UB. I, 1088. 1093. — [2] Hans. UB. 3 n. 584; vgl. o. S. 213. — [2] ibid. 188.

Livland und Rußland Hof und Kirche geschlossen wurden, fuhr der deutsche Kaufmann von dort fort, nahm Geschmeide, Meßgewand, Bücher, Briefe und das alte Gesetzbuch, die Skra mit sich und brachte alles nach Dorpat, wo es Boten, die aus Lübeck und Gotland hingekommen waren, in Empfang nahmen[1].

Viel verhandelt wurde zwischen dem Petershof und den livländischen Städten, besonders Dorpat, über russischen Schoß, nowgorodschen Schoß, der von den aus Nowgorod und Pleskau ausgeführten Gütern, vor allem zu Unterhalt und Wiederherstellung von Hof und Kirche in Nowgorod erhoben wurde: „Lübeck und Wisby sollen ihn in der Newa von allen seewärts, die drei livländischen Städte von allen über Land versendeten Gütern einfordern"[2]. Im J. 1388 wird in Reval verlangt, daß nowgorodscher Schoß gegeben wird. Aber auch in Nowgorod selbst wird Schoß erhoben; 1402 verlangen die livländischen Städte, Schoß und Abrechnung soll zweimal jährlich aus Nowgorod nach Dorpat geschickt werden; 1405 wird auf einem Städtetag zu Walk wieder über diesen Schoß verhandelt, und 1423 schlagen die livländischen Städte vor, dat man dat Nougardesche schot leggen wolde in de Lüflandesche stede. Und sie erneuern 1427 die Forderung, der deutsche Kaufmann zu Nowgorod soll jährlich zu Ostern den Städten Rechenschaft ablegen und an den Rat von Dorpat schreiben, wie viel das Jahr über an Schoß empfangen sei. Und der Kaufmann zu Nowgorod antwortet, er wolle sich gerne richten na deme breve[3].

Im Beginn des 15. Jahrhunderts war dann ein lebhafter Briefwechsel wegen St. Peters Siegel: 1406 hatte, wieder wegen unruhiger Zeiten, der Kaufmann in Nowgorod infolge einer Vorschrift aus Dorpat, St. Peters Geschmeide, Bücher, Briefe und sogar beide Ingesegel nach Reval geschickt. Im folgenden Jahr verlangten Dorpat und Riga, daß das Wachssiegel und wenigstens eine Abschrift der Skra nach Nowgorod zurückgesandt werden[4]. Und auch das Kontorsiegel, sunte Peters ingheseghel,

---

1) LUB. 1071 = HR. 2, 44. 2) Daenell, Hanse 49, Nikitsky 235, LUB. 1251, HR. 3, 386 § 11; 5. 47, 160 § 8. Über die Finanzverwaltung des Petershofes, speziell über diesen russischen und nowgorodschen Schoß, seine Höhe, Verwendung &c. wäre eine eingehende Untersuchung sehr erwünscht. 3) LUB. 7, 14, § 12; 569, 582. — 4) Hans. UB. 5, 738. Winkler 41. HR. 5, 273. 275.

dat gy bet hertho tho breven ghebruket hebben, mit dem öffentliche Schriftstücke bekräftigt wurden, das soll der Kaufmann in Nowgorod nicht mehr brauchen. Obgleich er darauf hingewiesen hat, daß ihm laut Vorschrift der Skra nicht zustehe, solches zu tun, muß er doch zufolge eines Beschlusses des Städtetages zu Walk, dem zu gehorchen die livländischen Städte in scharfen Briefen fordern, dieses Siegel an Dorpat einsenden[1]. Nur sein Wachssiegel behielt der Hof.

In allen diesen Schreiben tritt je länger je mehr hervor, wie sehr die livländischen Städte den Hof von St. Peter leiteten: „wollet nur, heißt es in einem Brief[2], den 1410 Riga an Olderleute und gemeinen Kaufmann in Nowgorod richtet, in allen Sachen, die euch unsere Städte schreiben, euren guten Willen beweisen und darnach tun und folgen, denn diese Städte werden wohl wissen, sich darin zu verantworten, wenn das in zukünftigen Zeiten not tun wird."

Dem wachsenden Einfluß Livlands in Nowgorod setzten freilich die westlichen Städte, besonders Lübeck, oft Widerstand entgegen. In Livland aber denkt man dagegen noch an weiteres. Es taucht der Plan auf, den russischen Handel ganz hieher herüberzuziehen, Livland zum Stapel des russischen Handels zu machen. Schon im 14. Jahrhundert ist dieses Streben zu erkennen[3]. Ein besonders scharfer Vorstoß wurde 1416 von den Ratssendeboten der livländischen Städte auf einem Städtetag zu Pernau versucht. Wegen zahlreicher Bedrückungen, die der deutsche Kaufmann zu Nowgorod erlitten, wurde beschlossen, dat nymant Nowgarden noch de Nu [= Newa] suken sall und auch in Pleskau nicht mit Nowgorod handeln; komen de Russen in de dudsche steide, also to Righe, to Darpte, to Revele ofte to der Narwe, dar

[1]) HR. 5, 523. Hans. UB. 5, 948. Auch diese Frage bedarf genauerer Untersuchung. — [2]) HR. 5, 523. — [3]) Daenell, Hansa 177; Hans. Gesch. Bl. 1902, 9, Zeitschr. f. Gesch. 1897/8, 347. Umladeplatz zu werden mit Zwangsaufenthalt für passierende Waren brachte großen Vorteil, wird aber auch leicht Anlaß zu heftigem Streit. Als 1403 der Hochmeister die Stadt Thorn zum Stapel für die Waren des Hinterlandes bestimmt, ist Krakau entrüstet, 1411 wird dieser Stapel aufgehoben. Stein, Hanse 60. In Deutschland ist Stapelrecht zuerst in Wien nachweisbar, durch welches ein lebhafter Handel von Regensburg nach Rußland ging. Wo der Übergang von Land- zu Wassertransport, von Fluß- zu Seeschiffahrt oder umgekehrt stattfand, umgeladen werden mußte, entstand leicht Stapel. Über das Stapelrecht handelt Stolze, Entstehung des Gästerechts (1901) 68.

mach men mit en koepslagen. Aber die Hansestädte erklärten sich entschieden gegen diesen Beschluß, der ohne ihr volbord[1] gefaßt sei, und verordneten auf einem großen Hansetag des Jahres 1418, die livländischen Städte sollten umme de Nougardes reyse ohne die Zustimmung von Lübeck und Gotland nichts anordnen; wenn aber, so bestimmten sie in scharfer Wendung, die livländischen Städte sich dem widersetzen, so soll die, welche das täte, der Gesamtheit der Hansestädte hundert Mark Silber zahlen; wollten die Russen den deutschen Kaufmann nicht zu Nowgorod leiden, so sollen auch die Livländer die Russen nicht leiden. Diesen strengen Beschluß wollten freilich die zum Hansetage aus Riga, Dorpat, Reval gekommenen Sendeboten nicht annehmen, sondern ihn an ihre Städte zurückbringen. Die mochten dann selbst entscheiden[2].

War auch zunächst dieser Versuch der livländischen Städte, Nowgorod und den russischen Handel zu beherrschen, gescheitert, so ließ sich doch ihr tatsächliches Übergewicht in der nowgoroder Frage nicht mehr lange unterdrücken. Das erkannte man auch im Westen. Auf einem Hansetag zu Stralsund, wo auch wieder livländische Boten zugegen waren, wurde 1442 die Ordnung des Petershofes, der geschlossen hatte werden müssen, wo der Kaufmann große Not litt, sogar gefangen gesetzt war, von der Hanse völlig Lübeck übertragen. Dieses verhandelte dann mit den livländischen Boten und schrieb über Arrestierung, Schließung und Öffnung der nowgorodschen Reise an Olderleute und gemeinen Kaufmann der deutschen Hanse zu Nowgorod[3]: „es ist unser Wille, daß ihr euch richtet und haltet nach der Skra und der Unterweisung der Räte der livländischen Städte, und besonders wenn dringende Not über euch kommt, daß ihr das den ersamen unsern Freunden dem Rat zu Dorpat zuschreibt, dem wir befohlen haben, mit euch die Höfe[4], wie das auch von alten Zeiten gewöhnlich gewesen ist, zu leiten und in ihrem Bestand zu erhalten, der dann

---

1) = Zustimmung. 2) HR. 6, 104. 187. 245, 548, § 85. — 3) LUB. 9, 864, § 9, 877, 880. — 4) Der Gotenhof war im 15. Jahrh. für die Hanse an Reval für eine bestimmte Zeit vermietet, später hat Gotland auf Grund einer gefälschten Urkunde behauptet, der Mietvertrag sei für ewige Zeiten geschlossen, und Reval, welches nicht wußte, daß der echte Vertrag in seinem eigenen Archiv lag, hat mindestens bis 1560 Zahlung geleistet. LUB. 7, 150, 829. Arbusow: LUB. II. 1. XXI. Bereshkow 136.

solch euer Begehren und Schreiben den andern Städten in Livland mitteilen und deren Antwort euch kund tun mag, wie das von alten Zeiten her gewesen ist."

Dem Mittelalter fehlte feste historische Tradition. Was tatsächlich bestand, galt leicht als alt. So auch hier. Die faktischen Verhältnisse wurden als rechtlich, als hergebracht anerkannt: Dorpat sollte den Petershof leiten.

Livland hat die übertragene Aufgabe übernommen und die Lage ausgenutzt. Auf einem Stadtetag zu Pernau wurden 1450 eine Reihe wichtiger Bestimmungen über Nowgorod beschlossen. Allerdings war Lübeck dann wieder damit nicht zufrieden, wollte ähnliches in Zukunft nicht dulden, beschloß, daß noch während des Friedens, um einen neuen mit den Russen zu vereinbaren, eine besendinghe to Groten Nougarden, umme ene nije crutzekussinghe to makende[1], abgehen soll. Tatsächlich ist doch, wie bereits früher Wisby, so seit der Mitte des 15. Jahrhunderts auch Lübeck bei den direkten Verhandlungen mit Nowgorod immer mehr zurückgetreten.

Die wichtigste Frage für den Petershof war, den oft unterbrochenen Frieden zu sichern. Zu einem dauernden Frieden mit Nowgorod zu gelangen, war nicht möglich, denn die Republik am Wolchow schloß immer nur Zeitfrieden. Der deutsche Städtebund mußte sich begnügen, Beifrieden für eine bestimmte Zeit, oft nur wenige Jahre, zu gewinnen, wobei im wesentlichen die alten Verträge immer wieder erneut wurden, vor allem beiden Teilen reiner Weg zugesichert wurde[2]. Diese Verhandlungen führten bald fast ausschließlich die livländischen Städte. Bereits 1435 sandte Lübeck zu den Verhandlungen mit Nowgorod nicht, wie es anfänglich wollte, eigene Boten, sondern erteilte den livländischen Städten Vollmacht, sie mögen bei den geplanten Vorverhandlungen die Besendung zu den Russen vor dat erste auf sich nehmen, und in der Tat schließen im Juli 1436 die livländischen Boten den Frieden,

[1]) HR. II, 3, 569, § 3. — [2]) Eine inhaltreiche Übersicht dieser Verhandlungen geben Hildebrand und Schwartz, LUB. 10, XXV ff. Der Friedenstraktat, auf den später immer wieder zurückgekommen wird, ist der im J. 1392 durch her Johan Nyebur van Lubeke und seine Genossen aus Gotland, Riga, Dorpat, Reval geschlossene Frieden. HR. 4, 45. Bereshkow 211, Taeuell 177. Verse, die im 16. Jahrh. in Reval über den Frieden von 1392 gemacht wurden, druckt ab Höhlbaum, Hans. Gesch.-Bl. 1883, 162.

an ihrer Spitze van Dorpte her Tideman Vos borgermeistere, die gekommen seien von den livländischen Städten und von Lübeck, von den 73 Städten von dieser Seite der See und von jener Seite der See. Das russische Original, de Russche besegelde bref is by deme rade van Darpte und blieb auch dort in Verwahr [1].

Auch im J. 1448 führten wieder die livländischen Städte im Namen der ganzen Hanse die Verhandlungen. Wohl wollte Lübeck noch einmal eine Gesandtschaft nach Nowgorod gehen lassen, bat, daß den Boten ein guter Tolk aus Livland begleiten möge, aber die livländischen Städte erklärten, es sei die Besendung nicht ratsam, wenn sie nicht vorher unterhandelt hätten. Lübeck fügte sich, erteilte Vollmacht, und 1450 schlossen die drei livländischen Städte im Namen der Hanse Frieden auf sieben Jahre [2]. Und als dieser abgelaufen war, wurde 1458 die Regelung der nowgoroder Verhältnisse wieder den livländischen Städten anheimgegeben, Dorpat und Reval leiteten die Verhandlungen und schlossen einen Beifrieden bis zum J. 1465 [3].

Die dominierende Stellung der livländischen Städte [4] gegenüber Nowgorod ist vor allem durch ihre östliche Lage, ihre bessere Kenntnis der russischen Verhältnisse und der russischen Sprache erklärlich, dann aber auch nicht unwesentlich dadurch bedingt, daß sie je länger je mehr die großen Kosten für die häufigen Gesandtschaften in den Osten trugen.

Wie es im Westen gegenüber Flandern und Frankreich Brauch war, so suchte der Hansebund auch im Osten die Lasten der Besendung den nächstgelegenen Städten, die ja auch den größten Vorteil von solcher Verbindung hatten, zuzuschieben.

Im J. 1434 beschloß die Hanse, daß im folgenden Jahre eine Gesandtschaft nach Nowgorod gehen soll. Was die Sendboten dort „an Gebrechen finden werden, das sollen sie sämtlich mächtig sein zu verbessern zum besten der gemeinen Städte und des Kaufmanns." In der Gesandtschaft sollten auch die „überseeischen

---

1) LUB. 9, 76. Nr. 91. HR. II, 1 415 ff. — 2) LUB 10, 503 501. 641. HR. II, 4 151. — 3) HR. II, 4 161. Riga trat in den Beziehungen zu Nowgorod hinter den beiden Schwesterstädten zurück. LUB 10, Einl. XXX. — 4) Riesenkampff 61: Es weisen sich mit dem Beginn des 15. Jahrh. ihre speziellen Städtetage zur leitenden Behörde des russischen Handels auf. Winckler 45: Das Übergewicht der Livländer auf dem russischen Markte.

Städte" des Westens ihre Sendboten mitziehen lassen, „und die von Lübeck haben zugestimmt, ihre Sendeboten nach alter Gewohnheit mitzusenden. Item in Betreff der Zehrung und Kosten, die man zu der vorgeschriebenen Besendung nach Nowgorod bedarf, ist den Dörptschen und den Revalschen befohlen, einen angemessenen Schoß in ihren Städten anzusetzen, nämlich von hundert Mark rigisch einen Verding als Schoß[1], so daß die überseeischen Sendeboten solches Geld zu ihrer Zehrung dort bereit finden, wenn sie dorthin kommen; jedoch soll dieser Schoß nur so lange währen und erhoben werden, bis die erwähnte Kost und Zehrung bezahlt sind"[2]. In Livland hätte man diese Vereinbarung mit den Russen lieber ohne die überseeischen Boten geschlossen und dann auch den Schoß nicht erhoben. Er ist dann doch gefordert, aber freilich gegen Lübecks Willen in Livland selbst zum Besten des Bundes anders verwandt worden. Lübeck erhebt noch 1442 livländischen Boten gegenüber auf diesen Schoß Ansprüche, erhält aber die Antwort, dat sodanne gelt were umme des copmans beste ymme lande vortert, das Geld wäre zum Besten des Kaufmanns im Lande verzehrt. Lübeck war damit nicht zufrieden, verlangte, das Geld solle wieder zusammengebracht werden[3]. Solche Verordnungen waren schwer durchzuführen.

Als es im Winter 1453 wieder ratsam schien, eine Botschaft nach Nowgorod zu schicken, einigte man sich auf einer Versammlung zu Lübeck mit den livländischen Städten, daß im nächsten Sommer wieder ein Schoß von $1/400$ des Wertes erhoben werde: am Schluß des Jahres soll nach Lübeck berichtet werden, wie viel eingegangen sei, damit man sich darnach richten könne, und dieses Geld soll man truveliken to behuf der vorscrevenen reyse vorwaren. Auch nach diesem Geld wird später wiederholt gefragt[4]. — In solchem Geleise bewegen sich die Verhandlungen fort und fort. Der Städtebund, speziell Lübeck, will kein Geld für die Besendung nach Osten geben, sondern das in den livländischen Städten erhobene möge dazu verwandt werden: als 1461 Lübeck wieder an eine Botschaft denkt, verlangt es, die livländischen Städte mögen darauf achten, „daß wenn eine solche Besendung geschehe,

[1] = $1/_{100}$ des Wertes, der gewöhnliche Satz bei Steuern zu diesem Zweck. — [2] LUB. 8, 814, § 41—44. — [3] LUB. 8, 956, § 2; 9, 877, § 5. — [4] HR. II, 4, 134 § 24, Hans. UB. 8, S. 276[4].

dann das Geld, das dazu in früheren Zeiten gesammelt ist, vor Augen", d. h. bereit sei[1].

Sogar für die kürzeren Gesandtschaften von Lübeck nach Livland soll gegen Ende des 15. Jahrhunderts dieses die Kosten tragen. Als im J. 1476 wegen des Bürgerkrieges in Livland grot van noden were ene besendinge in Lyfflande to donde, fragte man in Lübeck die sendeboden van Revele, wo vele geldes se so vorsammelt by eynander hadden, sie antworteten, es sei dar weynich geldes, bei den vielen Verhandlungen mit den Russen wären wol dusent mark vorteret worden; wieder erscheint es ratsam, eynen punttollen up dat gemeyne gud to Rige, Revel, Parnow unde anderen haven in Lyfflande zu setzen, um das Geld zu solcher Besendung zu sammeln[2].

So lasteten also die Kosten der teuren Besendungen in den Osten auf dem Handel der livländischen Städte. Aber außer diesen Kosten hielt auch die Unkenntnis der russischen Verhältnisse Lübeck ab, dort einzugreifen. Die livländischen Städte mußten, wenn verhandelt werden sollte, vorher erkunden, wie man die Sache mit deme besten angripen mochte[3]. Sie beherrschten die Lage. Während noch „Riga zuweilen zu größerer Rücksichtnahme auf den Hansebund ermahnt"[4], wollten Dorpat und Reval die Mitwirkung andrer bei den Verhandlungen mit Rußland nicht leiden. Sie brachten 1466 wieder einen Beifrieden zustande, freilich nur auf zwei Jahre. Als dann die Nowgoroder sich weigerten, die alte Kreuzküssung zu erneuen, brachen die Boten von Dorpat und Reval die Verhandlungen ab und ließen auf dem Hofe von St. Peter die Kirchen zumauern, nahmen den Hofsknecht mit sich fort[5], und berichten über all das auf dem Städtetag zu Wolmar im Jahre 1469. Nach Nowgorod war nun mehrere Jahre der Verkehr gesperrt, de reyse besloten, sogar über Pleskau sollte dorthin kein Gut geführt werden, auf dem Städtetag zu Wolmar verfügten 1472 Riga, Dorpat, Reval, offenbar auf Betrieb des dorpater Sekretarius Joh. Rodelinckhusen, der hier seine Stadt vertrat, men sal anders nergen den stapel holden to dusser tydt mit den Pleszkouwern to koppslagende,

---

1) HR. II 5, 269. — 2) HR. II 7, 346 § 211, 233. — 3) HR. II 5, 269. — 4) LUB. 10. Einleitung XXX. — 5) HR. II 6, 112.

anders dan bynnen Darpte[1]. Der russische Stapel zu werden, ist lange der lebhafte Wunsch Dorpats[2]. Zunächst wurde das freilich nicht durchgeführt, da noch in demselben Jahre 1472 Gesandte Nowgorods nach Dorpat kamen, der Kaufhof von St. Peter wieder eröffnet wurde. Seine Leitung behielt völlig Livland: als Lübeck dem Kaufmann zu Nowgorod wegen des wichtigen Handels mit engelschem Tuch Vorschrift gegeben hatte ohne Wissen, sunder weten, der livländischen Städte, beauftragten die Ratssendeboten von Riga, Dorpat, Reval 1476 auf einem Städtetag zu Dorpat ihre Gesandten, die zum Hansetag nach Lübeck gehen sollen, darüber zu sprechen, daß solche Vorschrift ohne der binnenländischen Städte Mitwissen zurückgestellt und vermieden werde[3]; ebensowenig wollten die livländischen Städte von Vereinbarungen hören, die ohne ihre Kenntnis zwischen dem Kaufmann in Flandern und dem in Nowgorod geschlossen seien, die Boten mögen sorgen, daß sulk afgestellet werde.

Gewiß hat wesentlich die zielbewußte Politik der livländischen Städte Lübecks Einfluß auf dem Hofe von St. Peter beiseite geschoben und Reval, vor allem aber Dorpat dort die leitende Stellung gewinnen lassen. Aber diese Entwicklung wäre nicht möglich gewesen, hätte Lübeck wirklich mit aller Kraft Widerstand geleistet[4]. Das war aber nicht der Fall. Immer mehr tritt in der Politik des hansischen Gesamtbundes im 15. Jahrhundert der Osten zurück hinter den Norden und Westen. Die skandinavischen, englischen, flandrischen Fragen sind für die Hanse die wichtigeren, bei diesen konnte der Bund direkt eingreifen, war nicht in gleichem Grade von der Mitarbeit eines Teiles abhängig, wie im Osten, wo der Petershof ohne Livland nicht geleitet werden konnte, Livlands Wünsche sich aber oft mit denen des Bundes nicht deckten.

Die Entfremdung zwischen Livland und den westlichen Städten, besonders Lübeck, steigerte sich im 15. Jahrh. durch die strengen Verbote, die im Osten, wie in Danzig so auch in Riga, Handel und Verkehr dem fremden Kaufmann, dem Gast beschränkten.

---

[1] ibid 462 § 7. — [2] HR. III 1, 231 § 3 aa. 1480. — [3] HR. II 7, 483, § 4 10: darumme to spreken, dat sulke vorschrivinge sunder der stede bynnen landes medewetten torugge gestalt unde gemeden werde.
[4] Wenn Rikasky 231 meint, im 15. Jahrh. hätten die livländischen Städte in Nowgorod nur die einleitenden Verhandlungen geführt, Lübeck dann in die beschließenden eingegriffen, so ist das nicht korrekt.

Als solcher galt nach mittelalterlichem Stadtrecht, wer eine Stadt besuchte, seinen Wohnsitz aber außerhalb hatte. Er genoß nicht nur politisch, sondern auch in Handel und Verkehr ein minderes Recht als der Bürger der Stadt, der zu gunsten der Gemeinde mannigfache Lasten und Pflichten trug, von denen der Gast frei war [1]. Vor allem trachtete der Fremde nach dem Recht, die Ware frei zuführen, einkaufen und verkaufen zu dürfen. Das aber wollte man ihm nicht zugestehen. Namentlich den einträglichen Klein- und Zwischenhandel wollte man wahren. Bereits im 13. Jahrh. verbot in Riga das Stadtrecht, der Gast dürfe nicht in der Stadt gekauftes Gut wieder verkaufen, und dieses Verbot wird wiederholt später erneut [2]. Besonders die Holländer fühlten sich durch die strenge Einschränkung des Gästerechts bedrückt. Im 15. Jahrh. drangen sie in die Ostsee vor. Lübeck wollte sie, die nicht nur Nebenbuhler im Handel, sondern auch Bundesgenossen des feindlichen dänischen Königs wurden, nicht diesseit des Sundes sehen. Die preußischen und livländischen Städte dagegen mochten sie als Frachtschiffer wohl dulden, man gestattete ihnen sogar in beschränktem Umfange in Livland Handel zu treiben [3], doch sollten auch sie ihre Ware nur in dem Hafen verkaufen, den ihre Schiffe zuerst angelaufen waren, nicht aber weiter ins Land hineinziehen, und ganz verboten war ihnen der Handel mit den Russen. Denn, so wurde aus Livland auf die Klage der Holländer über diese Beschränkung geantwortet, entstände bei einem solchen holländisch-russischen Handel Streit, so müßten das die Livländer entgelten, die mit den Russen die Kreuzküssung geschlossen hätten [4].

Ein größeres Recht noch als den Holländern war den Genossen der Hanse eingeräumt, bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts war es ihnen gestattet, auch in Riga mit den Fremden der Hinterländer ohne Vermittlung der Bürger zu verkehren und zu handeln [5]. Dann aber ist in der Zeit des großen preußischen Krieges, unter

---

1) Stolze, Die Entstehung des Gästerechtes in den deutschen Städten des Mittelalters. 1901. S. 7. 94. — 2) Napiersky, Quellen d. Rigischen Stadtrechts 127. Bursprake aa 1405 [ibid 214 § 20, ok so en schal nen gast gud in desser stad kopen, dat he hir wedder vorkopen wil, by dren marken rig. — 3) HR. 7, 419; II 1, 151, Beschlüsse aa. 1423, 1434. Reiche Freiheiten gewannen die Holländer seit 1443 in Dänemark. Stein, Beitr. z. Gesch. der Hanse (1900) 99, 132. Daenell, Hans. Gesch. Bl. 1902, 28. Über Rigas Beziehungen zu den Niederlanden vgl. Siewert, Rigafahrer 39, 147. LUB. 10, XXXII. — 4) LUB. 9, 180. Vgl. oben. — 5) Daenell, Hans. Gesch. Bl. 1902, 9.

dem der Handel auch in Riga so schwer litt, wie man das früher nie gekannt hätte, um das J. 1460 in Riga das Verbot ergangen, Gast dürfe überhaupt nicht mit Gast handeln. Wohl hat dieses Verbot sogar bei den andern livländischen Städten schweres Bedenken erregt, wohl ist Lübeck darüber höchst unwillig geworden, — der Rat von Riga nahm sein Verbot nicht zurück, er erklärte, daß sich seine Bürger und Einwohner oft und viel über die Gäste beklagt hätten, die sie in allen Hantierungen außerordentlich schädigen und benachteiligen, daher die fleißige Bitte ergangen sei, hierein Wandel zu schaffen; man habe das zu Herzen genommen und gründlich erwogen und, wie das geziemend und billig sei und wie das jeder ehrliche Rat einer Stadt in allen Landen allerwege gern tue, für Nutzen und Gedeihen der Bürger und Einwohner gesorgt; es sei das niemand zur Verkürzung und zuwider geschehen und man wolle deswegen nicht mit den Hansestädten in Unwillen sein, vielmehr sie in alter Freundschaft hegen und schirmen[1]. Und Riga ist bei seiner Vorschrift geblieben. Einige Jahre später, im J. 1469, schrieb Riga an Lübeck[2]: wir halten das hier in unsrer Stadt wie das bei euch und in allen guten Stadten von alther gewöhnlich und in den BursprakEn festgesetzt ist, um unsere Bürger und ihre Gesellen bei Brot und Nahrung zu erhalten, daß Gast nicht mit Gast kaufschlagen dürfe, bei einer Strafe von 10 Mark, über die sich beklagen darf, wer da meint, daß ihm Unrecht geschehen.

Über diese Frage ist noch viel verhandelt worden. Lübeck hat deswegen bei den Landesherren in Livland geklagt[3], was in den Städten großen Unwillen erregte. Wenn auch nicht zu allen Zeiten in aller Strenge[4], so ist doch im Ganzen in den Städten Livlands der Satz aufrecht erhalten: Gast darf nicht mit Gast kaufschlagen. Die andern Städte Livlands sind dem Beispiel Rigas gefolgt. Viel Gut hat Livland dadurch gewonnen, aber auch viel Liebe verloren.

Die Folgen des allmählich immer größer werdenden Zwiespalts zwischen Livland und der Hanse und ihrem Vorort Lübeck traten um so schroffer hervor, als sich die Verhältnisse in Nowgorod plötzlich völlig änderten. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts

[1]) HR. II 4, 527. 532. Siewert, Rigafahrer 155. — [2]) HR. II 6, 100. — [3]) ibid. 113. — [4]) HR. III 6, 485 § 62.

vollendete sich rasch nach dem festen Willen eines politisch bedeutenden Fürsten die Umwandlung der lange in zahlreiche Kleinstaaten zerrissenen russischen Lande in den Großstaat von Moskau. Im J. 1478 mußte auch Nowgorod sich dem Großfürsten Iwan von Moskau ergeben. An Stelle der oft unruhig bewegten Republik von Nowgorod trat auch für den Norden Rußlands der moskausche Großstaat. Dieser Wechsel wurde bald auch für den Hof von St. Peter entscheidend. Die Monopolisierung des russischen Außenhandels durch die Hanse und ihre Genossen, wie sie bisher bestanden, widersprach der Politik von Moskau. Lebhaft verlangte der Großfürst nach der Verbindung seines Staates mit dem Westen: mit dem Papst, dem Kaiser, dem König von Ungarn rc. wurden Beziehungen angeknüpft. In der Theorie sollten die Grenzen Rußlands allen Völkern gleich offen sein. Wer das hinderte, war ein Feind Moskaus. Vor allem nach Livland sah man mißtrauisch hinüber. Durch die Besetzung Nowgorods und die dadurch erfolgte Erweiterung seines Gebiets bis an den Narvefluß war Moskau plötzlich nicht nur der Nachbar, sondern auch der Gegner Livlands geworden, wurde die russische Frage in hervorragendem Grade die Lebensfrage für Livland. Den Fürstentümern von Pleskau und Nowgorod war der livländische Ordensstaat gewachsen gewesen, ob er auf die Dauer auch Moskau werde widerstehen können, darin lag sein Schicksal.

Dem gegenüber hat die Unterwerfung Nowgorods unter Moskau für die Hanse nur untergeordnete Bedeutung. Allerdings wurde im J. 1478 über den deutschen Kaufmann und sein Gut in Nowgorod Arrest verhängt, er wurde mit syneme gude in Nouwgarden besath[1], so also auch die Hanse direkt von Feindseligkeiten getroffen. Als bald darauf der livländische Ordensmeister mit den Russen in schweren Krieg geriet, schienen wohl Lübeck und die benachbarten wendischen Städte Hilfe leisten zu wollen: man dachte daran, wie es auch der Meister wünschte, daß die gesamten in Livland verkehrenden Kaufgesellen sich zum Kriege gegen die Russen rüsten sollten[2], und als das nicht ausführbar war, beschloß man, daß eine Steuer in Riga, Reval und Pernau für den Meister erhoben werden möge. Aber Hamburg, Rostock, Wismar machten

[1]) HR. III 1, 62. — [2]) HR. III 1, 240. dat de gemeyne coppgesellen in Liflande vorkerende mede uth maken schalen up de Russen.

hiegegen Bedenken geltend[1], die Verhandlungen verliefen ohne größeren Erfolg, Livland erhielt in diesem schweren Kriege keine wirkliche Hilfe vom Westen.

Im J. 1487 schienen wieder bessere Zeiten einzutreten. Auf dem Hansetage zu Lübeck im Mai dieses Jahres konnte ein aus Narva ausgegangener Brief der Ratsboten von Dorpat und Reval verlesen werden, daß sie nach schweren Kosten und langen Verhandlungen den Hof und die Kirche zu Nowgorod auf zwanzig Jahre nach der alten Kreuzküssung erhalten hätten. Als diese neue verlesen wurde, waren die Städte alle damit zufrieden[2].

Wieder hatten Dorpat und Reval, wenn auch mit viel Mühe und Kosten, den Frieden errungen Alle waren zufrieden. Aber die Freude blieb nicht lange ungetrübt. Eine schwere Hand lastete auf Nowgorod, seine Blüte war dahin. Bereits im Friedensjahre 1487 klagt Dorpat über die Nöte, die der Kaufmann in Nowgorod erfahre, bald hören wir von einer höheren Steuer, die dort bei der Wage erhoben wird[3]. Und sollte jetzt über Streitigkeiten verhandelt werden, so genügte es nicht mehr Nowgorod zu besenden, jetzt müssen die Boten bis in das ferne Moskau gehen: 1489 haben Gesandte aus Reval und Dorpat dort ihre Klagen vorgebracht, aber nichts erreicht; wenige Jahre später, 1492, hat der Statthalter in Nowgorod Briefe aus Livland an den Großfürsten garnicht weiter befördert[4]. Die Verhältnisse wurden immer gespannter. Es traten bald auch Reibungen ein mit Russen, die in die livländischen Städte kamen: in Riga klagte man über Falschmünzer aus Polozk, in Reval wurden zwei Russen, der eine wegen Falschmünzerei, der andere umme eyne unspreklike stumme sunde[5] nach Stadtrecht schuldig gesprochen und hingerichtet. Das erregte im höchsten Grade den Zorn des Großfürsten und führte die Katastrophe über den Hof von Nowgorod herbei. Als eine neue Gesandtschaft aus Dorpat und Reval, die 1494 wieder vergeblich in Moskau verhandelt hatte, auf dem Rückwege Nowgorod erreichte, fand sie den Hof geschlossen, die Waren im Wert von 96,000 Mark arrestiert, den Kaufmann, im ganzen 49 Personen, gefangen[6].

---

[1]) ibid. 212 § 9; 276 § 9. — [2]) HR. III 2, 132 § 12, 13. Der Text des Friedensschlusses n 136. — [3]) ibid 301, 305. Nikitsky 284. — [4]) HR. III 3, 103. — [5]) Sodomie. LUB. II 1, 406. 467. HR III 3. 103. 526. — [6]) HR. III 3, 380. LUB. II 1, S. 356.

In Livland entstand heftige Bewegung über diesen Gewaltstreich. Jahrelang ist hierüber, oft in scharfer Rede, verhandelt worden. Aber zum Schwert wollte man doch nicht greifen, es hätte jetzt gegen Moskau gezogen werden müssen, und das bedeutete etwas anderes, als in altgewohnter Weise gegen Nowgorod kämpfen. Selbst den Handel nach Rußland brach man nicht ab, er war zu vorteilhaft. Da aber die alten Wege gesperrt waren, suchte man neue. So streng es auch, wie wir hörten[1], verboten war, eine andre als die gewöhnliche Straße zu ziehen, man schlug doch „Beiwege“ ein. Im J. 1497 beklagte sich Reval[2], daß kostbare Güter, wie Silber und Pelzwerk von Wiesel, Hermelin, Zobel auf Beiwegen in und aus dem Lande geführt werden. Als Kanevarer wurden die bezeichnet, die verbotene Handelswege einschlugen, unerlaubte Reisen machten. Auf einem Städtetag zu Walk im J. 1501 klagte Dorpat[3] über die ungewöhnliche Fahrt mit Silber und Tuch zwischen Pernau und Narva, auch daß Schiffe von Reval nach Iwangorod gehen zu großem, ewigem verderblichen Schaden und gegen alle Rezesse der Städte. Und auf einem Städtetag zu Wolmar im J. 1504 brachte wieder Dorpat die Frage wegen der Kanevarer vor[4], daß in einigen Städten sie zwar gestraft, auch Geld von ihnen gefordert werde, sie aber doch als ehrlich geduldet seien, trotz der Rezesse. Reval fühlte sich getroffen und erwiederte, es habe bei sich von keinem Kanevarer Strafe erhoben, wohl aber allerwege den Seinen wie allen andern verbotene Reise untersagt. Bald fürchtet man, daß neue Wege auch über Litauen und besonders über Wiborg gesucht werden, es heißt, da die Kanevarer in Lübeck russische Ware verkaufen, so werde auch Reval und Dorpat nichts übrig bleiben, als ihren Vorteil auch wider die Rezesse zu suchen. Vor allem wird Lübeck und Danzig von den livländischen Städten unlauterer Wettbewerb durch die Kanevarer im russischen Handel vorgeworfen. Namentlich klagt Dorpat wiederholt über die Kanevarer, so auf dem Hansetag vom J. 1506[5].

---

[1] Im J. 1447 wurden die verbotenen Wege untersagt bei Verlust von Ehre, Gut, städtischen Privilegien, 1 Mark Gold. HR. II 3, 181, § 25. — [2] HR III 4, 5. [3] ibid 422, § 16 21. — [4] ibid 641, § 25, 26. [5] HR III 5, 185, § 176, 193, 326 ff. Der Hansetag von 1506 erneut die Strafen von 1447, worüber eyn cedell . . . to Lubeke was upt rathuss gehangen.

Die alten strengen Gebote über bestimmte Straßen und Wege ließen sich eben nicht mehr aufrecht erhalten: was zu Wasser geführt werden sollte, zog auch zu Lande; aus Pernau ging der Weg in den Osten nicht mehr nur über Dorpat, man fand auch einen näheren nach Narva; aus Reval schiffte man sogar nach dem russischen Iwangorod; und die Ranevarer fanden Unterschlupf und Käufer in vielen Häfen. Neue Verhältnisse, größere Vorteile achteten nicht mehr morscher Schranken.

Fast noch schwerere Sorge und heftigeren Unwillen als Beiwege und Ranevarer erregten aber bei den livländischen Städten Rivalen, die unmittelbar an der russischen Grenze saßen und daher jetzt besonders gefährlich wurden. Der Großfürst hatte im J. 1492 auf der rechten Seite des Narveflusses die Livland bedrohende, bereits erwähnte steinerne Trutzburg Iwangorod aufführen lassen und konnte es nur gern sehen, wenn der Fremdhandel auch hieher den Weg fand. Gefährlicher aber wurde den andern livländischen Städten die Rivalität Narvas.

Narva nahm unter den livländischen Städten eine Sonderstellung ein: auf den Städtetagen ist es nie vertreten, Dorpat und Reval, die den Handel nach Nowgorod allein beherrschen wollten, verstanden Narva von der Hanse auszuschließen. Sah sich diese veranlaßt, den Verkehr nach Rußland zu sperren, und gehorchten die andern livländischen Städte, so erblühte in Narva, das sich an das Gebot nicht gebunden fühlte, der Kaufschlag besonders lebhaft. Strittig war sein Recht am deutschen Kaufhof in Nowgorod. Es trieb einen nicht unbeträchtlichen Handel nach Rußland, namentlich auch in Salz, verlangte, wenn es in Nowgorod durch das Gebot des hansischen Kaufmanns in seiner Nahrung beschränkt werden sollte, auch an seinem Recht Anteil zu haben, dann, so heißt es im J. 1417, aus welchem wir eine reiche Korrespondenz über diese Frage haben, wolle Narva auch alle früheren und zukünftigen Verordnungen der Städte mit ganzem Fleiß ernstlich und fest halten[1]. Die Stadt suchte Schutz bei ihrem Herrn, dem Ordensmeister. Dieser ist erstaunt, daß ihr der Besuch Revals verboten sein soll, bittet den Hochmeister, der wie in Harrien-Wierland so auch in Narva der Oberherr war, die Stadt zu fördern, ihr freien Verkehr in Preußen zu gestatten, es wäre zu

[1] HR 6, 443.

wünschen, daß, wie sie wollten, die burgere van der Narve mete in des koufmans recht und freiheit komen mogen, damit sie freien Handel haben, sonst werde das arme stedechen zur Narve wuste werden, da Reval und die andern Städte es zu bedrücken beginnen und nicht mit ihm kaufschlagen mögen. Der Hochmeister tritt dann auch für Narva ein, gestattet den Einwohnern der Stadt, die am ende des landes grenitzen sin gesessen, den Handel in Preußen[1].

Trotz alledem blieb die Lage Narvas bedrückt. Wohl hören wir von vereinzelten direkten Beziehungen Lübecks zu Narva im 14. und 15. Jahrhundert, aber eine den andern livländischen Städten gleichberechtigte Stellung in der Hanse ward ihr nicht zuteil. Als im J. 1426 der Ordensmeister seiner Stadt Narva ein Wachssiegel verlieh, wie es auch die andern Städte und der Petershof zum besiegeln guten Wachses hatte, fand es bei den Hansestädten keine volle Geltung. Wünsche Narvas in Betreff des Salzhandels und des Kleinhandels an der Grenze Rußlands zur Zeit einer Handelssperre wurden nicht gebilligt[2].

Eine allseitig befriedigende Lösung haben die Beziehungen Narvas zu den andern livländischen Städten und der Hanse nicht gefunden. Als nun im J. 1494 der Kaufhof in Nowgorod vernichtet wurde, dachte man in den wendischen Städten zuerst, die Verbindung nach Rußland werde gesperrt werden. Infolgedessen wurde 1495 im April, also noch vor Eröffnung der Schifffahrt, von Lübeck und den wendischen Städten nach Reval geschrieben[3], es sollen von dort keine Güter in die Narve und in die Newa verschifft werden, die livländischen Städte mögen den Verkehr so lange meiden, bis man sehe, wie sich die Dinge mit den in Nowgorod verhafteten unschuldigen Gefangenen gestalten werden. Aber dieses Gebot wurde nicht eingehalten, bereits nach drei Monaten klagen im Juni 1495 die wendischen Städte gegenüber Dorpat, Riga, Danzig und Pernau[4], daß etliche Kaufleute der Hanse über Narva auf verbotenen Wegen zu den Russen ziehen und mit ihnen Kauf und Verkauf treiben, was kläglich zu hören ist und uns sehr miß-

[1] LUB 2184, 85, 94. Hildebrand im LUB. 7, XXIX. HR. 6, 504 ff. Siewert, Rigafahrer 14, der aber von einer „Vernachlässigung der Interessen Narvas durch die Regierung der livländischen Landmeister" spricht. — [2] LUB. 7, 406, 489. Siewert 15. — [3] LUB. II 1, 175. — [4] HR. III 3, 388 = LUB. II 1, 214 nur Regest.

behaget; es wird noch einmal Handel und Hantierung mit Nowgorod, Moskau, Pleskau bei Strafe verboten, die livländischen Städte sollen den ihren streng gebieten und jedermann warnen, daß sie sich solch ungebührlicher Kaufmanschaft mit den Russen gänzlich enthalten, nicht diesen, auch nicht den von der Narve weder zu Wasser noch zu Lande Güter zu- und abführen.

So drohte die Katastrophe auf dem Petershofe auch für Narva völlige Handelssperre nach sich zu ziehen. Aber die Wünsche der Hanse gewannen im Osten erst Kraft, wenn Livland Gehorsam leistete. Dieses aber wollte wegen des Schlusses des Hofes von Nowgorod den Frieden nicht gefährden. Nach langen Verhandlungen war es jüngst 1493 gelungen, den vor zwei Jahren abgelaufenen zehnjährigen Beifrieden mit Rußland von neuem auf zehn Jahre zu erneuen. Das ganze Livland, besonders das immer am meisten bedrohte Bistum Dorpat wollte ihn nicht gestört sehen. Was in Nowgorod geschehen war, berührte nur eine kleine Gruppe Angehöriger eines Standes, die Kaufleute in den Städten: Kaufmannsgüter waren in Nowgorod eingezogen, Kaufleute, zumeist aus überseeischen Städten, gefangen gesetzt worden. Die Solidarität der Interessen war nicht so groß, das als eine allgemeine Landesangelegenheit Livlands anzusehen.

Deswegen, schreiben im Juni 1495 die livländischen Städte den wendischen[1], dünket ihnen de copmanschop aftostellende noch tor tiidt nicht radtzam, der Großfürst könnte dadurch gereizt werden, die Gefangenen könnten in noch schwerere Angst, Not und Gefängnis kommen, dazu diese Lande, besonders das Stift des Herren von Dorpat, in Fehde geraten, daher Seine Gnaden dieser seiner Stadt Dorpat nicht gestatten will, die Kaufmannschaft zu verbieten; die livländischen Städte wollen jetzt den hochwürdigen Herrn Meister[2] von wegen der Hansestädte und sonderlich um der Gefangenen wegen bitten, auf des Kaufmanns Kosten eine Botschaft an den Großfürsten abzufertigen, denn sie wissen hier im Lande sonst niemand, der die Botschaft fördern konnte. Infolge dieser Auseinandersetzung, daß der Bischof von Dorpat, wohl auch der Meister, vor allem aber die livländischen Städte gegen ein Verbot der Kaufmannschaft, die vorbedinge der copenschop,

---

[1] HR. III 3, 394 = LUB. II 1, 211. [2] Walter von Plettenberg, Ordensmeister 1494—1535.

waren, hielt es auch Lübeck für ratsam[1], das Handelsverbot zurückzuziehen, da es „zur Zeit den Städten in Livland, die die Lage dieser Sache besser als wir kennen, nicht ratsam und nütze erscheine, ein solches Verbot so streng zu halten."

Übersieht man die in großer Fülle vorliegenden Schreiben über den Untergang des Hofes von St. Peter, so erkennt man, daß die Gefangenschaft der deutschen Kaufleute allgemein tief bedauert wurde, vor allem natürlich in den Städten, woher sie stammten: im ganzen waren im J. 1494 auf dem Petershof 49 Personen gefangen gesetzt, von denen allein 17 nach Lübeck gehörten; weiter wurden Kaufleute aus Hamburg, Lüneburg, Münster, Dortmund, Frankfurt, Greifswald rc. zurückgehalten, aus Livland stammten drei aus Reval, sieben aus Dorpat[2]. Man erkennt aus diesen Zahlen, wie lebhaft doch noch die überseeischen Städte sich an dem Handel mit Nowgorod beteiligten, die livländischen treten fast zurück.

Die in die Gewalt des Großfürsten geratenen zu befreien, wünschten natürlich alle Städte lebhaft. Lübeck wollte darüber Schreiben, die freilich nur Bitten enthielten, nach allen Seiten, auch an den Großfürsten selbst ausgehen lassen[3]. Aber im ganzen machte doch die Schließung des Kontors von Nowgorod auf die Städte jenseit des Meeres nur geringen Eindruck. Für sie hatte der Hof bereits seit längerer Zeit seine früher so große Bedeutung verloren[4]. Nicht für die Hanse, wohl aber für Livland war die Verbindung mit Rußland auch noch im 15. Jahrhundert Lebensfrage. Den russischen Kaufschlag ganz an sich zu ziehen, der Stapel des russischen Handels zu werden, ist je länger je mehr der Wunsch der livländischen Städte. Weniger bei Riga, das gegen Ende des 15. Jahrh. durch mancherlei Unruhen geschwächt war, namentlich durch Bewegungen in der kleinen Gilde, vor allem aber durch den

---

1) HR. III 3, 396 = LUB. II 1, 220. — 2) HR. III 3, 390 = LUB. II 1, S. 360. Hier werden auf Grund der ausführlichen Nachricht der lübischen Chronik des Reimar Kock drei Namen aus Reval angeführt, später wird lange über vier Gefangene aus Reval, mit z. T. andern Namen verhandelt, so LUB. 563 u. o. Aus Riga und Pernau wurden bei der Katastrophe in Nowgorod keine Kaufleute gefangen gesetzt. — 3) LUB. II 1, 127, 128, 172. — 4) Das hat Schaefer in HR. III 3, VI scharf betont. Köln erklärt 1506 auf einem Hansetag zu Lübeck bei Klagen über die Ereignisse in Nowgorod, dat on von den dingen nicht mehr, dan se itzundes gehort, bewusst were. HR. III 5, 185 § 123. Immerhin ist zu beachten, daß unter den Gefangenen in Nowgorod der überwiegend größte Teil überseeische Kaufleute waren.

letzten großen Bürgerkrieg, in dem es von Plettenberg besiegt war. Es tritt bei diesen Verhandlungen mit Rußland sehr zurück, klagt, daß früher ungewöhnliche Wege dorthin freigegeben seien, erklärt noch im J. 1504 auf einem Städtetag zu Wolmar, die russische Sache betrifft vor allem euch von Dorpat und Reval, da wir nach Nowgorod wenig Verkehr haben[1]. Dorpat steht hier an erster Stelle, noch vor Reval, will den russischen Handel durchaus beherrschen, auf seine alten Ansprüche nicht verzichten, es verlangt, daß von Nowgorod des copmans boke . . na dem olden von Reval dem Rat zu Dorpat zugestellt werden, damit man sie hier durchsehe und verwahre; und es setzt diese Forderung in der Tat durch[2]. Dazu hat es den Markt von Pleskau völlig an sich gebracht. Reval sieht mit Neid, wie Dorpat und Narva aus dem russischen Handel reichen Gewinn erwerben[3]. Nicht erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts ertönt die Klage, der Handel nach Osten ziehe an Reval vorüber.

Wollten die livländischen Städte auch durchaus einen Krieg gegen Rußland vermeiden, so wünschten sie doch um so lebhafter, daß der Großfürst besandt werde, damit die in Nowgorod Gefangenen befreit, die dort erlittenen Verluste ersetzt, der Handel wieder in alter Weise freigegeben werde. An Verhandlungen hat es denn auch in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts nicht gefehlt; Litauen, Polen, die livländischen Bischöfe, Papst und Kaiser sollten helfen[4]. Vor allem aber setzten die Städte ihre Hoffnung auf den hochwürdigen Herrn Meister, und wirklich gehandelt hat nur Wolter Plettenberg, der eben damals, im J. 1494, Oberhaupt des livländischen Ordens geworden war. Seine Arbeit um die Sache des Kaufmanns fand auch bei Lübeck volle Anerkennung[5]. Immer und immer wieder gehen seine Boten nach Moskau, und sein, des Fürst-Meisters Wort hat auch hier Gewicht. Nachdem mehrere in Reval und Riga zurückgehaltene Russen hatten heimkehren dürfen, wurden 1496 zunächst die sprakeler, die in Nowgorod die Sprache hatten lernen sollen, freigegeben, und endlich, da auch der Großfürst, Alexander von Litauen, sich dafür verwandt

[1] HR. III 4, 639, § 9. de sake belanget juw van Derpte unde Revele aldermest, wente wy uns der Nougwarschen reise weynich bekummeren. — [2] LUB. II 1, 608, 849. HR. III 4, 366. 368. — [3] Arbusow im LUB. II 1, XIII, XXI. — [4] Siehe die wertvolle Einleitung, die Arbusow LUB. II 1 gegeben hat. — [5] HR. III 4, 46.

und der Fürst-Meister mehr als einmal den Großfürsten besandt hätte, um wegen der Boten und Kaufleute das Haupt zu schlagen[1], entließ Iwan 1497 auch die andern Gefangenen, mit Ausnahme von vier aus Reval stammenden, die dann 1498 aus Nowgorod nach Moskau abgeführt wurden, von wo sie 1499 in rührendem Brief ihr Elend schildern[2].

Eine Botschaft, die der ganze hansische Bund nach Moskau entsandt hätte, wie man das in Livland lebhaft wünschte, kam nicht zustande. Es schreckten die großen Kosten, sodann erklärten die wendischen Städte, sie seien über die russischen Verhältnisse nicht unterrichtet, und in der Tat waren diese ihnen völlig fremd geworden. Als Lübeck auf dringenden Wunsch des geehrten Ordensmeisters sich noch einmal entschloß im Namen der Hanse, der man russischerseits noch immer Gewicht beilegte, an Verhandlungen teilzunehmen, die 1498 in Narva mit den Russen gepflogen wurden, konnte es seinen Boten nur vorschreiben, danach zu trachten, daß das Alte erhalten bleibe, im übrigen sich nach dem Rat des Ordensmeisters zu richten. Neue selbständige Wege wußte das Haupt der Hanse in russischen Fragen nicht mehr zu finden.

Auch diese mit viel Mühe ins Leben gerufenen Verhandlungen von Narva im J. 1498 waren fruchtlos. Zur Hauptfrage, der Wiedereröffnung des Hofes von Nowgorod, kam man garnicht, er wurde nicht wieder aufgetan. Freilich auch nicht, wie namentlich Danzig gefürchtet hatte, der Weg nach Rußland geschlossen, vielmehr über Reval, Dorpat, Narva ein lebhafter Handel in den Osten getrieben.

Die Gesandtschaften, auch die vom J. 1498, bereiteten natürlich große Kosten. Sie zu decken wurde auf einem Hansetag zu Lübeck im Mai 1498 beschlossen, daß eine Steuer, etlick ungelt, sowohl in Livland erhoben als auch zu Lübeck erlegt werde, nämlich von allen Gütern, die von Reval nach Lübeck kommen und im russischen Handel gekauft oder verkauft sind, von 100 Mark lübisch 4 Schilling, d. h. 1/400 des Wertes[3]; in gleicher

---

[1] LUB. II 1, 507. Der forst meister habe mere wan zu eynem male zu uns gesandt, umb den botten und kaufman das houbt zu schlagen. — [2] ibid. 688, 818. — [3] 1 Mk. lüb. = 16 Schilling. Dieser Zoll zur „Ablegung der Moskowiter Legationskosten und zur Unterhaltung des Nowgoroder Contors" blieb in Lübeck lange bestehen, wurde sogar 1605 noch einmal aufgerichtet, obgleich er „schon seit 70 bis 80 Jahren nicht mehr gehörig angewandt sei." Siewert, Rigafahrer 8.

Höhe soll auch in Reval von allen nach Rußland gehenden oder von dort kommenden Gütern Zoll erhoben werden, von 100 Mark ein Verdink, und ebenso in Dorpat von allen über Riga und Pernau gehenden, für den russischen Handel bestimmten Waren[1].

Dieser Zoll ist Gegenstand langer Auseinandersetzungen geworden. Dorpat klagte, hier käme wenig zusammen, der Zoll störe den Handel, denn, so schreibt es im Mai 1499 an Reval[2], wenn in früheren Zeiten einige Güter über Riga und Pernau hierher gesandt wurden, so geschah das, weil de reisse vrii was; nachdem aber hier Zoll gefordert wird, werden zodane wege nicht vorsocht. Die vornehmste Einnehmerin dieses Zolls für die Gesandtschaft von 1498 wurde Reval, dort liegt im Archiv noch heute ein Heft[3], das wohl aus dem Jahre 1516 stammt und ein Register enthält über den entfanck des punttols van beghin anno [14]98: die Summen laufen nur langsam ein, schließlich sind es nach vielen Jahren 2200 Mark; dem gegenüber hat Reval für russische Gesandtschaften große Summen ausgezahlt: bereits 1494 hatte die Witwe des verstorbenen Ratssendeboten Gottschalk Remmelinckrode über 3200 Mark erhalten, von den Zollgeldern waren bereits 1501 dem Ordensmeister über 2000 Mark übersandt, an Lübeck waren Zahlungen geleistet usw.

Als zu Beginn des 16. Jahrhunderts Gesandtschaften nach Rußland immer wieder nötig wurden, suchte man, da die Kosten sehr beträchtlich waren, die Einnahmen von den Zöllen zu steigern: im J. 1504 machten Reval und Dorpat auf einem Städtetage zu Wolmar eine Vorstellung[4], daß auch von Silber und andern wertvollen Gütern, die in Riga ankommen und durch den Handel über Litauen zu den Russen gehen, Zoll in Riga erhoben werden möge. Daß bares Geld, wenn es verschifft wurde, Pfundzoll erlege, ist in älterer Zeit wiederholt gefordert worden[5], und 1508 wird festgesetzt, daß in Dorpat und Reval Silber nicht unvorpundet, d. h. ohne Pfundzoll eingeführt werde[6]. Jetzt wollte man 1504 den russischen Handel auch bei den Gütern besteuern, die über Litauen nach Rußland gingen, außer bei andern wert-

---

[1]) LUB. II 1, 680, § 103—106, Auszug aus HR III 4, 98. — [2]) HR. III 4, 356 = LUB. II 1, 809. — [3]) HR. III 4, 98[5]. Siewert 149. — [4]) HR. III 4, 642, § 35. — [5]) Stieda, Revaler Zollbücher (1887) S. C. — [6]) HR. III 5, 479, § 4.

vollen Gütern, namentlich bei Silber[1]. Wie man bei dem lebhaften Handel, den Riga mit Litauen trieb, die Waren zur Besteuerung herausfand, die weiter nach Rußland gingen, ist schwer zu verstehen, muß aber für möglich gehalten werden, da Riga geneigt ist, auf den Vorschlag einzugehen, sobald solches von den überseeischen Städten vorgeschrieben und genehmigt werde[2]. Des Zusammenhanges mit der Hanse ist man sich in Riga noch voll bewußt.

Daß wenn für die Besendungen nach Moskau in den livländischen Städten Pfundzoll erhoben wird, solches nur auf Grund hansischen Rechts geschehen kann, erkennen auf dem Städtetag zu Wolmar 1512 Riga und Reval ausdrücklich an: da Frederik Korf als Bürgermeister von Narva der Gerechtigkeit und Privilegien der Hanse nicht genießet, auch in keiner Hansestadt besitzlich ist, soll er für sie auch nicht zahlen und des Pfundzolls enthoben sein[3]. Die hier angedeutete Entscheidung in der Pfundzollfrage wurde für Narva von besonderer Bedeutung. Den gesamten russischen Handel zu Wasser und zu Lande, Einfuhr und Ausfuhr wollte man besteuern, namentlich in den livländischen Städten sollte das kraft hansischen Rechts durchgeführt werden. Aber über Narva konnte der Bund das nicht verfügen, da Narva nicht Genosse war. Es war billig, daß das anerkannt wurde. Es erwuchs der Stadt dadurch nicht geringer Vorteil. Hier blühte nach dem Untergang des Hofes von St. Peter der russische Handel auf und mußte besonders lebhaft werden, da er zollfrei blieb. Narva wurde, besonders für Reval, eine immer schwerere Konkurrenz.

Obgleich Livland es an Gesandtschaften nicht fehlen ließ, auch als Moskau der Nachbar geworden, war der Erfolg doch nur gering: der Hof von Nowgorod blieb geschlossen, und die Grenze schien mit jedem Tag mehr gefährdet. In welch schwerer Sorge Plettenberg darüber war, erkennt man jetzt in größerer Deutlichkeit als früher, seit der neue Band des livländischen Urkundenbuches das Material für die ersten Jahre der Regierung des großen Ordensmeisters in reicher Fülle und sorgfältiger Bearbeitung

---

1) Wahrscheinlich handelt es sich um Rohsilber, vielleicht um die auch aus dem Westen eingeführten Silberbarren oder Selberkuchen, die im russischen Verkehr eine bedeutende Rolle spielten. Vgl. Ant. Buchholtz im Katalog der Ausstellung zu Riga 1896, S. 213. — 2) HR. III 4, 642, § 36. — 3) HR. III 6, 305, § 8.

bietet[1]. Nach allen Seiten werben Boten und Briefe des Meisters: wiederholt wird seit dem J. 1495 den deutschen Reichstagen zu Worms, Freiburg, Augsburg die Not Livlands vorgestellt, das doch auch ein Glied des Reiches, dessen Schutz gegen Osten sei, — mehr als Hoffnungen und Versprechungen bringen die Boten nicht heim. Auch auf dem Hansetag zu Lübeck traten 1498 Gesandte des Ordensmeisters auf, die ein hoher Beamter des Ordens aus Deutschland, der Landkumtur zu Koblenz Werner Spieß von Bullesheim begleitete. Wohl wurde hier auf den Brief Plettenbergs beliebt und beschlossen, Seine Gnaden nicht ohne Hilfe und Trost zu lassen, aber eine bestimmte Zusage erhielt Plettenberg nicht. Er habe wohl gehofft, schrieb er an Lübeck, auf eyn egentlick gruntlick unde vorseckert antwort, in welcher Weise und mit wie viel Volk oder Geld sein Land, wenn es die Not fordere, entsetzt werden sollte, worauf man sich verlassen dürfe, aber das habe man aus den übersandten Schreiben nicht vernehmen können[2]. Nur die sechs wendischen Städte hatten versprochen, daß sie den Ordensmeister nicht verlassen wollten, die andern Hansestädte, die doch auch der livländischen lande so vrye alse de sess wendessche stede gebrucken, hatten sich zu weiterer Hilfe nicht verpflichtet. Auch der Kumtur zu Pernau Evert von Werninckhusen, der im J. 1500 als Bote seines Meisters nach Deutschland ging, brachte wenig Trost heim[3].

Und dem gegenüber wurden die Nachrichten aus dem Osten immer drohender. Dreimal hatte der Meister in Pleskau vergeblich das Recht nachsuchen lassen, mit Hohn hatte man ihm zuletzt geantwortet, daß wii alle ym lande to Liflande sethen als de swiine yn enen swynekaven. Dat landt horde eme [dem Großfürsten] unde wolde woll alle havelude mit swepen uth deme lande yagen[4].

Auf dem Landtage zu Wolmar ließ der Meister im Januar 1501 durch seinen tüchtigen Sekretär Hildorp noch einmal die Not des Landes allen darlegen: nur die sechs wendischen Städte hätten

---

[1] Zweite Abteilung. Bd. 1 f. d. J. 1494–1500. Herausgegeben von Leonid Arbusow. 1900. — [2] HR III 4, 96 § 91, 160 = LUB II 1, 680, § 91, 702. — [3] LUB II 1, 979. — [4] LUB II 1, XXV: = daß wir alle im Lande zu Livland wie die Schweine in einem Schweinekoben säßen. Das Land gehöre ihm [dem Großfürsten], und er wolle wohl alle Hofleute [= Kriegsleute?] mit Peitschen aus dem Lande jagen.

Hilfe versprochen, aber er fürchte, die Hilfe werde nicht groß und merklich sein, das schwerste werde über das Land kommen[1].

In dieser Not hat sich dann Plettenberg trotz schwerer Bedenken zum Bündnis mit Litauen entschlossen. Aber als er noch im Spätsommer dieses Jahres 1501 ins Feld rückte, blieb der Verbündete aus. Seine Schlachten hat der Meister 1501, 1502 allein, nur mit den Kräften Livlands geschlagen, zum Heil seines Landes, zum höchsten Ruhm seines eigenen Namens. Im Januar 1503 durfte auf dem Landtage zu Wolmar der Meister Städte und Kaufleute über See beschuldigen, sie hätten ihm trotz großer Versprechen wenig Hilfe geleistet, nur die drei livländischen Städte hätten ihm Trost gewährt. Im J. 1503 hat Plettenberg von der großen lübischen Schatzung nur 2200 rheinische Gulden empfangen. Im folgenden Jahr hat dann Lübeck dem Meister 5200 Mark auf ein Jahr zu Trost und Rettung Livlands zugesagt und bezahlt[2].

Als dann der Russenbesieger 1503 den Frieden annehmen mußte, nicht wie er ihn wollte, sondern wie er ihn erhalten konnte, nur auf sechs Jahre, und daß während dieser Zeit alle copenschop liggen sal unde geiin handel geholden werden[3], da sind die Städte unglücklich, fürchten, der Handel werde neue Wege durch Finnland und Litauen suchen. Auf dem Städtetag zu Wolmar 1504 wurde ein Brief der Städte über See verlesen, als ob der Meister die Kaufmannschaft und den Handel ganz vergessen habe, worüber syne gnade nicht klen vorbitterdt wardt. Die livländischen Städte haben dann ihren Herren gegen solche Anschuldigungen der wendischen gerechtfertigt[4]. Plettenberg hat wenig Dank für seine große Arbeit geerntet. Auch als ihm 1509 eine Verlängerung des Friedens gelang, entstanden hierüber heftige Auseinandersetzungen auf einem Städtetag zu Wenden, vor allem erschien es unerträglich, daß der vorteilhafte Salzhandel nach Rußland verboten wurde. Es galt für einen großen Erfolg, als nach langen Verhandlungen im J. 1514 Ratsjendeboten von Reval und Dorpat im Namen der ganzen Hanse einen Beifrieden auf 10 Jahre zustande brachten, der den Weg wieder rein, den Handel mit Salz wieder frei machte[5]. Allein es war ein fauler Frieden,

[1]) HR. III 4, 394 § 1. — [2]) HR. III 4, 460 § 2, 637. — [3]) HR. III 4, 562 § 3. [4]) RH. III 4, 634. 643 § 41. 644. — [5]) HR. III 6, 517.

die Hansestädte, Lübeck und die wendischen voran, aber auch Danzig, Köln mißbilligten den Schluß, der nicht nur den Deutschen den Handel in Rußland, sondern auch den Russen den Verkehr in deutschem Gebiet zugestand. Dazu suchte der Statthalter in Iwangorod den Handel hieher zu ziehen[1], auch gelang es nicht, den Hof in Nowgorod wieder einzurichten. Die Zeiten hatten sich geändert, aber man wollte und wußte sich nicht in sie zu schicken. Man verlangte nach dem alten, wo der stärkere Teil, der russische, von ihm nichts mehr hören wollte.

Der Glanz der Hanse verblich[2]. Die Beziehungen der preußischen Städte zum Bunde waren bereits lange nicht mehr so eng wie früher, wenngleich noch im J. 1498 Danzig erklärte, es wolle sich nicht von der Hanse trennen, sondern sich gegen die Holländer gleich den andern Städten halten, sobald auch Elbing, Königsberg, Memel und die livländischen Städte Riga, Reval, Dorpat, Pernau dasselbe tun[3]. Im J. 1503 klagt Riga[4] über de afsunderinge des kopmans van der stad Riga unde der overseschen stede van den dren liflandeschen steden. Der Besuch der Beratungen der Städte wurde immer mehr zur Last, die Ratssendeboten blieben oft aus[5]. Auf dem Hansetag zu Lübeck im J. 1511 bitten Riga, Reval, Dorpat, die bisher jede Stadt zwei[6] Boten zu den Versammlungen geschickt hätten, weil sie nach Lübeck einen langen bösen Weg hätten, auch daheim viele Verhandlungen mit großen Unkosten für ihre Städte abhielten, dazu oft wegen der Russen viele Gesandtschaften ausrichten müßten, daß es ihnen gestattet werde, nur zwei Ratssendeboten mit voller Macht in ihrer aller Namen zu schicken, nämlich zur ersten Versammlung zwei aus Riga, zur andern zwei aus Dorpat, zur dritten zwei aus Reval, und so fort. Es wurde darauf geantwortet, das gäbe ein böses Beispiel, auch wären sechs immer rattätiger denn zwei[7], die andern, besonders die wendischen Städte, kämen auch oft für das allgemeine

---

[1]) ibid. Einleitung XI. [2]) Ende des 15. Jahrh. taucht in Hansestädten der Gedanke auf, „sich in der Bedrängung durch die Fürstengewalt einen Fürsten zum Schirmherrn zu erwählen." Frensdorff, Hans. Gesch. Bl. 1893, 101. [3]) HR. III 4, 131. [4]) HR. III 4, 467 § 7. [5]) Gegen Ende des 15. Jahrh. will Lübeck die Ladung zum Hansetag ergehen lassen bi pene ener lodige mark geldes unde vorlust der hansestede privilegia. Es ist das nicht durchgeführt worden. HR. II 6, 292. Frensdorff l. c. 87. [6]) In der älteren Zeit in der Regel nur einer. — [7]) HR. III 6, 146: sosse woren yummer raddediger dan twe.

Veste zusammen, es möge doch beim alten bleiben. Worauf die livländischen Städte denn auch dat gelavet, das gelobet, sich gefügt haben.

Der Zusammenhang Livlands mit der Hanse lockerte sich seit dem 16. Jahrhundert. Der Städtebund sank rasch von seiner Höhe, im letzten Grunde, weil er nicht mehr wie bisher den Kampf durchführen konnte gegen das „nationale, mit aufsteigenden Kräften erfüllte, nach politischer und wirtschaftlicher Unabhängigkeit strebende nordische Volkstum“[1]. Dänemark erstarkte, Schweden wurde durch Gustav Wasa endlich ein selbständiges Königreich. Beide Länder duldeten nicht mehr den politischen Druck und die wirtschaftliche Ausbeutung durch den hansischen Kaufmann.

Im Westen, besonders in Lübeck, hat man durch das ganze 16. Jahrhundert den Wunsch nicht aufgegeben, den russischen Handel wieder zu gewinnen. Auf den noch immer abgehaltenen Hansetagen wurde wiederholt über die russische Frage verhandelt, das russische Kontor sollte wieder erneut werden. Als die Macht des Bundes und seines Hauptes gefallen war, dachte man noch im 17. Jahrhundert, es könnte wohl ein günstiger Wandel eintreten, gelänge es, im Osten wieder Zugang zu gewinnen zu jenem „Brunnquell, daraus aller Wohlstand hervorgeflossen“[2]. Die Tradition überschätzte die Bedeutung des russischen Handels. Vor allem auf Betrieb Lübecks beschloß man im J. 1603, noch einmal eine große hansische Gesandtschaft nach Moskau abgehen zu lassen, um die uralte freie Negotiation mit den Russen zu restituieren und die Fremden, besonders die Engländer, vom russischen Markt auszuschließen, zu dem sie seit einem Menschenalter einen neuen Weg durch das weiße Meer gefunden hatten, den sie bald eifrig befuhren. Die Gesandtschaft war völlig erfolglos. Man wußte nicht, wie sehr die Verhältnisse im Osten sich verschoben hatten.

Zwei Gründe haben seit dem 15., dann besonders im 16. Jahrhundert zusammengewirkt, die Bedeutung des russischen Handels für die Hanse zu mindern. Zunächst, wie bemerkt, die Politik Moskaus, welches die Monopolisierung des russichen Handels mit dem Westen, seine Konzentrierung in Nowgorod nicht dulden wollte.

---

[1]) Siewert, Rigafahrer 94. — [2]) Blümcke, Hansische Gesandtschaft nach Moskau im Jahre 1603. (1894) S. 1. Siewert 10 ff.

So fiel der Hof von St. Peter. Alle Versuche, ihn wieder herzustellen, waren eitel, Zugeständnisse, die man in Moskau dafür errang, waren Schein.

Mit dieser Abneigung der moskauschen Handelspolitik gegen die Privilegierung des hansischen Kaufmanns begegnete sich die Politik der Städte Livlands[1]. Hatten sie schon früher auf Nowgorod und den russischen Handel den größten Einfluß geübt, so ging nach dem Untergang des Petershofes dessen früherer Handel immer mehr auf sie über. Der Vorteil war so groß, daß sie mit allen Mitteln danach trachteten, ihn sich zu bewahren, auch gegen den Willen anderer. Als Plettenberg vorschlug, da der Petershof doch verloren schien, den Stapel für russische Waren nach Narva zu verlegen, erklärten sich auf einem Tag zu Lübeck 1521, wo diese Frage lebhaft erörtert wurde, die drei großen livländischen Städte entschieden dagegen. Es hatte keine Bedeutung, wenn man damals beschloß, Dorpat möge auf dem Petershofe wieder Priester und Hofsknecht anstellen[2]. Der Petershof führte nur noch ein Scheindasein, die livländischen Städte wollten ihn garnicht wiederbeleben, sondern Reval und Dorpat den Handel des nördlichen Rußland nur in ihren Mauern treiben. Auch in Pleskau, so beschlossen im J. 1530 Riga, Dorpat, Reval nach wiederholten Verhandlungen[3], sollte kein Hof und Kontor entstehen.

Dazu galt in den livländischen Städten je länger je mehr der Satz, den russischen Handel treibt nur der Bürger der Stadt, wer das nicht ist, sei von ihm ausgeschlossen. Gast soll nicht mit Gast kaufschlagen. Die Durchführung dieser Forderung hat viel böses Blut erregt. Ost und West stemmte sich dagegen. In Rußland klagte man über die Engherzigkeit der Livländer, die den freien Handel hindern, bald vorschrieben, mit wem der russische Händler kaufschlagen dürfe, bald auch für die livländischen Städte den Satz erneuten, mit dem russischen Kaufmann nicht auf Borg zu handeln, oder verboten, daß gewisse Waren, so besonders Materialien für die Kriegsrüstung dem östlichen Nachbar zugeführt werden, damit nicht seine Kraft wachse. In Deutschland waren

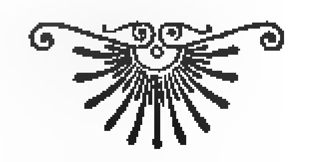
---

[1] Eine Geschichte des Handels der livländischen Städte, besonders im 16. Jahrh. zur Zeit hoher Blüte, fehlt. Die ausführlichsten, aber doch auch lückenhaften Nachrichten gibt Richter, Geschichte der Ostseeprovinzen 2, 422 — [2] Sartorius, Gesch. d. Hanseatischen Bundes 3, 190 — [3] Gadebusch, Jahrb. 1. 2, 359.

die Hansestädte in schwerem Unwillen, daß der russische Markt nicht offen sei, der Vorteil des russischen Handels nur den Livländern zufalle.

Ein reicher Quell der Erwerbes ist der russische Handel im 16. Jahrhundert für Livland geworden. Zu Wohlstand und Reichtum sind seine Städte gediehen. Aber die Folgen sind nicht ausgeblieben: Wohlleben und Üppigkeit haben sich gesteigert, die gepriesene gute alte Zeit ist doch tatsächlich vielfach eine böse gewesen. Als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit dem Einfall der russischen Heere die Tage schwerster Not kamen, fehlte im Innern die Kraft, von außen die Hilfe. Die alten hanseatischen Bundesgenossen waren Livland entfremdet. In Scharen kamen sie in den ersten Hafen, den Rußland erworben hatte und ihnen öffnete, nach Narva. Daß die livländischen Städte unterdeß im langen Kriege zu verbluten drohten, hat die überseeischen nicht gehindert, mit deren Feinden gern und eifrig zu kaufschlagen.

D. Mai 1904.



Meine Lehr- und Schuljahre in Petersburg 1858—59.

Von

Th. Petzold.

Es war an einem schönen, sonnigen Septembertage 1858, da ich in Begleitung meiner Mutter und Schwester am Landungsplatze der finnischen Dampfer in Petersburg die wohlbekannten goldenen Kuppeln und Turmspitzen am Newaquai wiedersah. Ich stand damals in jenen bedeutungsvollen Jahren, wo der Knabe die Empfindung hat, als recke und strecke sich in ihm ein neuer Mensch, der Jüngling nämlich mit seinem Wollen und Tun, und diese Empfindung wurde noch gesteigert durch ein krankhaft impressionables Nervensystem, dem die Felliner Schuljahre nicht die von den Eltern erwartete Wirkung gebracht hatten. Was Wunder also, daß ich mich nach einem verständnisvollen Kameraden sehnte, der ja auch wirklich im Augenblick nicht ferne war. Am Ufer erwartete uns mein Vater und neben ihm ein kräftig und lebensvoll dreinschauender junger Mann, der nur wenige Jahre älter als ich, es war Eduard Gebhardt, heute, da ich dieses niederschreibe, in Westeuropa wohlbekannt und mit dem von ihm selbst wohl nie erstrebten Pour le mérite der Friedensklasse geschmückt. Gebhardt, Sohn des Propstes von St. Johannis in Estland, war eine jener Naturen, über die Eltern und Vormünder sich wohl zuweilen den Kopf zu zerbrechen pflegen. Nach Aussage seiner Erzieher, des Vorstandes der Werroschen Knabenpension Hörschelmann und des Revaler Gymnasialdirektors Gahlnbäck zwar ein braver Junge, aber ein keineswegs einwandfreier Schüler mit offenbar künstlerischer Veranlagung, hatte er mit Einwilligung

der nicht unbegüterten Eltern den Weg nach Petersburg genommen, wo er als Pensionär in meinem elterlichen Hause mit Feuereifer seinen künstlerischen Studien oblag und sich durch sein Wesen die Zuneigung nicht nur der ihm jetzt zunächst Stehenden, sondern auch aller Verwandten und Freunde des Hauses erworben hatte. Mit kräftigem Hopser war Gebhardt über den Landungssteg gesetzt, hatte nach herzlicher Begrüßung sich eilig des Handgepäckes bemächtigt und es dem nächsten Droschkenkutscher zugetragen. So also, sagte ich mir, sieht der junge Künstler aus, von dem meine Mutter mir so oft nach Fellin geschrieben und mit dem es mir jetzt vergönnt sein sollte zusammen zu leben, o, das wird sicherlich ganz herrlich sein.

Der Krimkrieg hatte damals vor nicht gar lange sein Ende erreicht, es war gerade die Zeit, von der Leo Tolstoj einmal gesagt haben soll, daß wer in jenen Tagen nicht in Petersburg gelebt, nicht wissen könne, was überhaupt leben heißt. Wieviel Schlacken, wie viel Schatten Zeit und Ort auch aufweisen mochten, wie unreif, übereilt und töricht manches Sehnen und Streben damals war, die Pulse der sonst so kühlen Newaresidenz schlugen lebhafter, es war etwas wie Frühlingshauch in ihrer geistigen Atmosphäre, dem sich auch die, russischem Sinnen und Trachten sonst meist so verschlossenen deutschen Kreise Petersburgs nicht zu entziehen vermochten. Als Symptom der Zeit machte sich vor allem die durch spezifisch russische Herzenswärme gekennzeichnete Annäherung der vor kurzem noch so scharf von einander geschiedenen Gesellschaftsklassen geltend, eine Annäherung, die sich namentlich auch in dem Bestreben der gebildeten Klassen dokumentierte, pädagogisch auf diejenigen Volkskreise einzuwirken, für welche Belehrung bisher immer eine so seltene Frucht gewesen war. Man überlege nur, glänzende Gardeoffiziere, die außerhalb des Dienstes sonst ausschließlich dem aristokratischen Salon angehört, tun sich mit armen, ihren täglichen Unterhalt durch Privatstunden kümmerlich fristenden Studenten, mit Künstlern zusammen, die, wie der Gebhard befreundete und später zu nicht geringem Ansehen gelangte Bildhauer Kamenski, kaum über die Mittel sich in einer Milchbude zu sättigen, verfügen, um, ja um der verwahrlosten Straßenjugend des Petersburger Proletariats nicht nur ein Weniges an Wissen und technischem Können, nein, auch Schulbücher, Speise

und Kleidung zu beschaffen und sie durch Schulung einer besseren, menschenwürdigeren Existenz entgegenzuführen. Jene bald nach ihrem Entstehen verbotenen und geschlossenen Sonntagsschulen mögen an manchem Mißgriff, an manchem Unverstand gekrankt haben, aber Lehren und Lernen gehörten als edle Vorzüge eben zu den Bedürfnissen jener hier von der Idee leicht gekräuselten, dort in kräftigem Wellenschlage bewegten Zeit.

Was ich an Schulwissen von Fellin nach Petersburg heimgebracht, war von bedenklich kleinem Umfang. Daß ich indeß nicht ganz untauglich für künftige Universitätsstudien, welche nun einmal in unsrer Familie für durchaus unerläßlich galten, dafür schien mir unter anderm vor allem das große Interesse zu bürgen, welches ich der „Allgemeinen Weltgeschichte“ entgegenbrachte. Der wohl zwanzigbändige Schlosser in der Kriegkschen Bearbeitung war damals mein Lieblingsbuch, seine liberale Denkweise entsprach dem Zuge der Zeit, sein moralisierender Rigorismus meiner jugendlichen Ausschließlichkeit, und Schlagworte, wie die Definition der Finanzwissenschaft als der Lehre von den Mitteln, um den Untertanen das Geld mit tunlich geringster Mühe aus der Tasche zu ziehen, mußten um so eher imponieren, als die derweilige Belletristik ja voll von ähnlichem war. Bei alledem ist mir dieser Autor mit seinem energischen Appell an den sittlichen Menschen bis zur Stunde lieb und wert geblieben. Auch für alles, was metrische Form trug, mochte ich keineswegs auf den Kopf gefallen sein und so viel Mühe mir die fremdartige Welt griechischer und russischer Laute auch an sich bereitete, die Rhythmen des Homer und Puschkin halfen leidlich darüber hinweg, weshalb es mir denn auch ganz unbegreiflich vorkam, wenn ich hörte, das so übliche Auswendiglernen von Gedichten sei zur Stärkung des Gedächtnisses nötig. In einem Punkte haperte es bei mir ganz gewaltig, und zwar im Punkte der leidigen Mathematik. Unser guter Felliner Mathematikus, gewiß in seinem Fache wohlbeschlagen und nicht ohne Lehrbefähigung, mochte mit seinem Kreidestift noch so viele weiße Pünktchen auf die schwarze Klassentafel tüpfeln, um darzutun, daß der Punkt zwar eine Stelle im Raum bezeichne, ohne gleichwohl die Unbescheidenheit je so weit zu treiben, selbst einen Raum einnehmen zu wollen, die Sache leuchtete mir nicht ein und das Weiß der vielen, vielen kleinen Pünktchen sprach doch

allzu beredt gegen die ihnen so bereitwillig imputierte Bescheidenheit. Die Jugendverstocktheit gegen mathematische Wahrheiten mochte wohl bei mir wie bei so vielen andern auf einem zwiefachen Grunde beruhen, einerseits auf der, dem Willen nicht eben Ehre machenden Unfähigkeit, die Aufmerksamkeit Dingen zuzulenken, die einem, ich möchte sagen seelisch fremd und unsympathisch sind, und sodann auf einer wesentlich durch Eitelkeit bedingten Selbstsuggestion, die im Augenblick, da du einem mathematischen Examen unterworfen wirst, dir deine eigene Unfähigkeit dem Examinator oder sonstigen Assistenten gegenüber so nackt und grausig ungestalt zum Bewußtsein bringt, daß eine komplette Lähmung der entsprechenden Denkfunktion die unausbleibliche Folge davon zu sein pflegt. Der gute Gebhardt nun, durch Zeit und Umgebung selbst zur Lehrhaftigkeit aufgelegt, sah mein Elend und erbarmte sich meiner. „Nicht wahr“, sagte er mir einmal, „es geht dir genau so wie mir selbst, du kannst dir eine deutliche Vorstellung nur durchs Sehen machen. Sag einmal, als wir beide neulich Kamenskis letztes Haut-Relief, den Cincinatus, wie er vom Pfluge geholt wird, uns zusammen ansahen, ist dir nicht da eine weit deutlichere Vorstellung von jenem alten Römer aufgegangen, als deine Bücher sie dir je geben konnten. Mit der Algebra ist es ein vertracktes Ding, ich selbst habe nie mit ihr zurecht kommen können, aber die Geometrie, nun, das ist doch etwas anderes, man sieht doch dabei, und da du eben nur sehend zu lernen pflegst, wirst du sie wohl auch überwältigen können. Ist aber einmal das Bewußtsein da, du könnest es mit der Geometrie aufnehmen, so hinkt vielleicht die Algebra so ganz sachtlichen nach, denn“ — und das war ein Lieblingswort bei ihm — „mit Geduld und etwas Spucke fängt der Elephant die Mucke. Zum Zweiten aber, du scheinst mir ein ganz infam eitler Kerl zu sein, und die Eitelkeit, nicht auch einmal als Idiot erscheinen zu wollen, kann dich bisweilen wirklich dazu machen. Vor mir brauchst du dich nun aber ganz gewiß nicht zu genieren, ich selbst bin in Mathematicis immer etwas vernagelt gewesen und verfüge deshalb über ein gut Stück Geduld, die freilich nach Mirabeau die Tugend der Esel sein soll. Also, setzen wir uns gleich an diesen Tisch, schlagen den Westberg auf und nehmen die ganze Geometrie, von der du ja jetzt keine Silbe und ich nur einige Worte verstehe, in einem

Monat durch, denn so viel Zeit hat dir ja Vater bis zu deinem Eintritt in die Schule gegeben.“ Gebhardt war damals im Aktzeichnen von wahrhaft phänomenalem Fleiße und es war wirklich als kein geringes Opfer anzusehn, daß er sich mit nie versagender Regelmäßigkeit allabendlich zwei Stunden und mehr mir auf einem Gebiete widmete, das längst hinter ihm lag und durchaus keinen Zusammenhang mit seinen derweiligen Studien hatte. Wirklich kriegten wir es fertig, Planimetrie und Stereometrie in einem Monat zu überwältigen, freilich mit Ausschluß des rein rechnerischen Teiles, denn allen Kalküls, die sich beispielsweise um die Verhältniszahl von Peripherie und Durchmesser drehten, war er ebenso feind und abgeneigt, wie ich selbst, dem die Petersburger Petrischule erst die erforderliche Auskunft über diese schwarze Kunst geben sollte. Aus dem Munde zweier im baltischen Lande wohlbekannter Männer, des späteren Freiburger Professors Friedrich Bienemann und des Rigaschen Stadtarchivars Hermann Hildebrandt, habe ich hernach gehört, welch großen Verdruß ihnen beiden zeitweilig die Mathematika verursacht haben, ja letzterer vertraute mir einmal an, er habe sich Zeit seines Lebens keine wirklich überzeugende Vorstellung davon machen können, daß das dreiseitige Prisma sich durch Diagonalebenen in drei Pyramiden zerlegen lasse. Hier lag unverkennbar ein Mangel an Sehvermögen vor, über den Gebhardts künstlerische Veranlagung hinweghalf. Das Stereometrische war ihm überhaupt leicht zugänglich und unsympathisch nur das Rechnerische, zu dessen leidlicher Bemeisterung mir selbst wie später zu berühren wäre, ein Rat des braven Petrischullehrers Koßmann verhalf.

Gebhardt war eine durchaus einheitliche, ursprüngliche Natur, bei unbefangenstem Entgegenkommen gegen jedermann, doch offenbar von dem unbewußten Drange beherrscht, sein Ich nach dem ihm selbst innewohnenden Gesetze zu gestalten. Konventionelles Wesen, welche Gestalt es auch annehmen mochte, war ihm in der Seele verhaßt oder wurde mindestens von ihm belächelt, und die geringe Bedeutung, die er der äußeren Form in Tracht und Benehmen beizumessen pflegte, hätte ihm vielleicht an andrem Ort und in andrer Zeit manchen Verdruß eingetragen, den das über derartige Dinge damals leicht hinwegsehende Petersburg ihm ersparte. Die weite Strecke von unsrer in der Furschtatskaja

gelegenen Wohnung bis zur Akademie der Künste durchmaß er meist im Dauerlauf, selbst bei nicht unbeträchtlicher Winterkälte mit einem leichten, etwas schadhaften Sommerpaletot bekleidet und unbekümmert um etwaige anspruchsvollere Bekannte, die ihm auf diesem Wege begegnen mochten. Unter lautem Lachen konnte man ihn hernach erzählen hören, wie ihm unterwegs ein Obsthändler von seinem Ständer zugerufen: Охъ какой веселый парень и, понятное дѣло, въ карманахъ то пустехонько будеть. Ein muntrer Gesell, das wollt ich meinen, bei leeren Taschen läßt sich's eben munter sein. Was Gebhard im Verkehr von einem recht häufig anzutreffenden Typus unsrer jungen Wissenschaftler gleicher Altersstufe vorteilhaft unterschied, war das gänzliche Abhandensein alles Trachtens nach Berücksichtigung und Anerkennung, sowie aller Empfindlichkeit und Reizbarkeit etwaigen Zurücksetzungen gegenüber, lauter Eigenschaften, die sich leicht im akademischen Korpsleben einstellen, wo das Trachten nach Anerkennung und die Defensive gegen etwaigen Spott bei den nicht von vornherein Bevorzugten so häufig anzutreffen sind. Die völlige Unmittelbarkeit seines Wesens, ceteris paribus, wohl das sicherste Mittel Freunde zu gewinnen, verfehlte auch bei ihm diese ihre Wirkung nicht, und lebhaft erinnere ich mich, wie er uns einmal erzählte, ein junger russischer Aristokrat, Lyceist oder Rechtsschüler, mit dem der Zufall ihn bei Einübung irgend eines Oratoriums in der Petersburger Annenkirche zusammengeführt, habe ihm allen Ernstes den Vorschlag gemacht, die Kosten für seine weitere Ausbildung als Künstler tragen zu wollen, eine Geschichte, welche von dem ja durchaus keiner materiellen Beihilfe bedürftigen Gebhardt mit dem lachenden Hinweis begleitet wurde, daß Einfachheit in der Kleidung bisweilen doch wohl ihr Gutes haben könne.

Gebhardt war, wie schon hervorgehoben, ein großer Arbeiter und gehörte jener kleinen Anzahl von Sonntagskindern an, für welche die Arbeit nicht etwa, wie bei manchen, ein moralisches Gebot, eine sittliche Pflicht oder, wie bei den meisten, lediglich ein Mittel zur Befriedigung irgend welcher Wünsche und Bedürfnisse ist, bei ihm war sie ausschließlich und allein Lebensfreude und Genuß. Damals noch nicht der Richtung folgend, die sein späteres Schaffen in Deutschland bezeichnete, konnte man ihn einen ferventen Verehrer der Antike nennen, auf deren Pfaden zu jener

Zeit noch die älteren Vertreter der Petersburger Kunstakademie im Kampfe mit dem rasch Raum gewinnenden Realismus und spezifisch russischen Nationalismus der jüngeren zu wandeln pflegten. Sein Apoll von Belvedere, die eine Ecke des ihm eingeräumten Zimmers einnehmend, bildete den Gegenstand seiner steten Bewunderung und wurde von allen Seiten und in der denkbar verschiedensten Beleuchtung unablässiger Beobachtung unterworfen. Was sich indes von der, in ihrer Technik dem berühmten Pariser Muster folgenden Petersburger Schulung bei dem späteren gereiften Gebhardt erhalten hat, ist, von eben jener Technik abgesehen, im Grunde wenig; seine Kunstideale gehörten seit seinem Eintritt in die Düsseldorfer Akademie 1859 dem Westen, vor allem dem protestantischen Deutschland und Niederland an. Doch will es mir scheinen, als ob der vielbemäkelte Realismus eines Iwanow, der, von Rom heimgekehrt, noch bei Gebhardts Anwesenheit in Petersburg sein großes Gemälde Johannes der Täufer am Jordan ausstellte, nicht ganz ohne Wirkung an Gebhardt vorübergegangen und Gebhardts Christus — man sehe sich doch die durch Photographien sehr verbreitete Auferweckung von Jairi Töchterlein an — trägt oft ganz unverkennbar die typischen Züge des russischen Weltgeistlichen. Durch Tradition, häusliche Erziehung und Anlage durchaus im Ideenkreise lutherischer Religiosität wurzelnd, hat es Gebhard als seine eigentlichste Lebensaufgabe angesehen, dem christlichen Glaubensinhalt protestantischer Deutung eine germanische Erscheinungsform zu geben, dem eigentlich germanischen, das ihm durch Jugenderinnerungen so lieb und wert gewordene, finnoestnische Element beigesellend, denn dieses letztere trägt, zumal in den durch das Leben gereifteren Typen der Gattung, so viel germanische Züge an sich, daß die Verschmelzung beider Elemente kaum störend im Gemälde zu wirken vermochte. Mag es nun auf Blutmischung mit dem deutsch-schwedischen Herrentum, mag es, wie der Idealismus leichter geneigt sein dürfte, die Sache zu erklären, auf Einwirkung kultureller Elemente zurückzuführen sein, im Estenlande hat man auf Schritt und Tritt Gelegenheit, insbesondere unter älteren Leuten aus dem eigentlichen Landvolk Typen zu begegnen, die dem Germanischen außerordentlich nahe stehn. Friedrich Rückerts Kopf, in dem bekannten Titelbilde zu seinen Gedichten gleicht beispielsweise sprechend dem so manches

älteren Esten, zumal der Generation, die Gebhardt noch für seine Jugendbeobachtungen zu Gebote stand. Ethnographische Korrektheit, die Christus, seinen Jüngern und ihrer Umgebung die, dem germanischen Auge und der germanischen Seele so schwer zu entziffernden semitischen Gesichtszüge anheften müßte, ist für eine protestantische Kunst schlechtweg ausgeschlossen. Dem individuellen Trachten nach der Versöhnung mit Gott, wie es Luthers Rechtfertigungslehre fordert, muß bei dieser protestantischen Kunst die individualisierte Darstellung entsprechen und eine solche ist dem Künstler selbst nur möglich bei dem seelisch Sicheinsfühlen mit dem darzustellenden Gegenstande. Gebhardt ist als protestantischer Künstler katexochen ex vi termini schon der Künstler des nüancierten Ausdrucks. Der menschliche Gesichtsausdruck, unendlich wechselvoller und vielgestaltiger noch als die durch Himmel und Atmosphäre tausendfältigen Lichtreflexen unterworfene Meeresfläche, wird wohl von nichts in der Welt mannigfacher bestimmt, als von den Affekten, die der Gottesvorstellung im Menschen ihre Entstehung verdanken, eine Vorstellung, deren räumliche Projektion jener Himmel aller Himmel ist, an dem sie so gerne haftet. Ob es Gebhardt gelungen, jene Himmelsreflexe überall gleich schön, tief und sprechend wiederzugeben, kann in eingehender Weise hier nicht erörtert werden, das Streben danach schon ist ein hohes Verdienst. Oft, und wir sind fern davon, dem Künstler daraus einen Vorwurf machen zu wollen, mischt sich seinen Schöpfungen eine Nüance bei, die uns an Achim von Arnim's schönes Gedicht von der Schwalbe erinnert, deren Nest so oft zerstört wurde und die im Bauen doch nicht müde wird. „Im hohen Flug ist kein Gewinn, der hoch aus Lüften schaut, und ging er auch zur Ewigkeit, er paßt nicht in die Zeit, er ist von ihrer Freudigkeit geschieden himmelweit.“

* * *

Die Frist von etwa sechs Wochen, welche mir mein Vater bis zum Eintritt in die öffentliche Schule geschenkt – die Aufnahmeexamina waren damals noch nicht so streng fixiert wie heute – diese Frist war für mich nicht ohne günstige Folgen geblieben. Ich war körperlich erstarkt, durch den Verkehr mit Gebhardt ganz entschieden gereift und empfand bisweilen in echt

knabenhafter Weise selbst Anwandlungen jenes baltischen Selbstgefühls, das zweifelsohne mit unter die Hebel zählt, denen der Balte seine nicht unbeträchtlichen Lebenserfolge zu verdanken hat. Die Vorstellung, daß der waschechte Petersburger kein Latein verstehe, eine Sprache, die doch immerhin das A und O in der Schule sei, diese Vorstellung stand bei mir bombenfest, hatte doch einer meiner lieben Vettern, damals lange schon wohlbestallter Landpfarrer, als er einst aus dem Dorpater Gymnasium in die St. Petersburger St. Annenschule verschlagen, gelegentlich der lateinischen Konversation in der Prima von Direktor W. in etwas überlegenem Tone gefragt wurde: „Können Sie auch verstehn, was wir hier reden?" mit der in ihrer Mehrdeutigkeit nicht ungeschickten Antwort: „Ja, zur Not", nicht gezögert. Endlich mußte ich in den sauren Apfel beißen und Mitte Oktober etwa machten sich mein Vater und ich nach der von unsrer Wohnung wohl gute zwei Werst entfernten Petrischule auf.

Die deutschen Kirchenschulen Petersburgs sind gewiß heute im Vergleich mit jener Zeit Musterstätten pädagogischer Fürsorge, damals, ich muß es leider gestehn, waren sie es bei weitem nicht in gleichem Grade. Wenn man in jenen Tagen, was ja nicht selten geschah, sie rühmte, so war das immer im Vergleich mit den gleichzeitigen russischen Anstalten des entsprechenden Typus, wer aber, dem die umfangreiche russische Memoirenliteratur, die von der hier in Frage kommenden Zeit handelt, auch nur einigermaßen bekannt ist, wird über die derweilige Beschaffenheit dieser letzteren Anstalten im Zweifel sein können. Die deutsche Schule stand eben konkurrenzfrei da, man lebte im alten Schlendrian dahin und erst die ernstlicheren Bestrebungen nach einer Aufbesserung des russischen Unterrichtswesens, die in eine spätere Zeit fallen, haben auch den deutschen Kirchenschulen Petersburgs zu der so überaus erforderlichen Mauserung verholfen.

Meiner jüngsthin noch so tapferen Brust bemächtigte sich doch eine gewisse Beklemmung, als wir den stattlichen Häuserkomplex in der großen Stallhofstraße erreicht hatten, denn das alles sah wohl grundverschieden aus von dem, wie man es in Fellin gewohnt gewesen. Gleich beim Eintritt der Portier, die breite teppichbelegte Treppe, die geräumigen Korridore, mit jeden Schritt zur Unhörbarkeit abdämpfenden, schier unübersehbaren

Sängern, der hochgewölbte Plafond und allenthalben ein eigentümlicher hochanständiger Schulgeruch, nicht zuletzt vielleicht durch diskret sich verbergendes Räucherwerk hervorgerufen. Das alles kontrastierte ganz gewaltig gegen den Felliner Zuschnitt, wo hier und da wohl auf den Korridoren die Reste eines mißachteten Butterbrots, eines auftauenden Schneeballs wahrnembar gewesen, den der Übereifer der Kombattanten bei einem Winterscharmützel vom Hofe in das Haus getragen. Wir werden gemeldet und betreten das Kabinet des Direktors, ein geräumiges, mit Aktenschränken umstelltes Gemach, mit einem einzigen auf den Schulhof hinausschauenden Rundbogenfenster, an seinem Sims vor wohlgeordnetem Schreibtische sitzend der Direktor selbst in der blauen Uniform des Unterrichtsministeriums, eine wohlgebaute zierliche Gestalt, etwas unter mittlerer Größe, mit glattgestriegeltem Haar und einer leidenschaftslosen, ja sanften Physiognomie, die ein wenig an den herkömmlichen Napoleonstypus erinnert; ihm zur Seite stehend der Inspektor, robust, breitschultrig, hochgewachsen, in Gestalt, Miene, Stimme den chronischen Ärger und die allaugenblickliche Gereiztheit, wie sie nun einmal dem richtigen Inspektor an einer großen Knabenschule ansteht, wo es von früh bis spät schelten und aber schelten gilt. Wir in unsrer Felliner Unschuld hatten uns von einem sogenannten Inspektor nie was träumen lassen, in Petersburg war er im Verhältnis zum Direktor ungefähr das, was im konstitutionellen Staate der verantwortliche Minister im Verhältnis zum Regenten ist, der Last- und Leidträger der leibigen Dinge, dessen Kontrasignatur letzteren von jedem Odium liberiert und ihm jene olympische Unnahbarkeit sichert, ohne welche sich die schuldige Pietät der Untergebenen so schwer denken läßt. „Nehmen Sie Platz“, wandte sich der Direktor, nachdem er sich erhoben und meinem Vater die Hand gereicht, mit einer sanften Baritonstimme, die zugleich etwas würdig Gehaltenes hatte, in der Richtung von uns beiden, und mochte es nun meine leicht erklärliche Verlegenheit oder, was auch möglich, jener hier durchaus unangebrachte baltische Aplomb gewesen sein, genug, ich machte allen Ernstes Anstalt, mich auf einen der zunächst stehenden Stühle niederzulassen. Aber da kam ich übel an, denn „stehen bleiben“, raunzte mich der Inspektor an, der, verglichen mit den Moll-Tönen seines Herrn und Meisters, immer mehr in Dur

sprach „Der Vater sitzt, der Sohn bleibt stehn, so schickt es sich.“ Ich muß sagen, so wenig man uns in Fellin mit Glacéehandschuhen anzufassen pflegte, ein derartiger Ton war dort nicht der übliche gewesen. Man hatte dort auch humoristisch-gutmütige Nüancen zur Verfügung und griff nicht gleich von vornherein zum schwersten Geschütz, vor allem aber wurde die leicht erklärliche Verletzbarkeit des sich dem Jünglingsalter nähernden Knaben ein wenig berücksichtigt, das Ehr- und Anstandsgefühl desselben billiger Beurteilung unterzogen. Ich stand wieder stramm auf meinen zwei Beinen und der Inspektor hob sein nicht eben allzu rigoroses Examen mit mir an, das mir denn auch wirklich einen Platz in einer der oberen Klassen sicherte. Als es soeben sein Ende erreicht, trat der Oberlehrer der Geschichte ein. Wir haben soeben auch Ihre Arbeit getan, Herr L., wandte sich der Inspektor an ihn, Sie können den neuen Schüler gleich in Ihre Klasse nehmen. Herr L. rieb sich vergnüglich die Hände, offenbar war er mit des Inspektors Verfahren zufrieden und wenige Sekunden darauf saß ich schon unter seinen Schülern und nahm an dem Unterricht teil. Herr L. war in seiner Art eine ganz vortreffliche Lehrkraft, einen zusammenhängenden Vortrag, wie in Fellin, bekam man von ihm zwar nicht zu hören, er teilte seine Zeit mit Abfragen und dem Diktat eines sehr verständig gehaltenen Heftes, und nur wenn der Stoff besonders dramatischen Charakters, wurde die Gelegenheit wahrgenommen, ihm das Relief mündlicher Darstellung zu geben, für die L. eine ganz erstaunliche Wortplastik zu Gebote stand. Doch mußte man ihm bei Leibe nicht mit Dingen kommen, die nicht im Hefte standen. Als ich mir einmal die bescheidene Bemerkung erlaubte, da und da hätte ich das und das so und so dargestellt gefunden, ging es mir herzlich schlecht. „Sie haben nichts zu lesen und nichts zu hören als was im Hefte steht, das genügt und also: halten Sie den Mund!“ — Wäre ich mit L. außerhalb der vier Schulwände zusammengetroffen, er hätte sich vielleicht als ein wesentlich andrer erwiesen. Das eben war ein Kardinalunterschied zwischen den Felliner Pädagogen und den Petersburger, daß erstere so ziemlich dieselben Menschen in der Schule blieben, die sie sonst wo sein mochten, die Petersburger dagegen sich in zwei Hälften zu spalten wußten, von denen die eine der leidigen Pflichterfüllung, die andre der Familie und dem

Amüsement gehörte, eine Zwiespältigkeit, die übrigens dem damalt-Petersburger Deutschen überhaupt in Fleisch und Blut zu liegen schien. Mit dem Latein in der Schule ging es wirklich ungefähr so zu, wie ich es mir vor dem Eintritt in sie vorgestellt hatte. Unser Lehrer war zwar ein klassischer Philolog, wie man einen geschulteren schwerlich hätte auftreiben können, aber schon die Wahl der Autoren war eine ganz kuriose und mir zur Stunde nur dadurch verständlich, daß man dem Modebedürfnis des Publikums durch neue Namen Rechnung tragen wollte. Wer in aller Welt liest auf der Schulbank den archaistischen und stofflich so unjugendlichen Sallust, den bombastischen Curtius und nun gar, man höre und staune, statt der dem Jugendverständnis so adaequaten Aeneide Virgil's, dessen Eklogen, die, abgesehen von dem der Neuzeit so gänzlich veraltet erscheinenden Schäferwesen, mit ihrem Pastor Corydon und dessen formosem Alexis noch zu Gedankenreihen veranlassen konnten, die allerdings in der fast ausschließlich von sogenannten Tagesschülern frequentierten Petrischule weniger bedenklicher Natur als im Internate sein mochten. Was das schlimmste war, jener tüchtige Gelehrte, der neben dem Latein auch das seitens der Schüler mit wahrem Abschen aufgenommene Griechisch traktierte, hatte es mit dem einstimmigen Protest der ganzen Klasse zu tun, welche ihn wohl bisweilen in des Wortes buchstäblicher Bedeutung gar nicht zu Worte kommen ließ. Dennoch blieb er, obgleich die Schulobrigkeit das alles am Schnürchen wissen mußte, und er blieb, weil man sich dem Publikum gegenüber mit dem gelehrten Manne brüsten konnte, ohne doch bei aller sonstigen Schneidigkeit das Zeug zu besitzen, ihn gegen die Insulten einer ihm direkt auf den Leib gehenden Schuljugend genügend zu schützen. — Als Lehrer der deutschen Sprache möchte ich noch Meyer's von Waldeck erwähnen, der, auch weiteren Kreisen als Universitätslektor, vor allem aber als Redakteur der Petersburger deutschen Zeitung bekannt, im Gegensatz zum erwähnten Herrn und ohne irgend medicamenta heroica anzuwenden, sich dauernden Respekt zu erhalten wußte und seinen Gegenstand verständnisvoll und anziehend behandelte. Koßmann, der Mathematiker, Schwager des hochverehrten Pastor Moritz von St. Annen, eine milde und humane Persönlichkeit, war gewiß zugleich auch sehr tüchtig in seinem Gebiet und verstand es, meiner Verstocktheit gegen die Algebra

dadurch abzuhelfen, daß er mich, ganz im Gegensatz zu dem obenerwähnten L., auf Hülfsmittel verwies, die außerhalb seines Vortrages lagen. „Ich würde Ihnen wirklich ernstlich raten, das und das Buch — er nannte mir Koppes Algebra — vorzunehmen, wenn Sie recht beharrlich sind, wird es Ihnen vielleicht aus den Nöten helfen. Koßmann hatte vollkommen recht, mein intermittierendes Denkvermögen war in den vier Wänden daheim reger als bei seinem Vortrag in der Schule und der gute Rat hat mir für die Algebra ähnliche Dienste erwiesen, wie Gebhardts Unterricht für die Geometrie. Eine eigenartige Persönlichkeit, deren Namen ich vergessen, deren Gestalt und Physiognomie mir aber heute noch deutlich vor Augen steht, war der Lehrer der russischen Geschichte, ein genuiner Russe, dessen Lehrtätigkeit sich übrigens allein auf den genannten Gegenstand beschränkte, da russische Sprache und Grammatik, dem sonstigen Usus nicht eben entsprechend, einer andern Lehrkraft zugewiesen waren. Herr X. tritt in die Klasse, besteigt das Katheder und senkt den großen runden Kopf auf den ans Pult gestemmten Ellbogen, so daß nur noch seine Frisur, ein dichter, kohlschwarzer Borstenball sichtbar ist: „Meine Herren, schreckliche Kopfschmerzen, wirklich schreckliche, ich bitte beschäftigen Sie sich.“ Hier und da wird gekichert, denn das Kunstmittel ist bekannt, man greift nach einem Lesebuch, einem Roman und dgl. Plötzlich Schritte auf dem Korridor, der elastische Gleichtritt des Direktors über den weichen Gänger, oder das wie eine Windsbraut herankommende Stampfen des Inspektors. Wie von der Tarantel gestochen, schnellt Herr X. von seinem Platze auf, stürzt sich mit seinem Lehrbuch, dem hoch geschwungenen Ustrjalow in der Rechten auf die in erster Reihe sitzenden Schüler und beginnt mit Donnerstimme. Swätopolk, der Ruchlose, nachdem er den ersten seiner Bruder umgebracht — aber weiter kommt er gar nicht, denn Gleichtritt oder Stampfen nebenan haben sich inzwischen fast bis zur Unhörbarkeit abgedämpft und Direktor und Inspektor sind offenbar augenblicklich im Begriff Wege zu wandeln, die jede unliebsame Überraschung ausschließen. Wieder sieht man den schwarzen Borstenball uber das Katheder ragen und wieder seufzt es: „Schreckliche Kopfschmerzen, meine Herren, wirklich schreckliche, ich bitte, beschäftigen Sie sich.“

Wer so manches von dem soeben Erzählten auf Rechnung einer dem Unerfreulichen allzu gewogenen Phantasie setzen wollte, der möge doch in Betracht ziehn, daß es sich hier um die Jahre 1858 59 handelt, der Zeit, wo das alte Regime in Rußland, welches noch jüngst so manche Bewunderer gefunden hat, hart an der Grenze jenes Umschwunges stand, der, wie so vieles in Staat und Gesellschaft, auch die Schule unstreitig besseren Zuständen entgegenführte. Die deutschen Schulen Petersburgs befanden sich während jener Periode, genau so wie die russischen, unter dem Druck der Gesamtverhältnisse, und bezeichnend ist es, daß ein Saltykow-Schtschedrin einen ganzen Band seiner satyrischen Encyklopädie, die Herren Taschkenter nämlich, der russischen Schule in den vierziger Jahren gewidmet hat, von der die deutsche Petrischule der fünfziger Jahre breite Spuren aufwies. Zwar das alte Prügelsystem war schon geschwunden, wirklich empfindlicher Strafen kann ich mich nicht mehr entsinnen, aber jener grobe Ton, wie er wohl im Verkehr des Vorgesetzten, namentlich dem kleinen Beamten gegenüber, im Schwange, jenes Scheinwesen auf administrativem Gebiet, jene künstliche Trennung zwischen dem Amt als einer Bürde und dem privaten Wohlergehn, das alles konnte man in der Schule ebenso zu Gesicht bekommen, wie im behördlichen Organismus der Zeitperiode. Es sind die Verhältnisse, welche den Menschen machen, sagen ein Buckle und seine Schule und erhalten von Thomas Carlyle und der seinigen die Antwort: mit nichten, die hervorragenden Persönlichkeiten, die sogenannten Helden sind es. Ein halber Knabe noch und noch nicht zu gereiftem Bewußtsein durchgedrungen, überkam es mich bisweilen wie mit einer Ahnung jenes Widerstreits der beiden Deutungen des ethisch-sozialen Problems, denn wirklich schlagend war der Gegensatz zwischen der in sich selbst beglückten und daher andre beglückenden Künstler-Ichheit meines Stubengenossen und jener Schule, über der noch so mancher Nebel einer unerfreulichen sozialen Tradition lastete.

Literarische Rundschau.

Welcher Predigt bedarf die Gegenwart?

Eine derjenigen Fragen, welche die Jetztzeit in besonderem Maße bewegen, ist die nach der Beschaffenheit der christlich-kirchlichen Predigt. In Deutschland fing es an und kam dann auch zu uns herüber. Wie haben die Pastoren ihre Predigt zu gestalten, damit sie an den Menschen unsrer Zeit ihren Zweck erfüllt? Das ist das Problem, welches immer wieder, und gerade in Predigerkreisen, auftaucht und um dessen Lösung nicht die schlechtesten Köpfe bemüht sind.

In der Mitte des verflossenen Jahrhunderts und darüber hinaus existierte dieses Problem noch nicht. Die Zuhörerschaft war im allgemeinen nicht gesonnen, an der Predigtweise des Pastors Kritik zu üben. War, was er bot, bisweilen schlechterdings trocken und langweilig, — immerhin war es Gottes Wort und mußte als solches Kraft haben. Etwaige Mißerfolge der Predigt fielen darum auch nicht ihr, sondern dem Hörer zur Last. Gottes Wort konnte nicht leer zurückkehren.

So weit ersichtlich, war diese Sachlage in erster Linie nicht die Frucht theoretisch dogmatischer Erwägungen über Bibel, Gottes Wort und Inspiration, sondern hing mit der Entwicklung zusammen, die das religiöse Leben in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland und nächstdem auch bei uns genommen hatte. Auf die Zeit des religiös unfruchtbaren Rationalismus folgte bekanntlich das Erwachen eines neuen lebendigen Glaubens. Es war, als wenn der starre Winter gewichen wäre und hätte einem warmen, linden Frühling Platz gemacht. Hatte man vorher religiös gedarbt, so besaß man nun Nahrung die Fülle. Nicht mit Unrecht galten aber nun die Theologen im weiteren, die Prediger im engeren Sinne als diejenigen, die dem neuen Glaubensfrühling die Tore geöffnet hatten. Und so kam es denn

zu jenem unbeschränkten Vertrauen zu den Pastoren und insbesondere zu ihrer Predigttätigkeit, die die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts charakterisiert und dessen Nachwirkungen bis heute bemerkbar sind. So kam es zu der Scheu, an der Predigt Kritik zu üben.

Dem gegenüber hat sich heutzutage das Blatt wesentlich gewandt. Weniges ist so sehr der Kritik ausgesetzt, wie die Pastoren und ihre Predigt. In weiten Kreisen herrscht die Meinung, nicht die Zuhörerschaft hätte sich den Predigern gegenüber, sondern letztere hätten sich gegenüber der Zuhörerschaft zu verantworten. Ja, es hat sich als Folge solchen Zustandes vielfach ein Riß zwischen beiden Parteien gebildet. Wenn aber nun, wie es tatsächlich der Fall ist, jedes das andere für diesen Riß verantwortlich macht, — wer ist denn im Unrecht? Wer trägt die Schuld? Vielfach ist man geneigt, den Konflikt mit dem Hinweis auf das Wort des Paulus von dem Gegensatz menschlicher Weisheit und törichter, aber göttlicher Predigt (1 Kor. 1, 21) zu lösen. Oder man verweist wohl auch auf das Wort Christi: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.“ — Nicht alle aber haben sich hierbei beruhigen können. Man wollte beobachtet haben, daß oft ernste, der Sache des Christentums innerlich nahestehende Menschen, der Kirche und den Predigten den Rücken kehrten, weil sie dort nicht fanden, was sie suchten. Anstatt ihrer glaubte man in der Umgebung der Prediger vorherrschend Leute zu bemerken, denen es wesentlich darauf ankam, sich von ihnen in eine fromme Stimmung, einen hypnotischen Zustand der Gefühlsseligkeit versetzen und darin festhalten zu lassen. Neben ihnen sah man Leute, die kirchlich waren, weil es so zum guten Ton gehörte. Den sittlichen Ernst der Religion aber, die Verpflanzung derselben in das Alltagsleben meinte man bei den einen und bei den andern zu vermissen. Aus solchen und ähnlichen Beobachtungen zog man den Schluß, daß angesichts des oben erwähnten Risses die Pastoren die Schuld trügen, daß ihre ganze Wirksamkeit, speziell ihre Predigt, eine ganz andere werden müsse.

Nun liegt es ja in der Natur der Sache, daß weder jene Beobachtung, noch der daraus gezogene Schluß allgemein zwingend sind. Wer da nicht will, kann immer noch auf dem Gegenteil fußen. Wenn die Zuhörerschaft nicht ist, wie sie sein soll, so liege das eben daran, daß sie die Predigt des Evangeliums mißversteht. Wenn so und so viele dieser Predigt den Rücken kehren, so liegt das daran, daß ihr Ernst und sittliches Streben denn doch nicht so groß sind, wie es vielleicht den Anschein hat. Die Predigt um dieser Leute willen umgestalten, hieße das Wort Gottes preisgeben.

Bevor aber dieser Art der Strich unter die Rechnung gesetzt wird, sei doch noch auf die neueste Kontroverse über unsern Gegenstand aufmerksam gemacht. Vielleicht ist doch diesem oder jenem daran gelegen, an der Hand jener Kontroverse seine Rechnung vor dem Abschluß zu verifizieren. Unter den recht zahlreichen hier in Betracht kommenden Schriften sind folgende hervorzuheben: Häring, Zeitgemäße Predigt, 1902; Niebergall, Wie predigen wir dem modernen Menschen? 1902, Baumgarten, Predigtprobleme, Hauptfragen der heutigen Evangeliumsverkündigung, 1904 und Drews, Die Predigt im 19. Jahrhundert, 1904. Bei uns zu Lande hat sich, wenn auch in kurzer, aphoristischer Weise, zu unsrer Frage Pastor E. Külpe geäußert und zwar in dem Jubiläumsheft der „Mitteilungen und Nachrichten" v. Oktober 1902 unter dem Titel: „Was können wir von der modernen Richtung lernen?" Insbesondere aber sei hier auf die Schrift eines deutschen Pfarrers Walther Wolff hingewiesen: „Wie predigen wir der Gemeinde der Gegenwart?" Dieselbe verdient schon deswegen Beachtung, weil sie, mit Bewußtsein sich auf die bisherige einschlägige Literatur stützend, kurz, gründlich und dazu mit großem Ernst in die ganze Frage einführt. Es ist offenbar mehr als sentimentale Phrase, das Wort des Verfassers: „Ich glaube, es war nie so schwer, wie heute, Prediger zu sein."

Sehen wir näher zu, was er uns zu sagen hat. — Weit entfernt, „die Predigt des Evangeliums den wandelbaren Wünschen der Menschen ausliefern" zu wollen, hält W. es für die Voraussetzung aller Verhandlungen über zeitgemäße Predigt, daß sie als „ewigkeitsgemäß" angesehen werde und als solche im Gegensatz zu allem Zeitgemäßen stehe. „Wir predigen etwas ganz Bestimmtes, Sicheres, Altes, Bewährtes, nur einer bestimmten Zeit." Letzterer Umstand legt aber freilich die Verpflichtung auf, das ewige Evangelium seiner Zeit plausibel, faßbar zu machen, eine Verpflichtung, deren sich übrigens schon die neutestamentlichen Autoren bewußt gewesen seien.

Wie kann der Prediger dieser Verpflichtung genügen? Verfasser weiß etwas davon, daß es mit dem bloßen „Zeugnis" nicht getan ist. Ein überzeugungstreues Zeugnis flößt zwar Achtung ein, läßt aber erfahrungsgemäß inhaltlich den Hörer oft ganz kalt. Zu überzeugen vermag es nur, wenn zwischen Hörer und Redner Berührungspunkte vorhanden sind. Und solche Berührungspunkte aufzusuchen und festzuhalten ist die Aufgabe des Predigers, soll seine Predigt ihren Zweck erfüllen.

Dies der Gesichtspunkt, unter welchem Verfasser nun der Reihe nach die Zuhörer, den Prediger und die Predigt in Betracht

*) Gießen 1904. 54 S. Preis 1 M.

zieht. Ich hebe gewisse Hauptpunkte hervor. Vor allem muß der Prediger wissen, mit welcher Art Leuten er es zu tun hat. Und da darf nicht übersehen werden, daß der moderne Mensch, gleichviel, ob gebildet oder ungebildet, eine ganz andre Auffassung von sittlichen und religiösen Gütern hat, als der Mensch früherer Zeiten und Jahrhunderte. Es ist auch kaum anders zu erwarten. Die komplizierten sozialen Verhältnisse, die fortgeschrittene Erkenntnis und die aus beiden sich ergebenden neuen Lebensaufgaben bringen es mit sich, daß Dinge, wie Besitz und Bildung einen ganz andern Wert bekommen haben. Die Ausbreitung des menschlichen Erkenntnisgebietes hat andrerseits zur Folge, daß der alte Streit zwischen Wissen und Glauben sich stark zu gunsten des ersteren entscheidet. Man ist gesonnen, dem Wissen einen möglichst breiten Raum anzuweisen. Gedanken von der Gesetzmäßigkeit allen Geschehens, von der Entwicklung der Welt und der Lebewesen von niederen zu höheren Stufen verdrängen den Glauben an eine den Naturzusammenhang durchbrechende Wundertätigkeit Gottes. Alles in allem ist es immer wieder das Eine, was dem modernen Menschen eigen ist, ein ungemein ausgeprägter Sinn für das Wirkliche.

Mit diesem Wirklichkeitssinn hat aber nun der Prediger, der heute auf seine Hörer einwirken will, zu rechnen. Und zwar zunächst in der Weise, daß er aus sich selbst einen Mann der Wirklichkeit macht. Dazu hat er sich einmal von Illusionen zu befreien, die ihm Dinge vorspiegeln, die nicht sind. „Kein Stand dürfte so wenig in Illusionen stecken und kein Stand steckt so tief darin, wie der Pfarrerstand." — Er hat sich weiter jene geistige Elastizität zu bewahren, die stets bereit ist, umzulernen und so ihren Träger davor schützt, Dinge vorzutragen, die für die Gegenwart ihre Bedeutung eingebüßt haben — Zwei goldene Regeln.

Und nun die Art der Predigt. Vielleicht unnötigerweise läßt sich Verfasser des Besonderen über Äußerlichkeiten der Predigt, wie Ausdrucksweise, Pathos, Rethorik und dgl. aus. Ist erst klar, daß die Zuhörerschaft Unwirkliches nicht verträgt, und ist der Prediger selbst ein Mann der Wirklichkeit, so kommt es ja von selbst dazu, daß seine Predigt in jeder Beziehung, auch in ihrem äußeren Gewande, wirklich oder, was hier dasselbe, wahrhaftig ist. Denn dies scheint die Forderung zu sein, die sich durch alles Einzelne, was W. über die Art der Predigt vorbringt, als roter Faden hindurchzieht.

Eingestandener- und uneingestandenermaßen haben viele von uns Predigten angehört, die uns herzlich langweilig waren oder doch nur insofern ein Interesse hatten, als etwas in uns sich gegen das Gesagte als schief und unwahr aufbäumte. Hieran denkt W., wenn er verlangt, die Predigt solle kasuell sein,

d. h. auf die tatsächlichen Verhältnisse der Zuhörer Rücksicht nehmen, und solle psychologisch sein, d h. die Individualität der Hörer und deren Bedürfnisse in Betracht ziehen. Zu ersterem würde beispielsweise gehören, daß man nicht einfach das biblische Verbot des Sorgens für den andern Tag oder des Schätzesammelns wiederholt. Denn „wir werden unsrer Zeit nicht nicht einreden können, daß weitschauende, rechnende Speculation in Christi Namen zu verbieten sei." — Christus, Paulus, das ganze erste Christentum schlägt bekanntlich alles Bildungs- und Erkenntnisstreben äußerst gering an. Wer heutzutage als Prediger ebenso verfahren wollte, würde nichts erreichen, als es mit seinen Hörern verschütten. – Es bleibt nichts übrig, als materiellen Besitz und Bildung voll als erstrebenswerte Güter anzuerkennen und dabei ihre Inhaber anzuleiten, „mit gutem Gewissen fromm zu sein." — Die psychologische Predigt vermeidet es, um nur eines anzuführen, mit biblischen Begriffen, wie Rechtfertigung, Erlösung u. ähnl. so umzugehen, als wären sie jedermann verständlich. Letzteres ist ja erfahrungsgemäß ganz und gar nicht der Fall. So lange solche Begriffe nicht dem religiösen Bedürfnisse des Einzelnen angepaßt und so für ihn zum Leben erweckt werden, bleiben sie tote Formeln. Formeln aber töten nicht nur das Interesse an der Predigt, sondern die ganze Religion.

Mit der gegebenen Auslese von Gedanken Wolff's mag es sein Bewenden haben. Es ist nur ein kleiner Teil von dem faktisch Gebotenen. Auch hat vorherrschend das Kritische zur Sprache kommen müssen, während die warmen und zart-religiösen Töne, die W. gelegentlich anschlägt, in den Hintergrund getreten sind. Diese Zeilen sollten ja nicht die Lektüre des Buches ersetzen, sondern vielmehr dazu anregen. Eines aber hat der Leser aus der bisherigen, oberflächlichen Beschäftigung mit dem Buche vielleicht doch schon gewonnen, nämlich die Einsicht in die eminente Wichtigkeit der Fragestellung. Dem religiös Indifferenten, dem, welcher im Christentum nicht eigentlich die Religion, sondern die versittlichende Kulturmacht schätzt, mag es gleichgiltig sein, was aus der Predigt wird. Für die religiös und kirchlich interessierten Kreise hat es die allergrößte Bedeutung. Handelt es sich doch nicht nur um eine „moderne" Frage, die da heute auftaucht und morgen durch andre ersetzt wird, sondern um eine Lebensfrage der christlichen Kirche, ja des Christentums als religiöser Kultusgemeinschaft.

Emil Sokolowski.

Der Darwinismus und die Probleme des Lebens.

Es gehört heutzutage ein gewisser Mut dazu, sich ganz unumwunden zu den Lehren Darwins zu bekennen, denn es wird immer mehr Mode, den Darwinismus als einen überwundenen Standpunkt zu betrachten, so schreibt z. B. unter andrem der bekannte Heidelberger Naturforscher Hans Driesch: „Für Einsichtige ist der Darwinismus lange tot, was zuletzt noch für ihn vorgebracht ward, ist nicht viel mehr als eine Leichenrede, ausgeführt nach dem Grundsatz: de mortuis nil nisi bene." Prof. Fleischmann in Erlangen erklärt sogar den Darwinismus als einen Irrweg, der viel Schaden angerichtet hat.

Wenn man diese und ähnliche Aussprüche liest, so muß man unwillkürlich der schönen Worte Heines gedenken, die er jenen Splitterrichtern zuruft, die den Riesengeist eines Luther bemäkeln: „Der Zwerg, der auf den Schultern des Riesen steht, kann freilich weiter schauen als dieser selbst, besonders wenn er eine Brille aufgesetzt hat: aber zu der erhöhten Anschauung fehlt das hohe Gefühl, das Riesenherz, das wir uns nicht aneignen können." Wenn man nämlich die eigenen Arbeiten der erwähnten Naturforscher sich genauer ansieht, so bemerkt man bald, daß sie ganz auf Darwins Schultern stehen. Sie haben unbewußt seine Art zu untersuchen und zu erwägen sich angeeignet, ja zum Teil auch seine Ausdrucksweise, aber es fehlt ihnen der Geist eines Darwin, der gleich dem Geiste eines Newton „nicht begierig ist, sich durch seine eigenen Einfälle in Erstaunen zu versetzen, überraschen und imponieren zu lassen, sondern nur die Natur erkennen will." (Machs Urteil über Newton.)

Wenn man immer und immer wieder all' die scheelsüchtigen Urteile über Darwin gelesen hat, so ist man erfreut einmal auf ein Buch wie das Günthersche zu stoßen[1], welches selbstlos und ohne Vorurteile die Lehren Darwins und auch seiner Gegner bespricht. Außerdem ist das Buch so klar und verständlich geschrieben, daß es wohl auch Lesern mit geringen naturwissenschaftlichen Kenntnissen ein faßliches Bild von den heutigen Anschauungen der Naturforscher über die Entstehung der jetzt lebenden Tiere gibt. Es wird gezeigt, wie sehr Darwin dazu beigetragen hat, die bisher ziemlich unklaren Vorstellungen von der Verwandtschaft und Ab-

---

[1]) Konrad Günther, Dr. phil., Privatdozent an der Universität Freiburg i. Br., Der Darwinismus und die Probleme des Lebens. Zugleich eine Einführung in das einheimische Tierleben. Freib. i. B. 1904. F. E. Fehsenfeld. 460 S. Preis M. 5.

stammung der verschiedenen Tierarten in bestimmtere Bahnen zu lenken. Die Ideen über die Entstehung der Arten, wie sie Darwin lehrt, sind ja uralt, schon im 1. Buche Moses finden wir Anklänge an diese Ideen. In der sogen. „Völkertafel" des X. Kapitels der Genesis werden alle damals bekannten Völker angeführt und zum Schluß wird ganz ausdrücklich gesagt: „Das sind nun die Nachkommen der Kinder Noah, in ihren Geschlechtern und Leuten. Von denen sind ausgebreitet die Leute auf Erden." Das heißt also alle die verschiedenartigen und verschiedenfarbigen Menschen der Erde stammen von einem Menschenpaar her und ihre großen Verschiedenheiten haben sich erst im Laufe der Zeit entwickelt.

Diese Anschauung war ja wohl vielen Völkern geläufig, wenn auch nicht allen; ebenso geläufig ist wohl auch vielen Menschen die Abstammung unsrer Haustiere von den wildlebenden Tieren. Aber gewiß sind nur wenig Menschen imstande, diese Vorstellungen zu verallgemeinern und aus ihnen zu schließen, daß auch die Verschiedenheiten der wildlebenden Tiere erst allmählich entstanden sind, daß sie sich gesteigert haben und so sich Tiere entwickelten, die ihren Vorfahren ganz unähnlich erscheinen. Dieser Schluß fällt vielen Menschen deshalb so schwer, weil man bisher noch nicht unmittelbar beobachtet hat, wie aus einer wildlebenden Tierwelt sich eine zweite wildlebende Tierwelt entwickelt hat, die von der ersten sehr wesentlich verschieden ist. Eine derartige Beobachtung wird aber wohl immer unmöglich bleiben, weil der Mensch eben wildlebende Tiere nicht so genau Jahrhunderte lang beobachten kann, wie seine Haustiere. Wir können z. B. wohl beobachten, daß aus grauen Haustauben weiße werden, viel schwieriger aber sind solche Beobachtungen an wilden Tauben, ganz unmöglich aber werden sie bei den meisten andern wildlebenden Tieren. Dieses berechtigt uns aber nicht zu behaupten, daß solche Abstammungen bei wildlebenden Tieren unmöglich vorkommen können. Im Gegenteil, wir müssen sogar zugeben, daß sie ganz selbstverständlich sind. Ebenso selbstverständlich ist es, daß unter günstigen Bedingungen und in langen Zeiträumen an wildlebenden Tieren noch viel größere Veränderungen vorkommen, als an unseren Haustieren. Dieses ist ein Grundsatz, der auf Erfahrung beruht, und man braucht ihn nicht erst zu beweisen. Wenn es von Darwin doch verlangt wird, so beruht das auf einer Sucht nach Beweisen, die mit Recht von Mach streng verurteilt wird, er sagt. „In der Tat führt diese Sucht zu beweisen in der Wissenschaft zu einer falschen und verkehrten Strenge. Einige Sätze werden für sicherer gehalten und als die notwendige und unanfechtbare Grundlage andrer angesehen, während ihnen nur eine gleiche oder zuweilen sogar nur ein geringerer Grad der Sicherheit zukommt. Eben die Klarstel-

lung des Grades der Sicherheit, welchen die strenge Wissenschaft anstrebt, wird hierbei nicht erreicht. Solche Beispiele falscher Strenge finden sich fast in jedem Lehrbuch." Sie wird sehr häufig durch eine schulmeisterhafte Peinlichkeit veranlaßt, oft aber auch durch Streitigkeiten. Bei den Gegnern des Darwinismus jedoch hat sie wohl andere Ursachen.

Darwin hat uns allerdings auf die Erfahrung aufmerksam gemacht, daß eine Tierart zu einer neuen Tierart sich umbilden kann, indem sie ihre Körperformen und Färbungen ändert. Er konnte uns jedoch über die inneren Vorgänge, welche hiebei in den einzelnen Körperteilen stattfinden, nichts sagen, er konnte uns nichts darüber mitteilen, durch welche Kräfte die Umbildungen bewirkt werden, d. h. also, er konnte uns wohl Wirkungen vorführen, aber die Ursachen dieser Wirkungen ist er uns schuldig geblieben. Ein Vorwurf erwächst ihm hieraus gewiß nicht, aber der Mensch ist nun einmal unbefriedigt, wenn er Wirkungen ohne Ursache sieht. Darwin als Botaniker und Zoologe konnte zu seinen Erklärungen nur mehr die äußeren Erscheinungen der Tiere und ihre Lebensweise benutzen, viele innere Vorgänge des Tierkörpers waren ihm unbekannt und waren auch zu seiner Zeit noch ungenügend erforscht. — Alles dieses erkennt man leicht, wenn man im Güntherschen Buche nachliest, wie Darwin die Entstehung der Arten erklärt. (Seite 13.)

„Es ist nämlich dem Menschen gelungen, bei seinen Haustieren nicht nur die Eigenschaften, die er erhöht haben wollte, zu steigern, sondern auch andere auszubilden und so ein Tier allmählich in ein ganz anders aussehendes zu verwandeln. Wenn man die heutigen Taubenrassen ansieht, so könnte man leicht glauben, daß man lauter verschiedene, selbständig entstandene Arten vor sich habe. Und in der Tat unterschied sich manche Taubenrasse von einer andern mehr, als etwa Edelmarder vom Steinmarder. Wie verschieden sind die einzelnen Körperteile der Tauben! Das „Mövchen" hat z. B. einen kaum sichtbaren Schnabel, der „Karrier" einen langen, der noch dazu mit den sonderbarsten Hautwucherungen bedeckt ist. Bei manchen Rassen sind die Füße mit den dichtesten Federhosen bekleidet, bei andern total nackt. Und nun gar die unendlichen Unterschiede in den Farben! Und wählen wir andre Beispiele, so gewahren wir dasselbe. Wie unähnlich sieht ein Mops einem Windhunde, oder ein englisches Vollblut einem belgischen Lastpferde! Oder denken wir an die Rinder oder Schweine, überall gibt es Rassen, die sich gründlich von einander unterscheiden.

„Alle diese unzähligen und verschiedenartigen Rassen waren nun nicht etwa von jeher selbständig da, sondern der Mensch hat durch seine Zucht wenige Urformen in sie umgewandelt, ja, bei

der Taube ist es sogar sicher, daß alle Rassen aus einer Urform entstanden sind, der sogen. Felsentaube, die sich durch schwarze Binden auf dem Flügel auszeichnet.

„Und wie eine solche Umformung einer Art geschehen konnte, das zeigt uns noch heute das Verfahren der Züchter, die immer wieder neue Rassen hervorbringen. Sie tun dieses nicht durch Kreuzung, dadurch könnten ja auch keine neuen Eigenschaften entstehen, sondern nur schon vorhandene gemischt und verteilt werden. Nein, die Züchter verfahren anders. Sie wählen unter dem Nachwuchs eines Paares das Tier aus, welches schon einen kleinen Anflug zu einer Eigenschaft, die sie gern hervorbringen möchten, besitzt, will man z. B. eine hochbeinige Hunderasse erzielen (und es gibt sogar unter den Zuchtvereinen Preisaufgaben, die auch wirklich in dieser Weise gelöst werden), so wählt man einen Hund des Wurfes aus, der längere Beine als seine Geschwister aufweist. Diesen paart man mit einem ebenfalls möglichst langbeinigen Hunde eines andern Wurfes, und unter den nunmehrigen Jungen trifft man in derselben Richtung die Auswahl. Das wird nun solange fortgesetzt, bis eine Hunderasse zustande kommt, die die gewünschte Länge der Beine besitzt. Es gelingt das also durch Häufung von unbedeutenden, kleinen Abweichungen. In solcher Weise verfährt nun nach Darwin auch die Natur, nur um vieles vollkommener. Denn sie züchtet nicht nur nach einer Eigenschaft, sondern nach vielen zugleich."

Dieser Schluß ist gewiß sehr richtig, aber er sagt uns nichts über die inneren Vorgänge, die sich in den veränderten Körperteilen abspielen, er sagt uns nichts über die Gesetze, nach denen sich die Formen und Färbungen eines Tieres ändern. Diese Gesetze waren allerdings zu Darwins Zeiten kaum bekannt, und auch heutzutage sind sie nur sehr mangelhaft erforscht, aber immerhin wissen wir doch soviel, daß wir hoffen können, den Schlüssel zu vielen von Darwin festgestellten Tatsachen zu finden. So hat z. B. Eimer durch sein „Zeichnungsgesetz" nachgewiesen, wie Färbungen am Tierkörper entstehen und vergehen. Die medizinische Wissenschaft hat neuerdings festgestellt, daß bei besonderen Vorgängen an den Nervenbahnen, Blutadern und Lymphgefäßen die Länge und Dicke der Gliedmaßen ganz außerordentlich wächst und dann zum sog. teilweisen Riesenwuchs der Arme oder Beine führt (partielle Akromegalie)[1]. Nicht weniger wertvoll sind die Abhandlungen von Tornier, in denen er nachweist, daß durch operative Eingriffe die Gliedmaßen einiger Tiere beliebig verdoppelt oder verdreifacht werden können.

[1] Interessante Zusammenstellungen, Deutungen und Abbildungen dieser Vorgänge gibt Dr. Karl Jickeli in „Die Unvollkommenheiten des Stoffwechsels" usw. Berlin 1902. Friedländer u. Sohn.

Alle diese Entdeckungen erklären uns gewiß noch lange nicht die Veränderungen, die im Laufe der Zeit an unsern Haustieren eingetreten sind, sie zeigen uns aber doch den Weg, auf dem wir einmal eine Erklärung für vieles finden können, sie zeigen uns auch, daß Rud. Virchow durchaus berechtigt ist zu sagen: „wenn die Zoologen sich etwas mehr mit der Lehre von den Krankheiten (Pathologie) beschäftigen wollten, so würden sie sich manchen Irrtum ersparen." Jedenfalls würde vielen von ihnen diese Beschäftigung nützlicher sein, als die Naturphilosophie; denn vielen von ihnen erblüht auf diesem Boden kein Weizen, sondern nur Unkraut. Die Philosophie ist eben nicht jedermanns Sache. Hiemit ist selbstverständlich nicht Darwin gemeint. Wenn ja auch einige seiner naturphilosophischen Erklärungen uns nicht ganz befriedigen, so enthalten sie doch immer wertvolle, fruchtbare Ideen und Tatsachen, die an wichtige Beobachtungen anknüpfen. Gewiß ist die Darwinsche Lehre von der „Naturzüchtung", „Naturauslese", von den „Schutzfärbungen" durchaus ungenügend, um die großartigen Veränderungen zu erklären, die im Laufe der Zeit das ganze Tierreich umgewandelt haben, aber durch diese Lehren wurden doch eine Menge wichtiger Tatsachen zutage befördert, durch sie wurden einige zum Teil ganz neue Arten der Untersuchung begründet.

Günther weist auch in seinem Buche mehrfach auf die Unzulänglichkeiten einiger Lehren Darwins hin, so z. B. bei der Besprechung der geschlechtlichen Zuchtwahl (S. 69) sagt er: „Wer z. B. daraus, daß die heutigen Dompfaffen eine rote Brust haben, schließt, daß es im Charakter der Weibchen von jeher gelegen habe, rot zu bevorzugen und von jeder Steigerung dieser Farbe hingerissen zu werden, der baut seine Theorie nicht auf einer allgemein bekannten Tatsache auf, sondern er stützt sie nur durch eine Hypothese. Man macht sich zwar die Erklärung leicht, wenn man sagt, die Dompfaffenbrust ist rot, folglich haben die Weibchen eine Vorliebe für diese Farbe, die Blaukehlchenweibchen haben dagegen immer blau geliebt; aber naturwissenschaftlich sind solche Schlüsse nicht, oder allenfalls erst, wenn man nun auch erklärt hat, warum die Dompfaffen gerade rot, die andern Tiere andre Farben bevorzugen, und das kann man nicht. Auch die Schutzfärbungen Darwins (die Mimicry) sind nach den neuesten Forschungen unhaltbar. Eine ganze Reihe von Forschern hat nämlich nachgewiesen, und zwar durch Versuche, daß die Färbungen der Tiere von sehr verschiedenen inneren und äußeren Ursachen abhängen, von Ruhe und Erregung, vom Lebensalter, von Wärme und Kälte, von der Bodenbeschaffenheit, von Nahrungsmangel oder Überfluß usw. (Eimer, Gräfin Linden, Standfuß, Fischer, Zickeli usw.) Andre Forscher haben gezeigt, daß die „Schutzfärbungen" oft gar keinen Schutz gewähren (z. B. C. Piepers).

„Ein ergötzliches Beispiel hiezu liefert der indische Blattschmetterling Kallima paralenta, der mit Vorliebe von den Darwinianern als ausgezeichnetes Mimicrytier angeführt wird. Das Tier gleicht auf der Unterseite freilich täuschend einem dürren Blatte. Nach den Darwinianern flüchtet das Tier bei Verfolgung ins Gebüsch, klappt die Flügel zusammen und ist somit für den Verfolger verschwunden. In Wirklichkeit fliegt der verfolgte Blattfalter aber ein Stück weiter, setzt sich mit geöffneten Flügeln auf ein grünes Blatt und wippt mit ihnen auf und nieder, als wollte er seine lebhafte orangefarbige Oberseite mit dem herrlichen blauen Schiller recht zeigen. Freilich klappt er am Abend die Flügel zusammen, aber da hat er keinen Schutz nötig, denn die ihn etwa verfolgenden Vögel schlafen dann auch; aber er könnte ebenso gut aufgeklappt sitzen, da er doch in der Nacht dunkel ist wie alles.“ (Korrespondenzblatt des Rigaer Naturforschervereins 1904, S. 11.)

Günther erhält allerdings die Lehre von den „Schutzfärbungen“ (Mimicry) noch aufrecht, und bemüht sich, sie daraus herzuleiten, daß sie zweckmäßig seien, obgleich er ausdrücklich S. 365 sagt: „Gerade Zwecke darf es bei einer naturwissenschaftlichen Betrachtung nicht geben.“ Das ist gewiß sehr richtig, wenn es sich darum handelt, zu erforschen, warum ein Körperteil eine ganz bestimmte Form besitzt. Wenn wir z. B. darnach fragen, warum ist die Hand des Menschen anders gebaut, als die Hand des Affen, so dürfen wir hierauf nicht antworten: damit sie Klavier spielen kann. Wir dürfen eben nicht den augenblicklichen Nutzen, den eine Eigenschaft gewährt, als Grund ihres Vorhandenseins ansehen; denn diese Eigenschaft kann ja für sehr verschiedene Zwecke nützlich oder schädlich sein. Schon aus diesem Grunde allein darf der Naturforscher, wenn er die Entstehung einer Eigenschaft ergründen will, sie nicht von dem Nutzen herleiten, den er im Augenblick an ihr bemerkt.

Ganz anders ist freilich seine Aufgabe, wenn er darnach forscht, welchen Nutzen in diesem oder jenem Falle eine Eigenschaft einem Tiere gewährt, wenn er z. B. ergründen will, ob die Augen der Krebse zweckmäßiger zum Sehen im Wasser oder in der Luft sind.

Diese beiden Aufgaben sollte man nie mit einander verwechseln, leider geschieht es aber nur zu oft, und dann wird nicht selten dem Naturforscher vorgeworfen, daß er die Schöpfungen der Natur bemängele und behaupte, viele von ihnen seien unzweckmäßig. Derartige Weltschmerzgedanken stammen aber garnicht hauptsächlich von Naturforschern; so war es durchaus kein Naturforscher, der die Worte ausrief: „Gott schuf die Welt in sechs Tagen, sie ist aber auch danach!“ Diese ewig denkwürdigen Worte stammen von einem rationalistischen Prediger des vorigen Jahrhunderts. —

Wenn man über die Zweckmäßigkeit in der Natur bei den verschiedenen Forschern nachliest, so stößt man auf große Unklarheiten, und daher ist es denn mit Freuden zu begrüßen, daß jetzt viele erklärt haben, sie wollen mit dem Ausdruck „zweckmäßig" etwas vorsichtiger umgehen. Auch Günther spricht davon, daß der Darwinismus von den Bestandteilen der Zweckmäßigkeitslehre zu reinigen sei. Es ist ihm aber dieses nur unvollkommen gelungen; denn bei vielen seiner Darlegungen kommen sie immer wieder zum Vorschein, so bei seinem Beispiel vom Hasen, der grau ist, damit er weniger von den Füchsen gefressen wird, dann bei der Besprechung des Instinkts, der Spiele, der Schutzfärbungen und an vielen andern Stellen.

Günther gibt auch zu, daß er „nicht immer exakt in seiner Ausdrucksweise gewesen ist", fügt aber hinzu, „es mußte das sein, weil durch ungewohnte Ausdrücke die Verständlichkeit der Darstellung gelitten hätte." Hiedurch haben aber die Darlegungen Günthers nicht gewonnen, im Gegenteil, den meisten Lesern würde vieles verständlicher sein, wenn Günther an manchen Stellen die Zweckmäßigkeit etwas weniger betont hätte. Überhaupt ist es gewiß für eine neue Auflage sehr zu empfehlen, die naturphilosophischen Betrachtungen etwas einzuschränken und jene Beschreibungen vom Leben und Treiben der Tiere mehr auszuführen, die Günther an vielen Stellen so vortrefflich gelungen sind. Gerade diese Beschreibungen geben seinem Buche einen bleibenden Wert; denn sie sind sehr geeignet, den Leser zu selbständigen Beobachtungen anzuregen und so „in das einheimische Tierleben einzuführen." Derartige Beschreibungen machen ja auch die Schriften Darwins so überaus anziehend, und ohne sie hätten wohl Darwins Werke eine ebenso geringe Verbreitung gefunden, wie die seiner Vorgänger.

Die Grundideen des Darwinismus sind ja uralt und wohl ein jeder Mensch trägt sie im Keime in sich. Das bemerkt man oft, wenn man mit einem Manne aus dem Volke spricht, den sein Beruf darauf hingelenkt hat, mit offenem Blick Menschen und Tiere zu beobachten. Man ist dann oft erstaunt Aussprüche zu hören, die lebhaft an die Ideen Darwins erinnern. Gerade diese Erfahrung beweist aber den unvergänglichen Wert seiner Ideen, denn gewiß sehr wahr sagt Ernst Mach: „Der philosophische Standpunkt des gemeinen Mannes hat Anspruch auf höchste Wertschätzung; er hat sich unabsichtlich in unmeßbar langer Zeit ergeben, ist ein Naturprodukt und wird durch die Natur erhalten. Alles, was die Philosophie geleistet hat, — die biologische Berechtigung jeder Stufe, ja jeder Verirrung zugestanden, — ist dagegen nur ein unbedeutendes ephemeres Kunstprodukt."

T.

Graf Joseph Alexander von Hübner, Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851–1859. Berlin, Gebr. Paetel, 1904. Preis geb. M. 16.

Graf Hübner war bisher weiteren Kreisen hauptsächlich als der Verfasser einer vielgelesenen unterhaltenden Reisebeschreibung „Ein Spaziergang um die Welt“ bekannt. In der neuerschienenen Publikation lernen wir ihn als Staatsmann kennen. Der uns vorliegende zweite Band seiner Tagebuchaufzeichnungen führt uns in die Zeit zwischen dem Krimkriege und dem italienischen Kriege von 1859, eine Zeit, in der der Vertreter Österreichs in Paris eine besonders wichtige und schwierige Rolle spielte und deren Beleuchtung von so kompetenter österreichischer Seite auch noch heute von besonderem Interesse sein muß. Graf Hübner hat seine politische und diplomatische Schule unter dem Ministerium des Fürsten Metternich durchgemacht, mit dem ihn auch persönliche Freundschaftsbeziehungen verbanden, und ein Nachklang Metternichscher Anschauungen macht sich wohl auch gelegentlich, wie bei der Beurteilung der italienischen Einheitsbewegung, geltend. Die Persönlichkeit des Grafen Cavour und seine Politik beurteilt er vom Standpunkt des Gegners, bei dem das Recht der italienischen Politik nicht zur Geltung kommt; in nachträglichen Anmerkungen gibt er übrigens offen zu, daß sein damaliges Urteil durch die späteren Ereignisse mehrfach widerlegt sei. Von dieser erklärlichen Parteilichkeit abgesehen, erscheint Graf Hübner als unbefangener und scharfer Beobachter von feiner weltmännischer Bildung; der Kaiser Napoleon III., die Kaiserin Eugenie, das Leben am Kaiserhofe mit seiner eigentümlichen Mischung von zeremonieller Würde und Zigeunertum treten uns in seinem Tagebuch in charakteristischen Momentaufnahmen entgegen, und über die Wandlungen der großen Politik erhalten wir wertvolle Aufschlüsse, namentlich durch den in reichhaltigen Auszügen mitgeteilten Briefwechsel mit Graf Buol, dem österreichischen Minister des Äußern. Mit dem Ausbruch des italienischen Krieges und der Abreise Hübners aus Paris schließt das lesenswerte Buch. K. G.

Verzeichnis empfehlenswerter Jugendlektüre. Weihnachten 1904. Zusammengestellt von den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen.

Eltern, die ihren Kindern ein gutes Buch schenken wollen, bereitet die Auswahl, wie wohl die meisten aus Erfahrung wissen, oft genug keine geringen Schwierigkeiten. Welche Bücher sind gut, welche schlecht? Gewöhnlich geht man zum Buchhändler und läßt sich eine Reihe Bücher vorlegen und kauft dann nach dem äußeren Augenschein. Das Äußere aber sagt über die Güte des Inhalts nichts. Um den Eltern da eine Hilfe zu bieten, geben die vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften jedes Jahr ein „Verzeichnis empfehlenswerter Jugendlektüre“ heraus, das enthält Bücher für jedes Alter und zu jedem Preise. Alle Bücher sind sorgfältig geprüft. Diese Arbeit wird ganz selbstlos geleistet, auch das „Verzeichnis“ wird völlig unentgeltlich abgegeben. (Zu beziehen durch Herrn Th. Senger, Hamburg 22, Wagnerstr. 53.) Wir können den Eltern in ihrem eigensten Interesse nur dringend raten, sich das Verzeichnis, am besten durch eine Buchhandlung, kommen zu lassen, es wird ihnen beim Bücherkauf sehr gute Dienste leisten.

Neuerschienene Bücher.

Beth, Dr. K., Das Wesen des Christentums und die moderne hist. Denkweise. Lpz. 135 S. M. 2,50.
Dennert, Dr. E., Christus u. die Naturwissenschaft. Stuttg. 71 S. M. 1.
Kaftan, Gen.-Superint. D. Th., Taugt das evang.-luther. Bekenntnis für das 20. Jahrh. Vortrag. Schleswig. 32 S. M. 0,50.
Lhotzky, Heinr., Religion oder Reich Gottes. Eine Geschichte. Lpz. 402 S. M. 3.
Lotz, Prof. Dr. W., Das alte Testament und die Wissenschaft. Lpz. 252 S. M. 4,20.
Graue, Past. P., Unabhängiges Christentum. Berln. 160 S. M. 2.
Hoensbroech, Grf. v., Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Volksausgabe. Lpz. Breitkopf und Härtel. 180 S. M. 1.
Seeberg, Prof. Dr. Alfr., Das Evangelium Christi. Lpz. 139 S. M. 3.
Weinel, Prof. H., Paulus. Der Mensch und sein Werk. Die Anfänge des Christentums, der Kirche und des Dogmas. Tübingen. 316 S. M. 3.

Damaschke, Ad., Geschichte der Nationalökonomie. Eine erste Einführung. Jena. 231 S. M. 2,50.
Windscheid, Bernh., Gesammelte Reden und Abhandlungen. Hrsg. von Prof. P. Oertmann. Lpz. 134 S. M. 0,60.
Lange, Fr., Reines Deutschtum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung. Mit e. Anhang: Nationale Arbeit u. Erlebnisse. 4. stark verm. Aufl. Berln. 443 S. M. 4.

Heim, Dr. K., Das Weltbild der Zukunft. E. Auseinandersetzung zwischen Philosophie, Naturwissenschaft u. Theologie. Berln. 299 S. M. 4.
Witte, Dr. E., Das Problem des Tragischen bei Nietzsche. Halle. 126 S. M. 2.
Hart, Jul., Träume der Mittsommernacht. Jena. 195 S. M. 4.
Joel, K., Nietzsche und die Romantik. Jena. 366 S. M. 7.

Joesten, Dr., Gottfried Kinkel. Sein Leben, Streben u. Dichten f. d. deutsche Volk. M. e. Auswahl Kinkelscher Dichtungen. Köln. 144 S. M. 1,20.
Litzmann, B., Goethes Faust. E. Einführung. Berln. M. 0,40.
Lessing, Dr. O. E., Grillparzer und das neue Drama. Eine Studie. München. 175 S. M. 4.
Schian, Dr. M., Der deutsche Roman seit Goethe. Skizzen und Streiflichter. Görlitz. 235 S. M. 3,75.
Ibsen, Henrik, Briefe. Hrsg. von J. Elias und H. Koht. (Sonderausg. von Bd. 10 der sämtl. Werke.) Berln. 536 S. M. 5.
Stunden mit Goethe. Für die Freunde seiner Kunst und Weisheit. Hrsg. v. Dr. W. Bode. I. Bd. 1. Hft. (der ganze Jahrg. 4 Hefte). Berln. 80 S. mit 4 Taf. M. 1.

Bab, Jul., Die Berliner Boheme. (= Großstadt-Dokumente. Hrsg. von Hans Ostwald. 2. Bd.) Brln. 84 S. M. 1.
Werner, J., Johann Eberlin v. Günzburg. E. reformator. Charakterbild aus Luthers Zeit. Für die Gegenwart dargestellt. 2. völlig umgearb. Auflage. Heidelb., Winter. 80 S. M. 1.
Bosse, weil. Minist. Dr. D. Rob., Aus der Jugendzeit. Erinnerungen. Lpz. 333 S. M. 5.
Breysig, Kurt, Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. Brln. 124 S. M. 1,50.
Freytag, Gustav u. Hz. Ernst v. Coburg im Briefwechsel 1853—93. Hrsg. v. Ed. Tempeltey. Lpz. 120 S. M. 9.
Briefe der Frau Rat Goethe. Hrsg. von Alb. Köster. 2 Bde. 211 und 270 S. Lp. M. 10.
Hertslet, W. L., Der Treppenwitz der Weltgesch. Geschichtl. Irrtümer, Entstellungen u. Erfindungen. 6. Aufl. Durchaus neu bearb. v. Hans F. Helmolt. Brln. 509 S. M. 4.
Hansjakob, Heinr., Mein Grab. Gedanken und Erinnerungen. Stuttgart. 167 S. M. 1,80.
Hassel, Dr. P., Joseph Maria von Radowitz. 1. Bd. 1797—1848. Brln. 592 S. M. 12.
v. Poschinger, Heinr., Aus allen Welten. Diplomat. Streiflichter, Interviews und Erinnerungen. Brln. 199 S. M. 3.
Walter, Herm., Sechs Monate Gefängnis. Aufzeichnungen eines Redakteurs während seiner Gefängnishaft. Brln. 304 S. M. 2.
Heco, J., Erinnerungen eines Japaners. Schilderung der Entwicklung Japans vor und seit der Eröffnung bis auf die Neuzeit. Übers. von E. Oppert. Wohlfeile Ausg. Stuttg. 364 S. M. 2.
v. Liegnitz, General z. D., Aus drei Kriegen. 1866—1870/71—1877/78. Mit 10 Karten. Brln. 316 S. M. 5,50.
Der Herero-Aufstand 1904 in Wort u. Bild. Nach Illustr. v. G. Lange. 60 Taf. in Text u. 1 Karte. Trier. M. 10.
Schön, Major Jos., Der Kriegsschauplatz in Ostasien. Geogr. Beschreib. u. Würdigung. 2. verm. Aufl. Wien. 310 S. M. 5.
Wolseley, Feldmarschall Viscount, Die Geschichte e. Soldatenlebens. Autoris. Übers. Brln. 2 Bde. 366 u. 355 S. M. 12.

Grabmayr, Dr. K. (Reichsr.- u. Landt.-Abg.), Das landwirtschaftliche Kreditproblem. Referat. Meran. 108 S. M. 1,80.



Die Rhythmik der modernen Poesie und ihre psychophysische Grundlage.

(In Anlaß eines neuen Werkes.)

Von

Gregor von Glasenapp.

Eine Gesellschaft von Damen und Herren besucht die Ateliers der Meister in der bildenden Kunst. Was während dieses Ganges ihre Aufmerksamkeit fesselt und sie entzückt, sind zunächst die in der Arbeit befindlichen oder schon vollendet dastehenden Werke der Kunst: Gemälde, Büsten und Statuen. Doch wendet sich mitunter ihre Teilnahme wohl noch andern Objekten zu: den in der Werkstatt aufgereihten oder malerisch zerstreut liegenden Werkzeugen: Pinsel und Farben, Meißel und Grabstichel, die in der Hand des kundigen Meisters so anmutiges zustande gebracht haben. Diese Sachen kann man wohl nacheinander in die Hand nehmen und besehen, sie bleiben aber leblos und sagen wenig aus. Erst wenn dann die wißbegierigen Besucher auch noch darauf kommen, die Spuren des Werkzeugs am Werk zu verfolgen, die Kunstprodukte nach ihrer „technischen Seite“ in Betracht zu ziehen, ergibt sich ihnen eine Fülle interessanter Beobachtungen über die Verschiedenheit in Methode und Geschick bei der Handhabung; und man erkennt: das Instrument muß einerseits handgerecht, anderseits sachgerecht sein.

Ein solcher Gang zur Besichtigung des Handwerkszeuges und zu seiner Prüfung an dem Betriebe der Kunst selbst ist es, wozu hier jeder Leser eingeladen wird, der die artistische Teilnahme und Forschungslust jener Gesellschaft nachzufühlen vermag; nur daß es

sich für uns um die höchste, die vergeistigtste aller Künste, die Poesie handeln soll, deren Handwerkzeug oder — wie man auch sagt — technische Mittel dementsprechend ungleich subtiler und in ihren Wirkungen mannigfaltiger sind, als die der bildenden Künste. Und zwar soll hier für dieses Mal von allem abgesehen werden, was nur gelegentlich der poetischen Rede eigentümlich ist, wie Reim, Assonanz, Alliteration, — und lediglich die Besonderheit in Betracht gezogen werden, die sie immer und überall vor der pedestrischen Rede (Prosa) auszeichnet: der Rhythmus.

Es gibt ja Menschen, die in ihrem Verhältnis zur Rhythmik dem Herrn Jourdain in Molière's „Bourgeois Gentilhomme" ähneln. Wie dieser eines Tages zu seiner höchsten Verwunderung erfuhr, er habe 40 Jahre lang, ohne es im geringsten zu ahnen, Prosa gesprochen, so haben sie vielleicht 40 Jahre mit Vergnügen Verse gelesen, wohl gar selbst geschrieben, ohne sich im geringsten um den Rhythmus zu kümmern. Und zu solchen Menschen mögen auch die ersten Erfinder der Rhythmen gehören.

Allein, wie steht es heute damit? Man lebt doch allgemach bewußter. Sollte nicht derjenige, dem Gedichte gefallen und der Dramen anhört, auch gern mit dem Wesen dessen sich vertraut machen, was beständig in ihnen gehandhabt wird? Sollte nicht jeder, den die Gabe des vollendeten schönen Werkes entzückt, auch mit Eifer fragen, wie und dank welchen Hilfsmitteln es so geworden ist? Erst aus dem Werden läßt sich das Sein begreifen.

I.

Das, was die gebundene Rede von der prosaischen unterscheidet, war bei den Alten ihr metrisches Gefüge, bei den modernen Völkern ist es der Rhythmus. Das bedeutet, daß von den Griechen und Römern hauptsächlich in der Poesie die Wiederkehr des Wechsels von langen und kurzen Silben beachtet und durch Gesetze geregelt wurde und so die Versfüße: Trochäus, Jambus, Daktylus &c. entstanden, während an der Poesie der jetzt in Europa lebenden Völker die Quantität — Länge oder Kürze der Silben — nicht die Aufmerksamkeit auf sich zieht und die einzelnen Arten des Versbaues unterscheiden läßt; dagegen ob eine Silbe betont oder unbetont ist — der rhythmische Wert —, ist ausschlaggebend für die Kunstformen der modernen Poesie. Wenn somit an unsern

jetzigen Dichtungen Versfüße mit den Namen des antiken Trochäus, Jambus, Anapäst ꝛc. unterschieden werden, so muß man ein für allemal daran festhalten, daß derselbe Name jetzt einen andern Begriff deckt, nämlich einen Wechsel von akzentuierten und nicht-akzentuierten Silben. Mit diesem Vorbehalt können die alten Bezeichnungen auch noch fernerhin gebraucht werden; und dann wird man darüber einig sein, daß die Verse in den Dichtungen des deutschen, russischen, polnischen, englischen und noch einiger andrer Völker aus solchen trochäischen, jambischen ꝛc. Versfüßen bestehen, und zwar so, daß die Zahl der Versfüße, also auch die der Hebungen, in jedem Verse entweder die gleiche ist, oder, falls sie ungleich ist, dieser Wechsel doch seinerseits regelmäßig wiederkehrt, wodurch sich gleichmäßig gebaute Strophen ergeben. Die Abweichung vom festen rhythmischen Takte wird stets als mehr oder weniger regelwidrig, obwohl häufig als eine zulässige, gern gestattete poetische Lizenz empfunden.

Wie steht es jedoch in dieser Beziehung mit den Versen der romanischen Völker? mit den spanischen, französischen und italienischen?

Sicher ist nur, daß in diesen Sprachen die Silben der Verse gezählt werden und daß man daher 12silbige, 11silbige, 10silbige ꝛc. Verse unterscheidet, wobei im Falle des Zusammenstoßens von Vokalen am Ende des einen Wortes und am Anfange des nächsten beide Silben wohl meist als zwei gesprochen, rhythmisch jedoch, d. h. beim Silbenzählen, als eine einzige behandelt werden. Ferner sind offenbar gewisse Silben in jedem romanischen Verse immer oder meistens betont: die letzte oder vorletzte (je nach dem männlichen oder weiblichen Versausgang); und etwa noch in der Mitte des Verses die Silbe vor der Cäsur. Welche Gesetze regeln aber sonst noch den Bau des romanischen Verses und die Verteilung der Betonungen in ihm?

Dieses ist die bisher noch nie gelöste und daher sehr berechtigte Frage, welche H. v. Samson-Himmelstjerna sich in seinen „Rhythmik-Studien“ gestellt hat[1].

Jeder, der öfter und mit hingebendem Verständnis französische und spanische Poesie liest, empfindet mit Entzücken ihre Leichtigkeit

[1] Rhythmik-Studien von H. v. Samson-Himmelstjerna. Riga, Verlag von R. Kymmel, 1904. Quer-4°, 136 S.

und Grazie; er bemerkt auch an ihnen, beim Vergleichen mit deutschen Dichtungen, eine gewisse Beweglichkeit und Schmiegsamkeit, welche sie befähigt, die verschiedensten Gemütsstimmungen, die verschiedensten Intentionen des Dichters ohne Wechsel im Bau der Verse oder Strophen (was die Zahl der Silben betrifft) auszudrücken. Diese Umstände geben der Frage nach den Gesetzen der Rhythmik und den Betonungsregeln in der romanischen Poesie ein besonders weittragendes ästhetisches Interesse. Die Methode, die der Verfasser eingeschlagen hat, um seine Aufgabe zu lösen, ist die der statistischen induktiven Untersuchung. Er hat aus den Dichtungen eines durch seine Formvollendung berühmten modernen spanischen Dichters, José de Espronceda, den zweiten Gesang des „Diablo Mundo“ (à Teresa, descansa en paz) gewählt; er enthält 352 Verse. In Betreff dieser 352 elfsilbigen, auf einen weiblichen (zweisilbigen) Reim ausgehenden Verse galt es nun festzustellen, wie oft jede Silbe, d. h. die erste, zweite, dritte zc. in jedem Verse betont ist; und das ergab, wenn man von einigen wenigen unregelmäßig gebauten Versen absah, folgendes Resultat:

Wie oft die wievielte Silbe betont ist .	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.
163 Verse	—	163	—	163	—	163	—	163	—	163	—
83 „	83	·	83			83	·	83	—	83	—
67 „ . . .	67	—	—	67	—	67	—	67	—	67	—
5 „ . . .		5		5		5	5	·	—	5	—
12 „ . . .	12	—	12	—	—	12	12	—	—	12	—
6 „	6			6		6	6			6	—
Zusammen:	168	168	95	241	—	336	23	313	—	336	—

Untersucht man, wie viel verschiedengestaltete Strophen von je 8 Zeilen aus den obigen 6 Versgebilden sich herstellen lassen, so ergibt die mathematische Theorie der Kombinationen, daß 1,649,616 verschiedengestaltete Strophen sich daraus bilden lassen.

Es waren also die 6. Silbe, nach der die Cäsur erfolgte, und die 10. Silbe immer betont, die ihnen vorausgehenden niemals; sonst jedoch konnte der Akzent auf jeder Silbe ruhen. Und als unabänderliches Gesetz ergab sich, daß in jedem Falle in der ersten Vershälfte (d. h. vor der Cäsur) drei Hebungen (betonte Silben), in der zweiten Vershälfte zwei Hebungen vorkamen

Es geschah ebenso häufig, daß die erste Silbe wie daß die zweite betont war. Es konnten also in jedem Verse, ganz nach freier Wahl des Dichters, trochäische, jambische und daktylische Füße Verwendung finden, so daß dabei dennoch immer die Zahl der Silben und die Zahl der Hebungen die gleiche blieb. Auf diese Weise entsteht ein sehr reicher Wechsel, sowohl im Bau der einzelnen Verse (deren es, wie wir sahen, 6 verschiedene geben kann), als auch besonders im Bau der Strophen, wie der Leser aus den hier folgenden Anfangsstrophen des untersuchten Gesanges ersehen mag. Denn eine Regel, welche die gleich gebauten Verse und Strophen etwa wiedererkennen läßt, war durchaus nicht zu entdecken.

¿ Por qué volveis á la memoria mia,
Tristes recuerdos del placer perdido,
A aumentar la ansiedad y la agonía,
De este desierto corazon herido?
¡Ay! que de aquellas horas de alegría,
Le quedó al corazon sólo un gemido,
Y el llanto que al dolor los ojos niegan,
Lágrimas son de hiel que el alma anegan!

¿ Dónde volaron ¡ay! aquellas horas
De juventud, de amor y de ventura,
Regaladas de músicas sonoras,
Adornadas de luz y de hermosura?
Imagenes de oro bullidoras,
Sus alas de carmin y nieve pura,
Al sol de mi esperanza desplegando,
Pasaban ¡ay! á mi alrededor cantando.

Da nun aber darüber gestritten werden möchte, welche Silben für betont und welche für unbetont zu gelten haben, und speziell die gelehrten Vertreter der romanischen Sprachen, Italiener, Franzosen und Spanier zu behaupten pflegen, in jedem Worte könne nur eine Silbe betont sein, die übrigen seien unbetont, so kam es darauf an, zu prüfen, ob die „nach dem Ohre" vorgenommene Betonung sich auch rechtfertige. Das Ergebnis dieser sehr gründlich, Silbe für Silbe an dem ganzen Gesange durchgeführten Prüfung besteht der Hauptsache nach in folgendem:

Erstens gibt es eine Menge unstreitig betonter Silben, der Silben, die in zwei- und mehrsilbigen Wörtern den Ton tragen.

Zweitens kann und muß oft in drei- und mehrsilbigen Wörtern außer dem Hauptton noch auf einer Silbe ein Nebenton oder mehrere Nebentöne hervortreten. Ob das geschieht oder nicht, hängt davon ab, ob die Nachhersilben, d. h. die anstoßenden Silben der vorausgehenden oder folgenden Wörter unzweifelhaft betont sind.

Drittens können einsilbige Wörter unter denselben Verhältnissen, d. h. je nach Beschaffenheit der anstoßenden Silben, bald betont, bald unbetont sein.

Viertens: eine Ausnahme machen von dieser Regel die einsilbigen Substantiva und Verba, die den Ton tragen, falls es nicht Hilfsverba sind.

Ein Überblick über die Folge von betonten und unbetonten Silben zeigte noch, daß Akzenthäufungen (das Zusammenstoßen von zwei betonten Silben) vom Dichter nur selten und immer absichtlich, um bestimmte leidenschaftliche Affekte auszudrücken, angewandt worden sind; daß Senkungen nie mehr als zwei auf einander folgen und im Anfang der Verse auch die zweifache Senkung vermieden worden ist.

Denkt man sich, was vielfach vorkommt, die Poesie als Gesang und zur Begleitung des Tanzes bestimmt, — woher auch für gewisse Dichtungen der Name „Ballade"! — so darf man wohl die in rein trochäischem oder jambischem Rhythmus geschriebenen Verse als schreitenden, die daktylischen als tanzenden Rhythmus bezeichnen; denn der trochäische und jambische Rhythmus läßt ein gleichmäßiges Vorwärtsmarschieren zu, der Daktylus verlangt einen „Fußwechsel", um getanzt zu werden. Dies weist auf den engen Zusammenhang zwischen Rhythmus und Tanz hin, vielleicht auf eine parallel gehende Entwicklung beider, wie sich aus den noch heute kultivierten spanischen Nationaltänzen (Fandango, Bolero Chaconne, Sarabanda) mit einiger Sicherheit vermuten läßt.

Die hohe Bedeutung der auf diesem Wege für die spanische Poesie und durch ganz ähnliche Untersuchungen — meist mit dem gleichen Resultat — auch für die französische Poesie festgestellten rhythmischen Gesetze und Betonungsregeln, von denen der Genius der Dichter geleitet worden, ja, die er eigentlich selbst erfunden und diktiert hat, ohne sich ihrer im einzelnen bei seinen Schöpfungen bewußt gewesen zu sein, läßt sich erweisen, wenn man mit ihnen

vergleicht, welche Regeln hierfür bisher von den „Autoritäten" aufgestellt wurden und gelten sollten. In jedem Wort sollte nur eine Silbe betont sein dürfen; zwei betonte Silben sollten nie aufeinander folgen dürfen, und von den Einsilbnern wurde meistens seitens der französischen Gelehrten behauptet, sie seien als unbetont anzusehen. Von andern Gelehrten wurde, besonders auf germanischem Gebiet, weitläufig nach der grammatischen Kategorie entschieden, welche einsilbigen Worte im Verse betont und welche unbetont sein sollten. (Man vergleiche z. B. Roderich Benedix. „Das Wesen des deutschen Rhythmus", 1862.) Hier erst wird, was die romanische Poesie betrifft, vom Verfasser darauf hingewiesen, daß das Wort, das einsilbige wie das mehrsilbige, je nach seinem Zusammenhang mit andern Worten in der lebendigen Rede, nicht als Einzelnes, sondern als Teil des Ganzen, und je nach dem Sinne, den es gerade an dieser Stelle hat, seinen rhythmischen Wert erhält. Je nach der Feierlichkeit, Leidenschaftlichkeit oder Gleichgültigkeit der Rede wechselt die Stärke und Hörbarkeit der Nebentöne und das Gewicht der einsilbigen Worte. Die schönsten Verse der gefeiertsten Dichter widerlegen jede einzelne der früher aufgestellten rhythmischen Regeln tausendfach, falls es sich nämlich der Mühe lohnte, nach so vielfachem Beweise zu suchen.

Zur Prüfung der französischen Rhythmen wurden vom Verfasser Dichtungen von André Chénier und besonders sein „Aveugle" gewählt; und es ergab sich beim Vergleich mit den spanischen Versen als hauptsächlichster Unterschied ein häufigeres Vorkommen von zwei aufeinander folgenden Senkungen im Französischen. Sogar im Anfang der Verse treten sie auf, so daß also mit Daktylen untermischte „tanzende" Verse im Französischen nicht so selten sind wie im Spanischen; ebenso sind auch die Akzenthäufungen im Französischen häufiger als im Spanischen. „Diese relative Seltenheit", meint der Verfasser der Studien, „und relative Vereinzelung der ruhig schreitenden Rhythmen ist gewiß nicht als eine zufällige anzusehen. Sie ist im Gegenteil höchst charakteristisch für das Gesamtwesen der französischen Sprache; verglichen mit der, wenigstens verhältnismäßig, ruhigeren und gemesseneren Kadenz des Spanischen, ist das Französische ungleich bewegter und nervös erregter. Wo der Spanier tanzt, tänzelt der Franzose." (S. 69.) Daher nennen auch die französischen Rhythmiker tadelnd den Vers

mit gleichmäßig schreitendem Rhythmus „un vers à marche saccadée.“

Freudig begrüßen wir diese Rhythmik-Studien von H. von Samson-Himmelstjerna. In ihnen scheinen uns wirklich die einzig richtigen Betonungsgesetze der französischen und, soweit wir haben prüfen können, aller romanischen Poesie gefunden zu sein, und manchem Leser dieser Zeilen wird — des bin ich überzeugt — nach ihrer Aneignung für das Lesen französischer Verse eine ganz neue, genußreichere Aera anbrechen. Ja, man darf annehmen: hätte Friedrich der Gr. dieses romanische Versbauprinzip gekannt, so hätte er bei seinen poetischen Bemühungen die Hilfe des Dichters Voltaire nicht nötig gehabt, „pour laver le linge sale de Sa Majesté.“

Indes, die Aufgabe der Rhythmik-Studien erstreckt sich noch weiter. Um womöglich auch dem Ursprung oder der Entstehung der rhythmischen Gesetze, welche die romanische Poesie beherrschen, näher zu kommen, müssen einerseits neben der Kunstdichtung auch volksmäßige Gesänge, anderseits ältere Dichtungen, die um einige Jahrhunderte zurückliegen, nach derselben induktiv-statistischen Methode untersucht werden. Und hiezu boten sich vor allem die alten spanischen Romanzen, die sehr volkstümlichen Lieder von Béranger, Gedichte von Rabelais und manches andre dar. Unter den vielen interessanten Resultaten dieser Vergleichung verdient hervorgehoben zu werden, daß in der Volkspoesie die Zahl der Hebungen in den einzelnen Versen nicht die gleiche ist, sondern regellos wechselt und schwankt zwischen 3 und 4. — Wie es nun geschehen ist, daß im Laufe der Entwicklung der romanischen Poesie die dreimal und die viermal gehobenen spanischen Romanzenverse rhythmisch vollkommen gleichwertig geworden sind und als solche beim Lesen und Anhören unmittelbar empfunden werden, darüber lassen sich auf Grund von Untersuchungen der mittelalterlich-lateinischen Hymnenpoesie, wie sie von der Geistlichkeit gepflegt wurde, einige Vermutungen aussprechen. In diesen Hymnen hat sich der gleichmäßig viermal gehobene Vers schon früh eingebürgert, und zwar, wie es scheint, zuerst der Rhythmus mit jambischem Anfang und mit eingestreuten Daktylen. Als Beispiel diene der „Hymnus ad galli cantum“ des Aurelius Prudentius aus dem 4. Jahrhundert:

1. Ales diei nuntius
lucem propinquam praecinit,
nos excitator mentium
jam Christus ad vitam vocat.

2. Auferte, clamat, lectulos
aegros sopore desides,
castique recti ac sobrii
vigilate, jam sum proximus etc.

Später trat allmählich der jetzt im Deutschen vorherrschende gleichmäßig entweder trochaische oder jambische Rhythmus auf; er ist z. B. durchgeführt in dem „Planctus beatae Virginis“ von Innocenz III. aus dem 12. Jahrh.:

Stabat mater dolorosa
juxta crucem lacrimosa
quo pendebat filius,
cujus animum gementum
contristantem et dolentem
pertransivit gladius etc.

„Dies irae“ von Thomas von Celano beginnt:

Dies irae, dies illa	Tag der Rache, Tag voll Bangen,
solvet saecla in favilla,	Schaust die Welt in Glut zergangen,
teste David et Sybilla.	Wie Sibyll und David sangen.
Quantus tremor est futurus,	Welch Entsetzen wird da walten,
quando judex est venturus,	Wann der Richter kommt zu schalten,
cuncta stricte discussurus.	Streng mit uns Gericht zu halten!
Tuba mirum sparget sonum	Die Posaun' im Wundertone
per sepulcra regionum,	Sprengt die Gräber jeder Zone,
coget omnes ante thronum etc.	Fordert alle hin zum Throne usw.

Nimmt man nun an, daß der älteste römische Vers der „Saturnier“ mit drei Hebungen in jedem Halbverse sei, der in der römischen Kunstpoesie nur zeitweilig, d. h. für einige Jahrhunderte, von den mit der gesamten griechischen Kultur herübergenommenen künstlichen griechischen Metren verdrängt worden war, in der Volkspoesie jedoch nie gepflegt zu werden aufgehört hatte und mit dem Verschwinden des Griechentums auch wieder mehr und mehr zur Geltung kam, — und daß dann dieser „Saturnier“ in der Poesie der romanischen Völker mit dem viermal gehobenen Hymnenverse sozusagen interferierte, so läßt sich über die Entstehung des alten, noch jetzt in Spanien gebräuchlichen Romanzenverses mit einiger Wahrscheinlichkeit eine Annahme aussprechen (S. 62): „Wenn tatsächlich die dreimalgehobene Halbzeile der viermalgehobenen gegenüber als gleichwertig gilt, von ihr nicht prinzipiell unterschieden ist, so scheint diese Tatsache darauf hinzudeuten, daß es in der Vorzeit der spanischen Sprachenentwicklung eine Epoche gegeben haben muß, in der eine und dieselbe Halbzeile zugleich als dreimalgehobene und zugleich als viermal-

gehobene gelten konnte, — eine Epoche, in der einer und derselben Halbzeile, je nach der Auffassung und Diktionsweise des Vortragenden, beliebig drei oder vier Hebungen zugeteilt werden konnten.“ Das war die Epoche, in der sich ein Widerstreit bemerkbar machte zwischen der Zahl der Hebungen am geistlichen Hymnenverse und der Hebungszahl des bisher in gleichem Gebrauche gewesenen Rhythmus, nämlich des im heidnischen Volksliede und Gottesdienst gebräuchlichen „Saturniers“ mit seinen drei Hebungen in jedem Halbverse. Es mußte sich mithin zu jener Zeit das Bestreben geltend machen, den viermalgehobenen Hymnenvers herabzuzerren oder zusammenzutauschen bis auf das gewohnte Maß des angestammten Saturniers. Auch Beispiele für diese Übergangsepoche, für das Schwanken zwischen 3 und 4 Hebungen, lassen sich aus der lateinischen Poesie des Mittelalters anführen:

Aus 4 Hebungen werden drei:	o sancta mundi domina — 3	o sancta mundi dom'na
	nitesce jam virguncula — 3	nitesce jam virgunc'la
	florem latura nobilem — 3	florem latura nob'lem. etc.

Hieran knüpft der Verf. noch eine letzte Frage und Vermutung (S. 65): „Wie sind die Nationaltanzweisen, die doch ursprünglich dem Saturnier mit seinen 2 + 3 Hebungen angepaßt waren, — wie sind sie auf die viermalgehobene Hymnenhalbzeile bezogen worden? Schon in der Musik, im Gesang ist die Schwierigkeit eine unüberwindliche gewesen: sie hat zu widersinniger gesanglicher Deklamation geführt, die man akzeptieren, an die man sich gewöhnen mußte. Der Tanz muß eine andre Lösung und zwar eine befriedigende gefunden haben. Denn da kommen keine Widersinnigkeiten vor. Der spanische Volkstanz ist durch und durch vollendet und durchgebildet, ein Gegenstand gerechter Bewunderung, wie aus den Zeugnissen gebildeter Reisender hervorgeht, denen ich aus eigener Erfahrung aufs wärmste und lauteste beistimmen muß.

Nur eine Vermutung ist mir dieser schweren Frage gegenüber aufgestiegen, und ich halte sie nicht zurück, weil sie möglicherweise Forschern als Ausgangspunkt dienen könnte. Ich vermute, daß der musikalische Rhythmus des Tanzliedes und der Takt des Tanzes selbst bei der Dreimalgehobenheit des Saturniers stehen geblieben ist, es der viermalgehobenen Hymnenzeile überlassend, sich damit, so gut sie konnte, abzufinden, was denn auch, tant bien que mal, nicht ohne einige Widersinnigkeiten geschehen ist.“

Prüft man nun die deutschen Rhythmen, indem man hiezu Gedichte älterer und neuerer Klassiker der neuhochdeutschen Sprache wählt (Lessing, Goethe, Uhland, Geibel) und ebenfalls „nach dem Ohre" bestimmt, welche Silben betont sein sollen, so ergibt sich für die eigentlichen Akzentregeln genau dasselbe, wie für das Spanische und Französische: es werden in mehrsilbigen Wörtern auch im Deutschen bei geeigneter Position die Nebentöne bald hervorzutreten haben, bald wiederum zu unterdrücken sein. Einsilbige Wörter, wie der Artikel, das Pronomen possesivum, relativum, personale, Propäsitionen, Konjunktionen und Adverbia werden je nach den anstoßenden Silben und ihrer eignen poetischen und syntaktischen Bedeutung bald betont, bald unbetont sein müssen; einsilbige Substantiva und Verba jedoch haben den Ton; und als eine Nachlässigkeit des Dichters verdiene es — nach v. Samsons Ansicht — bezeichnet zu werden, wenn bei Lessing und gelegentlich auch bei Goethe und Uhland einsilbige Verbalformen nicht selten unbetont bleiben. Doch erstrecke sich diese Unregelmäßigkeit (bemerkt v. Samson S. 98) „nur auf die Anfänge der Verse, ohne das regelmäßige Gefälle des größeren Teiles derselben zu beeinträchtigen." - Man sieht aus diesen mannigfachen Klauseln, daß der einsichtsvolle Forscher fast selbst schon an den untersuchten Jamben das Stilgesetz entdeckt hat, das wir ihm, hier seinen Ausführungen opponierend, entgegenhalten wollen. Denn alle vom Verfasser aus Lessing, Goethe und Uhland aufgezählten „Nachlässigkeiten" dieser Art beziehen sich lediglich auf die erste Silbe jambischer Verse. Wer jedoch unweigerlich an der Forderung einer gleichbleibenden, festen Zahl von Hebungen in jedem Verse einer Kunstdichtung festhält, konnte nicht auf das ästhetische Gesetz verfallen, welches lautet: Deutsche Jamben können gelegentlich, doch nicht zu oft, auch auf der ersten Silbe betont sein; die erste Silbe ist somit „anceps" (schwankend) und die zweite bleibt auch betont.

Was nun aber dennoch die deutschen Verse von denen der romanischen Sprachen unterscheidet und ihnen mit der englischen, russischen und polnischen Poesie gemeinsam ist, nämlich der in jedem Verse einer Dichtung wiederkehrende feste jambische, trochäische oder sonstige Tonfall, durch den jede gleichvielste Silbe jedes Verses einer Dichtung die Betonung entweder hat oder nicht hat — ist

das nun wirklich, wie der Verfasser meint, eine Verirrung, ein Verfall der deutschen Verskunst, ein Unheil, durch das das deutsche Ohr für Mißklänge stumpf geworden ist?

So lautet die erste Frage, zu der jetzt übergangen werden muß. Und die zweite, noch kühnere Frage lautet:

Wäre es wirklich ein Glück für die deutsche Poesie, wenn sie sich die romanischen Rhythmen zu eigen machte, oder zu ihnen, wie der Verfasser meint, zurückkehrte? Die Frage ist kühn, denn das hieße, sich eine bisher unbekannte Freiheit erobern und eine Unfreiheit, ein festes Maß in dem Bau der Verse, aufgeben, das die deutsche Poesie bisher garnicht als Unfreiheit empfunden hatte; denn wie hätte sie sonst so überaus herrliches schaffen können? — Heißt es doch in diesen Studien in Bezug auf die deutschen Rhythmen (S. 33): „Die Poesie wohl keines Volkes hat, hinsichtlich ihrer äußeren Form, einen so traurigen Entwicklungsgang zu bedauern, wie die des deutschen. Die ältesten poetischen Denkmäler der Deutschen (unter Annahme einer richtigen Ausdeutung) zeigen unverkennbare Anzeichen hochgradiger Barbarei, jedoch nicht ohne gleichzeitige Symptome eigentümlicher Versbildung. Was uns davon überliefert worden, kann, mit wenigen Ausnahmen, wohl schwerlich den Anspruch erheben, für echt volkstümliche Poesie zu gelten; es sind wohl zeitgenössische Kunstdichtungen. Wenn aber die Kunstdichtungen des Althochdeutschen viersilbige Verse aufweisen können, die gleichzeitig vier Hebungen enthalten sollen, also ihren Typus im „Wau-wau-wau-wau“ eines Hundegebells wiederfinden, und wenn anderseits die altniederdeutschen Dichtungen durch ihre „Überfüllungen“ charakterisiert sein sollen, d. h. durch ungemessene Zahl von Senkungen, wodurch nicht etwa ein „tanzender“, sondern ein „trippelnder“ Rhythmus bedingt wird, so kann man wohl sagen, daß dem Althochdeutschen der Sinn für rhythmische Schönheit nicht beigewohnt habe.

Ohne bemerkbaren Übergang aus dieser barbarischen Urzeit setzen die Minnesänger ein, nicht etwa das Nationale entwickelnd, sondern gänzlich neue (provençalische und nordfranzösische) Weisen und Rhythmen, so gut es geht, in deutschen Landen reproduzierend. Ihnen folgen die Meistersänger, die, jeglichen poetischen Schwunges bar, die überkommenen Strophenschemata mechanisch weiterentwickeln, bis zu manchen Ungeheuerlichkeiten, von denen ihre gleich-

zeitigen französischen Zunftgenossen, die Rhetoren, sich freizuhalten vermochten. Wiederum ohne Vermittlung, die sinnlos silbenzählende Meistersängerei unterdrückend, setzt, von der Renaissance eingeführt, die gräzisierende und latinisierende Poesie ein, wiederum, und mehr noch als zur Zeit der Minnesänger, nicht nur unvermittelt importiertes Fremdländisches, sondern geradezu Nationalwidriges oktroyierend. Hexameter und Pentameter, katalektische und akatalektische Jamben und Trochäen verschiedener Füßezahl usw. werden nun importiert und naturalisiert und erhielten die Geltung germanischer oder deutscher Rhythmen. Noch heute wird die deutsche Versrhythmik auf die Lehre des Aristoxenus zurückgeführt (vgl. Rudolf Westphal, „Allgemeine Theorie der musikalischen Rhythmik seit S. Bach.“ Leipzig 1880, S. VIII LXXI, 13—30 und 175—176). Die Hexameter &c. führen zu widersinniger Betonung, und die Jamben und Trochäen zu unschöner Einförmigkeit des Tonfalles. Daß im Mittelalter in schönen, kunstmäßig gefügten und keineswegs einförmigen Rhythmen und ohne Widersinnigkeit der Betonung in deutscher Sprache gesungen worden, das ist schier vergessen worden. Heute gilt die Einförmigkeit des Tonfalles für poetisch, ja sie scheint als einziges formelles Requisit für poetische Diktion zu gelten Nicht einmal feste Zählung der Vers„füße“, geschweige denn Silbenzählung, wird unbedingt gefordert. Kurze und lange Zeilen können in bunter und wirrer Mengung wechseln, wenn nur das tik-tAk tik-tAk oder tIk-tak-tIk-tak einer schiefhängenden Wanduhr vernehmlich ist.“ Ferner S. 115: „Alle Übersetzer aus dem Romanischen haben sich der Trochäen oder Jamben bedient; dem Deutschen scheint jede Vorstellung davon abhanden gekommen zu sein, daß man in deutscher Sprache auch ungehackte Verse bauen könne, die dennoch, auch ohne Gehacke, deutlich rhythmisches Gepräge besitzen. Poetischer Rhythmus und gehackter Tonfall sind dem modernen Deutschen identische Vorstellungen geworden. Um so wichtiger ist der Nachweis, daß man von jeher ungehackte Verse auch im Deutschen hat schaffen können, selbst bis in die Neuzeit hinein. Vielleicht wird solcher Nachweis mit dazu beitragen können, einer gesegneten Reform deutschen Poesie die Wege zu bahnen.“ Zum Beweise dieser Sätze führt der Verfasser einige Lieder von Walter von der Vogelweide an, dann auch Stellen aus dem „Faust“ („Habe nun, ach, Philosophie &c.“), wo er jedoch,

um die gleiche Silbenzahl der Verse herzustellen, einzelne Silben einschalten muß. Er will damit die Verse so gestalten, „wie sie der Dichter gestaltet haben würde, wenn ihm das romanische Versbauprinzip vorgeschwebt hätte“ (S. 109). Und schließlich gibt der Verfasser, um der Induktion das Experiment folgen zu lassen, einige Proben eigener deutscher Gedichte in romanischen Rhythmen. Das erste dieser Gedichte faßt den Sinn des ganzen Werkes wie folgt zusammen (S. 126):

Wie die Alten so schön   haben gesungen,
Die Minnesänger und   die Troubadoure,
Ungebunden und frei,   trotz fester Schranken —,
In Deutschlands Gauen ist   es schier verklungen!
Nicht mehr wie sonst im Lied   und Aventiure
Sprießet in eigner Form   jeder Gedanke.
Knappen Gesetzes Maß   vormals genügte:
Leicht bewegliches fest   zusammenfügte.
Wo sonst in freiem Tanz   wogten die Lieder,
Ist nun an dessen statt   zwingend getreten
Widriger Metren Fall   eintönig Schreiten. —
Frische Sangeskunst,   kehre uns wieder!
Wenn wir vergäßen doch   das Jamben-Beten
Und der Trochäen Reih'n   gleichförmig Läuten!
Möge das deutsche Lied   Freiheit erringen,
So frei, wie einst es war,   wieder erklingen!

Die Silbenzahl im Vers   nur fest gestalte,
Auch der Hebungen Zahl.   Sodann noch merke:
Senkungen mehr als zwei   lasse nicht folgen.
Akzent-Zusammenstoß   sparsam verwalte,
Nur wo Wirkungen brauchst   von größrer Stärke,
Oder im Einschnitt, mag   der Stoß erfolgen.
Den Versen dien' als Band   das Reimgefüge;
Bedenk, daß aller Reiz   im Wohlklang liege.
Was sonst an Regeln sich   erwähnen ließe,
Es sind ja Folgen nur   der Hauptgesetze:
Du wirst sie ohne Müh'   gar bald ergründen.
Mög' jeder prüfen, ob   wohl derart fließe
Das Lied, ob willig so   Gedankenschätze
Sich heben lassen und   Gestaltung finden.
Gelinget der Versuch,   kann wieder schallen,
Wie sonst, Bardengesang   in Deutschlands Hallen.

Es ließe sich zunächst ein Einwand erheben, der nur eine Einzelfrage betrifft. — Wenn man lobend hervorhebt, in den

romanischen Versen sei sowohl die Zahl der Hebungen als auch die Silbenzahl bestimmt, so ist das eigentlich eine Fiktion, und das Vergnügen, das man an dieser Korrektheit der Ziffern empfindet, doch nur ein arithmetisches. Das Ohr genießt keinen besonderen Wohllaut, denn die beim Zählen als eine Silbe gerechneten vokalischen End- und Anfangssilben zusammenstoßender Worte werden beim Lesen und Deklamieren als zwei gesprochen. Wiederum das beim Zählen mitgerechnete stumme „e" im Französischen wird meistens beim Lesen nicht gesprochen. So kann also für das Ohr die Zahl der Silben sehr stark in den einzelnen Versen wechseln. Und außerdem sind ja auch die Verse jeder Strophe durchaus nicht in der romanischen Poesie immer gleich; man denke nur an Lafontaine, Leopardi, Pindemonte, Roberti und andre berühmte Dichter, auch an Espronceda, bei denen oft kurze und lange Verse in buntem Wechsel einander folgen. Dagegen wohnen im einzelnen den romanischen Rhythmen gewiß so manche Vorzüge inne: bei ihrer Beweglichkeit wird man nie in die Verlegenheit kommen, daß sich gewisse, vielleicht unumgänglich nötige Wörter unmöglich in die Jamben und Trochäen ohne Kakophonie hineinbringen lassen (z. B. das Wort „Tannhäuser" und viele andere); oder daß man gewisse Personen mit keiner poetischen Epistel beehren darf, weil ihr Name sich dem Vermaß des Gedichts nicht fügen will, wie es dem römischen Dichter Ovid mit seinem Freunde Tuticanus ging, dessen Name in keinem Hexameter und Pentameter unterzubringen ist:

Lex pedis officio fortunaque nominis obstat,
  Quaque meos adeas, est via nulla modos . . .
Et pudeat, si te, qua syllaba parte moratur,
  Artius appellem Tuticanumque vocem
Nec potes in versum Tuticani more venire,
  Fiat ut e longa syllaba prima brevis. . . .

Siehe, des Fußes Gesetz und Natur des Namens verhindert's,
  Und in mein Versmaß fügt dieser sich nimmer hinein . . .
Denn nicht ziemt's wohl, wenn da, wo die eine Silbe gedehnt ist,
  Ich sie verkürzte, und dich nennete Tuticanus.
Als Tuticanus auch kann nicht gut in den Vers ich dich bringen,
  Daß von den Silben verkürzt würde die erste, die lang. . . .

II.

Man darf wohl als historischen Ausgangspunkt aller der Erwägungen, von denen sich der Verfasser beim ferneren Ausbau seiner Theorie leiten läßt, die Behauptung oder Vermutung ansehen: es habe ursprünglich allenthalben als einzig natürliches, volksmäßiges und auch ästhetisch allein wertvolles Versbauprinzip die Akzentuierung, die Unterscheidung von betonten und unbetonten Silben, nicht aber die metrische Unterscheidung von langen und kurzen Silben gegolten. Was hierüber von der altdeutschen Langzeile und dem indischen Çloka gesagt wird, kann ich hier nicht prüfen, und erwähne daher nur das eine: Im Verse der alten Inder bedeutete, nach ihrem eigenen Zeugnis, der Akzent weder die Länge noch die Tonstärke, sondern die Tonhöhe, und jede auf die akzentuierte folgende Silbe wurde um so schwächer betont oder tiefer gesprochen, je weiter sie von der betonten entfernt war. Es wurde also gesungen. — Daß jedoch das ganze klassische Altertum, zumal das Griechenvolk, sich in seinem Versbauprinzip so sehr sollte geirrt haben und — von wem eigentlich? sollte verführt worden sein, verkehrter Weise auf Längen und Kürzen Gewicht zu legen, während eine uns unbekannte Vorzeit es richtiger getroffen haben sollte, indem sie die Verse akzentuierte, — das alles scheint uns doch schwer glaublich. Sollte wirklich der moderne akzentuierende Vers bloß die Rückkehr zu einem zeitweilig verlassenen, ursprünglicheren Prinzip bedeuten?

Allein wir müssen weiter gehen; denn nicht dadurch begegnet man den in einem geistreichen Buche ausgesprochenen Vermutungen auf würdige Weise, daß man sie an sich für unglaublich erklärt: man muß ihnen etwas positives, eine besser fundierte Theorie der zu deutenden Tatsachen entgegenstellen.

Wie begründen wir also den im Mittelalter vollzogenen Übergang der Poesie vom quantitierenden (silbenmessenden) zum akzentuierenden Verse? So lautet die zu lösende Frage, deren Wichtigkeit nicht nur dem Philologen und Ästhetiker, sondern jedem Freunde der Poesie einleuchtet. Denn freilich darf die leichthin gemachte Annahme, daß gerade die Griechen die zeitweiligen Verderber des guten Geschmackes waren, nicht für ein hinreichendes Erklärungsprinzip gelten. Wo ist aber sonst der

Grund zu suchen; und von welcher Seite her soll die Erklärung sich des Problems bemächtigen?

Ich versuche hier eine auf sprachgeschichtliche Tatsachen gestützte psychologische Deutung.

In denselben Jahrhunderten, in denen der Übergang der Poesie zu dem erwähnten neuen rhythmischen Prinzip stattfand, haben dieselben in Europa gesprochenen Sprachen noch einen andern bedeutsamen Wandel erlebt; ich meine den regulären Lautwandel der Konsonanten, insbesondere der sog. Verschlußlaute (d, t, th, g, k, b, p, ph), aus dessen Gesamtgebiet am besten sprachgeschichtlich bekannt und von Jakob Grimm auf ein Gesetz zurückgeführt ist der zweimalige Lautwandel in den germanischen Sprachen. Zuerst vollzog er sich in einer prähistorischen Epoche an der germanischen Ursprache (was sich aus dem Vergleich mit den klassischen Sprachen, bei denen er nicht platzgriff, nachweisen läßt), und dann zum zweiten Mal etwa um die Zeit der Merovinger, und setzte sich noch mehrere Jahrhunderte lang später fort. Hier betraf er hauptsächlich das Hochdeutsche, während das Niederdeutsche, Gothische rc. von ihm unberührt blieb. Worin im einzelnen dieser Lautwandel bestand, wie das Gesetz J. Grimm's: „Die Media gehe über in die Tenuis, die Tenuis in die Aspirata und diese wieder in die Media", um zu gelten, nicht unwesentlich modifiziert werden muß, — alles das darf hier unerörtert bleiben. Es genügt darauf hinzuweisen, daß lat. „tuli, tolerare" zu got. „dzulan", deutsch „dulden" wird; ferner lat. „duo", engl. „two", deutsch „zwei"; lat. „pallidus", engl. „fallow", deutsch „fahl". — Nachdem nun diese Erscheinung weder durch physikalische Einflüsse auf die Sprachorgane, noch als Erfolg der Rassenmischung, noch durch teleologische Annahmen oder die Voraussetzung ästhetischer Neigungen sich in befriedigender Weise hat erklären lassen, ist es, wie mir scheint, dem Philosophen W. Wundt gelungen („Völkerpsychologie" Bd. I S. 418—424, 1900), sie auf einen gewissen Einfluß fortschreitender geistiger Kultur zurückzuführen, — nämlich auf die zunehmende Geschwindigkeit der Rede. Denn ohne sonst über den Wert zunehmender sog. Kultur etwas behaupten zu wollen, wird man zugeben, daß mit ihr die Menge, der Reichtum des Menschen an mannigfaltigen Vorstellungen und der Wechsel der physischen Erregungen sich vermehrt. Hierdurch vermehrt sich dann die Leichtigkeit,

mit der die gewissermaßen dichter bei einander stehenden, häufiger unter sich ähnlichen und zur Disposition befindlichen Vorstellungen Assoziationen mit einander eingehen. Es vermehrt sich also die Leichtigkeit des Vorstellungsverlaufs, des Flusses der Gedanken und mit ihr naturgemäß auch die Schnelligkeit des Sprechens, des Ausdrucks der Gedanken. Bei probeweisem Hervorbringen der Lautverbindungen und bei variierender Geschwindigkeit der Artikulation findet man nun erstens, daß von den hierdurch unsern Lauten aufgenötigten Änderungen vorzugsweise die Verschlußlaute, die ihrer Beschaffenheit nach am meisten als Hemmungen des Redeflusses sich geltend machen, betroffen werden; und zweitens zeigt eine solche experimentelle Prüfung, daß die Lautveränderungen bei der Beschleunigung wirklich im allgemeinen in den Richtungen erfolgen, die das Gesetz der Lautverschiebungen angibt: ein Resultat, das W. Wundt im einzelnen physiologisch begründete.

Sollte nun dieselbe Art der Beeinflussung durch zunehmende geistige Kultur, die in jenen Jahrhunderten des Mittelalters den Wandel der Verschlußlaute zustande brachte, nicht auch den Wechsel des rhythmischen Prinzips beim Sprechen der Verse ganz oder teilweise bewirkt haben? — Wie in alter Zeit gesprochen und betont wurde, ließe sich direkt ja nur nachweisen, wenn es in früheren Jahrhunderten schon Phonautographen gegeben hätte; indirekt spricht jedoch vieles dafür, daß man damals langsamer gedacht und gesprochen, und zum Rezitieren wie zum Singen der Verse sich mehr Zeit genommen hat. Schon die vor 100 Jahren komponierte Musik pflegt jetzt in einem schleunigeren Tempo und in höherer Tonlage vorgetragen zu werden, als damals, wo sie entstand, noch mehr gilt das von Sebastian Bach und älteren Meistern. Die größere Klangfülle und die reichen grammatischen Formen der Sprachen, aus denen die unsern entstanden sind (Gothisch, Althochdeutsch), die umständlicheren syntaktischen Konstruktionen der zum Sprechen (nicht bloß zum Lesen) bestimmten Dichterwerke (z. B. Dramen) aus älterer Zeit lassen darauf schließen, daß damals die Rede im Vergleich zu unsrer Zeit verhältnismäßig langsam und majestätisch einherschritt. Diese unter dem Kultureinfluß fortschreitende Beschleunigung der Rede scheint also eine allgemeine, von allen Zeiten geltende Erscheinung zu sein; und es ist leicht möglich, daß Personen, die zwei Sprachen von verschieden

hoher kultureller Entwicklung beherrschten (wie Leibnitz und Friedrich d. Gr. das Deutsche und Französische), nicht nur die eine Sprache schneller sprachen, sondern auch in ihr schneller dachten, als in der andern.

Nun mußte jedoch sowohl für die gebundene als für die pedestrische Rede mit der zunehmenden Beschleunigung und Hast im Tempo auch die Bedeutung der drei Elemente wechseln, die an jedem einzelnen gesprochenen Laute zu unterscheiden sind: die Tonhöhe, Zeitdauer (Quantität) und endlich das dynamische Element: die Stärke der Betonung. Denn die Beschleunigung der Rede ist eben unmittelbar identisch mit einer Beschränkung, mit einer Geringschätzung der Dauer. Bei zunehmender Geschwindigkeit kommt ein Grenzpunkt, über den hinaus Unterschiede in der Zeitdauer beim Aussprechen der einzelnen Silben sich überhaupt nicht mehr wahrnehmen und zum Bewußtsein bringen lassen. Als das bedeutsamste, ästhetisch wirksamste Element konnte die verschiedene Zeitdauer (Quantität) der Silben nur so lange ins Ohr fallen, als man sich beim Aussprechen viel Zeit nahm. Die Intensität, die Tonstärke vermochte man dagegen ohne Zeitverlust hervortreten zu lassen; und dies zu tun wurde bei der zunehmenden Nervosität der Rede, die Zeitersparnis für absoluten Gewinn hält, allmählich in der Prosa wie beim poetischen Deklamieren zur durchdringenden Gewohnheit; es wurde dann schließlich auch zum technischen Mittel der Verskunst. Die Quantität hat somit an Bedeutung verloren und der Akzent an Bedeutung gewonnen.

Die Richtigkeit dieses letzteren Satzes läßt sich nun auch, abgesehen vom Wechsel des rhythmischen Prinzips, aus andern Erscheinungen der Sprachgeschichte entnehmen, z. B. daraus, daß in den kulturell am höchsten entwickelten modernen Sprachen (z. B. Deutsch, Französisch, Italienisch) der Akzent jedes einzelnen Nomen (Substantiv oder Adjektiv) auf derselben Silbe bleibt (z. B. Mánn, Mánnes, Männer rc.); sei es deshalb, weil, wie im Deutschen, die Stammsilbe immer betont bleibt, oder, wie in andern Sprachen, die Silbenzahl bei der Flexion des Nomen nicht wechselt. Der Akzent mit seiner unabänderlichen Stellung auf derselben Silbe gehört also zum „Lautbilde" des Wortes und dient, logisch, zur Festhaltung seines Begriffswertes. In den alten Sprachen, z. B.

im Lateinischen und Griechischen, rückt der Akzent bei der Flexion des Nomens beweglich hin und her (ἀνήρ, ἀνδρός, ἄνδρες, ἀνδρῶν, hómo, hominibus rc.); und auch im Althochdeutschen war er noch nicht auf die Stammsilbe fixiert. Der Akzent diente somit damals nur dem verhältnismäßig untergeordneten ästhetischen Zwecke der Tonmodulation. (Diese ältere Bedeutung des Akzents gilt mit gewissen Einschränkungen noch jetzt von den slavischen Sprachen.)

Nach vorstehender Erörterung wird man es nicht mehr für vollkommen zutreffend halten, wenn es in dem Werke von H. von Samson (S. 113) heißt: Quantität und Akzentuierung im Versbau seien inkommensurable Größen, die kein gemeinsames Maß besitzen, so daß es ewig ein fruchtloses Bemühen bleiben müsse, zwischen ihnen einen gesetzlichen Zusammenhang nachzuweisen. — Beides, stärkere Betonung und Dehnung (Länge) eines Lautes dienen doch dazu, diesen Laut mehr hervorzuheben, ihn stärker fühlen zu lassen, den Hörer mehr auf ihn aufmerksam zu machen. Der Unterschied ist nur, daß die Griechen den Zeitrhythmus hatten, während wir modernen Menschen überall den Affektrhythmus bevorzugen. (Die Perser haben beides zugleich.) Vielleicht darf man behaupten, daß die römische Poesie bereits einen Übergang von dem einen zum andern bedeutet, weil an ihr das Bestreben, Betonungen und Längen zusammenfallen zu lassen, bemerkt wird. Und das hat dann allerdings die modernen, besonders die deutschen Dichter auf die jetzt hoffentlich für immer aufgegebene unglückliche Idee gebracht, auch im deutschen Versbau Längen und Kürzen zu unterscheiden und antike Metra nachzuahmen. Um solche genießen zu können, müßte zuerst die ungebundene Rede zu einer andern, zu einer quantitierenden umgeschaffen werden; und dazu wiederum müßte man dem ganzen Volke andre Nerven, eine mehr mit sich selbst einige, ruhigere, weniger vorwärts hastende, sich überstürzende Art von geistiger Kultur geben.

In Anbetracht alles dessen werden nur wenige dem Verfasser zustimmen, wenn, wie wir sahen, dem jetzigen deutschen Rhythmus Eintönigkeit und einförmige Marsch-Kadenz vorgeworfen wird, die die freie Bewegung hemme und nicht zulasse, daß, wie im romanischen, in den gleichgebauten Strophen wechselnde Stimmungen zum Ausdruck kommen.

Erstens hält ja auch der deutsche Dichter sich nicht für absolut gebunden an den trochäischen oder jambischen Tonfall; er erlaubt sich hin und wieder gleitende Versfüße, d. h. Daktylen einfließen zu lassen, ohne vor der dadurch bedingten Vermehrung der Silbenzahl zurückzuschrecken. Das sind mitunter angenehm wirkende poetische Lizenzen. Ferner hat mehrfach die deutsche Poesie auch kunstgerecht zusammengesetzte Folgen von Trochäen und Daktylen mit Glück angewandt; z. B. Rückert's „An das Feuer":

Lustig prasselndes Feuer, nimm
Hin zum Opfer die Lieder!
Greif mit flammendem Liebesgrimm
Zu, und brenne sie nieder! rc.

Demselben Zwecke dient der Wechsel von längeren und kürzeren Versen, wie er in Schillers Übersetzungen aus der „Aeneis" vorkommt; daß auch die romanische Verskunst dieses Mittel zur Belebung der Rhythmen nicht verschmäht, ist bereits erwähnt worden. Wie aber außerdem durch die Unterscheidung von stärkeren und schwächeren Betonungen, längeren und kürzeren Pausen auch in die festen Takte germanischer Rhythmen genügende Beweglichkeit und Abwechslung gebracht werden kann, das soll bald in einem Schlußkapitel dieser Abhandlung systematisch dargestellt werden. Bevor das geschieht, empfiehlt sich noch in vergleichenden Betracht zu ziehen: in welchen Sprachen die Poesie sich die allerbeweglichsten Rhythmen ausgebildet hat, und in welchen, anderseits, sie am unweigerlichsten an der gleichmäßigen Folge bestimmter Versfüße festhält?

Die romanische Poesie hat, wie wir gesehen haben, einen so beweglichen Rhythmus, daß fast jeder einzeln für sich genommenen Silbe eines Verses gestattet ist, betont oder unbetont zu sein. Und in den romanischen Sprachen ist das Französische in dieser Hinsicht am allerbeweglichsten. Die deutsche Poesie hat wohl im allgemeinen den festen Takt, der jeder Silbe eines ganzen Gedichts ihren rhythmischen Wert vorausbestimmt, doch kann sie nicht nur durch das Einschieben gleitender Verse sich Beweglichkeit verschaffen, sondern oft auch ganze Dichtungen aus einem bunten Gemisch von den verschiedensten Versen herstellen, besonders dann, wann der Inhalt der Verse eine solche Ungebundenheit einigermaßen rechtfertigt.

Mit unnachgiebiger Strenge fordert jedoch den ausnahmslos gleichmäßig festen Rhythmus die russische Poesie. Sie hat das auf das deutlichste beim Übersetzen deutscher und französischer Dichtungen gezeigt. Z. B. als der Graf Al. Tolstoj das bekannte Gedicht von H. Heine übersetzte: „Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand mich aller Torheit entled'ge" 2c., da hat er die ungebundenen Strophen durch vollkommen regelmäßige Daktylen (mit einem „Auftakt") ersetzt; er hat sie in dem bei russischen Dichtern beliebten alten persischen Versmaß „Mutakarib" geschrieben, das von Firdusi's „Schahname" her bekannt ist. Dagegen als der Dichter A. Ascharin Gedichte desselben Grafen Al. Tolstoj ins Deutsche übersetzte, hat er nicht immer die festen russischen Rhythmen beibehalten, sondern sich freierer Versmaße bedient, z. B. in dem Liede „Nordische Klänge":

Mädchen forsche nicht, Mädchen frage nicht,
Nicht in dunkler Nacht und bei Tage nicht,
Wie mein Herz dich liebt, warum dich allein,
Ob es Sonnenglut, ob es Wetterschein! . . .

Jeder der beiden Dichter folgte dabei offenbar dem Genius seiner Sprache; indessen mag zur Erklärung dieser Verschiedenheit folgende Erwägung beitragen.

Von den in Betracht zu ziehenden Sprachen sind die romanischen als Kultursprachen die ältesten und ausgebildetsten, aber an eigentlichen Flexionsformen und grammatischer Ausdrucksfähigkeit die ärmsten, der sog. „Zersetzungsprozeß" ist bei ihnen am weitesten fortgeschritten. Um daher eindeutige Bestimmtheit der Rede zustande zu bringen, werden Formwörter, z. B. Präpositionen, eingeschoben und im übrigen wird durch die Wortfolge die Bedeutung des einzelnen Wortes und Satzes bestimmt. Die deutsche Sprache, die an eigentlichen Flexionsformen schon reicher ist, bedarf dieser Mittel weniger und gestattet deshalb eher eine Umstellung der Worte eines Satzes, ohne daß der Satz deshalb unnatürlich zu erscheinen brauchte. Sagt z. B. der Franzose „le fils aime le père", so ist alles eindeutig bestimmt, aber nicht durch Flexionsendungen, wie am deutschen Artikel („der Sohn liebt den Vater"), sondern lediglich durch die Wortstellung. Im Spanischen ist eine Umkehrung der Plätze von Subjekt und Objekt wohl noch möglich, und anderseits existiert auch keine Endung

mehr für den Akkusativ. Wie hilft sich also der Spanier? Er nimmt seine Zuflucht zu der im Deutschen so verpönten „Liebe im Dativ", indem er sagt: „el hijo ama al padre" („der Sohn liebt dem Vater"), denn sonst wäre der Satz doppelsinnig. Im übrigen ist das Spanische immer noch reicher an hörbaren Flexionsformen, als das Französische. Im Russischen ist der Reichtum an Flexionsformen, wenigstens in der Deklination, noch weit größer als im Deutschen, und dementsprechend die Stellung der Worte im Satze, im Vergleich zu den germanischen und romanischen Sprachen, ganz außerordentlich frei. — Nun ist es doch ein wichtiges Erfordernis für die gebundene Rede, daß auch in den Versen — sollen sie schön sein — die natürliche, in der Prosa zulässige Wortfolge so weit als möglich beibehalten werde. Also die Poesie besitzt hierin nur wenig mehr an Freiheit, als der Sprache auch in der guten Prosa gestattet ist. Hiermit ist das Maß der Freiheit für die Wortstellung in französischen, spanischen, deutschen und russischen Versen sehr verschieden. Und sollte, fragen wir, zwischen den rhythmischen Regeln, wie sie sich in diesen verschiedenen Sprachgruppen ausgebildet haben und der bei ihnen zulässigen Wortfolge nicht auch ein kausaler Zusammenhang existieren?

Dank der freien Wortstellung ihrer Sprache darf die russische Poesie, ohne unnatürlich zu erscheinen, durchweg an den gleichmäßigen trochäischen und jambischen Rhythmen festhalten; die romanischen Sprachen mußten sich, um der Wortstellung nicht zu argen Zwang anzutun, freiere Rhythmen schaffen, statt der einen Freiheit, die ihnen fehlte, sich eine andre nehmen; die deutsche Sprache endlich steht zwischen beiden in der Mitte und verträgt sowohl die freieren als die festen Rhythmen je nach dem Gehalt der Dichtungen. Sollten nicht diese Erwägungen den realen Entstehungsursachen des deutschen Versbaus, wie er jetzt nun einmal geübt wird, näher kommen, als die Annahme von Verbildung des Geschmacks, Rückschritt und Abstumpfung des deutschen Ohres?

So hoch also an dem von uns besprochenen Werke das Verdienst zu schätzen ist, die wahren Gesetze der romanischen Rhythmik aufgezeichnet zu haben, so scheint doch der Vorschlag, in die deutsche Dichtung romanische Rhythmen aufzunehmen, völlig aussichtslos zu sein gegenüber der Höhe des mit den bisherigen Rhythmen von der deutschen Poesie erreichten, und gegenüber dem

erziehenden Einfluß, den diese herrlichen Leistungen auch auf den jungen Nachwuchs der deutschen Dichter ausüben müssen. Das hieße ja die Kontinuität der ästhetischen Entwicklung einer Nation durch eine Revolution unterbrechen und den jungen Dichtern, die aus dem bisher erarbeiteten Vorrat ihre poetische Nahrung gesogen haben, die Erklärung abnötigen wollen, ihre Muttermilch sei eine schlechte Nahrung gewesen.

Die unmittelbarste Selbstwiderlegung der über die deutsche Poesie vorgetragenen Theorien liefert jedoch der Verfasser durch seine eigenen im Anhang mitgeteilten „deutschen Dichtungen in romanischen Rhythmen." Überall, wo diese Gedichte wirklich poetische Empfindungen wecken und graziös klingen, wird man nämlich finden, daß der Dichter unvermerkt seinem eignen Prinzip untreu geworden und in die von ihm verurteilte Manier verfallen ist, Jamben oder Trochäen in gleichmäßiger „Marsch-Kadenz" einander folgen zu lassen, daß die Rhythmen also nicht mehr romanisch, sondern gut deutsch geworden sind. Das gilt größtenteils vom Gedicht „Gelobtes Land".

1. Ins gelobte, verheiß'ne Land
Übers Gebirg' ein Wandrer zieht.
Erklommen die Passeshöh', er fand,
Wohl recht sei der Weg, doch er sieht,
Noch ein Paß sei zu ersteigen —
Und schon will die Sonn' sich neigen

2. Erstiegen ist der zweite Paß —
O weh! der letzte ist es nicht!
Nach kurzer Rast er zieht fürbaß
In zweiten Tages Glut und Licht.
Jenseit erst der dritten Scheide
Liegt der Kamm, zu seinem Leide!

3 Also immer weiter es geht,
Kurzer immer winket der Lohn,
Wie oft auf Passeshöh er steht!
Wie nahe schien der Abstieg schon!
Wird der Kamm erreicht im Leben?
Wird es einen Abstieg geben?

III.

So instruktiv auch die Untersuchungen des Rhythmus sind, die man nach induktiv-statistischer Methode an Probestücken der Dichtung vornimmt und durch sprachgeschichtliche Forschungen und Vergleiche ergänzt, so wird man doch nicht meinen dürfen, hiermit seinem Ursprungsproblem wesentlich näher gerückt zu sein und die

Frage lösen zu können, worauf die Anwendung des Rhythmus in der Poesie beruht: auf einer von ästhetischen Motiven angeregten Erfindung des Menschengeistes, die dann, in dem Maße als sie Wohlgefallen erregte, Verbreitung fand und eine mannigfache Ausbildung erfuhr? oder auf einer ursprünglichen Naturanlage des Menschen, als des psychophysischen Subjekts seiner Handlungsweise? Und falls dies zutrifft, wie ist dann die Naturanlage geartet?

Hören wir auf eine Reihe gleichstarker, in gleichen Abständen erfolgender Töne hin, etwa auf das Ticken einer Uhr, den Pendelschlag des Metronoms, oder gleichmäßigen Tropfenfall, so hören wir immer irgend einen Rhythmus, d. h. die in Wirklichkeit, objektiv genommen, gleichstarken Töne erscheinen uns von ungleicher Stärke, indem in gleichen Abständen ein Ton stärker zu hören ist als der oder die dazwischenliegenden. Die Reihe der Gehörseindrücke erscheint so ohne unser Zutun rhythmisch abgeteilt. Diese hineingehörten Rhythmen zu vermeiden und zu unterdrücken, die Töne gleichmäßig zu hören ist nicht möglich. Alle darauf gerichtete Anspannung der Aufmerksamkeit erreicht nur, daß der denkbar einfachste Rhythmus: der gleichmäßige Wechsel eines stärkeren und eines schwächeren Tones, gehört wird. Das ist also der jambische oder trochäische Rhythmus. — Um sich noch deutlicher davon zu überzeugen, daß wirklich den objektiv gleichen Sinnesreizen (Gehörseindrücken) subjektiv (in uns) eine ungleiche Empfänglichkeit entgegenkommt, wähle man sehr schwache Reize: Töne, die an der Grenze dessen liegen, was unser Gehör gerade noch vernimmt (etwa das Ticken einer entfernten Taschenuhr), — dann wird von den Tönen, die in größerer Nähe alle hörbar waren,, abwechselnd einer gehört und einer (auch mitunter zwei) nicht gehört, — wie bei einem Verse, von dem nur die akzentuierten Silben vernommen werden. Auf diese Weise kann man die Wahrnehmung dieser Tonreihe in ihrer Entstehung beobachten. Genau dasselbe findet aber auch bei allen andern Sinnesreizen statt: ein sehr schwacher Lichtschimmer, den wir zu fixieren suchen, verschwindet und entsteht in ziemlich gleichmäßigen Zeitintervallen vor unsern Augen (das Flimmern der Sterne). Sind auf einer weißen Scheibe in ungleichen Abständen vom Zentrum drei gleichgroße schwarze Punkte oder Striche angebracht, so wird beim Rotieren der Scheibe mit

gewisser Geschwindigkeit der dem Zentrum nächste schwarze Punkt noch zu sehen sein, der entfernteste, der also am schnellsten die Bahn durchläuft, ist nicht mehr zu sehen, und der mittlere Punkt ist abwechselnd bald zu sehen, bald nicht zu sehen.

Da mithin Sinnesreize, die objektiv absolut gleich stark sind und in gleichen Abständen erfolgen, ungleiche Empfindungen zur Folge haben, so kann der Grund für die Ungleichheit nicht in dem gesucht werden, was nachweisbar gleich blieb, sondern nur in dem andern beim Zustandekommen der Empfindung mitwirkenden Faktor, d. h. in dem menschlichen Bewußtsein. Die Seele erweist sich also beim Empfangen der Gehörseindrücke als nach den Gesetzen ihrer eigenen Natur tätig, nicht als bloß passiv; und ihre Tätigkeit besteht darin, daß sie die Aufmerksamkeit auf die sie treffenden Sinnesreize richtet, und zwar mit nicht immer gleicher Stärke. Indem ein Laut in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit fällt und von ihr erfaßt und hervorgehoben, deutlicher zu Gehör gebracht wird, kommt eben der nächste Ton weniger deutlich zur Geltung, der folgende wird wieder stärker gehört usw. Sobald man sich klar macht, daß die Anspannung der Aufmerksamkeit, auch wo sie nicht mit bewußter Absicht erfolgt, eine Tat unsrer Seele, also ein Vorgang und kein ruhender Zustand ist, wird man diesen Verlauf indifferenter Gehörsempfindungen natürlich finden und den Ursprung des Rhythmus in einer a l l g e m e i n e n p s y c h i s c h e n A n l a g e: in den Schwankungen der Aufmerksamkeit, oder, wie die Sprache der Wissenschaft lautet: in den O s z i l l a t i o n e n d e r A p p e r z e p t i o n sehen. Die Töne der Taktreihe, die zwischen den apperzipierten liegen, werden auch noch vernommen, aber weniger stark; sie fallen in das w e i t e r e B l i c k f e l d des perzipierenden Bewußtseins. Wie sehr der in eine Reihe objektiv gleicher Töne von uns hineingehörte Rhythmus von unsrer bewußten Absicht abhängt, ergibt sich daraus, daß wir ihn durch die Selbsttätigkeit der Apperzeption beliebig ändern, statt des trochäischen einen daktylischen, anapästischen oder aus künstlicheren Gruppen von Tönen zusammengesetzten hören, ihn auch abbrechen, von neuem anfangen und sonst ändern, nur nicht ganz unterdrücken können. Da zwischen den Effekten der Sinneseindrücke und den Akten der Apperzeption eine Wechselwirkung stattfindet, insofern einerseits die Apperzeption den objektiven

Eindruck für das Bewußtsein des Hörers verstärkt, anderseits der Sinneseindruck, je stärker er ist, um so mehr die Apperzeption hervorruft, so können in einer Reihe von Reizen die stärkeren mit einer Reihe vorausgewollter und festgesetzter Apperzeptionen zusammenfallen; und dieses beim Dichten und Vortragen der Verse in geeigneter Weise zustande zu bringen, ist eben das Problem der richtigen Verwendung des Rhythmus in der Poesie. Bevor nun zur Betrachtung dieses Schlußproblems übergegangen wird, harren manche andre Fragen der Beantwortung.

Sind die, wird man fragen, durch Apperzeption willkürlich verstärkten Tonempfindungen einer bestimmten Reihe unter sich alle gleich, oder lassen sich an ihnen auch noch dynamische Unterschiede wahrnehmen? Die zur Beantwortung dieser Frage angestellten Beobachtungen zeigen bald, daß die Stärke des den Tönen beigelegten Akzents auch noch als abgestuft erscheint und zwar lassen sich sowohl an den aperzeptivischen (hineingehörten) Rhythmen, als auch an rhythmisch gesprochenen (absichtlich akzentuierten) Wortreihen noch leicht drei Grade des Akzentes wahrnehmen, während bei dem Versuch, es etwa auf vier oder mehr Stufen zu bringen, Unsicherheit eintritt und nur bei besonders angestrengter Aufmerksamkeit oder Übung der Versuch gelingt. Bei diesem Experiment zeigt sich der enge Zusammenhang, der zwischen den verstärkten Tönen (oder Silben des Verses) und den zwischen den Lauten liegenden t o n l o s e n I n t e r v a l l e n besteht. An der Länge dieser Pausen vermag das Ohr nämlich ganz leicht auch drei Grade der Abstufungen zu unterscheiden, aber nur mit Mühe mehr als drei und zwar hat die stärkste (längste) Pause ihren Platz je v o r dem am stärksten betonten Laut und vice versa. Der Akzent übt also einen r e g r e s s i v e n Einfluß auf die P a u s e. Denn da sich in der Reihe von Tönen oder Silben die rhythmischen Figuren wiederholen, so wird der Akzent von bestimmter Stärke an seiner jeweiligen Stelle bereits erwartet und die Atmungsorgane auf den stärkeren Luftdruck der Expiration durch die Pause vorbereitet. Daß es gerade d r e i S t u f e n der Akzentverstärkung gibt, die sich von dem indifferenten Hintergrunde der tonlos gesprochenen oder gehörten Silben abheben, beruht auf einer allgemeineren, für alle Sinnesgebiete giltigen psychologischen Tatsache. Vergleicht man zwei merklich verschiedene Empfindungen,

die nach einander — oder bisweilen auch simultan — erfolgen: etwa durch Lichtreize, durch Eindrücke der Temperatur, des Schalles oder durch das Heben von zwei Gewichten veranlaßt werden, so treten sie in unserm beziehenden Bewußtsein leicht zu einander in Kontrast und es läßt sich bequem noch eine dritte, mittlere Empfindung zwischen beide einfügen und als von jedem der beiden Gegensätze gleich weit entfernt unterscheiden. Dagegen schon bei zwei Zwischenstufen wäre die Entfernung jeder von den Endpunkten nicht mehr gleich und die Vergleichung gibt auch experimental kein sicheres Resultat mehr. Dies ist der Grund, weshalb am dynamischen Akzent, wie an den Pausen und — bei quantitierender Rhythmik — an der Tondauer, das Bewußtsein immer drei Stufen wird subjektiv unterscheiden können; also nicht, wie manche lehren, nur einen Hauptton und einen Nebenton, oder, wie andre behaupten, so viele Nuancen der Betonung, als ein Wort Silben hat.

Sucht man in der Entwicklung der Sprache nach den ersten Gebilden, die zur rhythmischen Gliederung Anlaß boten, so fallen jedem die durch Reduplikation entstandenen Worte ein, deren Zahl bisweilen, z. B. im Japanischen und in den polynesischen Sprachen sehr groß sein soll und deren Anwendung auch bei uns in der Kindersprache die ersten Sprechversuche begleitet (Mama, Papa, tata, wauwau, muhmuh, bibi, tutu usw.). Die zwei völlig gleichen Silben können eben nicht anders als durch die verschiedene Betonung unterschieden und dann zugleich zu einem sprachlichen und begrifflichen Ganzen verbunden werden. Sobald kein inhaltlicher Unterschied der Silben vorhanden ist, drängt sich der Rhythmus von selbst auf.

Natürlich genug muß wohl auf Grund vorstehender Zusammenstellung von Tatsachen des Bewußtseins die Anlage des Menschen zum Rhythmus genannt werden. Doch ist die Frage erlaubt, ob sich nicht noch weiter gehen und die Naturnotwendigkeit im rein physiologischen Sinne nachweisen ließe? Läßt sich nicht vielleicht für die Grundlage des Rhythmus, für die intermittierende Tätigkeit der Aufmerksamkeit das physiologische Substrat aufweisen? Diese Frage ist, falls es gelingt sie zu bejahen, nicht in materialistischem Sinne zu verstehn, als ob der physische Vorgang im Gehirn der allein wirkliche wäre und die psychischen

Phänomene nur ein durch ihn erzeugter Schein, sondern beides: die physiologische und die psychologische Erklärung sind nur verschiedene Interpretationen eines und des nämlichen, sich uns nach verschiedenen Seiten offenbarenden Tatbestandes. Um nun bei dem zu unternehmenden Deutungsversuch nicht auf das Gebiet der Molekularmechanik des Nervensystems einzugehn, was hier ganz unmöglich ist, sei nur kurz daran erinnert, daß auch für die von den Nerven in ihren Zentralteilen und Leitungsbahnen geleistete Arbeit das Gesetz von der Erhaltung der Energie gültig bleibt; ferner, daß jede Wirksamkeit der Nervenzellen und -Fasern von der Zersetzung eines Teiles der Nervensubstanz begleitet wird, und daß die Nerven aus den sie umgebenden und durchdringenden Blutkapillaren und Gewebsflüssigkeiten den Ersatz für die durch Zersetzung verbrauchte Substanz beziehen. Man hat die Nerventätigkeit mit der Zersetzung eines Explosivstoffes verglichen. Wie bei einer Anzahl von Pulverkörnern, die auf einer Platte als Linie angeordnet sind, der entzündende Funke, von einem zum andern überspringend, alle verbrennen und durch die Disgregation der Pulvermoleküle die Arbeit leisten läßt, so ist auch der Vorgang in den Leitungsbahnen des Nervensystems, nur daß für den zersetzten und unbrauchbar gewordenen Stoff sogleich neuer zuströmt und den Nerv zu erneuter Tätigkeit befähigt. Nun ist der Nahrungszufluß zu dem arbeitenden Teil der Nerven innerhalb gewisser Grenzen vom Willen des Subjekts abhängig. Ein Mensch, der sich jetzt eben hinlegen und einschlafen, also gewisse Teile des Gehirns zu relativer Ruhe bringen könnte, vermag auch noch stundenlang eine geistige Arbeit auszuführen, etwa Rechenexempel zu lösen, wobei, wie sich experimentel nachweisen läßt, größere Mengen von Blut zu beständigem Ersatz des verbrauchten Stoffes seinem Gehirn zuströmen, als wenn er diese Arbeit nicht unternommen hätte. Geht die Zersetzung hin und wieder zu rasch vor sich, daß der Nahrungszufluß die Ausgabe nicht ganz deckt, so schwindet dem blutarmen Denker für einen kurzen Moment die Klarheit des Bewußtseins; der Denkapparat versagt zeitweilig. Doch gleich darauf und immer wieder, so oft das vorkommt, zwingt der Denker sein Gehirn zu schleuniger Nahrungsaufnahme und setzt seine Tätigkeit fort. Die Leitungsbahnen müssen aber ebenso wie bei einem Telegraphen auch innerhalb des Gehirns heil und

die Leitung geschlossen sein, um zu funktionieren. Diese Leitungen nun (lehrt die neuere Physiologie) bestehen aus den von einer zarten, röhrenartigen Hülle umgebenen Neuronen. Das sind Nervenzellen mit daran befindlichen sog. Fortsätzen. Jede mikroskopisch kleine Nervenzelle hat an sich zweierlei Fasern oder Fortsätze: erstens mehrere Protoplasma-Fortsätze, die wie kurze Schößlinge an ihr hängen, zweitens einen viel längeren sog. Axenfortsatz. Dieser Axenfortsatz soll die Fähigkeit haben, sich auszudehnen und wieder zu verkürzen. Wenn er sich verlängert, berührt und umgibt er die ihm zugekehrten Protoplasmafortsätze der nächsten Zelle, und zwischen beiden Zellen ist die Verbindung hergestellt, die die Nerventätigkeit ermöglicht. Verkürzt sich wieder der Axenfortsatz, so ist die Leitungsbahn unterbrochen. Diese periodischen, intermittierenden Verlängerungen und Verkürzungen der Axenzylinder, die an den Nervenzellen hängen, würden dann den im gewöhnlichen Zustande des Bewußtseins abwechselnden Anspannungen und Abspannungen der Apperzeption entsprechen und somit die physiologische Grundlage für die Entstehung des Rhythmus abgeben. Daß der in eine Reihe gleichstarker Töne hineingelegte Rhythmus immer noch sehr verschieden sein und willkürlich geändert werden kann, ist, trotz dieses materiellen Substrats für ihn, ganz begreiflich. Denn nichts hindert die Annahme, daß ebenso wie die Nahrungszufuhr zu den arbeitenden Teilen des Nervensystems auch die Verlängerung der Axenfortsätze innerhalb gewisser Grenzen dem Belieben unsrer bewußten Apperzeption gehorchen und ihren Rhythmus dieser psychischen Tätigkeit adaptieren, verlangsamen und beschleunigen, ihn aber, solange die gleichen äußeren Reize fortdauern, nie ganz unterdrücken lassen.

Allein, muß man weiter fragen, sind die bisher in ihrem Zusammenhange mit der Naturanlage des Menschen erörterten rhythmischen Tonreihen auch etwas wirklich in der Poesie brauchbares? Uns scheint, ihnen fehlt hiezu noch ein durchaus wesentlicher Bestandteil: die Gliederung der Reihe in größere Abschnitte, in Verse. Man erzielt sie experimentell, indem man eine bestimmte Anzahl von Taktschlägen des Metronoms oder Taktierapparats in gleichen Abständen etwa von Glockenschlägen unterbrechen oder gewissermaßen einrahmen läßt. Doch bald überzeugt man sich davon, daß auch schon die apperzeptive Tätigkeit des

Bewußtseins allein imstande ist, solche gleichgemessene Tonreihen abzuschließen und an beliebigen Stellen neu anzufangen. Und je nachdem wie schnell, bei verschiedener Einstellung des Apparats, die Töne aufeinander folgen, und je nachdem wie lang anderseits die Tonreihen sind, die man als Verse zusammenzufassen versucht, führt dieses Experiment bei gehöriger Variation nach zwei Richtungen hin zu interessanten Ergebnissen.

Es zeigt sich nämlich, daß Rhythmen nur hörbar sind, solange die Zwischenräume zwischen den einzelnen Tönen nicht zu klein und nicht zu groß sind. Wächst das Intervall zwischen je zwei Tönen bis auf 4 Sekunden, so ist es schwer, in einer so langen Zeit anderweitige störende Vorstellungen aus dem Bewußtsein fernzuhalten, und beim Anhören des einen Tones ist der vorhergehende bereits so total aus dem Bewußtsein verdrängt, daß kein Vergleich der Tonstärke mehr möglich ist. Verringert sich dagegen das Intervall bis zu $^1/_{10}$ Sek., so geht die Tonreihe in ein gleichmäßiges Geräusch über, das auch keinen Rhythmus mehr erkennen läßt. Am günstigsten für die rhythmische Gliederung erweist sich das mittlere Intervall von 0,2 bis 0,3 Sekunden.

Jetzt indessen entsteht die Frage, wie viele der so gehörten Töne man im Bewußtsein zu je einem größeren Abschnitte, einem Verse, vereinigen kann? Sie ist identisch mit der psychologisch so wichtigen Frage nach dem Umfang des Bewußtseins. Denn die Einteilung der rhythmischen Reihe vermag nur so lange ihrem ästhetischen Zwecke zu entsprechen, Wohlgefallen zu erwecken, als beim Abschluß eines Verses die Übereinstimmung seiner rhythmischen Gliederung mit dem vorausgehenden Verse uns sofort deutlich zum Bewußtsein kommt. Damit wird der Vers zum Maßstab für die Ermittelung des Bewußtseinsumfanges. Es fragt sich also, wie viel sukzessiv erfolgende Gehöreindrücke, — unter Voraussetzung der günstigen Intervalle von 0,2 Sek., — in unserm Bewußtsein Platz haben, bis der erste von ihnen daraus verdrängt ist? Die Selbstbeobachtung zeigt nun, daß 8 Hebungen oder 16 Eindrücke im Ganzen, das Meiste ist, was noch vom Bewußtsein als eine akustische Gesamtvorstellung zusammengefaßt wird, d. h. wenn die Reihe zweigliedriger Rhythmen in Abschnitte von je 16 Tönen (Silben) geteilt ist, so erkennt man noch beim Ausklingen des letzten Tones des Einen Abschnittes

mit Sicherheit die rhythmische Identität dieses Abschnittes (Verses) mit dem vorhergehenden, und merkt es gleich, falls in der ganzen Tonreihe einer der Verse um eine oder zwei Silben länger oder kürzer gemacht wird. Es mußte mithin der eine Vers seinem rhythmischen Gehalte nach als Gesamtvorstellung gleichzeitig im Bewußtsein sein, um mit dem vorhergehenden Verse (rhythmischen Abschnitte), der nicht zugleich im Bewußtsein blieb, sondern nur von der Erinnerung reproduziert wird, — verglichen und als übereinstimmend wiedererkannt zu werden. Dieses Maß des Bewußtseinsumfanges ist der Grund, weshalb bei zweisilbigen Füßen die Verse nicht mehr als 8 Hebungen oder 16 Silben enthalten dürfen. In der indischen Literatur kommt dieses Maximum des ästhetisch Erlaubten, — 16silbige Verse, — auch noch häufig vor; und es hat z. B. Max Fr. Müller Kalidasa's berühmten „Wolkenboten" (Meghaduta) in solchen Versen verdeutscht. Da aber beim Anhören von Versen die Aufmerksamkeit sich noch auf anderes als den bloßen Klangtakt richtet, so erscheint ihr eigentlich auch dieses Maß schon als zu groß, als ein Zwang; deshalb sind in der jetzigen europäischen Dichtung 6füßige Jamben und Trochäen die längsten noch zulässigen Verse. Z. B. die Fabeln Krylow's und die vielen Lehrgedichte Rückert's sind fast ausschließlich in solchen Versen geschrieben. Das Drama bevorzugt elfsilbige Jamben.

Schon diese Angaben sind wir genötigt sogleich durch zwei weitere Beobachtungen zu ergänzen. Erstens ist es leicht, die Zahl von 16 Silben im Verse bedeutend zu überschreiten, sobald die rhythmischen Figuren (Versfüße) nicht zwei, sondern drei und mehr Töne (Silben) zusammenfassen. Schon bei dreisilbigen (z. B. daktylischen) Versfüßen beweist der Hexameter, daß ohne alle Einbuße an Schönheitswert sich 17 Silben zum Verse vereinigen lassen. Bei den folgenden, dem indischen Metrum nachgeahmten Versen aus Jayadeva's „Gitagovinda" wird noch unmittelbar und bequem die rhythmische Identität durchgefühlt, obgleich sie je 20 Silben (und 7 Füße) enthalten:

„Laß die umzingelnden plauderhaft klingelnden liebesverräterischen Spangen,
Freundin o Hirsche zum dämmrigen Busche von nächtlichen Schleiern umfangen."

Je mehr Töne innerhalb einer Reihe zu Unterabteilungen (Versfüßen) zusammengefaßt werden, um so größer ist überhaupt

die Zahl der akustischen Empfindungen, die noch zu einer Gesamtvorstellung im Bewußtsein vereinigt werden können. Schreitet man darin fort, so nimmt der einzelne Versfuß an Silben zu, aber die Zahl der zu vereinigenden Versfüße nimmt schließlich ab; und bei der Zerfällung von Gruppen zu je 4 Tönen (Silben) lassen sich im äußersten Falle noch Taktreihen (Verse) von 32 Tönen, aber nicht mehr, mit Sicherheit als Einheiten erkennen. Nun ist es bekannt, daß bei der gewöhnlichen, ziemlich geläufigen Konversation der Mensch 8 Silben in der Sekunde ausspricht. Zum Hersagen einer Reihe von 32 Silben braucht man folglich mindestens 4 Sek.; dies ist aber, wie wir früher sahen, der Zeitraum, wo die Möglichkeit, Töne rhythmisch zu gliedern, aufzuhören beginnt; so bald die letzte Silbe eines noch längeren, etwa 33silbigen, Verses ertönt, ist die erste bereits dem zusammenfassenden Bewußtsein entschlüpft, und eine Identifizierung der Taktreihen durch Vergleichen ist unausführbar.

Zweitens lehrt diese Beobachtung, daß überhaupt dem Ohre (d. h. der Apperzeption) das Einhalten und Erkennen des Rhythmus erleichtert wird durch das Bilden von Unterabteilungen innerhalb der Hauptgruppen (ganzen Verse). Je müheloser aber der Rhythmus sich fügt, desto bequemer verweilen wir auf dem Gedanken- und Gefühlsgehalt der Dichtung. Dieser Umstand begünstigt die Zerfällung jedes mehr als 8silbigen Verses in zwei Hälften, als die einfachste Teilung eines Ganzen und ist der Grund für das Einhalten eines solchen Einschnitts: der Zäsur. So kommt es, daß nicht nur die langen Sanskrit-Verse, sondern auch die jetzigen europäischen, sobald sie 9 und mehr Silben zählen, eigentlich immer durch die Zäsur in zwei Halbverse zerfallen, was an den langzeiligen Gedichten von Uhland und an Rückert's Lehrgedichten besonders auffallend hervortritt.

Die bisherigen Erörterungen haben in ihrer Anwendung auf die Poesie einen vollkommen festen Rhythmus vorausgesetzt: einen Rhythmus, der im Voraus bestimmt, welche Silben jedes Verses betont und welche unbetont zu sein haben; denn nur zwischen solchen Versen findet eigentliche rhythmische Identität statt. Nun sind jedoch so determinierte Rhythmen jetzt wohl den germanischen und slavischen Poesien (und auch ihnen nur mit Ausnahmen) nicht aber — wie in den früheren Kapiteln hervor-

gehoben — der romanischen Dichtung eigentümlich, deren Verse doch auch noch als einigermaßen gleiche rhythmische Reihen empfunden werden.

Welche Erweiterung muß also die oben aufgestellte Regel von der Übereinstimmung rhythmischer Reihen erfahren, damit sie auf alles, was gebundene Rede ist, gleichmäßig anwendbar bleibe? Sogenannte freie Metra mit zum Teil rhythmisch indifferenten Versabschnitten (Zwischenräumen), oder beweglichen, verrückbaren Akzenten kommen bei den verschiedensten Völkern vor. Bei dem altindischen epischen Sloka darf die Mehrzahl der Silben nach Belieben und Bedürfnis akzentuiert oder tonlos sein. Bei dem russischen Volksmetrum, wie es z. B. Lermontow in seinem berühmten „Liede vom Zaren Iwan Wassiljewitsch“ eingehalten hat, ist in jedem Verse nur die dritte und drittletzte Silbe betont; die 3—7 Silben, die zwischen diesen Akzenten liegen, werden wie Prosa gesprochen. Beim dynamisch akzentuierten Hexameter und Pentameter ist der Anfang und der Schluß gleichgeformt und die Zahl der Hebungen konstant, die Silbenzahl jedoch zwischen 17 und 13 (12) schwankend und dadurch der Rhythmus ein daktylisch und trochäisch (nicht spondäisch) gemischter. In Betreff der jetzigen romanischen Verse hat — wie wir sahen — die Untersuchung ergeben, daß bei gleicher Zahl der akzentuierten und unbetonten Silben nur die eine, oder zwei Schlußsilben und die vor der Zäsur stehende Silbe ihrem rhythmischen Werte nach immer vollkommen bestimmt sind.

Schon die hier angeführten Beispiele freierer, beweglicherer Metra erlauben die Schlußfolgerung, welche die Verallgemeinerung der rhythmischen Grundsätze ausspricht, daß nämlich die annähernd gleich langen Abschnitte einer Reihe von Worten bereits dann als Verse, als gebundene Rede empfunden werden, wenn sie von Silben, deren dynamischer Wert (akzentwert) bestimmt ist, sozusagen begrenzt oder umschlossen sind. Entweder sind also am Anfang und Schluß jeden Verses bestimmte Silben gehoben, oder es steht — wie in der romanischen Poesie — jeder erste Halbvers zwischen dem rhythmisch sichergestellten Schluß des vorausgehenden Verses und der akzentuierten Silbe vor der Zäsur, und jeder zweite Halbvers zwischen eben diesem betonten Schluß und seinen eigenen, rhythmisch immer gleichwertigen 2 Endsilben.

Vom Standpunkt der bloß taktierenden, mit einem gleichgültigen Lautmaterial operierenden Rhythmik sind somit die festen deutschen und slavischen Rhythmen die vollkommensten; es sind wahre Ideale. So sicher jedoch das Leben nicht der Güter höchstes ist, ist auch die Festigkeit des Rhythmus nicht das beste Verdienst an einer Dichtung; sie dürfte höchstens beim Trommeln und marschieren zur Hauptsache werden. Infolge dessen wird die Frage aufzuwerfen sein, wie weit, auf ein inhaltvolles sprachliches Gebilde angewandt, der Rhythmus noch Selbstzweck und wie weit er dienendes Mittel ist? Doch bevor versucht wird, diese Frage zu beantworten, muß noch den andern, außer dem speziell dynamischen Rhythmus hervortretenden Elementen einer Tonreihe, eine kurze Aufmerksamkeit gewidmet werden: nämlich dem zeitlichen Element der Tondauer (oder Quantität) und dem qualitativen Element der Tonhöhe (oder Modulation).

Wie nahe diese drei formalen Elemente der Sprache einander verwandt sind, erhellt schon daraus, daß man zur Hervorhebung einzelner Silben in einer Reihe ebenso gut diese Silben mit höherem wie mit stärkerem Tone sprechen oder erklingen lassen, oder die Dauer dieser Töne verlängern kann: in jedem der drei Fälle wird die Apperzeption dadurch angeregt; sie wird diese Töne vor den andern auszeichnen, erfassen und darnach die Reihe rhythmisch gliedern. Beides, Verstärkung wie Erhöhung des Tones dient zum Ausdruck lebhafterer psychischer Erregung; und wenn man jemanden, der einen Laut ausruft, auffordert, ihn lauter zu rufen, so wird er unwillkürlich auch den Ton erhöhen und meist auch verlängern. Daraus läßt sich schließen, daß der angeblich nur die Tonhöhe betreffende Akzent im alten Indien immer auch eine Verstärkung der akzentuierten Silbe involvierte. Ferner ist auch in den heutigen Sprachen Europas überall da, wo verschieden hohe Tonlagen beim Sprechen deutlich zu unterscheiden sind (wo, wie man zu sagen pflegt, „singend" gesprochen wird, wie besonders im Venetianischen, Neapolitanischen und einigen Gegenden Württembergs) auch immer die verschiedene Silbenquantität (Tondauer) auffallend. Dort dagegen, wo, wie meist im Deutschen und Englischen, fast aller Ausdruck der Rede nur durch den dynamischen Akzent und die Pausen zwischen den Worten und Satzteilen zu Stande gebracht wird, sind weder an

der Tondauer noch an der Tonhöhe Unterschiede besonders bemerkbar. Diese Tatsache weist auf den engen Zusammenhang zwischen den beiden eigentlich musikalischen Bestandteilen der Rede hin: zwischen der Höhe und Dauer der Töne. Besonders vielfach und auffallend sollen diese Tonstufen im Akzent an den hinterindischen Sprachen sein. Welche von den Silbenauszeichnungen jedoch ein Volk in seiner Poesie bevorzugt: die akzentuierende, quantitierende oder modulierende, das hängt wohl von dem ganzen Charakter seiner Sprache ab. Ihr Wert ist recht eigentlich Geschmackssache, über die sich schwerlich mit viel Erfolg wird disputieren lassen. Nur darf aus bald zu erwähnenden Gründen angenommen werden, daß ein quantitierender Rhythmus mit Spuren der Modulation, wie im Griechischen, auf ein früheres Stadium der Sprachentwicklung hinweist, als der akzentuierende Rhythmus.

Die letzten Bemerkungen mahnen uns, schließlich auch die schon früher erwähnte Kardinalfrage aller angewandten Rhythmik nicht unberührt zu lassen: die Frage nach dem Verhältnis der vom Rhythmus anbefohlenen Betonung zu der Betonung, welche der rhythmisch zu bewegende Stoff, die Sprache mit ihren festen Wortakzenten und beweglicheren Satzakzenten bereits mitbringt. Denn nur über Verse, die aus lauter gleichmäßig tonlosen Silben bestehen, wäre, wie schon das akustische Experiment dartut, die Herrschaft jedes beliebigen Rhythmus gleichsehr unbestritten. Dieser Fall kommt nie vor. Der Wortakzent und Satzakzent machen dem Rhythmus gegenüber ihre Rechte geltend, und ihre Rechte sind älter. Am ältesten ist der Satzakzent. Nämlich so gewiß in der Sprachentwicklung der Satz ein früheres Gebilde gewesen ist, als das einzelne Wort, muß auch der Satzakzent dem Wortakzent vorangegangen sein. Das Wort hat seine Betonung vom Satze erhalten. Wann und wie das vor sich gegangen ist, wird sich wohl nur in den seltensten Einzelfällen nachweisen lassen; aber da der Satzakzent zur Hervorhebung des Gefühlswertes einzelner Vorstellungen und zur Gliederung der Satzteile dient, somit seiner Natur nach äußerst variabel und dem schwankenden Ermessen des redenden Subjekts unterworfen ist, wird dieselbe Beweglichkeit, ja Unsicherheit, wohl auch noch lange Zeit dem Wortakzent angehaftet haben. Und es mögen daher in älteren

Perioden mancher Sprachen die Tondauer und Tonhöhe ein besser hervorstechendes Merkmal und ein willkommenerer Anhaltspunkt für den Rhythmus gewesen sein, als der dynamische Akzent.

Von dieser Entwicklungsphase aus ist vielleicht die antike, quantitierende, zum Teil modulierende Rhythmik zu begreifen; und auf sie weist der Umstand hin, daß noch jetzt manche Sprachen keinen festen Wortakzent besitzen und andere, wie z. B. das Lateinische, nach der Angabe der Sprachforscher, ihn noch in historischer Zeit sehr geändert haben. Es mag wohl der Sprachbrauch, die Sätze mit gehobenem Tone anzufangen oder zu schließen und die häufige Verwendung einiger Worte am Anfang oder am Ende der Sätze, dazu geführt haben, diese Worte immer auf der ersten, resp. auf der letzten Silbe zu betonen und ihnen diesen festgewordenen Akzent auch dann zu lassen, wenn sie an andrer Stelle des Satzes auftraten. Doch damit wird nur eine einzelne sprachphilosophische Vermutung ausgesprochen. Jetzt, wo die Sätze ihre Akzente bekommen und unabhängig davon die Satzglieder sich durch Pausen scheiden, wo die Worte ihre festen Akzente schon besitzen und sich an den einen wie den andern Akzenten ebenfalls die früher erwähnten drei Stufengrade unterscheiden lassen*, jetzt treten diese „natürlichen" Akzente dem kunstmäßigen Akzent des Rhythmus an sich s t ö r e n d in den Weg. Wenn man erwägt, wie eine Silben- oder Tonreihe, je bedeutungsloser sie ist, um so leichter sich rhythmisch anordnet, während die inhaltsvolle Rede den Rhythmus sogleich wieder aufhebt, so sieht man in diesen beiden verschiedenen Akzentuierungsmethoden zwei an sich einander feindliche, antagonistisch auf die Sprache einwirkende Mächte; und das Problem bei der Verwendung des Rhythmus in der Poesie besteht darin, diese beiden Mächte mit einander zu versöhnen, oder wenigstens einen Kompromiß zwischen ihnen herzustellen, indem erstens ein rhythmischer Takt gewählt wird, der zum allgemeinen Bau der betreffenden Sprache und zu dem besonderen poetisch zu behandelnden Thema

*) Z. B.: Óberh ó f gerichtsadvo k a t; „hof" hat den stärksten, „kat" den mittleren, „o", „richts" und „ad" den schwächsten Akzent; natürlich kann oft über den Wortakzent noch gestritten werden; aber noch beweglicher, je nach dem hineinzulegenden Sinne, ist der Schlußakzent.

paßt, und indem zweitens die Sätze so gebaut und die Worte angeordnet werden, daß ihre Akzente womöglich immer mit den rhythmisch betonten Silben, ja, soweit erreichbar, sogar die Satzpausen mit den metrischen Pausen zusammentreffen. Das Gefühl eines glücklich vollzogenen Ausgleichs hat man indessen dort noch nicht, wo die Worte des Verses ihrer formellen Beschaffenheit nach dem rhythmischen Bau keinen Widerstand leisten konnten. Das ist der Grund, weshalb aus lauter einsilbigen Worten bestehende Verse so unschön klingen.

Es widerstrebt also, wie erwähnt, der Inhalt der Rede dem metrischen Zwange um so mehr, je bedeutsamer er ist, je unverrückbarer seine eigenen Akzente und seine Wortstellung sich behaupten. Da erfolgt dann das jedem Dichter bekannte Ringen des Inhalts mit der Form. Dieser Umstand ist so wichtig, daß von ihm hauptsächlich der Grad der Freiheiten abhängt, den die Dichter (und nicht bloß die deutschen) sich in der Behandlung des Rhythmus nehmen, um nicht durch die Strenge der Regel vom Erreichen höherer poetischer Zwecke abgehalten zu werden. Der Gedankengehalt kann so großartig und weltweit sein, daß das Abwerfen jeglicher Fessel, die Rhythmus und Reim auferlegen, gerechtfertigt und natürlich erscheint. Als Beispiel eines solchen Falles habe ich die bekannte Stelle aus Goethe's Drama „Prometheus" angeführt: „Bedecke deinen Himmel, Zeus, mit Wolkendunst, und übe, dem Knaben gleich, der Disteln köpft, an Eichen dich und Bergeshöhn ꝛc." Hier, wie auch im ersten Monolog des „Faust" ist wohl ein vom Inhalt der Worte bedingter Freiheitsdrang, nicht unbewußte Befolgung romanischer Rhythmik-Regeln, wirksam gewesen. Ist es nicht selbstverständlich, daß ein Prometheus auch in poetischer Rede entfesselt sein will. (Die genauere ästhetische Begründung hierfür habe ich an einem andern Orte gegeben: „Essays", Riga 1899, Seite 385—397). Jede nach ihrem Gedankengehalt und begleitenden Affekte wirklich gewaltige Rede, wird, damit ihre Worte nicht nur Worte, sondern auch Taten seien, in Prosa gesprochen. Die Einkleidung in einen Rhythmus wäre läppisch und würde die Rede des Ernstes berauben. Nichtsdestoweniger konstatieren wir auch die scheinbar entgegengesetzte Erscheinung, denn entgegengesetzte Ursachen können bekanntlich fast die gleichen Wirkungen haben: es gibt gewisse Dichtungen

und zwar recht beliebte, die ihrem Inhalt nach so vulgär und nichtig sind, daß der feste, regelrechte Rhythmus für sie ein zu feierliches Gewand wäre; nur in den Lumpen des Knittelverses mit der angehängten Schelle des Reimes kommt es ihnen zu, von Haus zu Haus zu laufen. Das hat z. B. H. Heine, — um von weniger berühmten Dichtern zu schweigen, — bei so manchen seiner salopp sich bewegenden Verse richtig berechnet.

Wer nach allen bisher gepflogenen Erörterungen doch immer wieder die Frage aufwirft: welche Rhythmen denn als die vollkommeneren den Vorzug verdienen, die beweglichen romanischen oder die festgefügten deutschen, der wird, fürchte ich, vergebens auf eine entscheidende Antwort warten. Es kann poetische Entwürfe geben, die ihrem Inhalt gemäß besser in romanischen Rhythmen behandelt werden. Der deutsche Dichter hat dann in dem Wechsel des dreifach abgestuften Akzents, gelegentlich eingefügten Daktylen und manchen Lizenzen die Mittel, um solchen Dichtungen genügende Beweglichkeit zu verleihen. Doch angenommen den Fall, daß an einer Dichtung der ganze Gehalt, ungeschmälert durch die Form, zum Ausdruck käme, also zwischen Form und Gehalt wirklich völliger Einklang erzielt sei: dann hat sie, in deutschen Versen ausgedrückt, mehr Rhythmus, mehr Form, kommt also dem Ideal näher als in romanischem Versgewande. Wer möchte indessen daraufhin die Dichter der romanischen Völker in der Handhabung ihrer Rhythmik schulmeistern, nachdem sie sich bei ihnen seit Jahrhunderten als ein Stilgesetz des Schönen bewährt hat? Suum cuique.



Eine Erinnerung an Hans von Bülow.

Von

A. Gippius.

Der Winter des Jahres 1893—94 brachte Schlag auf Schlag zwei tief eingreifende Trauerkunden. Während in Petersburg Tschaikowskij aus dem vollen Leben heraus in einigen Tagen von der Cholera dahingerafft wurde, erlag im fernen Süden der Märtyrer Hans v. Bülow seinem langjährigen schweren Kopfleiden. Auch die musikalischen Kreise in Petersburg betrauerten Bülow aufrichtig; war man ihm doch vielen Dank schuldig. Denn wer hat die Werke eines Glinka in so vollendet geistreicher Weise wiedergegeben, wie sie weder vorher noch nachher hier gehört wurden? Wer hat im Auslande zuerst den Wert eines Tschaikowskij erkannt und seine Werke, als er noch unbekannt war, in Europa sowohl als auch in Amerika verbreitet? Er hat einst in Petersburg das Publikum nicht nur zu der Geduld gezwungen, sechs Sonaten von Beethoven an einem Abend anzuhören, sondern durch die einzigartige Wiedergabe dieses Publikum zu solch einer Begeisterung angefacht, daß es als Zugabe eine siebente verlangte!

Zum ersten Mal war Bülow 1864 in Rußland, vorherrschend als Virtuose, als einer der glänzendsten, jedenfalls als der geistvollste Vertreter der Lisztschen Schule. Daß er jedoch schon damals Aufsehen als Dirigent erregte, erfahren wir aus einem seiner Briefe an Joachim Raff.

„Daß Meyerbeer gestorben ist“, schreibt Bülow aus Petersburg, „hat mich erschreckt. Er ist stets sehr artig gegen mich gewesen. Zum Dank habe ich in beiden russischen Residenzen

seine Ausstellungsouvertüre „famos" zur Aufführung gebracht. — A propos, Du weißt, in Petersburg hatte ich ein Orchester von 48 Violinen, 12 Altos, ebensoviel Celli, Kontrabässen und Rohr und Blech. Alles doppelt besetzt. Die Einbildung, daß ich ein ganz rarer Orchesterdirigent bin, hat bei dieser Massenkutschierung neue Nahrung erhalten. Namentlich in Moskau habe ich Ausgezeichnetes zuwege gebracht. Dort hatte ich's nämlich mit einem festen einheitlichen Orchesterkörper zu tun."

Es scheint, daß Bülow damals Moskau vor Petersburg den Vorzug gab. „Dieses Nest", schreibt er 1864 an Louis Köhler, „dieses monströse Berlin, welches Petersburg heißt, hat wirklich nichts Gutes, als seine Nähe von Moskau. Das ist eine reizende Stadt, und wärmeres Publikum dort, und ein diszipliniertes Orchester, als in Petersburg"[1].

Und wieder an Raff:

„Mit Anton Rubinstein Deine Symphonie vierhändig gespielt. Er, wie sein Bruder Nikolaus, der in Moskau noch allmächtiger, noch populärer ist, werden das Werk nächste Saison in den Konzerten der russischen Gesellschaft aufführen. Was die beiden energischen Ganzkerle anlangt, so ist's unglaublich, wie weit sie in kürzester Zeit die musikalische Zivilisation gefördert haben. Das Petersburger Konservatorium liefert nach kaum zweijährigem Bestehen Resultate, die alle unsre deutschen Winkelakademien tief beschämen... Noch wollte ich Dir ad vocem russische Gesellschaft einen Zug des Edelsinns erzählen, der denkwürdig ist. Volkmanns Symphonie wurde diesen Winter in Moskau mit vielem Beifall aufgeführt. Die Symphonie gefällt, und da Nicolaus gehört, daß der Komponist in bedrängter Lage ist, eröffnet er eine Subskription, die 350 Rubel Silber ergibt, welche Volkmann kürzlich als Zeichen der Hochachtung übersandt worden ist. Rußland schützt deutsche Komponisten vor'm Verhungern[2]!"

Es war in Petersburg im Frühjahr 1873, als ich Hans von Bülow zum ersten Mal hörte und Zeuge des großen Aufsehens war, welches sein eminentes Gedächtnis und seine geistvolle Interpretation klassischer Werke hervorrief. Bülow durfte mit der

---

[1]) Hans v. Bülow, Briefe und Schriften, hrsg. von Marie v. Bülow. Bd. III.

[2]) Ebenda.

Aufnahme zufrieden sein; man wurde ihm nicht nur gerecht, man feierte ihn begeistert.

Im Jahre 1875 reiste Hans von Bülow nach Amerika, wo er sich verpflichtete, in einer Reihe von 140 Konzerten aufzutreten. Die geistige und physische Anstrengung dieses kolossalen Unternehmens untergruben vollends seine schon stark angegriffene Gesundheit; kurz vor dem 139. Konzert fand man ihn eines Tages an seinem Flügel zusammengebrochen bewußtlos am Boden liegen. Das Engagement wurde aufgehoben, an Musik war für längere Zeit nicht mehr zu denken; Bülow kehrte in einem Zustande vollständiger Nervenzerrüttung nach Europa zurück, und anderthalb Jahre hat die Musikgeschichte kein Mal seinen Namen auf der Liste der Aktiven verzeichnen dürfen.

Ein bedeutungsvoller Tag war es für die Musikannalen, als im August des Jahres 1877 in Baden-Baden der Name H. v. Bülow wieder ein Konzertprogramm adelte; charakteristisch für den Künstler war der Zweck seines Auftretens.

Ich hatte kürzlich das Petersburger Konservatorium beendigt und war im August für eins der großen Kurkomitee-Konzerte in Baden-Baden engagiert. Mein Herz klopfte, als ich die Estrade betrat, nicht weil ich in einen überfüllten Saal blickte, sondern weil es mir bekannt war, daß sich jemand unter den Zuhörern befand, der mir mehr galt, als alles glänzende Publikum. Dieser Jemand war Hans v. Bülow, der zu mehrwöchentlichem Aufenthalt nach Baden gekommen war. Für ihn allein spielte ich, ihn vor allem wünschte ich zu befriedigen. Und was sollte ich erfahren?! Ich hatte für die nächste Woche ein eigenes Konzert angesagt. Bülow ließ mir sagen, daß er an diesem teilzunehmen wünsche als Dirigent und als mein Partner in einem Klavierduo. Wie war ich stolz und glücklich! Ich eilte ihm zu danken.

Bülow wohnte auf dem Schloßberge an einem der malerischsten Punkte des lieblichen Baden, angesichts der alten Schloßruine; er bezog, so oft er nach Baden kam, stets dasselbe Haus, weil es in jeder Beziehung seinen Ansprüchen entsprach. „Ich rechne im Stillen darauf“, sagte er lächelnd, „daß es für andre beschwerlich sein möge, den Berg zu ersteigen.“ Doch weder der hohe Berg noch dieser artige Ausspruch schützten ihn vor manch lästigem Besuch; Musiker warteten ihm auf, gute Freunde wollten ihn sehen.

So stieg auch ich den Berg hinan, um freudig an seiner Tür anzuklopfen. „Vormittags nicht zu sprechen. Nachmittags nicht zu Hause!“ stand mit deutlichen Buchstaben auf einem Zettel an der Tür. . .

Einige Stunden später war Bülow bei mir. Er wählte für sein „Debut“, wie er sich scherzweise ausdrückte, die Ouvertüre zum „Leben für den Zaren“, die er in Deutschland zum ersten Mal zur Aufführung brachte, dirigierte ein Klavierkonzert von Rubinstein und die VII. Symphonie von Beethoven. Er benutzte das badische Kurorchester, das unter seiner Leitung ganz Vorzügliches leistete. Die Ouvertüre dirigierte er in der ersten Probe nach der Partitur, in der zweiten bereits auswendig. Als ich mein Erstaunen darüber aussprach, meinte er. „Ich habe ja die Oper einmal in Mailand gehört. Sie hat mich entzückt. Ihr Glinka ist ein kapitaler Musiker“, und er drückte sein Bedauern darüber aus, daß er immer gerade zur Zeit der großen Fasten in Rußland gewesen sei, wo die Theater geschlossen waren und er die Oper auf nationalem Boden nicht habe besuchen können. In den Proben war Bülow so nervös, so eifrig und lebhaft, daß ihm bei einer hastigen Bewegung das Porte-cigares aus der Tasche flog, und seine Hand, die den Stock schwang, wund wurde und blutete. „Das tut nichts“, sagte er, als man ihn darauf aufmerksam machte, „lieber ein unangenehmes Gefühl, als gar keins, lieber Schmerz, als Langeweile!“ Am Tage des Konzerts war die Hitze fürchterlich. Es war der 28. August, – „Goethes Geburtstag!“ rief mir Bülow bei der Begrüßung entgegen.

Wie wurde Bülow bei seinem Erscheinen gefeiert! und wie herrlich kam die Musik unter seiner Direktion zur Geltung! Doch noch lauter wurde die Begeisterung, als Bülow als Pianist die Estrade betrat. Um den nationalen Charakter des Konzerts zu betonen, leitete er das Duo mit Anklängen an die russische Nationalhymne ein. Ich hatte meinen Klavierpart in kürzester Frist einstudiert, und war bemüht, mich meines genialen Partners würdig zu erweisen, — selbstverständlich aber durfte ich den wahrhaften Beifallssturm, der am Schluß des Konzerts nunmehr losbrach, nicht auf mich beziehen. Das Publikum fuhr fort zu rufen und zu lärmen. „Gehen Sie“, rief Bülow, das Publikum verlangt Sie zu sehen.“

— „Das Publikum will Sie sehen."

„Ich gehe nicht."

— „Ich auch nicht."

Da wurde Bülow dunkelrot im Gesicht, die Stirnadern schwollen ihm an. „Kommmen Sie!" sagte er kurz.

Als ich die Estrade hinaufstieg, schob er mich in den Vordergrund, blieb selbst zurück und schloß schnell hinter sich die Tür. – So war Hans von Bülow, — immer großmütig, „edel bis zum Überfluß", wie Liszt sich einst ausdrückte, aber in der Form oft schroff und derbe, launisch und unberechenbar. „Sie Pulverturm!" redet ihn schon 1861 Lasalle in einem Briefe an.

Wer das Leben Bülows kennt, versteht, wie er zu der hochgradigen Nervosität gekommen ist, zu dieser Urheberin aller scharfen, unvermittelten Kontraste, die sein Wesen charakterisieren. Die Devise dieser stolzen, unabhängigen Natur war: „Keine Politik, keine Diplomatie, keine Konzessionen, vor allem keine Aristokratie, außer der des Geistes und des Talents!" Er war eine Künstlernatur, die sich nach Ungebundenheit und Freiheit sehnt, nach der Freiheit, die sich ihre Gesetze selbst gibt, und er war Jahre lang zu einer abhängigen Stellung verdammt, zu einer Tätigkeit, die ihm in der Seele verhaßt war. „Das Lehrmetier bringt mich um", schreibt er 1861 an einen Freund, „sei es, daß ich zu wenig kaltblütig bin, zu wenig geschäftsmäßig verfahre, sei es, daß meine Nerven zu empfindlich sind. Ein Lektionenvormittag von fünf Stunden, oder auch sechs, töten mich für den Nachmittag. Auch das eigene Spiel erfrischt ihn nicht. „Die Konservierung meiner Virtuosität macht mir große Anstrengung; ich bin musikmüde, und doch musikbedürftig." Und an andrer Stelle: „Wie oft verfluche ich mein Klavierspiel, das so ununterbrochenen Dienst verlangt und das ich nicht vernachlässigen darf, gleich dem „Sperling in der Hand." Und der Müdigkeit und Unlust nachgeben, war nicht zulässig, denn, so schreibt er aus Berlin, „es wird mir hier immer unmoglicher, einmal mittelmäßig zu spielen: der Ruf ist mir über den Kopf gewachsen." Erholung und lebendige Anregung bietet ihm nur noch „Orchestergenuß". „Letzteren kann leider nur ich mir in Berlin bereiten", schreibt er. „Ein sonstiger Theater- oder Konzertbesuch verstimmt und empört mich aufs heftigste. Es kostet mich Mühe, hier und da dem Dirigenten nicht an's Pult zu

springen, ihn hinunter zu stürzen, ihm den Taktstock zu entreißen, seine Stumpfheit laut zu geißeln! Wahrhaftig, nicht Eitelkeit, nicht der parlamentarische Wunsch „ôte toi de là, pour que moi je m'y mette“, sind dabei im Spiele. Sollte es mich ein Auge kosten, wie rasend sehnte ich mich jenem Oboer einen Dolch in die lahme, lederne, lumpige Seele zu bohren, ihn zu lehren, daß man mit Beethoven oder Wagner nicht in derselben Tonqualität konversiert, wie mit einer Waschfrau! Wie sollte doch jenes crescendo, jenes diminuendo, jenes sforzando herauskommen, wenn ich am Pult stände!“

Ist das nicht die Sprache Eines, der instinktiv empfindet, wo der Schwerpunkt seines Genies liegt? „Ich werde“, sagt Bülow 1864, „komme ich zum Gebieten, terrorisieren, wie's noch nicht erlebt worden ist, und so die „liebenswürdige Persönlichkeit“ des Meisters Liszt ergänzen.“ Als ich 1877 Bülow kennen lernte, war er in jeder Beziehung auf der Höhe seines Ruhmes. Auch außerhalb seines künstlerischen Berufes fesselte mich Bülow als Mann von außergewöhnlicher Begabung und umfassender Bildung. Seine Aussprüche und Schlagworte machten ihn in seiner Liebenswürdigkeit zum beliebtesten, in seinem Sarkasmus zum gefürchtetsten Gesellschafter. Wir verbrachten einen Abend bei gemeinsamen Bekannten. Ich wurde gebeten zu spielen und Bülow bestellte sich Tschaikowskij. Das Instrument ließ viel zu wünschen übrig, es war tonlos, klapperig und verstimmt. Als ich mich vom Piano erhob, sprang Bülow auf, setzte sich unaufgefordert an den Flügel mit den Worten: „Wenn das Instrument für Sie nicht zu schlecht ist, dann soll es auch für mich gut genug sein“, und er spielte hinreißend schön.

Es wurde ein Konzert besprochen, in welchem ein junger Tenor, dem Stimme und Schule fehlten, mit großem Aplomb, aber wenig Erfolg aufgetreten war. „Um so singen zu dürfen, hätte Herr X. wenigstens Gesandtschaftsattaché sein müssen“, sagte Bülow. „Man erzählt sich von Ihnen“ . . . begann zu Bülow gewandt eine Dame, — „Man erzählt sich vieles von mir“, unterbrach er sie. „. . . Man erzählt sich, Sie hätten einst eine Komposition öffentlich vorgetragen, die Sie nie studiert, sogar nie gespielt, die Sie bloß den Noten nach memoriert hätten. Das klingt unglaublich!“ „Und doch hat man gerade diesmal etwas

wahres von mir erzählt. Ich hatte einem Freunde versprochen, eine Komposition von ihm in meinem nächsten Konzert vorzutragen, und hatte nicht die Zeit gehabt, das Stück auch nur einmal durchzuspielen. Ich nahm das Heft mit auf die Reise, studierte meine Rolle im Waggon und spielte am Abend des Stück direkt im Konzert. Diese Art und Weise zu studieren, zuerst mit dem Kopf und dann mit den Fingern, möchte ich jedem Musiker ans Herz legen. Musiker sollten nie ohne ein Notenheft auf Reisen gehen." Ich erinnerte Bülow an die Matinee in Petersburg, in welcher er sieben Sonaten und die 32 Variationen von Beethoven gespielt hatte. „Ja", sagte er, „das war eigentlich ein Unsinn; jetzt würde ich so etwas nicht mehr tun."

Bülow bewohnte allein den zweiten Stock eines Privathauses; aus seinen Fenstern hatte er die schönste Aussicht auf Berge, Wälder, Ruinen, Täler und Villen. Alles, was zum alten Schloß hinauf wollte, mußte an seiner Wohnung vorüber. Oft hatte er auf diese Weise aufmerksame Zuhörer, wenn er spielte; man spazierte vor seinem Hause auf und ab, man setzte sich sogar draußen auf die Schwelle seiner Haustür. Auch ich hatte den lebhaften Wunsch Bülow üben zu hören, und sann auf eine Möglichkeit, meinen Zweck auf schickliche Art zu erreichen. Bülows Hauswirt, Herr Gimpel, war Kunstfreund und Antiquitätensammler. Ich führte mich bei ihm ein. Er öffnete mir auf die verbindlichste Weise seine Kunstkammer, die gerade unter Bülows Musiksalon lag. Herr Gimpel war im Besitz wirklich wertvoller Antiken, doch oben wurde gespielt, meine Aufmerksamkeit war geteilt. Nach Besichtigung der Kunstkammer brachte ich die Bitte vor, noch einige Zeit in dem Zimmer verweilen zu dürfen, um Bülow spielen zu hören; und in vollkommener Stille und Abgeschlossenheit, mit Interesse und Staunen hörte ich diesem Studium zu. Bülow spielte Beethoven. So oft ich seinem Hause vorübergegangen bin und ihn spielen gehört habe, war es stets Beethoven. Er memorierte einen Satz der letzten Sonaten. Er wiederholte einzelne musikalische Phrasen bis zu zwanzig Mal, bald die rechte, bald die linke Hand einzeln beschäftigend. Technisch gelangen die Passagen schon längst vortrefflich, dennoch wiederholte er sie immer wieder, und ich erinnerte mich seines Ausspruchs, daß er nie etwas spiele, was er nicht Note für Note im Kopf habe. Erst allmählich

kamen Tempo, Nuancierung und Abrundung dazu, und so hörte ich mit namenlosem Interesse ein Kunstwerk entstehen, das Bülow bald darauf in einem Konzert vortrug. Ich drückte Herrn Gimpel meinen Neid aus um solchen Hausgenossen, um solche tägliche Konzerte.

„Ich genieße das Spiel auch wirklich mit Bewußtsein", sagte er, „und sei es auch um 3 Uhr in der Nacht!"

„Wie? spielt denn Herr von Bülow so spät noch?"

„Ja, in der letzten Zeit ist es ganz arg mit seiner Schlaflosigkeit. Er kehrt häufig erst nach zwei Uhr heim, geht dann lange auf und ab, setzt sich schließlich ans Instrument und spielt bis zum hellen Morgen."

„Und das stört Sie nicht?"

„Eben weil Herr v. Bülow weiß, daß es mich nicht stört, lebt er stets bei uns, wenn er nach Baden kommt. Er kann in seiner Lebensweise keinerlei Zwang ertragen. Herr v. Bülow ist unvernünftig fleißig, er spielt mehr, als er spielen darf. Hören Sie, nun studiert er schon mehrere Stunden ohne Unterbrechung, während der Arzt ihm große Mäßigkeit anempfohlen hat. Er ist ja noch Rekonvaleszent. Wenn's einmal tagelang da oben schweigt, so ist das ein böses Zeichen: dann hat Herr v. Bülow einen Anfall seiner schlimmen Kopfschmerzen."

Am häufigsten verkehrte Bülow mit dem vorzüglichen Violoncellisten Coßmann und dem der musikalischen Welt wohlbekannten Wagnerverehrer und Kritiker Dr. Richard Pohl; er war mit beiden befreundet. Ich erinnere mich eines genußreichen Abends im Hause von Dr. Pohl. Es war sein Geburtstag und Bülow hatte seinem Freunde als Geburtstagsangebinde versprochen am Abend bei ihm zu spielen. Es versammelte sich eine große Gesellschaft, in welcher eine ebenso schöne wie liebenswürdige Wirtin die Honneurs machte; sie war gleichfalls mit Bülow gut befreundet. Es ging an dem Abend besonders heiter zu; Bülow war sehr aufgelegt und wie überall so auch hier die Seele der Gesellschaft. An dem versprochenen Geburtstagsgeschenk sollte die ganze Gesellschaft teil haben. Coßmann holte sein Instrument hervor, Bülow wählte eine Sonate für Pianoforte und Violoncello und nahm seinen Platz am Flügel ein.

Der Stuhl erwies sich als zu niedrig.

„Du, Pohl!“ rief Bülow, „gib mir ein Notenheft zum Sitzen. Hast Du nicht die „Schöpfung“ von Haydn?“

Dr. Pohl reichte ihm lachend einen Packen hin, mit dem Bemerken, er besitze leider nicht das gewünschte Werk, ein andres Heft würde es wohl auch tun. Da rief Bülow:

„Es ist noch zu niedrig! Du könntest mir recht noch das „Frühlingslied“ von Mendelssohn geben!“

Wie er hier mit Worten sein musikalisches Glaubensbekenntnis kundgetan, so tat er es später in Tönen; er spielte Saint-Saëns, Chopin, Liszt, Rubinstein, Raff. Von Chopin spielte er gern das vierte Scherzo in E: dies gehört seiner Ansicht nach zu den Stücken, „die einem noch nicht aus dem Halse herauswachsen.“ — „Chopin“, sagte er, können eigentlich nur Russen gut spielen. Die Polen haben oft zu wenig Rhythmus, und die Deutschen sind zu schwerfällig und zu sentimental. Mir kann es gestohlen werden, dieses „deutsche Gemüt“, diese deutsche „Innerlichkeit“, die nie herauskommt!“ Rubinstein spielte er mit großer Vorliebe, um des „großen Zuges“ willen, der durch alle seine Kompositionen geht. Jemand aus der Gesellschaft meinte, daß man leider an dem Spiele Rubinsteins Akkuratesse vermisse. . . . „Ich wollte“, entgegnete Bülow, „ich könnte alle meine falschen Noten mit solch einer Liebenswürdigkeit nehmen, wie Meister Anton.“

Im Sommer darauf brachte Bülow wieder mehrere Wochen in Baden zu. Er lebte abermals im Hause des Herrn Gimpel, er studierte nach wie vor des Nachts, war derselbe witzige, liebenswürdige, unbarmherzig sarkastische Gesellschafter, leider aber auch ebenso reizbar wie zuvor. In Augenblicken des bis zur Krankhaftigkeit gesteigerten Affekts konnte er alles um sich her vergessen und dann bis über die Grenzen der Schicklichkeit hinaus rücksichtslos sein. In einem Konzert, in dem er fast ausschließlich allein spielte, dessen Ertrag er aber einer jungen, unbemittelten Sängerin bestimmte, wurde in einem Zwischenakt von einem Kapelldiener ein schöner Lorbeerkranz hereingetragen und über die Lehne des Stuhles vor dem Instrument gelegt. Bülow, der eben im Begriff war an den Flügel zu treten, blieb, als er den Kranz erblickte, stehen, stampfte mit dem Fuß und rief: „Hinaus damit!“ Der Diener nahm erschreckt den ihm anvertrauten Kranz von der Lehne und legte ihn behutsam in einer bescheidenen Ecke der Estrade

nieder. „Zum Teufel! hinaus damit, sage ich“, rief er außer sich, „ganz hinaus!“ Der Kranz mußte den Weg wieder durch den Saal machen. Im Publikum machten sich Regungen von Verlegenheit, Schreck und Unwillen bemerkbar. Bald darauf setzte sich Bülow an den Flügel und spielte — göttlich! All die widerstreitenden Gefühle, die seine gesellschaftlichen Rücksichtslosigkeiten, ja seine Rohheit kurz zuvor im Publikum heraufbeschworen, wußte der Künstler von Gottes Gnaden zu lösen und in den Ausdruck des enthusiastischen Entzückens, der höchsten Bewunderung zu verwandeln.

Nach dem Konzert trat er in den Saal und war bald von Bekannten und Freunden umringt; jeder wollte ihm Dank sagen und einen Händedruck von ihm empfangen. Aus einer Gruppe junger Mädchen, mit denen er scherzte, trat eins auf ihn zu. — „Wie konnten Sie heute nur so heftig werden, Herr v. Bülow?“ sagte sie. „Sie haben gewiß dem sehr weh getan, der mit dem Kranz doch nur seiner Verehrung für Sie einen Ausdruck geben wollte. Das war böse von Ihnen.“

— „Wann werden die Menschen endlich begreifen“, rief Bülow, „daß ich dergleichen nicht mag. Ich bin kein Jüngling mehr, den man zu ermutigen hat. Wenn man mir zum Lorbeer doch wenigstens Salz und Pfeffer spenden wollte, dann konnte ich mir einen Salat daraus machen. Aber was fange ich so mit dem Grünwerk an? Und was die „Verehrung“ des Publikums anbetrifft, so zum Kuckuck mit ihr, ich habe sie nicht nötig. Übrigens, war der Kranz von Ihnen?“ — „Nein.“ — „Von Ihnen? — von Ihnen?“ Überall antwortete man ihm mit einem Kopfschütteln. „Nun, dann liegt mir nichts daran.“

Bülow hatte, da man ihn nie zu Hause traf, die Höflichkeit, einen Besuch sofort zu erwidern. Er erhob sich gewöhnlich vom Stuhle, nachdem er eben Platz genommen hatte. „Sie entschuldigen, wenn ich umhergehe, ich bin ein wenig nervös“, pflegte er zu sagen. Seine Unterhaltung war lebhaft und im höchsten Grade anregend; vier Sprachen, deutsch, französisch, englisch und italienisch beherrschte er in gleicher Vollkommenheit. — „Sie müssen reisen“, sagte er zu mir, „und zwar fangen Sie mit dem Gewandhause an. Ich kann leider nichts dazu tun, um Ihnen zu diesem für alle jugendlichen Künstler wichtigen Debut zu verhelfen; ich bin etwas

brouilliert mit Leipzig, seitdem ich einen unvorsichtigen Ausspruch gethan; ich behauptete einmal: ich spiele lieber im „Hausgewande“ als im „Gewandhause“, und seitdem will man dort nichts mehr von mir wissen.“

Eines Sonntag Vormittags lud er einige Bekannte zu sich ein, „wenn es Sie interessiert, etwas Musik zu hören“, setzte er hinzu. Bülow war an jenem Morgen, wie die Damen entschieden, dämonisch liebenswürdig. Er spielte viel, holte sich Bestellungen ein, berücksichtigte alle Bitten. Die Anwesenden waren wie von einem Zauber befangen. In den Pausen scherzte Bülow, Schlagworte flogen hinüber, herüber. Er reizte durch seinen frivolen Ausspruch: er finde es geradezu verbrecherisch, wenn eine Dame nicht kokett sei — die anwesende Damenwelt zum Widerspruch und erregte den Unwillen einer jungen hübschen Blondine durch religiös freisinnige Äußerungen. . . . „Wie kann man nur so wunderschön spielen und dabei an keinen Gott glauben?“ sagte sie.

„Mein Fräulein“, antwortete Bülow, „woher nehmen Sie an, daß ich an keinen Gott glaube? Vielleicht ist der Gott in meiner Brust derselbe, an den auch Sie glauben; wir nennen ihn nur bei verschiedenen Namen. Der Mensch kann meiner Ansicht nach ohne einen Gott garnicht existieren. Doch jeder Mensch hat seinen Gott“ — und er ging ins Nebenzimmer, holte Goethes „Faust“ heraus, schlug die Stelle auf, in der Gretchen den Faust fragt. „Glaubst du an Gott?“ Und Bülow las laut die Antwort Fausts und betonte die Worte: „Gefühl ist alles!“ „Glauben Sie mir, mein Fräulein“, rief er, das Buch schließend, „wenn ich eine Sonate von Beethoven spiele und dabei etwas fühle, wenn ich durch Töne auf meine Zuhörer wirke und in ihnen Empfindungen erwecke, in solchen Stunden steckt mehr Religion in mir, als in manchem „gläubigen“ Gemüt.“

Bald darauf rüstete sich Bülow zur Abreise; er hatte das Kapellmeisteramt am Hoftheater zu Hannover angenommen. Am Tage vor seinem Abschied begegnete ich ihm in Gesellschaft einiger Freunde auf der Promenade. „Hören Sie doch nur“, rief er mir laut lachend entgegen, „was der Coßmann eben für einen prächtigen Witz gemacht hat; er meinte: „also morgen wird man singen können: „Über allen Gimpeln ist Ruh'!“ . . .“ Ist das nicht köstlich?“

Im Winter darauf erschien ein kleines literarisches Werk, das viel Aufsehen erregte: „Eine Liebesepisode aus dem Leben Lasalles.“ Auch ich hatte die Broschüre gelesen und teilte mit vielen den Wunsch, den Namen der sympathischen jungen Heldin des Romans, der anonymen Schreiberin jener Episode zu erfahren. Sie erwähnt eines genußreichen Abends bei Lasalle, an dem sie mehrere seiner Freunde kennen gelernt, unter andrem die Herren Pritzel, Scherenberg und Bülow. Ich hoffte jetzt durch letzteren zu erfahren, wer die junge Dame gewesen und schrieb Bülow zu dem Zweck. Umgehend erhielt ich folgende Antwort:

„Wohlerzogenheit und Eigenliebe kämpfen einen harten Kampf in mir seit Empfang Ihrer Zeilen: die erste trägt den Sieg davon — ich will Ihnen aufrichtig ein Geheimnis verraten, dessen Entdeckung meinen Ruf vernichten kann. Mein Gedächtnis ist bei weitem nicht so wunderbar, als Fama zu rühmen beliebt. Habe absolut keine Erinnerung mehr an russisches Fräulein nebst dero Vater, die ich einmal mit andern Schriftstellern in meines hochverehrten unglücklichen Freundes Lasalles Hause getroffen haben könne. May be. Wenn ich bei Lasalle war, hatte ich nur Augen und Ohren für den mir so sympathischen, heldenhaften Mann — alle übrigen Anwesenden waren für mich Statisten, Figuranten, Schatten, Tagesgespenster. Agréez mes respects. — Herrn Pritzel und Scherenberg usw. möchten eher Aufschluß geben können.“

In späteren Jahren bin ich Bülow noch zu wiederholten Malen begegnet, und immer war es ein Staunen vor so riesenhafter Begabung und — fast noch mehr — vor so entwickelter und gespannter geistiger Energie, die über eine unausgesetzt nervenzerrüttende Tätigkeit und über einen so zarten Körper den Sieg errang. Bülow war eigentlich nie gesund; es ging ihm zu Zeiten nur „etwas besser“ oder „etwas schlechter“. „Seit 14 Tagen“, sagte er einmal, „übe ich täglich sechs Stunden und das vertiert mich fast bis zum Wohlbefinden.“ . . . .

Und nun sind's schon zehn Jahre her, daß diese Hände ruhen. Nun leidet dieser arme Kopf nicht mehr, nun hat dieses wilde Herz aufgehört zu schlagen und die Saiten dieses edlen Instruments sind zersprungen und stumm. . . .

Vom Krankenlager.

Von
Helene von Engelhardt-Pabst.

I.

Noch nicht.

Das war der Tod. Er stand an meinem Bette,
Das Richtschwert in der Hand;
Mit starren Fingern griff er nach der Kette,
Die Leib und Seele band.
Er zerrt' und rüttelt' an den zarten Ringen,
Mit wütender Gewalt,
Als sollte ächzend jede Fieber springen,
Von seinem Griff umkrallt.

Doch als er hoch das blanke Schwert geschwungen
Zum letzten Angriff, der die Kette bricht,
Da ist von Engelsmund der Ruf erklungen:
„Noch nicht."

Und wie ein fahl und widerstrebend Tagen,
So dämmert's leis' um mich. . .
Die Fänge, die in meine Brust geschlagen,
Sie lockern zögernd sich. . . .
Und leis' und zögernd um mein zuckend Herze
Erschlafft der grause Bann,
Des müden Lebens fast erlosch'ne Kerze
Fängt neu zu glimmen an. . . .

Es barg sein Schwert der Würger in der Scheide,
Sein eis'ger Hauch erstarb um mein Gesicht, —
Er selbst zerrann in Nacht. . . . Wir wußten's beide:
„Noch nicht."

II.

Das war ein himmlisch Wesen,
Das sprach, zu mir gewandt:
„Du darfst noch nicht genesen
Von der Krankheit, Leben genannt.
    Noch muß mit Bangen und Beben
    Dein Herz den Dienst versehn,
    Das Sorgen, Wägen, Streben
    Darf noch nicht stille stehn.
Schlepp' hin für eine Weile
Den Leib, so siech und matt:
Noch fehlt die letzte Zeile
Auf deinem Lebensblatt.
    Doch daß dein Herz ertrage
    Die Bürde seiner Pein,
    Wird dir von Tag zu Tage
    Der Herr die Kraft verleihn.
Bis daß der Geist, — entbunden —,
Den Flug zur Höhe lenkt,
Und ewiges Gesunden
Unsterblich dich umfängt!"

III.

Herbst-Abend.

Im Abendgrau'n ein lindes Flockentreiben. . . .
Ich schau hinaus, wie sich die Dämm'rung senkt. . . .
Ich möchte bleiben, — oder möchte gehen, —
Just wie der Vater es zu fügen denkt. —

Die Teemaschine summt. . . die Kohlen glimmen. . .
Die Wanduhr tickt so sacht . . . die Zeit verrinnt. . . .
Im Nebenzimmer trauter Klänge Stimmen,
Die Jahr um Jahr mit mir verwachsen sind. . . .

Nicht Tod noch Leben will ich mir erflehen, — —
So wunschlos meine Brust . . . das Herz so still. . .
Ich möchte bleiben oder möchte gehen —
Just wie der Herr für mich entscheiden will. —

Literarische Rundschau.



Arthur Luther, Byron—Heine—Leopardi. Drei Vorträge. Moskau 1904. (Leipzig, F. Wagner in Komm.) 114 S.

Die drei Vorträge über Byron, Heine und Leopardi von Arthur Luther geben sich als das, was sie sein wollen, — als eine Belehrung für einen gemischten Zuhörerkreis, der „mehr Interesse und Verständnis, als exakte Kenntnisse mitbrachte.“ Dieser Kreis ist aber überall zu Hause und die Veröffentlichung der Vorträge darum durchaus zu loben, zumal der Erlös der Broschüre einem edlen Zweck dient: er ist für den „Verein der Fürsorge für junge Mädchen in Moskau“ bestimmt.

In seinem Byronvortrage gibt der Verf., nachdem er in der Einleitung seinen Dichter gegen die Angriffe der Philistermoral warm verteidigt, eine gelungene Charakterisierung der Helden des „Lords der Poesie“, die er der besseren Übersicht wegen in drei Gruppen einteilt. Damit ist natürlich nur ein teilweiser Einblick in die „inkommensurable“ Dichtergröße dieses Genius gegeben, dessen „elementare Leidenschaft sich nicht in Ewigkeitsgestalten umgoß, sondern den Schwung der Ewigkeitsgedanken beflügelte.“ (Bleibtreu.) Wer Byron annähernd gerecht werden will, muß ihn uns als den gewaltigsten Gedankendichter der Weltliteratur nahe bringen, der dabei das Haupterfordernis eines [illegible]schöpfers, nämlich elementare Leidenschaft in einem Grade besaß, wie außer ihm nur noch Shakespeare. Er muß ferner zeigen, wie dieser leidenschaftbeflügelten Gedankenfülle eine „Fülle der Gesichte“ an allgemeinen Bildern entsprach, die Byron durchaus zu der Behauptung berechtigte. „Description is my forte.“ Diese Schilderungskunst aber würde nie von so packender Wirkung gewesen sein, wenn, was wieder im einzelnen dargetan werden müßte, Byron nicht ein Formgenie ohne gleichen, „der größte Sprachmeister aller Zeiten“ gewesen wäre.

Eine so gewaltige Vermenschlichung des Begriffs gottbegeisterten Sängertums ließ sich natürlich nicht im Rahmen eines Vortrages erschöpfend behandeln.

und L. mußte sich darauf beschränken, nur einen kleinen Teil des überreichen Materials seinen Hörern und Lesern darzubieten und sie im übrigen auf das Studium Byrons selbst zu verweisen.

Umfassender als Byron ist Giacomo Leopardi behandelt, dessen „Hamletnatur“ uns mit eindringender Klarheit gedeutet wird. Da Leopardi beim großen Publikum noch immer fast ganz unbekannt ist, so wird man diesen Vortrag mit Freuden begrüßen dürfen, in der Hoffnung, daß er viele dazu anregen wird, Paul Heyse's vortreffliche Übersetzung der Leopardischen Schriften zu lesen.

In seinem Heinevortrage versucht Luther eine „Rettung“ des ebenso vergötterten wie verketzerten Dichters, die seinem Herzen gewiß alle Ehre macht. Es ist aber eine undankbare Aufgabe, sich mit dem Menschen Heine zu beschäftigen, und mich dünkt, es würde von ihm viel weniger die Rede sein, wenn er ein arischer Christ wäre. Schließlich geht uns doch nur der Dichter an, den L. offenbar nicht ansteht neben Byron und Leopardi zu stellen, denn sonst hätte er ihn nicht unter diese erlauchten Geister aufgenommen. Warum dringt nun aber die Erkenntnis, daß die ganze Poesie Heines nur eine Scheinpoesie ist, nicht in weitere Kreise, nachdem Männer wie Goedeke, Victor Hehn u. a., nicht aus Judenhaß, sondern aus tiefster Einsicht in das Wesen echter Lyrik, diesen Gedanken ausgesprochen und ein Wolfgang Kirchbach dafür aus den Gedichten Heines selbst den ausführlichsten Beweis geliefert hat? Ich glaube, die Antwort darauf ist nicht schwer zu finden. Wir haben alle in unsern Jugendjahren für Heine geschwärmt, die Klangfülle seiner Verse berauschte uns, die Heineschen Seraphinen umgaukelten unsre Träume, solange wir vom Weibe noch nichts wußten, und sein Witz kitzelte unser Hirn. In den Jahren stofflichen Genießens war er unser Ideal, und wenn wir jetzt immer noch an seiner vermeintlichen Dichtergröße festhalten, so tun wir dies nicht, weil wir ihn noch lesen und genießen, sondern weil mit der Erinnerung an die dichterische Empfindungsfülle unsrer seligen Jugend seine Gestalt eng verbunden ist. Heine war viel zu klug und skrupellos, um nicht zu wissen, wie man populär wird, und er ist unstreitig auch heute noch der populärste Dichter — bei der großen Menge; aber gerade diese Tatsache spricht allein schon gegen seine Dichtergröße, denn wirklich große Dichter sind bei der Nachwelt nie populär, sie haben nur eine mehr oder weniger zahlreiche Gemeinde, die ihnen ergeben ist, sich an ihnen immer wieder erbaut und für Geist und Gemüt aus ihren Werken Nahrung zieht, die das rauhe Leben ihnen nicht zu bieten vermag.

Der Raum gestattet es mir leider nicht, hier ausführlich darzutun, warum Männer, denen es ernst um die heilige Kunst war, den Dichter Heine so niedrig einschätzten, ich möchte aber doch die Heineverehrer auf eine besondere Seite der poetischen Begabung aufmerksam machen und sie bitten, auf diesem Gebiet ihren vergötterten Liebling näher zu prüfen. Ich will in gedrängtester Kürze sagen, was ich meine. Man behauptet mit Recht, den echten Dichter unterscheide vom gewöhnlichen Sterblichen die schärfere, klarere Anschauungskraft. Was wir darunter zu verstehen haben, will ich folgendermaßen deutlich zu machen versuchen:

Im Traum erblicken wir nicht gegenwärtige Naturdinge oft so lebhaft, als ob sie vor uns ständen, während wir im wachen Zustande, so sehr wir uns dazu zwingen, dessen nicht fähig sind. Der echte Dichter aber sieht in den Stunden, da er „vom Arm der Muse emporgetragen“ wird, alle Dinge, die er schildern will, ebenso deutlich, wie wir im Traum, nur daß außerdem noch bei ihm der erwägende und wählende Intellekt mittätig ist, der im Traumzustande bei uns schläft. Daraus folgt, daß seine in Bildern schaffende Phantasie alle Gegenstände, die sie dazu verwendet, immer scharf, klar und unbedingt naturwahr anschaut. Der begabte Dilettant aber, der sich in diesen Traumzustand „bei wachem Augenlicht und regem Mut“, so sehr er es möchte, nicht hineinzwingen kann, vermag darum auch nur verschwommene, meist naturunwahre Bilder zu schaffen. Die Beschaffenheit der angewandten Bilder gibt uns daher schon allein ein untrügliches Merkmal für die Größe des poetischen Talents, das wir beurteilen wollen. Bei Heine finden wir nun zwar vieles, was der Dichter braucht, vor allem ein feines Ohr für den musikalischen Wohllaut unsrer Sprache: er weiß, wie man das germanische Ohr mit dem uralten Zauber der Alliteration und Assonanz zu berauschen vermag, und in seinen Versen ist alles darauf berechnet, diese Klangwirkung auf den höchsten Grad zu steigern; aber die Hauptsache, die zwingende Naturwahrheit der Bilder mißlingt ihm fast immer, eben weil ihm die innere Anschauung, die erst den ganzen Dichter macht, nicht gegeben ist. „Er besitzt“, um mit Wolfgang Kirchbach zu sprechen, „nur die halbe Kunst, nicht die volle, sättigende.“ Den Beweis findet jeder leicht, wenn er die Bilder eines beliebigen ersten Dichters neben die Bilder Heines stellt. Hier nur zur Anleitung ein paar Beispiele:

Goethe: Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekant,
Es war ein herzig's Veilchen.

Heine: Die Veilchen kichern und kosen
Und schaun nach den Sternen empor.

Goethe: Wie prächtig steigt die unvollkommne Scheibe
Des späten Monds mit roter Glut empor.

Heine: An dem Himmel steht der Mond,
Eine Riesenpomeranze.

Der Psalmist häuft bei seinem dichterischen Überreichtum die Ausdrücke, aber er bleibt im Bilde, wenn er sagt: „Herr, mein Fels, meine Burg, mein Erretter, mein Gott!“ Heine aber häuft die Ausdrücke ohne jegliche innere Nötigung und Anschauung in den Versen:

Die Rose, die Lilie, die Taube, die Sonne,
Die liebt' ich einst alle mit Liebeswonne.

Man versuche sich einmal diese Gegenstände nacheinander vorzustellen, und man erkennt, daß man sich in der Tretmühle des nüchternsten Verstandes verirrt hat. Es ist überhaupt viel klügelnder Verstand bei seinen Gedichten, aber das Eine, das not tut und das den Dichter macht, fehlt leider.

Ich habe nur andeuten können, was ich meine, aber vielleicht macht der Leser, der mir nicht glauben will, die Probe, und wenn er dann zu demselben Ergebnis gelangt, so hat er einen Götzen begraben, und das ist immerhin kein kleiner Gewinn.

Den Verf. aber bitte ich, mir diesen kleinen Exkurs freundlichst zu vergeben; ich hätte ihn ihm und mir erspart, wenn er sich nicht in seinem Buch durch die treffliche Art, wie er seine Aufgabe löst, als einen Mann offenbart hätte, der seine Helden mit Herzenswärme und eindringendem Verstand zu ergründen bemüht ist. Eben deshalb hätte ich für den schönen Byronvortrag einen andern Schluß gewünscht, als den nachstehenden: „Childe Harold kehrte in die Heimat zurück – ein stiller Mann. Diese letzte Fahrt des Ruhelosen hat einer unsrer Dichter in Versen geschildert, wie sie zu jener Zeit in Deutschland auch nur er schreiben konnte. Brauche ich ihn noch zu nennen? Es ist Heinrich Heine; er mag heute das letzte Wort behalten.

Eine starke (!) schwarze Barke
Segelt trauervoll dahin.
Die vermummten und verstummten
Leichenhüter sitzen drin.
Toter Dichter, stille liegt er
Mit entblößtem Angesicht;
Seine blauen Augen schauen
Immer noch zum Himmelslicht. . . .“

Auch dieses Gedicht liefert den Beleg für die klanglichen Mätzchen, die Heine anwendet. Wer sieht nicht ein, daß das hier ganz ungehörige Beiwort „stark“ in „eine starke schwarze Barke“ nur dem dreifachen a zuliebe hineingepaßt ist, und so merkwürdig blau kamen mir immer die Augen vor in dem Vers „seine blauen Augen schauen“ rc., so blau, daß ich fürchte, die Farbe ist nicht echt. Kindliche Pietät pflegt ja den Toten stets die Augen zuzudrücken, damit ihr grasser Ausdruck die Andächtigen nicht entsetze, und das wird man füglich auch bei Childe Harold getan haben, bevor man ihn zur letzten Pilgerfahrt rüstete.

Heinr Johannson.

C. Hunnius und **V. Wittrock,** Heimatstimmen. Ein baltisches Jahrbuch (mit Illustrationen). Reval, F. Kluges Verlag. 1904 327 S.

Dieses soeben für den Weihnachtstisch erschienene „Baltische Jahrbuch“ enthält eine Reihe von achtzehn verschiedenen Beiträgen Zwei vor allem heben sich daraus hervor: die trefflichen „Skizzen aus der Wirksamkeit Prof D. Wilhelm Volcks“ von Paul Willigerode, lebendig geschrieben, voll warmer Pietät, sehr ansprechend und dankenswert; und die Tagebuchblätter von V. Wittrock „Eine Fußwanderung mit Schülern durch Livland“, die der Verf. mit einigen Lehrern und Schülern im Sommer 1904 unternommen und die er nun mit Ernst und Humor und mit feinem Verständnis für die innere Bedeutung solcher Exkursionen schildert, so daß man nur wünschen

muß, derartige Schülerfahrten durchs alte liebe Heimatland möchten immer häufiger, regelmäßiger und s. z. s. systematisch ins Werk gesetzt werden; vielleicht ließe sich auch bei uns eine solche Zentralstelle dafür organisieren, wie sie unter andren etwa der schon seit mehreren Jahren sich ganz vortrefflich bewährende „Wandervogel“ in Deutschland bildet. Diese Frage verdiente in Erwägung gezogen zu werden. — Von den übrigen Beiträgen erwähnen wir die von E. Hunnius, von Helene von Engelhardt, von E. Bergmann; auch die Skizze „Die Kunst an Gräbern“ von A. Graß hat einige Beziehung zu unsrem Leben. Dazu kommen noch einige Gedichte von Hunnius, meist Übersetzungen aus dem estnischen und lettischen, und auch aus dem russischen. —

Zu diesen Beiträgen treten nun eine Anzahl andrer (ein Drittel im Ganzen), die nicht eigentlich hierher zu gehören scheinen. Einige Gedichte, von Maurice v. Stern und K. v. Fircks, sind bereits bekannten gedruckten Sammlungen entnommen, was ja wohl bei Zeitschriften gelegentlich gebräuchlich ist, in einem solchen „Jahrbuch“ aber nicht so recht am Platz erscheint. Wenn ferner Artikel wie die über die Kirche zu Wang in Schlesien, über eine Reise auf die Insel Patmos, über den Kölner Dom, über die Bedeutung der Sauberkeit mit den oben genannten zu einem Ganzen vereinigt werden, so versteht man doch nicht recht, warum dieses Ganze dann „Heimatstimmen“ genannt wird. Zwar deutet das einleitende Gedicht von Helene v. Engelhardt an, daß diese „Heimatstimmen“ künden sollen, „was mannigfach dem Sohn der Baltenscholle — Gedankenwelt und Leben offenbart.“ Aber dann müßten doch diese Artikel gerade für unsre baltische Denkweise irgendwie bezeichnend sein. Das sind sie aber nicht. Und so hat man hier doch den unbefriedigenden Eindruck, daß recht heterogene Artikel etwas gewaltsam zu einem Buche vereinigt wurden, nicht aus irgendwelchen inneren Gründen, sondern wie sie eben der Zufall zusammenbrachte und weil man nichts andres zur Hand hatte, um den Band zu füllen. Das ist nun ohne Zweifel ein literarischer Mangel, der aber anderseits freilich nicht unerklärlich erscheint, wenn man — das weiß jeder, der irgendwie damit zu tun hat — an unsre reduzierte literarische Produktionskraft denkt. Der Titel „Jahrbuch“ deutet auf eine periodische Wiederkehr. Ob, was dazu nötig ist, bei uns in ausreichendem Maße, ohne zu mancherlei unnützen Zersplitterungen zu führen, wird aufgebracht werden können? Uns scheint, die Frage sei keineswegs mit Sicherheit zu bejahen. Das „Jahrbuch“ könnte — vielleicht — an die Stelle der mit dem Schluß dieses Jahres endgültig eingehenden „Baltischen Jugendschrift“ treten, müßte dann aber freilich in seinem Inhalt und Charakter sich dem neuen Zwecke anpassen. Vielleicht hätte es als einmal jährlich herausgegebenes Weihnachtsbuch mehr Glück, als die monatlich erscheinende „Jugendschrift“, deren Herausgabe sich bei uns eben doch nicht als durchführbar erwiesen hat. Wir haben, was wir an dem Buche auszusetzen hatten, hier nicht zurückhalten wollen, weil wir an unsre Sachen nicht bloß einen speziell für uns zurechtgemachten Maßstab anzulegen wünschen, und weil wir der Meinung sind, daß der bei uns noch so häufig geübte Brauch, alle einheimischen Publikationen, nur weil sie eben einheimische sind, in herkömmlicher und obligater Weise lediglich zu „beloben“, uns wenig nützt und fördert.

FB.

Dr. Bertram, Baltische Skizzen. 4. vermehrte Aufl. Mit einer Lebensskizze u. dem Portrait des Verf. Reval, Verlag von Franz Kluge. 351 S. Preis 2 Rbl.

Mit wahrem Behagen haben wir sie wieder einmal gelesen, die alten Bertramschen „Baltischen Skizzen", und uns an ihnen erfreut Es sind doch die besten, die wir haben, alles so ganz echt an ihnen, der Ton und die Farbe, der köstliche Humor und dazwischen auch die lachende Satire. Es war ein sehr glücklicher Gedanke des Verlegers, sie aufs neue herauszugeben und durch die auch früher schon wenig bekannt gewordenen Skizzen aus den „Schülerjahren" zu vermehren, sie waren bereits recht selten geworden und von der jüngeren Generation werden vielleicht viele sie noch garnicht einmal kennen. Aber wir glauben, daß alle sie mit Vergnügen lesen werden. — Nur zwei kleine Bemerkungen möchten wir uns gestatten. Die beiden Sagen im Anhang hätten wegbleiben können; sie gehören nicht eigentlich dazu. Und ferner: auf dem Titelblatt wird uns eine „Lebensskizze" des Verf. angekündigt; es stellt sich aber heraus, daß damit bloß eine „biographische Notiz" von knapp neun Zeilen in der Einleitung gemeint ist. Das enttäuscht; eine „Notiz" ist eben doch keine „Lebensskizze". Man hätte hierbei recht wohl etwas ausführlicher sein dürfen.

FB.

Andr. Rostowzeff, Anton Tschechow und die „Dämmerungstrauer" seiner „müden" Menschen. Pbg., G. W. Malachowski. 1905. Preis 40 Kop.

Anton Tschechow, der kürzlich heimgegangene feine Novellist, hat auch in deutschen Leserkreisen die gebührende Beachtung gefunden, und gern wird darum das deutsche Publikum die interessante kleine Broschüre von Rostowzeff entgegennehmen, die dem Andenken des Frühverstorbenen gewidmet ist und dessen dichterische und menschliche Vorzüge ins hellste Licht setzt. Ein Künstlerlos, das nirgends auf der Welt beneidenswert ist, solange die Zuerkennung der Palme nur vom Beifall der großen Menge abhängig gemacht wird, ist in Rußland fast immer tragisch, weil hier die Verhältnisse dem aufstrebenden Talent noch feindlicher entgegentreten, als anderswo. Ein gleichgültiges Publikum, das seinen Tagesbedarf an Lektüre damit deckt, was die wenigen Zeitungen und Zeitschriften ihm zuzuführen belieben, der Zutritt zu diesen nicht von der Stärke des Talents abhängig, sondern von persönlichen Beziehungen zum Herausgeber oder irgend einem einflußreichen Mitarbeiter, die zu gewinnen oft nur auf Kosten einer entwürdigenden Selbsterniedrigung möglich ist, — das sind die Etappen, die der junge Schriftsteller zu bewältigen hat. Dazu, wenn alle diese Schwierigkeiten überstanden sind und das Werk endlich in einem Journal das Licht der Öffentlichkeit erblickt hat, — aus dem feindlichen Lager der Konkurrenz eine maßlos gehässige, unsachliche Kritik, die nur zu oft ihr sensibles Opfer zu Tode hetzt. Diesen Marterweg ist auch Tschechow sein Leben lang gewandelt, und als die Sonne des Ruhmes ihm endlich aufging, war er selbst ein „müder" Mensch geworden, für den der Tod seine Schrecken verloren hatte.

„Wenn unsre Stunde anbrechen sollte, werden wir ruhig sterben und dort, jenseits des Grabes, davon erzählen, daß wir gelitten, geweint, — daß wir es bitter hatten." (Onkel Wanja.)

Für einen Russen beherrscht Rostowzeff die deutsche Sprache vortrefflich. Sein Stil ist fließend, und die Ausdrucksweise, trotz der gehobenen Diktion, meist unanfechtbar. Nur hin und wieder fallen Wendungen auf, die ein Deutscher nicht gebrauchen würde. So läßt sich der nachstehende Satz kaum rechtfertigen: „. . . als die Sonne des Erfolges leuchtend über seinem Haupte aufgegangen, ist er von uns gegangen wie ein zaghafter Gast und schlichter Sänger, von den wimmernden Lauten seiner gesprungenen Saite — überholt." Auch Ausdrücke wie „ferseufes", „angeknaxt", „dummerhaft", „eine plumpe Liebe", „ein reliefes Bild" fallen dem Leser auf, allerdings nur, weil der fesselnde Inhalt die Aufmerksamkeit bis zuletzt in Spannung hält.

Heinr. Johannson.



Neuerschienene Bücher.

Hausrath, Adf., Luthers Leben. 2. Bd. Brln. 504 S. M. 7.

Peabody, Prof. Francis, Die Religion eines Gebildeten. Übers. von E. Müllenhoff. Giessen. 80 S. M. 1,50.

Unsre Kirchenliederdichter. Lebens- u. Charakterbilder. M. e. Einführung von W. Nelle. Hamb. 654 S. M. 8.

Rocholl, D. R., Wie kann d. luther. Kirche dem deutschen Volk erhalten werden? Vortrag. Lpz. 24 S. M. 0,50.

Kerler, A., Christl. Gedanken für die Suchenden unsrer Zeit. Gesammelt. Tübingen. 248 S. M. 2.

Jeremias, Alfr., Monotheistische Strömungen innerhalb der babylonischen Religion. Auf Grund e. Vortrages, geh. auf dem II. internationalen Kongress für Religionsgesch. zu Basel 1904. Lpz. 48 S. M. 0,80.

Die Schriften des Neuen Testaments, neu übers. u. für die Gegenwart erklärt v. Proff. DD. O. Baumgarten, W. Bousset, H. Gunkel u. and. (In 10 Lief.) Göttingen. 1. Lief. 128 S. M. 1.

Hasse, E., Deutsche Politik. I. Bd. Heimatpolitik. 1. Hft. Das Deutsche Reich als Nationalstaat. München. 146 S. M. 3.

Bauer, Dr. L., Der Zug nach der Stadt und die Stadterweiterung. Eine rassenhygienische Studie. Stuttg. 171 S. M. 3,50.

Bohusen, Jul., Wie ich wurde, was ich ward. Nebst and. Stücken aus dem Nachlass des Philosophen hrsg. von R. Louis. München. 274 S. M. 8.

Bölsche, W., Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur. Jena. 348 S. M. 5.

Nitobé, J., Bushido. Die Seele Japans. E. Darstellung des japanischen Geistes. Wien. M. 2,50.

v. Gleichen-Rußwurm, A., Keine Zeit und andre Betrachtungen. Stuttg. 244 S. M. 3.

Schwartz, Dr. H., Der moderne Materialismus als Weltanschauung und Geschichtsprinzip. 5 Vorträge. Lpz. 128 S. M. 2.

Türkheim, Dr. J., Zur Psychologie des Geistes. Tier- und Menschengeist. Lpz. 153 S. M. 3.

Walther, Stadtpfr. Dr. Fr., Der Zusammenhang zwischen Verstandesentwicklung und Religion. Stuttg. 182 S. M. 2.

Hildebrandt, P., Das Spielzeug im Leben des Kindes. Brln. 421 S. mit 93 Abbild. M. 4,50.

Schrempf, Chr., Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtl. Entwicklung. 1. T.: Der junge Goethe. Stuttg. 196 S. M. 2,50.

Fulda, Ludw., Aus der Werkstatt. Studien u. Anregungen. Stuttg. 242 S. M. 3.

Hartmann, J., Schillers Jugendfreunde. Stuttg. 308 S. M. 4.

Kohut, Ad., Friedrich Schiller u. die Frauen. Oldenburg. 311 S. M. 3,50.

Kappstein, Th., Peter Rosegger. Ein Charakterbild. Stuttg. 314 S. M. 5.

Hilprecht, H. V., Die Ausgrabungen in Assyrien u. Babylonien. I. T. Bis zum Auftreten De Sarzecs. Lpz. 208 S. m. 50 Abbild. u. 1 Karte. M. 4.

Kettner, G., Lessings Dramen im Lichte ihrer u. unsrer Zeit. Brln. 511 S. M. 9.

Regener, Dr. E. A., Riccarda Huch. E. Studie. Lpz. 87 S. M. 1,80.

v. Schleinitz, Aus den Papieren der Familie. Mit e. Vorbemerk. von F v Zobeltitz. Brln. 407 S. M. 8.
Emerson, E. W., Ralph Waldo Emerson. Übertr. v. S. v Harbou. Minden. 256 S. M. 3,50.
Lamprecht, Prof. Dr. K., Deutsche Geschichte. Der ganzen Reihe VII Bd., 1 Hälfte, 2 Abt. Neuere Zeit. Zeitalter des individuellen Seelenlebens. Bd. III 1. Hälfte. Freib. i. B. 406 S. M. 6.
Meyer-Benfey, Friedrich Naumann. Seine Entwicklung u. seine Bedeutung f. d. deutsche Bildung der Gegenwart. Göttingen. Vandenhoeck u. Ruprecht. 103 S. M. 2,40.
Steinhausen, G., Gesch. der deutschen Kultur. Lpz. 747 S. m. 205 Abbild. u. 22 Taf. Geb. M. 17.
Krupp, Fr. Alfr., und sein Werk. Braunschweig. 66 S. mit Abbild. und 6 farb. Taf. M. 3,50.
Hansen-Taylor, Marie. Aus zwei Weltteilen. Erinnerungen. Mit Bildn. v. Bayard Taylor u. Marie Hansen-Taylor. Stuttg. 226 S. M. 5.

v. Drygalski, E., Zum Kontinent des eisigen Südens. Deutsche Südpolarexpedition. Fahrten u. Forschungen des „Gauß“ 1901–3. Brln. 668 S. m. 400 Abbild. u. 21 Taf. u. Karten. M. 18.
Nordenskjöld, O., J. G. Andersson, C. A. Larsen und C. Skottsberg, „Antarctic“. Zwei Jahre in Schnee u. Eis am Südpol. Nach d. schwed. Orig. übertr. v. M. Mann. Brln. 2 Bde. 373 u. 411 S. m. 300 Abbild. u. 4 Karten. Geb. M. 12.
Kandt, Rich., Caput Nili. Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils. Brln. 548 S. m. 12 Taf. u. 1 Karte. M. 8.
Biedenkapp, Dr. G., Bahnbrecher des Weltverkehrs. Brln. 242 S. M. 3.

Borchardt, A., Aus dem östlichen Hinterlande der Wolga. (= Berichte über Land- und Forstwirtschaft im Auslande. Mitgeteilt vom auswärtigen Amt. Stück 7.) Brln. 80 S. M. 2.
Oberländer, Im Lande des braunen Bären. Jagd- u. Reisebilder aus Rußland. 382 S. m. 137 Abbild. Geb. M. 16.
Pudor, Dr. H., Das landwirtschaftl. Genossenschaftswesen im Auslande. Bd. I: Das landwirtsch. Genossenschaftswesen in den skandinav. Ländern. Lpz. 153 S. M. 7,50.

Hirsch, Kunst- u. Gewerbesch.-Dir. A., Die Frau in der bildenden Kunst. Ein kunstgeschichtliches Hausbuch. Stuttg. 622 S. mit 330 Abbild. u. 12 Taf. Geb. M. 20.
Münsterberg, Osk., Japanische Kunstgeschichte. Bd. I. Braunschw. 136 S. mit 108 Abbild. u. 14 Taf. M. 9,75.
Cornelius, Peter, Literarische Werke. 1. Gesamtausgabe im Auftrage seiner Familie hrsg. Bd. I (Briefe, Tagebuchblätter, Gelegenheitsgedichte) und III (Aufsätze über Musik und Kunst). Lpz. 799 u. 251 S. M. 8 u. 4.

Baltische Chronik.

September 1903 — September 1904.

1. September. Riga. Auf Veranlassung des Ministeriums des Innern sind den Stadtverordneten vom Stadtamt Fragebogen zugegangen, zur Beantwortung folgender Fragen: Glaubensbekenntnis, Stand, Titel oder Rang, Bildungsgang, Alter, Vermögen (Nettorevenüen des Immobils), ob und wann früher Stadtverordneter gewesen, seit wann in Riga wohnhaft oder ob hier geboren, ob er ein städtisches, ständisches oder landschaftliches Wahlamt bekleidet. — Diese Enquete wird mit der geplanten, für Petersburg bereits durchgeführten Kommunalwahlreform in Verbindung gebracht. („Rig. Tgbl.")

3. September. Die Gemeinden Tammenhof und Randen im Jurjewschen (Dörptschen) Kreise sind zu einer verschmolzen worden. (Balt. Chr. I. 151).

3. September. Reval. Das Stadthaupt macht der Stadtverordnetenversammlung die bemerkenswerte Mitteilung, daß die durch den Tod eines Stadtverordneten entstandene Lücke in der Stadtverordnetenversammlung nicht ausgefüllt werden kann, da die beiden in Frage kommenden Ersatzmänner Heil und Kärp es abgelehnt haben, dieser Stadtverordnetenversammlung beizutreten.

4.—9. September. Mitau. Kurländische Provinzialsynode unter Leitung des Generalsuperintendenten D. Panck, der den Jahresbericht über das äußere und innere Kirchenwesen im kurländischen Konsistorialbezirke erstattete. Ferner referierte P. Grüner-Salgaln über die Kurse für innere Mission, die im Juni des Jahres in der Anstalt Thabor bei Mitau von Pastor Oehlkers aus Deutschland für ca. 60 livländische und kurländische Pastoren gehalten hatte; Propst H. Seesemann hielt einen Vortrag über den Missionsbefehl und die Einsetzung der heiligen Taufe, P. Bernewitz-Neuenburg über den Reli-

gionsunterricht und dessen Programme, P. Dr. A. Bielenstein sprach über Aufgaben und Ziele der lettisch-literarischen Gesellschaft. Über die Konfirmation und die gegenwärtige Konfirmationspraxis handelte P. Kluge-Libau, Propst Gläser über die Konfirmation der Taubstummen. Die Debatten über diese Vorträge, die Erledigung von geschäftlichen Fragen usw., nahm die übrige Zeit der Synode in Anspruch.

5. September. Reval. Ausstellung des Estländischen Gartenbauvereins, die auch aus Livland reichlich beschickt ist und namentlich eine Vereinigung der verschiedenen baltischen Gartenbauvereine zur Entwicklung des Obstbaus anzubahnen verspricht. Die Gründung eines gemeinsamen fachmännischen Preßorgans wird ins Auge gefaßt.

6. September. Beim Volksschullehrerseminar in Wolmar soll ein Versuchsfeld angelegt werden, um die Zöglinge mit der landwirtschaftlichen Praxis bekannt zu machen. Die Leitung des landwirtschaftlichen Unterrichts ist einem Russen Kalinkinski, Absolventen des Nowo-Alexandriaschen landwirtschaftlichen Instituts übertragen worden. („Düna-Ztg.")

7. September. Professor Dr. Friedrich Bienemann † in Straßburg i. E., 65 J. alt.

8. September. Wenden. Für eine öffentliche Bibliothek, die auf Anregung der hiesigen russischen Intelligenz aus Privatmitteln gegründet worden ist und statutenmäßig Bücher in russischer, deutscher, lettischer u. a. Sprachen anzuschaffen hat, war auf wiederholtes nachdrückliches Ansuchen eine Subvention von 150 Rbl. jährlich aus Stadtmitteln bewilligt worden. Es stellt sich nun heraus, das von der Verwaltung im Laufe eines Jahres nur 3—4 deutsche und ein lettisches Buch angeschafft worden sind. („Rig. Rundschau".)

8. September. Reval. Im estländischen landwirtschaftlichen Verein hält Ernst v. Samson einen Vortrag über die in Dänemark und Schweden mit bestem Erfolge eingerichteten Kontrollvereine für Milchvieh und regt ihre Einführung in den baltischen Provinzen an. Der estländische Verein betraut eine Kommission mit der Bearbeitung dieser vielversprechenden Neuerung.

8.—10. September. Reval. Sitzungen des Ritterschaftlichen Ausschusses. U. a. wird eine nichtoffizielle Edition der estländischen Bauerverordnung in Aussicht genommen und die Bearbeitung des Materials dem Sekretär der Landsteuerkommission v. Bodisco übertragen. — Ein Kommissionsentwurf von Regeln für die Beförderung von Passagieren und Estafetten auf den Poststationen Estlands wird approbiert und soll zur Bestätigung vorgestellt werden.

Der Ritterschaftshauptmann wird vom Ausschuß ersucht, durch die Kreisdeputierten und Kirchenvorsteher Daten über die im laufenden Jahre auf dem flachen Lande vorgekommenen Vergehen gegen das Eigentum und die öffentliche Sicherheit einsammeln zu lassen und dem Gouverneur die Organisation von außerordentlichen Sicherheitsmaßregeln sowie eine Kontrolle über den Verkauf von Schußwaffen in Vorschlag zu bringen. Für die Durchführung dieser Maßregeln wird dem Ritterschaftshauptmann ein diskretionärer Kredit aus der Ritterkasse eröffnet.

Die Presse berichtet unausgesetzt von Raub und Diebstählen auf dem Lande. Der Weisenbergsche Kreischef erläßt ein Rundschreiben an die Gemeindeälteſten, in dem ihnen vorgeschrieben wird, Räuber und Brandstifter, die in den Wäldern hausen, eventuell durch Treibjagden einzufangen. Die Pferdebesitzer sind zu verpflichten, ihre Pferde nachts nicht ohne Aufsicht zu lassen, in den Dörfern haben Nachtwächter zu patrouillieren, Landstreicher sind sofort der Polizei zu überweisen. Saumselige Gemeindeälteste sollen keine Medaillen bekommen, eifrigen werden Geldbelohnungen zuerkannt werden. — Diese Anordnungen helfen nicht viel, da nach Angabe estnischer Blätter die Furcht vor der Rache der Verbrecher groß und verbreitet ist.

8. September. Libau. Dem R. Nehring und dem Zahnarzt Naphtal Aronstam ist am 12. August die Herausgabe eines „Libauer Sonntagsblattes" konzessioniert worden. Programm: Nachrichten über Kunst und Wissenschaft, Feuilleton, Lokales und Korrespondenzen, Bekanntmachungen. („Reg.-Anz.")

11. September. Nach den Manövern in Siedlce begeben sich Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin Alexandra Feodorowna mit Ihren Kindern von Skiernewice nach Darmstadt.

13. September. Libau. Der Großfürst-Thronfolger trifft in der Stadt ein und begibt sich sofort zu Schiff weiter nach Kopenhagen.

13. Sept. Frauenburg. Die Stadtdeputierten wählen an Stelle des vom Gouverneur am Anfang des Jahres zum Stadtältesten ernannten Kapeller, für diesen Posten J. Wizinsky, der im Amt bestätigt wird, nachdem der Gouverneur den Rücktritt Kapellers auf dessen Gesuch genehmigt hat.

14. Sept. Der „Rish. Westn." klagte dieser Tage über die klägliche materielle Lage der orthodoxen russischen Kirchenschule und ihrer Lehrer im Gebiet. Der „Postimees" bemerkt zu seinem Referat über diesen Gegenstand lakonisch: „Wir wollen von einem derartigen Artikel nicht weiter reden. Es sei nur bemerkt, daß es sich nicht lohnen würde, über die materielle Ausstattung der russischen orthodoxen Schulen zu klagen, denn sie werden errichtet und werden unterhalten von der Krone." (Nordlivl. Ztg.)

15. September. Die „Rigasche Eparchialzeitung" gibt die Zahl der Übertritte von der lutherischen Kirche zur Prawoslawije im Jahre 1902 für Livland auf 385 an (139 Männer und 246 Frauen); in der ganzen Rigaschen Eparchie seien in demselben Jahre 652 Lutheraner zur Prawoslawije übergetreten. Im Jahre 1901 seien übergetreten in Livland 171 Personen männlichen und 299 weiblichen Geschlechts, zusammen 470, und in der ganzen Eparchie 714 Personen. Der Durchschnitt für beide Jahre (428) sei für Livland als die niedrigste Durchschnittsziffer der Übertritte während des letzten Jahrzehnts anzusehen (s. Balt. Chr. 1903 Juli 17.)

17. September. S. M. der Kaiser weilt als Gast des Kaisers von Österreich in Wien und Schönbrunn, von wo sich die Monarchen zur Jagd nach Mürzsteg begeben. Am 20. reist der Kaiser nach Darmstadt zurück.

17. Sept Oberpahlen. Mißhelligkeiten mit einem Beamten, der sich plötzlich als Vorgesetzten des Ortsältesten entdeckt hat, veranlassen diesen, den Apotheker Leo Naritz, seinen Abschied vom Ehrenamt als Vorsteher des Fleckens zu nehmen, nachdem Oberpahlen in den 19 Jahren seiner Verwaltung eine bemerkenswerte Entwicklung vor sich gebracht hat. Seiner Initiative verdankt der Ort eine Feuerwehr, Straßenpflasterung und Beleuchtung und ein städtisches Schlachthaus, in jungen Jahren hat er sich schon an der Gründung des deutschen Bürgerklubs beteiligt — kurzum den Aufschwung Oberpahlens in kommunaler und sozialer Beziehrung angeregt und mit Rat und Tat gefördert. So durfte er die Einwohner des

Orts im Jahre 1897 veranlassen, um die Verleihung von Stadtrechten an Oberpahlen zu petitionieren, welches Gesuch vom Gouverneur Ssurowzew befürwortet wurde; die definitive Entscheidung steht noch aus. Auch das Polizeiwesen war von Naritz im J. 1897 dahin geregelt worden, daß ein Landpolizist speziell für den Ort auf Kosten der Einwohner angestellt wurde. Diese Einrichtung hat sich allerdings nicht aufrecht erhalten lassen, da der gegenwärtige hiesige Kreischefsgehilfe für gut befunden hat, die Verwendung dieses Polizisten für Ortszwecke, als Marktaufseher, zu verbieten, worauf die Einwohner ihre freiwilligen Zahlungen für ihn gekündigt haben.

Der von der Gouvernementsregierung eingesetzte Nachfolger Naritz' hat bereits nach 3tägiger Amtsführung seinen Abschied genommen und niemand im Ort soll gewillt sein das Ehrenamt unter obwaltenden Umständen anzunehmen. („Nordl. Ztg.")

18. Sept. Der „Fell. Anz." berichtet, daß die hiesige Kreispolizei an eine mit dem Lehrerinnenzeugnis versehene junge Dame, die Privatstunden und Nachhilfeunterricht erteilt, das Ansinnen gestellt habe, sie möge sich schriftlich verpflichten, ohne Genehmigung der „Lehrobrigkeit" fernerhin keinerlei Unterricht zu erteilen. — Die Vorladung in solchen Dingen gehört, wie der „Fell. Anz." richtig bemerkt, eigentlich nicht zu den Kompetenzen der Kreispolizei.

18. Sept. In Kemmern wird eine zweiklassige Ministeriumsschule eröffnet.

18. Sept. Jurjew (Dorpat). Die Stadtverordnetenversammlung lehnt den Antrag Tönissons ab, der Treffnerschen Privatschule eine jährliche Subvention von 500 Rbl. zu gewähren, doch wird Treffner zur Tilgung von Immobiliensteuerrückständen eine einmalige Unterstützung von fast 400 Rbl. gewährt.

19. Sept. Jurjew (Dorpat). Ein Verein „Friedheim" konstituiert sich nach obrigkeitlicher Bestätigung und übernimmt die Weiterführung einer gleichnamigen Heimstätte für unbemittelte und kranke Frauen aus den gebildeten Ständen, die vor 25 Jahren von einer privaten Vereinigung von Damen und Herrn ins

Leben gerufen und als Filiale des „Hilfsvereins" allmählich so weit gebracht worden ist, daß sie jetzt in einem eigenen Steinhause 32 Damen beherbergt.

20. Sept. Einer Deputation der Verwaltung der Kommerzschule des Rigaer Börsenvereins wird vom Verweser des Finanzministeriums eröffnet, daß die Frage des Überganges der Kommerzschulen in ein anderes Ressort fürs erste noch offen bleibe.

Seit dem Rücktritt des Finanzministers Witte wird die Ausscheidung verschiedener Verwaltungszweige aus dem Finanzministerium des öfteren in der Presse diskutiert. Es wurde dabei auch die Vermutung ausgesprochen, daß die Schulen einem neu zu schaffenden und mit der Verwaltung der Handelsschiffahrt und der Häfen verbundenen Handelsministerium unterstellt werden würden.

20. Sept. Zum Vizegouverneur von Kurland wird der Kapitän im Preobrashenskischen Leibgarderegiment Ismail Wladimirowitsch Korostowetz ernannt unter Zuzählung zur Gardeinfanterie und Umbenennung zum Oberstleutnant. Er tritt sein neues Amt in Mitau am 30. September an.

20. Sept. In Windau werden einige Klassen eines Mädchengymnasiums eröffnet.

20. Sept. In Wenden findet eine Versammlung der Gemeindeschreiber des lettischen Teiles von Livland statt, die von 84 Teilnehmern besucht ist. Unter dem Vorsitz des Waidauschen Gemeindeschreibers Berg wurden die Statuten einer gegenseitigen Unterstützungskasse beraten. Die Mehrheit entschied sich für die Statuierung einer obligatorischen Mitgliedschaft und beschloß um Bestätigung eines in diesem Sinne gehaltenen Statuts nachzusuchen, das sich auf die Kreise Riga, Wolmar, Wenden und Walk beziehen soll.

20.—25. Sept. In Riga findet der II. Kongreß russischer Gartenbauer statt, bei dem die Rigasche Abteilung der Kais. russ. Gartenbaugesellschaft, der hauptsächlich Letten angehören, die Honneurs macht. Präsident des Kongresses ist Professor Gobi aus Petersburg. Der Kongreß, der nicht sehr zahlreich besucht ist, ca. 50 Teilnehmer, beschäftigt sich, abgesehen von einigen Vorträgen, mit der Besichtigung der Rigaschen Gärtnereien und der im Wöhrmannschen Park veranstalteten Gartenbauausstellung.

23. Sept. In Walk gelangt vor einer auswärtigen Sitzung der Kriminalabteilung des Rigaschen Bezirksgerichts hinter geschlossenen Türen ein Kriminalprozeß gegen den früheren Pastor Ad. Plamsch zu Marienburg zur Verhandlung. Die Anklage stützte sich auf Art. 192 und 194 des Strafgesetzbuches — Konfirmation und Annahme zum Abendmahl einer von der orthodoxen Kirche reklamierten Person. Pastor Plamsch wurde zur Remotion vom Amt verurteilt, das Urteil wird aber durch ein gleichlautendes vom 17. Okt. 1902 absorbiert.

23. Sept. Walk. Stadtverordnetenversammlung. Während jeder Stadtverordnete den neuen Marktplatz bei seinem Immobil haben will (s. Balt. Chr. 1903 Mai 23), protestiert jetzt wieder jeder Vertreter des gemeinen Wohles dagegen, daß die öffentliche Retirade, deren Bau bereits beschlossen und vergeben worden ist, in der Nähe seines Hauses errichtet werde, was sehr begreiflich erscheint, da eine Retirade ohne Wasserleitung und Kanalisation die ganze Umgegend verpesten muß. Eine Einigung läßt sich nicht erzielen und es kommt zu dem Verlegenheitsbeschluß, dem Stadtamt die Bestimmung des Platzes zu überlassen.

24. Sept. Riga. Nach dem Rechenschaftsbericht des Theaterkomitees der Großen Gilde beträgt das Defizit des Stadttheaters pro 1902/3 30,364 Rbl. und die Garanten werden zu seiner Deckung mit 72 pCt. ihrer Garantiezeichnungen herangezogen. Seit der Saison 1894/95, wo die Reichstrauer einen großen Ausfall der Einnahmen verursachte, hat das Defizit eine derartige Höhe nicht erreicht; in den beiden Vorjahren betrug es nach einander 12,000 und 22,000. Rbl.

Im Hinblick auf dieses finanzielle Resultat des deutschen Theaters und auf einen günstigen Kassaabschluß, den das russische Theater publiziert, registriert „Ein Bürger Rigas" in der „Düna-Ztg." folgende russischen Preßstimmen:

Die „Nowoje Wremja" schreibt: „Die russische Bevölkerung Rigas allein konnte dem russischen Theater natürlich nicht so große Einnahmen bringen, das Theater wurde aber eifrig auch von den andern Einwohnern Rigas besucht. Dieses Faktum ist besonders erfreulich und bedeutsam, da es vom Wachstum des russischen kulturellen Einflusses in Riga Zeugnis ablegt."

Die „Moskowskija Wedomosti" schreiben über dasselbe Thema: „In der verflossenen Saison bestanden die Besucher zur Hälfte aus Deutschen, Letten, Hebräern, Polen; von den Deutschen waren es natürlich nicht die sogenannten Liberalen."

Daß das russische Theater „reichlich" von Deutschen besucht worden ist, läßt sich nach diesen tendenziösen Preßstimmen nicht als festgestellt ansehen, eine im alten Riga sehr versierte Persönlichkeit, die ex officio das russische Theater zu besuchen hat, behauptet sogar, daß sie dort nie ein „bekanntes Gesicht" gesehen habe, es darf auch nicht außer acht gelassen werden, daß beide Theater mit einem quantitativ und qualitativ sehr verschiedenen Personal arbeiten, — und dennoch ist die Mahnung des „Bürgers Rigas" sehr am Platz: „Aus vieler Munde ist in letzter Zeit der Ausspruch gehört worden. Kunst ist international. Dieser Ausspruch ist eine Phrase. International ist der abstrakte Verstand und was aus ihm hervorgeht, z. B. Logarithmen, Logik, Mechanik. National ist die Empfindung, denn sie quillt aus dem Blut und aus der Rasse. Die Kunst, als Ausdruck und Niederschlag des Empfindungslebens, ist das nationalste, was es gibt. Aber freilich, Blut und Farbe sind nicht jedermanns Sache."

25. Sept. Die Redaktion des „Rishski Westnik" wird mit Genehmigung der Oberpreßverwaltung dem erbl. Ehrenbürger Iwan Isidorowitsch Wyssotzki übertragen.

25. Sept. In dem bekannten Kriminalprozeß des Herrn v. Stryk-Tignitz gegen den Sakala-Redakteur Ado Peet wegen Verleumdung (der Kläger war in der „Sakala" der Anwendung eines zwiefachen Zollmaßes bei der Anfuhr und beim Verkauf von Balken bezichtigt worden) wurde das für Peet auf $1^1/_2$ Monate lautende Urteil des Rigaschen Bezirksgerichts vom St. Petersburger Appellhof bestätigt, vom Senat aber kassiert. Am 21. August ist Peet, wie die „Sakala" mitteilt, nach einer neuen Verhandlung vom Appellhof auf Grund des Art. 771 Pkt. 1 der Krim. Proz.-Ordnung freigesprochen worden.

25. Sept. In Riga finden unter dem Vorsitz des Volksschulendirektors Wiljew, in besonders wichtigen Fragen unter der Leitung des Kurators, Konferenzen in Volksschulangelegenheiten statt, an denen 4 Inspektoren aus Livland und je einer aus Kurland und Estland teilnehmen. Hauptsächlich wird das Programm der Volksschulen einer Durchsicht unterzogen, wobei für notwendig erkannt wird, den Kursus der Volksschule auf dem Lande bis auf 4 Winter und den der Elementarschule in den Städten bis auf 4 Jahre zu ver-

längern, da man nur dann einigen Nutzen von dem Unterricht der fremdstämmigen Kinder in russischer Sprache erwarten könne. Um die Reichssprache den fremdstämmigen Kindern beibringen zu können, sollen die Programme in einigen Stücken gekürzt werden und nur das Allernotwendigste berücksichtigt werden. — Die Unterrichtserfolge in den lutherischen Gemeindeschulen ferner sollen so weit gesteigert werden, daß die Kinder aus ihnen in die dritte Klasse der drei und vierklassigen Stadtschulen übergehen können. — Die Ausarbeitung der neuen Programme wird den Teilnehmern der Konferenz aufgetragen. („Rish. Westn.")

27 Sept Darüber, daß die deutsche Sprache in den Konsistorien, auf Synoden und in Kirchenkonventen der lutherischen Kirche die offizielle ist, beklagt sich die „Rig Aw." und plaidiert für Gleichberechtigung des Estnischen und Lettischen mit dem Deutschen. Dieses Gegenstandes bemächtigt sich der „Rish. Westn." und findet das Verlangen des lettischen Blattes „äußerst natürlich und gerecht", fügt aber hinzu. „Unsres Erachtens wäre es am allergerechtesten, wenn man ohne unnütze Übergange, zugleich mit einer Reorganisation der allgemeinen Struktur der veralteten Kirchenadministration es den Konsistorien und Gemeinden zur Pflicht machen würde, ihre ganze offizielle Korrespondenz und ihre Bücher in derjenigen Sprache zu führen, die schon sowohl in der Volksmasse als auch in allen Regierungs- und kommunalen Institutionen des Gebiets eine weite Anwendung findet, d h. in der Reichssprache."

Die Kirchenbücher müssen bereits russisch geführt werden, ebenso die Korrespondenz mit Kronsbehörden, eine weitere Ausdehnung der Anwendung der russischen Sprache im geschäftlichen und internen Verkehr der lutherischen Kirche ist nie von der Regierung intendiert worden; wie wenig begründet oder gar notwendig eine solche Ausdehnung wäre, entgeht wohl nur dem allerunwissendsten — oder allerungerechtesten „Rish. Westn.".

28. Sept. Im Blödenheim Marienhof bei Fellin wird ein neuerrichtetes steinernes Frauenhaus für 55 Pfleglinge durch den Generalsuperintendenten Oehrn geweiht. Die Anstalt ist dadurch in die Lage versetzt 100 männliche und weibliche Pfleglinge zu beherbergen. Die Mittel zum Bau sind überraschend schnell durch reiche Gaben der Gönner der Anstalt zusammengekommen. Als vor Jahresfrist der Bau, der auf 17,000 Rbl. veranschlagt worden war, beschlossen wurde, standen 3000 Rbl. für ihn zur Verfügung; nach seiner nunmehrigen Vollendung verbleibt dem Institut Marienhof nach

Bestreitung aller Bau- und Einrichtungskosten aus den Spenden für das Frauenhaus noch ein Kapital von 7000 Rbl., dessen Zinsen reiche Früchte tragen dürften.

28. Sept. Die Kürzung des Programms für die Ausarbeitung der Materialien der allgemeinen Volkszählung vom J. 1897, von der gerüchtweise bereits die Rede gewesen war, bewahrheitet sich. In den eben – nach mehr als 6 Jahren — erscheinenden Lieferungen über die Gouvernements Pensa und Kaluga wird mitgeteilt, daß die im Januar 1902 niedergesetzte besondere Kommission befunden hat, das vom statistischen Zentralkomitee ausgearbeitete Programm sei im Verhältnis zu den für die Volkszählung angewiesenen Mitteln zu umfangreich. Die Kommission hat es daher gekürzt und 52 Tabellen entworfen, nach denen das Material nun bearbeitet wird. Es werden nun keine Unterschiede zwischen ständig und zeitweilig anwesenden Personen, zwischen russischen und ausländischen Untertanen gemacht werden, usw.

Da die ganze Zählung jetzt nur noch einen stark reduzierten Wert hat, ist diese Anordnung wohl auch das beste, was geschehen konnte.

28. Sept. Mit der Aufsicht über den Geschichtsunterricht in sämmtlichen mittleren Lehranstalten des Rigaschen Lehrbezirks wird ein Professor Jassinski von der Jurjewschen Universität beauftragt.

29. Sept. Windau. Der Kurator des Lehrbezirks hat auf die Bitte vieler Einwohner der Stadt um seine Verwendung für Weiterbewilligung der Subvention an die einzige Privatknabenschule in Windau (Balt. Chr. 1903 Juli 1) geantwortet, es stehe nicht in seiner Macht der Stadtverordnetenversammlung die Weiterzahlung der Subvention aufzuerlegen, er verspricht aber die Eröffnung einer Realschule im nächsten Jahr.

30. Sept. Riga. Das Akziseressort beabsichtigt die Zahl der Konzessionen von Trakteuranstalten mit dem Recht zum Verkauf von starken Getränken um 13 zu vermehren und die Zahl der Bierbuden dementsprechend zu verringern, da die ersteren für eine so volkreiche Stadt wie Riga zu wenig zahlreich seien. (Rig. Tagebl.)

30. Sept. Die Festung Libau ist auf einen Beschluß des Militärkonseils vom 6. März 1903 aus einer zweitklassigen zu einer Festung ersten Ranges erhoben worden. (Gesetzsammlung.)

1. Oktober. In St. Petersburg findet die Jahresversammlung der Baltischen Bratstwo statt unter dem Vorsitz des Vizepräsidenten Geheimrats Jewreinow. Nach seinem Bericht

beträgt die orthodoxe Bevölkerung der Rigaschen Eparchie 278,000 Seelen und hat sich gegen das Vorjahr um 1500 vermehrt. Sie verteilt sich auf 198 Kirchspiele, von denen 25 rein russisch sind, 32 russisch-lettisch oder russisch-estnisch, 50 lettisch und 90 estnisch, — ein Kirchspiel, das auf der Insel Worms, ist schwedisch. Die Zahl der griechisch-orthodoxen Kirchen beläuft sich auf 249, die von 243 Priestern, 32 etatmäßigen Diakonen und 390 Psalmensängern bedient werden. Die Priester erhalten 1300 Rbl., die Diakone je 550 Rbl., die Psalmensänger je 250—300 Rbl jährlich; außerdem nutzt die Geistlichkeit Landstücke verschiedener Größe und hat an vielen Stellen freie Wohnung. „Dafür sind aber auch die Aufgaben der hiesigen Geistlichkeit besonders schwierig: sie muß außer dem Gottesdienst in der Kirche sich auf der Höhe geistlicher Bildung halten, auf einer Stufe mit der gebildeten andersgläubigen Geistlichkeit, und unmittelbaren Anteil am Volksschulunterricht nehmen." Im Besitz der Bratstwo befanden sich am 1. Jan. 1902 236,547 Rbl.; im Laufe des Jahres kamen hinzu 18,327 Rbl. und wurden ausgegeben 16,215 Rbl., so daß zum 1. Jan. 1903 238,659 Rbl. verblieben.

Die Lage der griechisch-orthodoxen Bevölkerung im Gebiet glaubt Herr Jewreinow folgendermaßen schildern zu können: „Unsre fremdstämmigen Glaubensgenossen sind hier landlose Bauern. Bei der größten Arbeitsamkeit können sie sich mehr oder weniger erträglich nur außerhalb der Grenzen des baltischen Gebiets einrichten, denn hier sind die Gutsbesitzer Lutheraner und sie geben ihr Land lieber ihren Glaubensgenossen zur Bearbeitung, den Orthodoxen bleibt daher nichts übrig als Tagelöhnerei und Wandergewerbe Rings um sie aber breitet sich bei den Andersgläubigen eine von altersher konsolidierte behaglichere Existenz aus."

Die Quellen für diese Schilderung gibt Herr Jewreinow nicht an.

Eingehend berichtet der Vorsitzende über den Bau des estnischen Hospizes in Petersburg, der rüstig fortgeschritten sei.

2. Okt. Vor dem Bezirksgericht in Riga wird der Prozeß gegen die Marienburgschen Brandstifter Sahlit, Wijup und Strads verhandelt. Den Vorsitz nimmt der Vizepräsident des Bezirksgerichts, Lebedinski, ein, als Richter fungieren ferner die Glieder desselben Gerichts, Kudrjawzew und Anissimow. Die Anklage vertritt der Prokureur Hesse.

Die Anklageschrift legt den Sachverhalt ungefähr folgendermaßen dar: Im Frühjahr 1902 war der Pastor des Marienburgschen Kirchspiels im Walkschen Kreise, Adolf Plamsch, durch gerichtliches Urteil auf 3 Jahre vom Amt entfernt worden. Nach seinem Abgang erwartete die Gemeinde, daß der Besitzer von Schloß Marienburg, Baron Konrad v. Vietinghoff-Scheel, sein Patronatsrecht nicht in vollem Umfang ausnutzen, sondern auch nach der Meinung der Konventsdelegierten fragen werde. Indessen berief Baron Vietinghoff im Juli ohne Besprechung mit den Konventsdelegierten den Pastor J. Walter aus Ermes zum Prediger in Marienburg und forderte ihn auf, seine Präsentationspredigt zu halten. Damit war die lettische Gemeinde nicht zufrieden und eine beträchtliche Zahl von Gemeindegliedern verließ, als Pastor Walter am Tage der Präsentationspredigt am Altar erschien, demonstrativ die Kirche. Zu solchem Vorgehen war durch Anschläge an den Wegen zur Kirche aufgefordert worden. Weitere Störungen des Gottesdienstes fielen nicht vor. Nach dem Gottesdienst fragte Baron Vietinghoff die Delegierten, ob sie triftige Gründe gegen die Persönlichkeit P. Walters anführen könnten. Da das von ihnen Vorgebrachte Baron Vietinghoff unwesentlich erschien, stellte er Pastor Walter zur Bestätigung im Amt vor, die ordnungsgemäß erfolgte. Die von Baron Vietinghoff den Delegierten gegenüber angeblich gebrauchte und in der Gemeinde kolportierte Wendung: „Wie die Herde nicht zu wissen braucht, was für einen Hund sie bekommen wird, so braucht auch die Gemeinde nicht zu wissen, wen sie zum Pastor bekommt", brachte die Gemeinde sehr auf und es wurde eine Masse von Kollektivgesuchen um Entfernung Walters vom Amt eingereicht, aber ohne Erfolg. Als Walter im Oktober nach Marienburg übersiedelte, stieg die Erregung so, daß viele Gemeindeglieder ihre Arbeit liegen ließen und zusammentraten, um über Maßnahmen zur Entfernung des unbeliebten Pastors zu beraten. Bald darauf begann eine Reihe von Feuerschäden, die nur auf Brandstiftung zurückzuführen waren, an Gebäuden, die dem Baron Vietinghoff oder zum Pastorat gehörten. Am 12. November wurden der Pferdestall und das Strohdach des Kellers des Pastorats in Brand gesteckt, doch gelang es das Feuer noch rechtzeitig zu unterdrücken. Am 18. Nov. brannte eine Kleescheune Baron Vietinghoffs nieder, und am 29. November eine zweite ihm gehörige Klee- und Heuscheune; am 3. Dezember wurde Baron Vietinghoff ein Heuschober angesteckt und am selben Tage brannte dem

Pastoratspächter Singis einer nieder. Am 11. Dezember ging eine auf einer Insel im Marienburgschen See stehende Heuscheune Baron Vietinghoffs in Flammen auf und am Abend des 12. Dezembers die dem Kirchspiel gehörende Kapelle auf dem Friedhof. Bänke, Bahren, Bücher und andere Gegenstände waren vorher aus der Kapelle herausgetragen. Am 7 Januar 1903 brach auf dem Heuboden eines beim Kruge im Flecken Marienburg liegenden Speichers, der dem Baron Vietinghoff gehört, Feuer aus, welches das Speicherdach zerstörte Am 9. Januar brannte ein Heuschober ab, der zu gleichen Teilen Baron Vietinghoff und dem Glöckner Otto Kahzin gehörte. Am 11. Januar fand man Spuren versuchter Brandstiftung in einer Pastoratsscheune, und am 13. brannte eine Pastoratsriege nieder, in der sich eine Flachsbrechmaschine und Getreide des Pastoratspächters Singis befanden. In der Nacht auf den 24. März endlich wurde ein zweietagiges großes Wohnhaus des Barons V., das sog. „alte Schloß" angesteckt und brannte bis auf den Grund nieder. In diesem Hause wohnten der Bauerkommissar Malama, der Kreischefsgehilfe Locher, der Anwalt v. Sehrwald und einige Polizeibeamte, die sich zum Teil nur mit Mühe aus dem brennenden Gebäude retten konnten.

Während dieser ganzen Zeit erhielten Baron Vietinghoff und Pastor Walter anonyme Drohbriefe, die die Entfernung des Pastors forderten und ihr Leben bedrohten, falls der Pastor Marienburg nicht baldigst verlasse; solche Droh- und Warnbriefe wurden auch an den Kreischefsgehilfen Locher, den Arzt Dr. Raue, den Kutscher und den Wächter des Pastorats gerichtet.

Die Recherchen nach den Brandstiftern blieben anfangs resultatlos, da die lettische Bevölkerung zu einem großen Teil Schadenfreude bei den Brandschaden empfand und über die Tollkühnen entzückt war, die sich um der öffentlichen Interessen des Kirchspiels willen zur Brandstiftung entschlossen hätten. Erst später, als in den anonymen Briefen und vom Volksmunde angedeutet wurde, daß die Brandstiftungen von einer geheimen Gesellschaft ausgeführt wurden, begann die Polizei die Lebensweise und Führung der in Marienburg lebenden verdächtigen Personen schärfer zu überwachen. Insbesondere lenkte die Aufmerksamkeit ein Photograph Sahlit auf sich. Er hatte vier Jahre seinen Beruf am Ort friedlich ausgeübt. Im Frühjahr 1902 hatte er angefangen, ihn zu vernachlässigen und seit dem Herbst beschäftigte er sich garnicht mehr mit Photographieren. In

seiner Wohnung versammelten sich verdächtige Personen, tranken dort und blieben manchmal bis spät in die Nacht. Besonders befreundete sich Sahlit mit den Bauern Julius Strads und August Wijup, mit denen er häufig insgeheim verhandelte. Strads nächtigte oft bei ihm, war immer zuerst bei allen Feuerschäden am Platz und agitierte dann besonders eifrig. Alles das veranlaßte den Chef der Rigaschen Detektivpolizei Koschko, der die Nachforschungen leitete, Haussuchungen bei Sahlit, Strads und Wijup vorzunehmen; bei Sahlit wurde u. a. ein falscher Bart, eine Perrücke und zwei Briefe gefunden, von denen der eine die Adresse: „Herrn Walter in Marienburg. Pastorat" trug. Bei Strads fand man u. a. ein lettisches Zeitungsblatt mit der Aufschrift: „Wer für Walter arbeitet, wird seine Vergeltung erhalten."

Sahlit, Strads und Wijup wurden verhaftet und nach Riga gebracht. Bei dem Verhör in der Detektivpolizei und vor dem Untersuchungsrichter erklärte Strads, daß er Brandstiftungen nicht selbst ausgeführt habe, daß ihm aber Sahlit einst bekannt habe, er und Wijup hätten sie begangen, was ihm auch Wijup selbst bestätigt habe. Sahlit gestand beim Verhör vor der Polizei und bei der ersten Befragung durch den Untersuchungsrichter ein, sämtliche Brandstiftungen begangen zu haben, bis auf die im alten Schloß. Er gab dazu folgende Erklärungen: Als Pastor Walter trotz der darauf gerichteten Gesuche und trotz der Drohungen Marienburg nicht verließ, so beschlossen er und Wijup, ihn durch Brandstiftungen zu vertreiben. Nach jedem Brande warteten sie, ob Pastor Walter nicht gehe, und da er immer noch geblieben wäre, schritten sie zu weiteren Brandlegungen. Am 11. Dezember sei Strads zu ihm gekommen und hätte die ihm damals noch unbekannten Brandstifter sehr gerühmt. Das veranlaßte Sahlit, sich ihm zu entdecken und ihn zur Teilnahme an ihrer Kompanie aufzufordern. Strads hätte darauf Stillschweigen gelobt und sich ihnen bei weiteren Brandstiftungen angeschlossen. Sahlit beschrieb genau die Ausführung der von ihnen unternommenen Brandstiftungen. Den Heuschober des Singis hätten sie angesteckt in der Meinung, er gehöre dem Pastor; aus der Kapelle hätten sie vorher das Inventar entfernt, um die Gemeinde nicht zu schädigen, sie hätten auch die Glocke retten wollen, das sei aber nicht gelungen. Sie benutzten zu den Brandlegungen Zündschnüre und Holzschwamm, der langsam glüht, und ihnen dadurch möglich machten, vor dem Ausbruch des Feuers schon wieder weit weg zu sein. Sahlit gab die

Stelle an, wo sie von einer alten Birke einen Schwamm genommen hätten, und man fand in der Tat an der angegebenen Stelle die Spur des abgerissenen Schwammes. Bei einer zweiten Befragung beim Untersuchungsrichter zog Sahlit sein Geständnis zurück und erklärte, es unter dem Eindruck von Schlägen abgelegt zu haben, die er in der Detektivpolizei erhalten habe. – Wijup bekannte sich stets für unschuldig und gab nur zu, daß Sahlit und Strads ihn bewegen wollten, die Pastoratoriege anzuzünden, er hätte sich aber geweigert. Die Handschriftenvergleichung hat ergeben, daß die anonymen Briefe von den Angeklagten geschrieben worden sind; Sahlit und Strads bekannten sich auch zu einigen von ihnen.

Auf diesen Tatbestand wurde gegen den Bauer der Kaganowschen Wolost des Ostrowschen Kreises (Gouv. Pleskau) Alexander Sahlit, 32 J. alt, gegen den Bauer der Malupschen Gemeinde des Walkschen Kreises Julius Strads (alias Strasd) 22 J. alt, und gegen den Bauer der Marienburgschen Gemeinde desselben Kreises August Wijup, 32 J. alt, auf Grund der Art. 924 Teil 1, 927, 1606, 1607, 1609, 1610 Teil 3 und 1614 des Strafgesetzbuchs Anklage erhoben. — So weit die Anklageschrift.

Zur Verhandlung waren 85 Zeugen und zwei Experten zitiert; 4 Zeugen waren nicht erschienen, doch erachtete das Gericht ihr Fehlen nicht für wichtig genug, um deshalb die Verhandlungen aufzuschieben.

Im Zeugenverhör ergänzte und korrigierte Baron Vietinghoff die Anklageschrift dahin, daß er vor der Berufung Pastor Walters sämtliche Kirchenvormünder zu sich berufen hätte, um sie mit seiner Absicht bekannt zu machen und um sich durch sie über die Stimmung der Gemeinde dem in Aussicht genommenen Prediger gegenüber zu orientieren. Nach der Präsentationspredigt seien die Kirchenvormünder bei ihm erschienen und hätten ihm mitgeteilt, daß Pastor Walter der Gemeinde „nicht gefalle". Als Grund für die Zurückweisung eines Pastors habe er das „Nichtgefallen" unmöglich gelten lassen können und infolgedessen den Pastor voziert, den der frühere Pastor Plamsch als seinen geeignetesten Nachfolger in Vorschlag gebracht hatte. Erst kurz vor dem Ausgang der Vokation erschienen 3 Gemeindeglieder vor dem Zeugen und meinten, Pastor W. beherrsche die lettische Sprache nicht genügend, und noch später, nach erfolgter Vokation, sind nicht die Konventsdelegierten, sondern einige Kirchenvormünder zu ihm gekommen und haben ihn gebeten, von der Vozierung Walters

abzuziehen, da er schwächlich und kurzsichtig sei, eine schwache Stimme habe und das Lettische schlecht beherrsche. Sie schlugen für das Amt vor den Bruder des removierten Predigers, Pastor Arthur Plamsch, und den früheren Adjunkten des Pastors, Giemis. — Das niedergebrannte Eigentum des Zeugen war versichert, einen Schaden erlitt er aber insofern, als Ersatz für das vernichtete Viehfutter im Winter auch für Geld schwer zu beschaffen ist. Über die Veranlassung zu den Brandstiftungen sprach sich Baron Vietinghoff dahin aus, daß die Leute der Umgegend nicht nur wegen der Berufung Pastor Walters auf ihn erbittert gewesen wären. Er hätte anonyme Schmähbriefe auch in anderen Angelegenheiten als der des Pastors erhalten. Am 23. April habe er Marienburg verpachtet und sich nur zwei Hoflagen vorbehalten. Seit der Verhaftung Sahlits, Strads und Wijups habe es nicht mehr gebrannt, bis am 24. Juli d. J. fast gleichzeitig vier Heuschober auf einer der Hoflagen, die er behalten hatte, in Flammen aufgingen; damals seien gerade die Zitationen der Zeugen in der vorliegenden Klagesache aus dem Bezirksgericht ergangen.

Pastor Walter sagte aus, daß er nach der Berufung nach Marienburg einen von 8 Kirchenvormündern — im ganzen gebe es 33 — unterzeichneten Brief erhalten habe, in dem gesagt wurde, daß die Gemeinde ihn nicht zum Pastor haben wolle. Befragt nach den Ursachen dieser Stimmung in der Gemeinde, vergewisserte sich Pastor Walter zunächst dessen, daß er für seine Aussage nicht zur Rechenschaft gezogen werden könne, und erklärte dann, die Marienburgschen seien sittlich verkommene Leute, faul, Trinker und diebisch. (In der „Düna Zeitung" (Nr. 242 vom 25. Okt. 1903) erklärt Pastor Walter u. a., diese harte Beurteilung beziehe sich speziell auf die Leute im Flecken Marienburg und selbstverständlich nicht in dem Sinne, daß alle ohne Ausnahme verkommen, faul, Trinker und Diebe wären. Der Satz könne nur so verstanden werden, daß diese Fehler im Flecken Marienburg in besonders hohem Grade herrschen, und dem sei leider so.) Der frühere Besitzer von Marienburg wäre ein nachsichtiger Herr gewesen und hätte zugelassen, daß man ihn in Kleinigkeiten bestahl. Der jetzige Besitzer sehe den Leuten strenger auf die Finger, wodurch er sich Feinde in Marienburg und der Umgegend gemacht habe. Außerdem habe in der letzten Zeit in lettischen Zeitungen und Vereinen eine Agitation gegen das Patronatsrecht begonnen. Im Grunde sei die Auflehnung der lettischen Gemeindeglieder gegen

Baron Vietinghoff und ihn auf nationale Hetzerei zurückzuführen. Es handele sich nicht sowohl um eine einzelne Person als um das Patronatsrecht im Allgemeinen, gegen das die Letten in ganz Livland opponieren.

Die übrigen Zeugen bestätigten im Allgemeinen die in der Anklageschrift angeführten Momente. In der referierenden Presse wird eine Aussage des Kirchenvormunds Peter Zerrin besonders hervorgehoben. Zerrin will mit 5 andern Vormündern zum Patron gekommen sein und ihm erklärt haben, die Gemeinde wolle Pastor Walter nicht. Baron Vietinghoff hätte ihre Einwände gebilligt und versprochen, einen andern Kandidaten für das Predigtamt zu suchen. Nichtsdestoweniger hätte Baron Vietinghoff Pastor Walter zur Bestätigung vorgestellt*. Die Proklamation gegen Walter habe er, Zerrin, selbst geschrieben und mit Hilfe seines Knechtes und andrer Personen öffentlich angeschlagen.

Der Angeklagte Sahlit sagte aus, er wäre in der Detektivabteilung so unmenschlich gequält worden, daß er bereits zum Selbstmord entschlossen gewesen wäre; dann hätte er sich aber doch entschieden, alles zu gestehen, was man von ihm haben wollte, um dem Tode zu entgehen, mit dem man ihn bedrohte. Er wäre Gehilfe des Brandmeisters der Marienburgschen Feuerwehr gewesen, wäre auf allen Feuerschäden zugegen gewesen und hätte sie daher genau beschreiben können. Tatsächlich wisse er aber nichts von den Brandstiftungen.

Das Zeugenverhör erwies überzeugend, daß die Angabe Sahlits, er sei durch Mißhandlungen in der Detektivabteilung in Riga zu einem falschen Geständnis gebracht worden, unwahr sei. Sahlit hat, wie er selbst zugeben mußte, vor seiner Überführung aus dem Polizeiarrest ins Gouvernementsgefängnis den Chef der Detektivpolizei um Nachweisung eines Verteidigers und andere Gefälligkeiten gebeten, was er doch sicher nicht getan hätte, wenn er kein Vertrauen zu ihm gefaßt hätte. Ins Gefängnislazarett sind die Angeklagten nicht, wie sie angeben, wegen ihnen

---

*) Die Aussage Zerrins ist bemerkenswert für die Form, in der die der Vokation Pastor Walters vorausgegangenen Verhandlungen (s. oben die Aussagen von Baron Vietinghoff) in der Gemeinde verbreitet worden waren. Die Glaubwürdigkeit Zerrins im Allgemeinen erwies sich übrigens im Verlauf des Zeugenverhörs als recht zweifelhaft; der Zeuge Dr. Neumann behauptete, Zerrin habe ihn gebeten, vor dem Untersuchungsrichter günstiger für Sahlit auszusagen, als vor dem Kreischefsgehilfen. Zerrin stellte das zwar in Abrede, doch blieb Dr. Neumann strikt bei seiner Aussage.

angeblich zugefügter Schläge gebracht worden, sondern erst nach fast vierwöchentlichem Aufenthalt im Gefängnis zur Behandlung der gewöhnlichen Arrestantenkrankheit der Krätze. Dem die Behandlung der Arrestanten kontrollierenden Prokureursgehilfen haben die Angeklagten niemals Beschwerden über Mißhandlungen vorgetragen. Die auf die Erpressung seines Geständnisses bezüglichen Angaben Sahlits sind also durchaus unglaubwürdig. Bei der ersten Vernehmung Sahlits durch den Untersuchungsrichter ist der Chef der Detektivabteilung nicht dauernd zugegen gewesen, wie ihm vorgeworfen wird, sondern er hat sein Kabinett, in dem das Verhör stattfand, nur für kurze Zeit betreten, um eine Akte zu holen. Der Untersuchungsrichter hat auch Sahlit nicht durch Vermittelung eines als Dolmetscher fungierenden Detektivs verhört, da Sahlit des Russischen mächtig ist.

Die Schreibsachverständigen deponierten, daß keiner der anonymen Briefe von Wijup stamme, wohl aber konnten Sahlit und Strads einige nachgewiesen werden.

In seinem Schlußwort erklärte Sahlit, er habe, als er von den Gefahren hörte, die dem Baron und dem Pastor vom Volke drohten, beide durch die anonymen Briefe warnen wollen, damit sie sich in acht nähmen. Hätte er sie persönlich gewarnt, so wären ihm daraus wohl Unannehmlichkeiten entstanden. Daß Zunder aus Baumwolle und Holzschwamm hergestellt werden könne, habe er von einem Diener des Barons erfahren und daher bei seinem Geständnis so detaillierte Angaben machen können. Mit dem Baron und dem Pastor habe er persönlich nichts vorgehabt und daher keine persönliche Feindschaft gegen sie hegen können. — Strads will nur einen Brief auf die Bitte Sahlits geschrieben haben, um den Pastor davon in Kenntnis zu setzen, wie das Volk über ihn rede. — Wijup hatte gar keine Erklärungen abzugeben.

Die Anklage vertrat der Prokureur des Bezirksgerichts, Staatsrat Hesse. In seiner Begründung der Anklage ließ er sich über den Anlaß zu den Brandstiftungen ungefähr folgendermaßen aus:

Die Stille des Marienburgschen Landlebens wird plötzlich durch eine Reihe von Feuerschäden unterbrochen, die offenbar auf Brandstiftungen zurückgeführt werden müssen, und sie regen nicht nur den Pastor und den Gutsherrn, sondern auch alle übrigen Anwohner derart auf, daß viele sich nachts nicht schlafen zu legen wagen und die Kinder zur Nacht nicht entkleiden. Man beginnt nach den Schuldigen zu suchen, und siehe da, zwei von den Angeklagten bekennen sich, bevor sie im Gefängnis gesessen haben, bevor ihr Gewissen durch fremde Einflüsse umnebelt worden ist, offenherzig zu den von ihnen begangenen Verbrechen. Sahlit stellt sich

daher als einen Kämpfer und Held hin, der für die angeblich mit Füßen getretenen Rechte der Marienburgschen Gemeindeglieder streite. Was aber ist denn der Anlaß zu solchem Kampf? Man sagt, alle diese Verbrechen wären verübt worden um eines unerwünschten Pastors willen. Aber was fehlt denn diesem Pastor? Wir haben ihn selbst gesehen und die Zeugen sind über ihn befragt worden, aber niemand konnte ihm irgend welche wesentlichen, schwerwiegenden Mängel nachweisen. „Alt", „schwächlich", „kein Redner" — das sind alles Behauptungen, die keine Kritik aushalten, das sind noch keine Mängel, die Walter der Möglichkeit beraubten, ein guter Pastor zu sein und die ihm auferlegten Pflichten angemessen zu erfüllen. . . . Nein, die Ursache des feindseligen Verhaltens birgt sich anderswo. Die Ursache ist einerseits, daß Baron Vietinghoff-Scheel den Pastor kraft seines Patronatsrechts ernannt hat. Dieses Recht ist ein allen längst bekanntes Gesetz, gegeben zur Umfriedung der Gesellschaftsordnung, und ein Kampf gegen dieses Recht ist ein Kampf gegen die Gesellschaftsordnung. Das Patronatsrecht ist kein neues Recht mehr, das Volk hat sich schon längst mit ihm einleben können, daher war die Ernennung eines Pastors auf Grund dieses Rechts nichts ungewöhnliches und unerwartetes mehr und konnte somit nicht den Knalleffekt einer unverhofften Erscheinung hervorbringen . . . Andrerseits liegt die Ursache darin, daß der junge Baron sein Eigentum streng und ernstlich zu verteidigen begann, strenger als es der alte Baron getan hatte, ein schwacher und kränklicher Mann. Eine solche Wahrung seiner Rechte und solche Behauptung seines Eigentums seitens des Barons sind völlig natürlich, und wenn sich die Leute deswegen gegen ihn erhoben und die Gesellschaftsordnung zu verletzen begannen, so darf eine solche Verletzung unter keinen Umständen geduldet werden. . . Sonst gibt es noch schwache Anzeichen für gewisse Geldbelohnungen, um derentwillen die Brandstiftungen ausgeführt sein sollen, doch die können als Anzeichen, die keine wesentliche Bedeutung haben, beiseite gelassen werden. . .

Darauf wandte sich der Prokureur dem Beweismaterial gegen die Angeklagten zu, wies die Glaubwürdigkeit des anfänglichen Geständnisses nach durch die Zuverlässigkeit der über verschiedene Details gemachten Angaben und durch belastende Zeugenaussagen und hielt zum Schluß die Anklage gegen alle drei Angeklagten aufrecht.

Die Angeklagten wurden von zwei jüdischen und einem polnischen Rechtsanwalt verteidigt: Sahlit verteidigte der Rechtsanwaltsgehilfe Grusenberg aus St. Petersburg, Wisup der vereidigte Rechtsanwalt Chwolson aus Jurjew (Dorpat) und Strads der Rechtsanwaltsgehilfe Schablowsky Riga.

Der Rechtsanwaltsgehilfe Grusenberg leitete seine Verteidigungsrede mit der Behauptung ein, daß die Beweisführung der Anklage sich allein auf das später widerrufene Geständnis Sahlits gründe und weiter kein einziges Argument von Gewicht für Sahlits Schuld beigebracht worden sei. Er stellte sich sodann die Aufgabe, aus den Verhältnissen,

die die Brandstiftungen hervorgerufen hätten und sie begleiteten, die psychologische Unmöglichkeit nachzuweisen, daß Sahlit, wenn er wirklich der Brandstifter gewesen wäre, freiwillig sich selbst und dazu noch seine Genossen hätte verraten können. Wäre das Geständnis aber erzwungen, so verdiene es keinen Glauben und Sahlit müsse freigesprochen werden. Zur Begründung seiner Auffassung führte Grusenberg folgendes aus:

Ich stimme mit dem Herrn Prokureur vollständig darin überein, daß der Schwerpunkt nicht in der Persönlichkeit des Pastors liegt. Pastor Walter ist eine episodische Persönlichkeit bei dieser Affaire. Es mag sein, daß er ein wenig begabter, schlecht vorbereiteter Mann ist. Das ist ein äußerliches Moment, das den Haß der ganzen Bevölkerung von Marienburg gegen ihn nicht entflammen konnte. Die Ursache zur Entzündung der Gefühle äußerster Feindschaft liegt außerhalb der Persönlichkeit des Pastors. Auch auf den Baron kommt es nicht an. Ich bin voller Vertrauen und Hochachtung für die Persönlichkeit des Besitzers von Marienburg, des Barons Vietinghoff-Scheel. Ich möchte aber in allgemeinen Zügen seine gesellschaftliche Position zeichnen. Er ist ein Vertreter jener Klasse von Feudalen, die umwallt sind von den hohen Mauern ihrer Schlösser und von vielen uralten Privilegien (!). Diese Abgeschlossenheit und Entfremdung von dem Volk und ein entsprechend feindliches Verhalten zu ihm haben ihre Folgen. Sie mußten notwendigerweise einen Konflikt zwischen elementaren Kräften hervorrufen. Es handelt sich da nicht um den Baron als Menschen, sogar nicht nur um den einfachen nationalen [illegible]. Seine Wurzel liegt tiefer, und zwar in diesen alten, längst überlebten, den normalen Gang des Lebens hindernden mittelalterlichen Privilegien (!!), wie im gegebenen Falle um das Patronatsrecht. Es ist das eine Erscheinung, die der Psychologie und dem historischen Gefüge nicht nur des russischen Volkes im allgemeinen, sondern auch den Letten im speziellen fremd ist (!!). Das Prinzip sic volo — sic jubeo paßt nicht zu den zeitgenössischen Lebensverhältnissen (!!). Nichtsdestoweniger hat es im vorliegenden Falle nicht die letzte Rolle gespielt. Dem früheren Besitzer des Gutes gegenüber verhielten sich die Bauern nur deshalb besser, weil er humaner, herablassender war. Folglich ist die Voraussetzung nationaler Feindschaft hier nicht angebracht. Es gab hier auch kein Verbrechen gegen die Gesellschaftsordnung. Die Katastrophe trat aus andern Ursachen in die Erscheinung. Die ganze Bevölkerung Marienburgs erfaßte die Flamme des Hasses und der Rache, aber gegen wen und gegen was? Die Antwort lautet einfach dahin, daß zwei einander entgegengesetzte elementare Kräfte sich begegneten und zusammenstießen, und diese Begegnung erscheint nicht als eine unerwartete, momentane Zufälligkeit, sondern sie ist nicht mehr und nicht weniger als das Produkt der allmählichen historischen Entwicklung der hiesigen Verhältnisse. Von der einen Seite drängen unaufhaltsam wesentliche Bedürfnisse und Nöte des Volkes, die einen elementaren Charakter haben, und von der andern jene Schranken, die von den Verteidigern der Feudalität aufgerichtet und gepflegt werden. Dieser Baron, der dort wohnt hinter den Festen seines Schlosses mit seinen Türmen und unterirdischen Gängen,

will nichts wissen von eigentümlichen Wünschen der Bauern, die irgendwo dort unten leben, und zwingt ihnen ihren Willen auf ohne nachzudenken, wohin das am Ende führen kann (!!). Die Bauern wünschten sich zum geistlichen Hirten eine Persönlichkeit, für die sie Achtung und Zutrauen hegen konnten. Sie wurden aber dieser Möglichkeit beraubt. Das ist eins von den Momenten der Bildung der entgegengesetzten Strömungen. Solcher Begegnungen konnte es viele geben. Das Bewußtsein, daß auch die gerechtesten Forderungen der Bauern beständig infolge veralteter Traditionen Widerstand erfahren und abgewiesen werden (!!), setzte sich in ihrer Mitte fest, wurde zu einer unerschütterlichen Überzeugung, äußerte sich in dumpfem passivem Protest, trat dann aber auch zutage in konkreten Feindseligkeiten gegen den Baron und gegen den Pastor, als den Gehilfen des Barons. Wer eigentlich die Brandstiftungen ausgeführt hat, wissen wir nicht und werden es wahrscheinlich auch nicht erfahren, obwohl Sahlit und alle Bewohner Marienburgs klein und groß, das meiner Überzeugung nach ausgezeichnet gut wissen. Mein Klient hegte weder gegen den Baron noch gegen den Pastor persönliche Feindschaft. Das ist festgestellt. Es ist auch festgestellt worden, daß er als einziger Photograph im Flecken an Existenzmitteln nicht Mangel litt. Die Motive persönlicher Rache und der Habsucht fallen folglich fort. Weshalb richtete sich aber dann nach den vielen Katastrophen verbrecherischen Charakters die Aufmerksamkeit gerade auf Sahlit? Er war fortgeschrittener als die anderen, empfindsamer, unternehmender. In seiner Seele reflektierten alle diese Erregungen und Rachegedanken heller und plastischer. In Gemeinschaft mit seinen Freunden mag er Brandstiftungen besprochen haben, er hat möglicherweise an der Ausarbeitung des Planes teilgenommen, an der Agitation. Er hat in der Detektivabteilung die Einzelheiten der Feuerschäden so genau beschrieben, daß es niemand in den Sinn kommen konnte, daß er bei den Brandstiftungen nicht beteiligt gewesen sei, — aber ich zweifle nicht, daß ebensolche Beschreibungen der Feuerschäden alle Marienburger geben könnten, wenn sie wollten, denn die Brandstiftungen sind im allgemeinen Einverständnis ausgeführt worden, an bestimmten Orten, nach einer vorher festgesetzten Ordnung. Dabei war er noch Gehilfe des Brandmeisters und erschien als erster auf jedem Feuerschaden! Sahlit ist kein Brandstifter. Er ist der Träger des Volksgedankens, des Volkswillens (!!). Man sagt, Sahlit habe aufgehört, seinem Beruf nachzugehn, und sich einem wüsten Leben hingegeben? Was für ein Motiv hatte er dazu? Er war wie alle von politischer Erregung ergriffen, er war in eine Art Rausch gekommen durch die neue Rolle eines Kämpfers für die gemeine Sache, die auf sein Los gefallen war. Wie soll man sich aber dann seine Geständnisse und den Verrat an seinen Freunden erklären? Es ist unfaßbar. Aus dem Helden, umgeben von einer seiner Ansicht nach hehren Aureole, verwandelt er sich plötzlich in einen simplen kleinen Verbrecher, der nicht nur sich selbst preisgibt, sondern auch seine heilige Sache und seine Mitbrüder ohne jegliche sichtliche Ursache und Notwendigkeit. Das ist ein logischer Unsinn, der reine Nonsens, offenbar Absurdität und ein psychologisches Rätsel. Sind denn solche Leute wie Sahlit fähig, die Krone des Volkshelden wegzuwerfen und in den Schmutz zu treten und sich als gewöhnliche nichtige Verräter zu zeigen? So handeln Kämpfer für eine Idee nicht. Was für gewöhnliche Menschen Qual und

Leiden bedeutet, das ist für sie höchstes Glück. — In normalem Zustande kann man sich nicht selbst hochnotpeinlich angeben, kann man seine Waffengefährten nicht verraten. Das widerspricht den ersten Regeln der Psychologie (¹¹).

Dieser von dem Verteidiger konstruierte angebliche Widerspruch zwischen der Persönlichkeit und der Handlungsweise Sahlits findet nun nach seinen weiteren Ausführungen nur dann eine Lösung, wenn man annimmt, daß Sahlit zu dem Geständnis durch Mißhandlungen auf der Polizei gezwungen worden sei. Wollte er seinen Zweck, den Mißhandlungen zu entgehn, erreichen, so mußte er glaubliche Details aussagen, und dazu wäre er im stande gewesen, weil er eben wie alle um die einzelnen Umstände der Brandstiftungen gewußt hätte. Alle belastenden Zeugenaussagen erklärte Grusenberg für Klatscherei, erlaubte sich noch einen scharfen Ausfall gegen die Polizeibeamten und schloß seine Rede so:

„Ich sehe nicht nur keinen Beweis für die Schuld Sahlits, sondern nicht einmal den Schatten eines solchen. Ich gebe zu, daß er an den Vereinigungen zu den Brandstiftungen teilgenommen hat, daß er agitierte, Briefe schrieb, von den Brandstiftungen wußte, aber ich bestehe auf seiner Unschuld an ihnen. Hinter seinem Rücken handelte etwas anderes — die historische, elementare Unabwendbarkeit. Sie, meine Herren Richter, sind berufen gegen das Böse zu kämpfen und den Verbrecher zu bestrafen, aber nicht gegen Elemente ins Feld zu ziehen" (¹¹).

Der Verteidiger des Strads, Rechtsanwaltsgehilfe **Schablowsky**, ging in seiner Rede ebenfalls von der Annahme aus, daß das seinen Klienten belastende Geständnis Sahlits falsch sei und daß Strads seinerzeit durch Einflüsterungen der Detektivs und durch Tortur im Gefängnis (etwa durch Hunger) veranlaßt worden sei, gegen Sahlit auszusagen. Im übrigen suchte er das Beweismaterial der Anklage zu entkräften und konnte nicht umhin, mit einer ebenso überflüssigen wie perfiden Bemerkung über Pastor Walter zu schließen: Kein Polizeibeamter habe die Bauern des Marienburgschen Kirchspiels als so sittenlos, als solche Trinker und Diebe bezeichnet, wie es ihr Pastor und geistlicher Vater getan habe, daraus könne man sehen, wie Walter zu seinen Gemeindegliedern stehe.

Aus der Rede des Verteidigers Wijups, des Rechtsanwalts **Chwolson**, sei folgendes angeführt:

„Meine Herren Richter! Wenn wir ein Bild betrachten, so sehen wir gewöhnlich die agierenden Personen hell hervortreten, der Fonds des Bildes aber stellt sich unsern Augen trübe dar. Im vorliegenden Fall sehen wir aber einmal ein Bild in umgekehrter Darstellung. Wir sehen hier einen hellen Fonds mit blassen agierenden Personen. Blaß sind in

vorliegendem Fall als agierende Personen die Angeklagten, noch blässer die gegen sie aufgestellten Schuldbeweise. In der Eigenschaft eines hellen Fonds erscheinen dort Baron Vietinghoff-Scheel und Pastor Walter. Der Herr Prokureur hat vollständig richtig gesagt, daß die Handlungen des Barons im Gesetz begründet gewesen sind und daß wir das Gesetz achten müssen. Aber, meine Herren Richter, das Gesetz liegt mit dem Gesetz im Streit. Es gibt ein lebendiges Gesetz, das aus dem Leben hervorgeht und mit dem Leben verwachsen ist, es gibt aber auch ein totes Gesetz, das seine Zeit überlebt hat. Als ein solches totes Gesetz, von dem ein Hauch grauen Altertums weht, erscheint das Patronatsrecht, und es hält sich nur noch, weil es noch nicht gelungen ist, es abzuschaffen. Dieses Recht ist ein Überbleibsel der Leibeigenschaft, ein Nachbleibsel des Mittelalters. In der Gegenwart paßt es ganz und gar nicht in die Struktur des Lebens, erscheint es als ein Nonsens. Die Fesseln der Leibeigenschaft sind in ganz Rußland gefallen, und in den baltischen Gouvernements sind sie schon viel früher gefallen und mit ihnen hätten auch die alten Ordnungen fallen müssen, die Rechte der Zeit der Leibeigenschaft. Aber zu unsrer Verwunderung sehen wir, daß das hiesige Kulturvolk, die hiesigen „Kulturträger" sich an solche Prärogative der Vorzeit klammern, wie an einen Strohhalm. Nicht nur das Patronatsrecht erscheint als ein solches Prärogativ, es gibt noch andere. So z. B. das Recht zum Halten von Krügen. Sonderbar ist dieses Recht, das Volk einzusäufen; aber die Gutsbesitzer halten fest an ihm und fordern Millionen zur Entschädigung, wenn man ihnen dieses Recht nimmt. Ferner das Recht auf Jagd und Fischfang — alles das sind Überbleibsel der Vorzeit. Im gegebenen Fall erscheint es sonderbar und unverständlich, warum der Wille eines einzelnen Menschen mehr Bedeutung haben soll, als der Wille von 30,000 Gemeindegliedern des Marienburgschen Kirchspiels. Die Handlungsweise des Barons ist noch verzeihlich: er ist jung, unerfahren und sein Verfahren läßt sich mit Unkenntnis des Lebens entschuldigen. Unverzeihlich aber ist die Handlungsweise seines Beistandes, des Pastors Walter. Der ist kein junger Mensch mehr, er durfte nicht vergessen, daß es seine Pflicht ist, Liebe und Eintracht in seiner Herde zu säen und nicht Zwietracht. Gedenken wir des vor Gericht verlesenen anonymen Briefes, der mit den Worten schließt: „Ach, wo bist du, Wahrheit?" und wir müssen uns diesem Ausruf anschließen. Aus diesem Briefe hört man das Weinen und Stöhnen einer schmerzerfüllten Seele, die sich betrübt über die im Kirchspiel zwischen Pastor und Gemeindegliedern ausgebrochenen Streitigkeiten, und Pastor Walter nennt das im Brief Dargelegte — Lüge!"

Dann wendet sich Chwolson gegen die Art, in der die Untersuchung gegen die Angeklagten geführt worden sei:

„Ich bitte, meine Herren Richter, mir eine Minute Zeit zu geben zur Erzählung eines Falls, der im Nordosten Rußlands passiert ist. Dort hatten Wotjaken zu Kultuszwecken einen Menschen erschlagen und der Fall interessierte ganz Rußland. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet und ein eifriger Pristaw ließ sich soweit fortreißen, daß er die Zeugen vor einem ausgestopften Bären vereidigte, weil er wußte, daß der Bär bei den Wotjaken ein heiliges Tier ist. Als die Sache vor den Senat kam, rief der Oberprokureur Koni aus: „Halten Sie ein, meine

Herren, wohin gehen Sie? Vergessen Sie die alten Sitten? Für Sie sind die geheiligten Gerichtsordnungen Alexander II. geschrieben!" Denselben Tadel muß ich gegen die Untersuchung in unserem Fall aussprechen. Es ist eine sonderbare Sache: ein Haftbefehl gegen Sahlit, dieses Dokument, ohne das kein Bürger des großen Rußland der Freiheit beraubt werden darf, befindet sich nicht in der Akte. Wir haben ihn vergeblich gesucht. Es ist, als ob ein Allgewaltiger nur ein Wort gesagt hat, und die Verhaftung war vollzogen. Erst durch Befragung der Zeugen gelang es uns festzustellen, daß Strads und Sahlit am 27. März verhaftet wurden und nach Riga kamen. Von Sahlits Worten hängt sein und seiner Mitbeschuldigten Schicksal ab und der Chef der Detektivabteilung befragt Sahlit erst am 30. März abends. Der Untersuchungsrichter verhört ihn am 31. morgens. Es fragt sich, warum hielt man ihn drei Tage ohne Verhör in Haft? Es ist undenkbar, daß man in einer so wichtigen Sache, in der der Prokureur des Bezirksgerichts selbst und der Chef der Detektivabteilung Ko[illegible] nach Marienburg gefahren waren, nicht früher Zeit für das Verhör der Verdächtigen gefunden haben sollte. Nur eine Antwort gibt es hier: Man mußte die Verdächtigen zum Verhör „vorbereiten"! Herren Richter! Wir haben Silber im Haar, viel haben wir in der Welt gesehen, viel beobachtet, daher brauchen wir nicht davon zu sprechen, was wir alle wissen . . . Die Angelegenheit ist von Anfang an völlig unrichtig behandelt worden. Die Untersuchung, das Verhör durch den Untersuchungsrichter war nichts andres als eine Fortsetzung des Protokolls der polizeilichen Befragung. Es ist ein und dasselbe Verhör, ein Ganzes. Die Angeklagten wurden vom Untersuchungsrichter in derselben Kanzlei der Detektivabteilung vernommen und als Dolmetscher fungierte derselbe Agent der Detektivpolizei und zwar hinter demselben Tisch. Warum führte man die Angeklagten nicht ins Gouvernementsgefängnis über und warum verhörte sie der Untersuchungsrichter nicht durch seinen Translateur? Da sind die geheiligten Vorschriften, die die Gerichtsordnungen Kaiser Alexander II. überliefern, vergessen. Schlechten Samen hat man gesät, und aus schlechtem Samen kann nichts gutes aufgehen und geht auch nichts gutes auf. Die Detektivabteilung hat ein unbrauchbares Material gegeben und dieses Material ist des Bezirksgerichts unwürdig. Werfen Sie es beiseite, meine Herren Richter!"

Nach dieser Kritik des Verfahrens von Polizei und Untersuchungsrichter, die, wie die Vergleichung mit den oben erwähnten Resultaten des Zeugenverhörs ergibt, in brutalster Weise die durch dieses Verhör festgestellten Tatsachen ignoriert, wendet sich Chwolson dem durch die übrigen Zeugenaussagen gegen Wijup zusammengebrachten Material zu und sucht es als Klatsch oder als nicht beweiskräftig hinzustellen. So kommt er zum Schluß, daß die Anklage allein auf den unbewiesenen Kombinationen der Detektivpolizei basiere. Das Publikum erwarte mit Ungeduld ein gerechtes Urteil, das bezeuge, daß die Rechtspflege nicht mit solchen Beweismitteln arbeite. Das Urteil müsse eine Verurteilung der unerlaubten Wege sein, die man in diesem Prozeß eingeschlagen habe. Es gebe kein andres Urteil als ein freisprechendes.

Das Urteil des Gerichts erkennt das Geständnis Sahlits für aufrichtig und glaubwürdig an und macht es zum Ausgangspunkt seiner Feststellung des Tatbestandes. Es erkennt daher, daß die drei Angeklagten eine Vereinigung zum Zweck von Brandstiftungen geschlossen haben und die oben aufgezählten Brandstiftungen von je zweien von ihnen oder von allen dreien gemeinsam ausgeführt worden sind, mit Ausnahme der Brandlegung des sog. alten Schlosses, die ihnen nicht nachgewiesen worden ist und von der sie demgemäß freizusprechen sind. Die angesteckten Gebäude sieht das Gericht für unbewohnte an. Auf Grund dieses Tatbestandes werden die drei Angeklagten der Vergehen, die in den Art. 924, 1609, 1610 und 1610 des Strafgesetzbuches vorgesehen sind, **schuldig** gesprochen und ihnen vom Gericht in Anbetracht der Umstände die mildeste Strafe für das in Art. 924 vorgesehene Verbrechen (Bildung einer verbrecherischen Vereinigung zum Zweck von Brandstiftungen), der **Verlust aller Standesrechte und Verschickung zur Zwangsarbeit auf vier Jahre**, zuerkannt. Die Strafen für die in den andern aufgeführten Artikeln genannten Verbrechen werden durch diese Strafe absorbiert.

Der Prozeß erregt die Öffentlichkeit in einer seiner Bedeutung entsprechenden Weise. Die Reden der Verteidiger, die hier nach der anscheinend vollständigsten, aber vielleicht nach mancher Seite abgeschwächten Wiedergabe in dem „Rish. Westn." reproduziert sind, zeugen einerseits von einer mit lächerlichem Pathos zur Schau getragenen Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse, andrerseits fallen sie durch den im Gerichtssaale hier zu Lande bisher noch unerhörten demagogischen Ton auf. Man staunt darüber, was für Urteile sich landfremde jüdische Advokaten über die Einrichtungen und Bedürfnisse unserer lutherischen Landeskirche erlauben dürfen. Und mit derselben Willkür, wie bei der Darstellung der allgemeinen Verhältnisse, verfahren die Verteidiger auch mit den Zeugenaussagen, die in ihren Kram nicht passen, insbesondere mit denen der Polizei. Nach dieser Richtung hat ihnen allerdings eine scharfe Zurechtweisung nicht gefehlt, indem der Prokureur nach Schluß der Verteidigungsreden abermals das Wort nahm, um das Gebahren eines Teiles der Verteidiger, der sich grundloser Verdächtigungen unbequemer Zeugen bedient hätte, zu verurteilen, ohne daß ein Wort der Erwiderung nur versucht worden wäre.

An anderer Stelle erfolgt ein weiterer Protest gegen die Verteidigung im Prozeß. Die „Düna-Ztg." hatte in

einem summarischen Referat über alle Verteidigungsreden gesagt: „Die Gemeindeglieder der Marienburgschen Gemeinde kämpften nicht gegen den Pastor und den Baron, sondern gegen das mit dem heutigen Leben nicht mehr in Einklang zu bringende Patronatsrecht. Wenn man die Angeklagten und insbesondere den Sahlit als Brandstifter ansehe, so seien diese nur die Erfüller eines alten Wunsches der Volksmasse. Nur in einer solchen erhabenen Rolle könne man sich die Angeklagten als Brandstifter denken. Und wenn man das im Auge behalte, so sei es im höchsten Grade unerklärlich, unlogisch und absurd, wie ein solcher heroischer Verteidiger der Rechte seiner Mitbrüder auf einmal zum Preisgeben seiner so eifrig verfochtenen heiligen Sache und am Ende zum schnöden Verräter seiner Kampfgenossen habe werden können." — Die in diesen Worten liegende Umkehrung aller sittlichen und moralischen Begriffe kommentiert Freiherr H. v. London in der „Düna-Ztg." (Nr. 231) folgendermaßen:

„Weil das Patronatsrecht sich angeblich überlebt hat, wird der Kampf gegen dasselbe nicht nur gerechtfertigt, sondern werden diejenigen, die vor keinerlei Verbrechen zurückschrecken, als heroische Verteidiger der Rechte ihrer Mitbrüder verherrlicht. Die Herren Verteidiger — zur Ehre derselben setze ich voraus, daß nur ein einziger von ihnen den von mir zitierten Passus gebraucht hat — hätten wohl die Pflicht, einen Kollegen, dem die verbrecherische Tätigkeit einer Mordbrennerbande erhaben dünkt, von ihren Rockschößen abzuschütteln. Er wird sicherlich mit offenen Armen dort aufgenommen werden, wohin er gehört, nämlich in die Gesellschaft seiner Marienburger Gesinnungsgenossen, deren Taten er als heroische Verteidigung der Rechte (?) ihrer Mitbrüder preist. Es ergreift einen tiefe innere Empörung, wenn man dies traurige Bild der moralischen Entgleisung eines Verteidigers sieht, von dem man doch a priori annehmen sollte, daß er Jurisprudenz studiert hat, um in praktischer Tätigkeit dem Recht gegenüber dem Unrecht und dem Gesetz zum Siege zu verhelfen.

Der von mir wiedergegebene Passus der Rede des mir unbekannten Verteidigers ist an die Adresse der Marienburgschen und andrer Brandstifter gerichtet und wird sicherlich den Effekt haben, daß den bisher verübten Verbrechen noch andre gleicher Natur folgen werden. Gilt es doch, die Rechte der Mitbrüder heroisch weiter zu verteidigen."

Diesen und einigen folgenden Auslassungen des Freiherrn von London gegenüber behauptet der Rechtsanwalt Chwolson zwar, daß die Wiedergabe des Inhalts der Reden dem faktischen Sachverhalt nicht entspricht und daß er sich veranlaßt sehe, gegen Herrn v. London wegen der beleidi-äußerungen in der „Düna-Ztg." beim Bezirksgericht Klage zu führen, — doch verlautet vier Monate nach dieser Ankündigung noch nichts von der Klageerhebung.

Die „Düna-Ztg." (Nr. 231) legt, unter Berufung auf die Aussagen Pastor Walters (s. S. 16 f.), der Gesammtheit der lettischen Presse und Vereine die zu den Brandstiftungen führende Verwirrung der sittlichen Begriffe zur Last und fordert von der Presse eine unzweideutige Verurteilung des Verbrecherischen der Propaganda, über die sittliche Depravation, die sie in weite Kreise trage &c. Noch habe sie kein mannhaftes, energisches Wort in den Spalten der lettischen Presse gelesen, das dahin laute. Dieser allgemeine Vorwurf, den die „Düna Ztg." später auf das berechtigte Maß eines Teiles der lettischen Presse und Vereine reduziert, erregt einen Sturm der Entrüstung in den lettischen Blättern, der sich aber naturgemäß gegen die in Bausch und Bogen an ihre Adresse gerichtete Vorhaltung wendet und die Aufmerksamkeit von dem Kern der Sache ablenkt. Es ist möglich, daß ohne die so entfachte Erbitterung die Verurteilung der Verbrecher durch das Gericht tieferen Eindruck bei der Bevölkerung gemacht hätte. Über diese Preßfehde urteilt der Jahresbericht des Rigaschen Stadtpropstes im „Rig. Kirchenbl." (1904, Nr. 6) bei der Besprechung der nationalen Verhältnisse:

„Fast wollte es scheinen, als ob die ganze Bewegung in ruhigere, besonnere Bahnen einlenken wollte, in jüngster Zeit aber hat die radikale Strömung wieder an Breite gewonnen, so daß die gesetzmäßige Richtung schwer dagegen ankämpfen kann. Einen unheilvollen Einfluß haben in dieser Beziehung die an den unglückseligen Marienburger Brandstiftungsprozeß anknüpfenden Preßverhandlungen gehabt. Daß aus ihnen der alte Hader neue Nahrung gewonnen hat und die Flammen wieder hoch aufgelodert sind, in heftigerer Weise als seit langer Zeit, das ist leider von beiden Seiten mit verschuldet worden. Wenn dort aus der, durch eine ganz unerwartete Frage provozierten und darum jedenfalls nicht vorher reiflich erwogenen, geschweige denn sorgfältig formulierten Äußerung eines Zeugen (deren korrekte Wiedergabe auch nicht einmal verbürgt werden konnte), sowie aus den stellenweise maßlosen und sehr anfechtbaren Plaidoyers der Verteidiger in einem Teil der deutschen Presse Konsequenzen gezogen wurden, die immerhin den Anschein erwecken konnten, als würde der lettischen Presse, resp. den Vereinen die Verantwortung für das dort Verlautbare zugeschoben, so mußte dabei die in solch heiklen Fragen durchaus erwünschte besonnene Objektivität vermißt werden. Da kann es kaum Wunder nehmen, wenn in der gegnerischen Presse ein Sturm der Entrüstung losbrach, wenngleich es tief zu bedauern ist, daß sie nun genau in denselben Fehler der Verallgemeinerung verfiel, den sie so scharf bekämpfte, indem sie in der einen Preßstimme (so wie sie sie verstand) die Stellungnahme des Deutschtums überhaupt widergespiegelt zu sehen behauptete, und darum emphathisch ausrufen konnte: nun ist es klar und offensichtlich; es gibt für uns keinen Frieden mit den Deutschen! — Jedenfalls wird es nicht leicht sein, den neu entstandenen Riß wieder zu heilen. Aufs neue aber hat sich's gezeigt, daß

solche Polemik in der Presse, wenn sie nicht mit großer Ruhe und Besonnenheit und mit ganz blanken Waffen geführt wird, nicht zum Frieden dient, sondern nur dazu beiträgt, die nationalen Gegensätze zu schärfen."

Gegen das Urteil des Bezirksgerichts wird von sämtlichen Angeklagten beim St. Petersburger Appellhof Berufung eingelegt. Eine andere Antwort auf die Schuldfrage wird dort nicht gegeben werden, vielleicht aber gelingt es, den Kreis der Schuldigen zu vergrößern. Die vom Prokureur erwähnte Möglichkeit von Geldzahlungen für die Brandstiftungen ist nicht von der Hand zu weisen. Ist es doch bereits aufgefallen, daß die an sich nicht bemittelten Angeklagten sich Verteidiger beschaffen konnten, die ihnen bedeutende Kosten verursachen müssen. Aus welcher Quelle solche Geldsummen stammen, das ist einstweilen noch unbekannt. Dem aufmerksamen Beobachter wird neben manchem andern aufgefallen sein, daß in dem öffentlichen Ankleben von aufreizenden Proklamationen durch den Kirchenvormund Zerrin nichts Strafbares gesehen worden ist.

3. Okt. Es wird bekannt, daß Seine Majestät der Kaiser unter dem 22. August d. J. Allergnädigst zu befehlen geruht hat: den ehemaligen Prediger zu St. Michaelis, Pastor Hermann Lezius, von allen gesetzlichen Folgen der mittels Urteils des St. Petersburger Appellhofes vom 11. Mai 1900 erfolgten Verurteilung zu befreien. Pastor Lezius war zur Remotion vom Amte auf 3 Jahre verurteilt worden, von welcher Frist seit dem Inkrafttreten des Urteils noch nicht $1\frac{1}{2}$ Jahre verflossen sind. („Nordl. Ztg.")

3. Okt. Zum Rektor der Jurjewschen Universität wird auf 4 Jahre der Professor der Astronomie Dr. astr. Lewitzki ernannt.

3. Okt. Fellin. Laut einem Beschluß der Stadtverordneten-Versammlung vom 29. Sept. c. tritt eine besondere freiwillige Schutzwache ins Leben, die mit der Ortspolizei nachts Patrouillengänge ausführt. Die häufigen Einbrüche der letzten Zeit, die Bildung ganzer Diebsbanden drängte zu diesem Akt der Selbsthilfe, der bereits früher mit Erfolg angewandt worden ist. Die ersten Patrouillen werden vom Stadthaupt Baron Engelhardt und einigen Kaufleuten abgegangen.

3. Okt. Jurjew (Dorpat). Vor einiger Zeit war vom Morgensternschen Denkmal die Platte mit der deutschen Aufschrift: „Morgensterns Garten" gestohlen

worden und die Universität ließ unlängst eine neue Platte aus Gußeisen mit der Aufschrift: „Сахъ Морiештерна“ in russischer Sprache anbringen. . . Diese wertlose Platte wird nun auch gestohlen.

4. Okt. In Alt-Kusthof im Jurjewschen (Dörptschen) Kreise wird eine Ministeriumsschule eröffnet, die an die Stelle der evangelisch-lutherischen Gemeindeschule tritt.

7. Okt. Die Landschaftversammlung von Opotschka (Pleskau) beschließt, bei der Regierung um den Bau einer Zufuhrbahn von Smolensk nach Walk, und zwar über Poretschje, Welish, Newel, Opotschka und Pondery, zu petitionieren. Diese neue Schienenverbindung zwischen Livland und dem Innern des Reiches hat in erster Linie die wirtschaftliche Hebung der getreidearmen Gouvernements Pleskau und Witebsk im Auge.

8. Okt. Reval. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, dem Gouverneur mitzuteilen, daß die Stadt bei der Verminderung ihrer Einnahmen aus den Hafengeldern und bei der Steigerung der Forderungen auf allen Gebieten des Stadthaushaltes nicht in der Lage sei, das Arrestlokal der Polizei zu vergrößern und den Stadtteilsaufsehern Wohnungen in natura oder höhere Quartiergelder anzuweisen, zumal da die Stadt bereits 22,625 Rbl. mehr für die Polizei veraudgabe, als durch den Allerhöchst bestätigten Etat vorgesehen ist.

8. Okt. In einem „Warum häufen sich die Verbrechen?“ überschriebenen Leitartikel weist der „Uus Aeg“ zunächst darauf hin, daß mit dem Heranziehen fremder Eisenbahnarbeiter, unter denen es so manchen abgefeimten Schelm und Abenteurer geben könne, die Zahl der Verbrechen in den betreffenden Gegenden einen besonderen Zuwachs aufzuweisen pflege, wobei man gewohnt sei, alles dem eigenen Landvolk aufs Kerbholz zu schreiben. Man beachte auch zu wenig, daß die Eisenbahnen neben ihrem hohen Kulturwert den Nachteil hätten, das heimatlose Verbrechertum zu vermehren. — Des weiteren bedauert das genannte Blatt, daß unsre Volksschule auf Irrwege geraten sei: „Es ist nicht unsre Art, den alten Schulmeistern, die vor der Reform wirkten, Loblieder zu singen, aber das müssen wir zugeben, daß sie auf die Herzensbildung der ihnen anvertrauten Kinder weit mehr Gewicht legten, ihre Gesittung mit weit größerem Eifer zu fördern trachteten, als die spätere Lehrgeneration. An Wissenschaftlichkeit ist ja ein Teil der modernen Lehrer den alten voraus, aber in Schule und Volksleben sind eben Unterricht und Erziehung genau gleichwertig. Sowohl die früheren als auch der weitaus größte Teil der modernen Schulmeister haben keine eigentliche pädagogische Ausbildung erhalten. Wenn der Schulmeister der älteren Epoche die Kinder trotzdem das Böse besser hassen lehrte, so tat er es einfach nach der Väter Weise, während der moderne Schulmeister die Erziehung für nebensächlich hält,

in der Voraussetzung, daß die erzieherischen Resultate bei der Schulrevision schwer festzustellen sind. Infolge des bei der geringen Besoldung erklärlichen Mangels an guten Volksschullehrern haben wir in letzter Zeit eine erschreckende Zahl junger Schulmeister erhalten, die von erzieherischen Unterrichtsmethoden keine Ahnung haben. Solche Pfuscher sind eine Volksplage. Nebenbei verleiten sie das Volk zu schiefen Ansichten über die Grundprinzipien der Schulreform. Fragt man solch einen Schulmeister, warum seine Zöglinge so und so geraten sind, so antwortet er: „Das ist nicht meine Sache, die Hauptsache ist das Russische — genüge ich damit dem Inspektor, so ist alles in Ordnung . ." Die Ausrede, als ständen Erziehung und Herzensbildung nicht im Programm unsrer gegenwärtigen Volksschule, ist eine Erfindung unsrer jämmerlichen Volksschullehrer. . . . (Rev. Ztg. Nr. 228.)

9. Okt. Riga. Zum Direktor des Alexandergymnasiums wird der Vorsteher der Kanzlei des Kurators Oppokow ernannt.

9. Okt. Jurjew (Dorpat). Der russische Verein „Rodnik" veranstaltet bei einem Besuche des Kurators Iswolski in der Stadt eine feierliche Begrüßung dieses Regierungsvertreters, deren bisherige Unterlassung der „Rish. Westn." dem Verein so übel genommen hatte (Balt. Chr. 1902 Okt. 2). In seiner Ansprache bemerkt der Vorsitzende des Vereins u. a., daß der „Rodnik" zu seiner Befriedigung nicht wenige Glieder mit Familiennamen habe, die nicht russisch klängen. Der Kurator wurde zum Ehrenmitglied des Klubs proklamiert.

In einer Rede auf diesem Fest konstatiert der Direktor des Veterinärinstituts Raupach die mit jedem Jahre inniger werdende Verbindung der hiesigen Bevölkerung mit den Russen, die hauptsächlich der weisen Stufenfolge bei der Durchführung der „Reformen" zu danken sei, und sprach den Wunsch aus, daß der Klub die verschiedenstämmigen Elemente der Stadt Jurjew vereinigen möge. Dazu gab Raupach eine interessante historische Notiz über die Initiatoren der Einführung der russischen Sprache für die Kollegien am Veterinärinstitut, die ihre Analogie finde in der Geschichte der Universität — Raupachs einziger, resp. Hauptgenosse bei diesem Werke war ein Deutscher aus Preußen, der am Veterinärinstitut und an der Universität Vorlesungen hielt und nicht ein Wort russisch verstand. Er wußte sehr wohl, daß er bei der Einführung der Reform auf seine Kollegia verzichten müsse, aber für ihn, einen preußischen Untertan, waren die baltischen Sitten, in einer höheren Staatslehranstalt junge Leute für den Dienst im weiten russischen Reich derart vorzubereiten, daß sie die Sprache des weitaus gewaltigsten Teiles Rußlands durchaus nicht kannten, vollständig unverständlich und vertrugen sich nicht mit seiner Überzeugung.

9. Okt. **Finnland.** Der Generalgouverneur wohnt der ersten Sitzung des Senats bei, in der russisch verhandelt wird.

Die Einführung der russischen Sprache als Geschäftssprache im Finnländischen Senat gibt der „Finländskaja Gaseta" Gelegenheit zu einem ihrer historischen Rückblicke. Die Einführung der russischen Sprache als Geschäftssprache ist, wie das Blatt behauptet, im Prinzip bereits unmittelbar nach der Eroberung Finnlands beschlossen worden, doch blieb infolge verschiedener Umstände das Schwedische die Geschäftssprache in den Administrativbehörden Finnlands und das Konsistorium der Helsingforser Universität nahm daraus Veranlassung zu erklären, daß das Lehren der russischen Sprache in den Schulen eine nutzlose Zeitvergeudung sei. Mit dem Unterricht der russischen Sprache in den Schulen wurde es daher nicht genau genommen, bald wurde er eingeführt, bald wieder eingestellt.

Als im J. 1898 die russische Regierung die Einführung der russischen Geschäftssprache anregte, suchte der damalige Senat nachzuweisen, daß Kaiser Alexander I. seine Absicht, die russische Sprache einzuführen, aufgegeben habe und daß die Einführung der russischen Sprache im Senat und in den Gouvernementsverwaltungen einen vollständigen Bruch mit der seit 1809 geübten Praxis bedingen würde. Dennoch wurde sie durch das Allerhöchste Manifest vom 7. (20.) Juni 1900 vorgeschrieben. Auf diese Allerhöchste Willensäußerung hin nahmen die meisten damaligen Senatoren ihren Abschied und wurden entlassen. Ferner verweigerte der Senat die sofortige Veröffentlichung des Manifests und machte eine untertänigste Vorstellung über die Unvereinbarkeit der neuen Ordnung mit den Grundgesetzen des Landes. Die Vorstellung wurde ohne Folgen gelassen. Darauf sandten 79 Mitglieder des Landtags eigenmächtig eine besondere Deputation an den Minister-Staatssekretär mit der Forderung die indigenen Sprachen in der Geschäftsführung des Gebiets beizubehalten. Ferner weigerten sich die Beamten Schriftstücke in russischer Sprache zu erledigen und schließlich weigerten sich auch die damaligen Gouverneure kategorisch, die Bedingungen für die Anwendung des neuen Gesetzes zu schaffen. Alle diese Widerstände sind jetzt beseitigt.

10. Okt. **Libau.** Der Großfürst Thronfolger passiert Libau auf der Reise von Dänemark nach Woronesh.

11. und 12. Okt. **Reval.** I. Estländischer Aerztetag. Die Beteiligung von 53 Ärzten kann als sehr rege bezeichnet werden. Zum Präses wird Dr. v. Wistinghausen-Reval gewählt, zum Sekretär Dr. Kupfer-Kuda, zum Kassaführer Dr. Weiß-Reval.

11. Okt. **Windau.** Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, bei der Regierung um den Bau einer Eisenbahnbrücke über die Windau bei der Stadt zu petitionieren.

12. Okt. In Wilna ist ein lettischer Verein bestätigt worden. („Rig. Aw.").

12. Ok. Beim griechisch orthodoxen Sipasso-Preobrashenskischen Frauenkloster, 12 Werst von Mitau belegen, besteht seit 1900 eine Schule, die 45 Schüler zählt, von denen 35 lutherischer Konfession sind. („Kurl. Gouv.-Ztg.")

13. Okt. Jurjew (Dorpat). Generalversammlung des Livländischen Vereins zur Förderung der Landwirtschaft und des Gewerbefleißes. Die Nordlivländische Augustausstellung hat an Ausgaben 4500 Rbl. beansprucht, ca. 1000 Rbl. weniger als im Vorjahre, und einen Reingewinn von 3500 Rbl. gebracht. Die Ausgaben für die Prämiierung sind beständig gesteigert worden und erreichten in diesem Jahr 2200 Rbl. Sehr zurückgegangen ist die Einnahme aus den Verkaufsprozenten. — Im Januar soll eine Kommission aus je drei Vertretern der drei größeren einheimischen Ausstellungsunternehmen (in Reval, Wenden und der Embachstadt) zusammentreten, um ein von möglichst einheitlichen Gesichtspunkten beherrschtes und auf einheitliche Ziele hinarbeitendes Vorgehen auf diesen Ausstellungen zu vereinbaren.

16. Okt. Libau Ein Beschluß der Stadtverordnetenversammlung verdient festgenagelt zu werden. Die Versammlung beschließt nämlich auf einen Antrag des Vorsitzenden der Krankenhauskommission, Stadtrat Schneiders, und des Stadtverordneten W. Dreyersdorff, beim Stadtkrankenhaus Kontrollbücher einzuführen, in die die diensthabenden Aerzte täglich ihre Namen eintragen sollen als Beweis dafür, daß sie den Stationen einen Besuch abgestattet haben. Zur Begründung des Antrages war ein Aktenmaterial, dessen Verlesung 2½ Stunden beansprucht hatte, vorgelegt worden, aus dem hervorging, daß während der Beurlaubung eines der Ordinatoren die Infektionsabteilung zwar nicht regelmäßig von seinem Stellvertreter besucht worden war, die Kranken aber von dem Assistenzarzt der Anstalt während dieser Zeit durchaus sachgemäß ärztlich bedient worden waren. Der Beschluß der Stadtverordnetenversammlung wird mit 34 gegen 15 Stimmen gefaßt, und eine Anzahl der Gegner desselben gibt ein Separatvotum zu Protokoll.

Das Separatvotum, das von den Stadtverordneten Heymowsky, Adolphi und 12 andren Stadtverordneten unterschrieben worden ist, erklärt: „Die von Herrn Schneiders vorgeschlagene Maßnahme halten wir für genügender Begründung entbehrend, zwecklos und beleidigend für die beim Libauschen Stadtkrankenhause dienenden Ärzte.“ Das Separatvotum gibt in erster Linie zu, daß während der Beurlaubung des Ordinators in formeller Hinsicht unrichtig verfahren worden ist, daß aber solcher modus procedendi nur zeitweilig vorgekommen sei und der Wiederholung durch die einzig richtige und vollkommen genügende Anordnung des Stadtamts vorgebeugt werde, daß der Oberarzt unabweichlich darauf zu achten habe, daß als Stellvertreter der Ordinatoren nicht Ärzte vorgestellt werden, die den besonderen Eigenschaften ihrer Privatpraxis nach der Möglichkeit beraubt sind, sämtliche Kranke der betr. Abteilung zu besuchen. Die Zwecklosigkeit und Schädlichkeit des Beschlusses der Stadtverordneten wird dann folgendermaßen auseinandergesetzt:

„Der Zweck der Stadtverwaltung bestehe im gegebenen Falle darin: den Kranken zu richtiger und sorgfältiger Behandlung zu verhelfen und dieser Zweck kann durch eine solche formelle Maßnahme, wie die Nötigung der Ärzte, täglich in den in den Abteilungen ausgelegten Büchern ihre Namen einzutragen, nicht erreicht werden. Die einzige wirksame Nötigung zur sorgfältigen Behandlung kann für die Ärzte nur das Pflichtgefühl und die Hingebung an den Beruf sein und besteht die Aufgabe der Stadtverwaltung ausschließlich darin, nur solche Ärzte zum Dienst zu berufen und in demselben zu belassen, bezüglich deren sie auch nicht einen Augenblick daran zweifelt, daß sie diese Eigenschaften in genügendem Maße besitzen. Von diesem Gesichtspunkt wäre die Einführung der von Herrn Schneiders beantragten Kontrollbücher gleichbedeutend mit dem Ausdruck eines Zweifels daran, daß die Ärzte im Libauschen Krankenhause diese Eigenschaften besitzen und käme somit diese Maßnahme einer sehr empfindlichen und durch nichts verdienten Beleidigung gleich. Als Resultat würde die sehr wahrscheinliche Folge der Einführung der von Herrn Schneiders beantragten zwecklosen und für die Ärzte beleidigenden Maßnahmen die sein, daß der gegenwärtige Bestand der Ärzte des Krankenhauses, welcher volles Vertrauen genießt und der Stadtverwaltung durch seine nützliche Tätigkeit bekannt ist, um seinen Abschied einkommen würde und daß es der Stadtverwaltung nicht möglich sein dürfte, für dieselben würdige Nachfolger zu finden. Demnach schädigt die von der Stadtverordnetenversammlung einzuführende Maßnahme offenbar die Interessen der lokalen Bevölkerung.“ (Pkt 2, Art 83 der Städteordn.)

Die Ärzte des Krankenhauses Dr. Dr. Johannsen, Lackschewitz, Meyer und Liedke suchen darauf um die Entlassung aus dem Dienst des Krankenhauses nach mit der Begründung, daß seit der Ernennung des Stadtrat Schneiders

zum Präses der Krankenhauskommission durch ihn und auf seine Veranlassung durch das Stadtamt und die Stadtverordnetenversammlung eine Einmischung in die Sphäre der ärztlichen Thätigkeit am Krankenhause stattgefunden habe, die sie als ungünstig für dieselbe und für unvereinbar mit der Würde des ärztlichen Standes ansehen.

Am 30. Okt. geben 21 Teilnehmer einer abends zuvor abgehaltenen Versammlung Libauer Ärzte in der „Lib. Ztg." die Erklärung ab, daß durch das Vorgehen der Kommunalverwaltung die Würde des ärztlichen Standes angegriffen und die Gewissensarbeit der Ärzte herabgesetzt werde. Dagegen erklärt der Libausche Arzt Dr Waeber in seinem Namen und dem einiger andrer Teilnehmer der Versammlung, daß ohne eine eingehendere Prüfung des Verhaltens der Krankenhausärzte eine Stellungnahme zur Frage ihnen nicht möglich sei. Ganz im Sinne der Minorität der Stadtverordnetenversammlung und der Erklärung der 21 Libauer Ärzte spricht sich ein vom 14. Nov. datiertes, in der „Lib. Ztg." veröffentlichtes Gutachten des Vorstandes der Livländischen Abteilung des Petersburger ärztlichen Vereins zur gegenseitigen Hilfe aus, das von den Krankenhausärzten erbeten worden war, und verurteilt gleichzeitig das Vorgehen Dr. Waebers Bedauerlicher Weise gibt der Umstand, daß das Gutachten von dem Präses des Vorstandes Dr Truhart, dessen Unbefangenheit als Vater eines in die Affaire verwickelten Assistenzarztes bestritten wird, mitunterzeichnet worden war, Anlaß, den persönlichen Angriffen, die bei der Behandlung des Ärztekonflikts in der Presse ihre Rolle spielen, eine neue Nahrung zu geben.

Auf die in der „Lib Ztg." sich bis in den Dezember hinein fortziehenden polemischen Erklärungen und das in Nr. 8 des „Lib. Sonntagsbl." veröffentlichte Aktenmaterial des Libauer Stadtamts näher einzugehn, erübrigt sich an dieser Stelle

Der Kontrollbücherbeschluß der Stadverordnetenversammlung wird von der Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten nicht bestätigt und dieser Umstand veranlaßte die Ärzte des Krankenhauses, die ihre Stellung zum 1. Dez. gekündigt hatten, aber auf Bitten des Stadamts ihr Amt interimistisch noch einige Tage darüber hinaus versahen, ihr Entlassungsgesuch zurückzuziehen, worauf das Stadtamt aber nicht einging. Es wird darauf nach Abgang der alten Ärzte eine provisorische ärztliche Leitung für das Krankenhaus bestellt, die von der Stadtverwaltung zu definitiver Übernahme berufenen Ärzte lehnen aber entweder den Ruf ab oder werden vom Gouverneur nicht bestätigt.

Der Stadtrat Schneiders, dessen Wahlperiode abläuft, wird am 16. Dezember von der Stadtverordnetenversammlung mit nur 28 gegen 24 Stimmen wiedergewählt, aber vom Gouverneur nicht mehr im Amt bestätigt.

16. Okt. Libau. Die Grundsteinlegung zu einer griechisch-orthodoxen Kirche, die 900 Personen fassen soll, wird in der Festung vollzogen.

16. Okt. Jurjew (Dorpat). Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, eine fünfte städtische Elementarschule im Januar n. J. zu eröffnen. — Vom Kurator ist eine Mitteilung eingetroffen, daß er den Stundenplan einer Selekta der Elementarschulen für 13 bis 15jährige Knaben nicht bestätigt habe und Stelle der obligatorischen 10 Stunden Estnisch und Deutsch nur drei Stunden Estnisch und drei fakultative Stunden Deutsch ansetze. Die Versammlung verlagt die Angelegenheit bis zur Entscheidung über die Petition der Stadt in Sachen des fakultativen deutschen Unterrichts in ihren Elementarschulen. Das Gesuch des Kuratoriums des hiesigen Puschkin-Gymnasiums um Überweisung eines Grundstücks für ein Schulgebäude oder um Assignierung der für den Ankauf eines solchen Grundstückes erforderlichen Summe wurde angesichts dessen, daß dem Gymnasium von der Krone hundertunddreizehntausend Rbl. für den Bau eines neuen Schulgebäudes angewiesen sind und die Stadt alle verfügbaren Mittel für Elementarbildung verwenden wolle, einstimmig abgelehnt.

17. Okt.–2. Nov. In Mitau findet eine Heraldische Ausstellung im Museumsgebäude statt, die erste, die in den Ostseeprovinzen veranstaltet wird. Außer dem rein heralaldischen und sphragistischen Material sind Arbeiten des alten und des modernen Kunstgewerbes ausgestellt. Die Ausstellung ist von der Sektion für Genealogie, Heraldik und Sphragistik der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst veranstaltet worden, die in 10jährigem Bestehen anregend und erfolgreich auf den von ihr gewählten Gebieten der baltischen Geschichte gearbeitet hat.

17. Okt. Wie im Vorjahre werden in diesen Tagen von den Mittelschulen mehrtägige Schülerexkursionen nach Moskau

und Petersburg veranstaltet (s. Balt. Chr. 1902/3 S. 19). Die Exkursion der Libauschen Kommerzschüler nach Moskau nimmt ein unerwartetes Ende, da der Oberpolizeimeister den jüdischen Schülern den Aufenthalt in der Residenz verbietet, worauf die ganze Gesellschaft nach Hause reist.

18. Okt. Zum Reformationsfest stattet die Unterstützungskasse der evangelisch-lutherischen Kirche Rußlands den Bericht für 1902 ab. Die Gesammtausgaben beliefen sich auf 126,118 Rbl. und haben um 5000 Rbl. gegen das Vorjahr zugenommen. Der Kollektenertrag aus den Ostseeprovinzen ist ungefähr der gleiche geblieben wie 1901, und betrug ca. 29,000 Rbl., von denen die Hälfte von den Bezirkskomitees direkt für Bedürfnisse der hiesigen Gemeinden verausgabt wird. Vom Zentralkomitee wurden den baltischen Bezirkskomitees ca. 4600 Rbl. zugewandt, so daß der Beitrag der Ostseeprovinzen für die Diaspora nur ca. 10,000 Rbl. ausmacht.

20. Okt. Von der Gemeindelehrerwahl in Katzdangen (Kreis Hasenpoth) berichtet die „Rig. Aw." die typische Erscheinung, daß die Gemeindevertreter, da sich 10 Bewerber gemeldet hatten, die Gagen soweit herabsetzten, daß die Kandidaten sich dahin einigten, von der Bewerbung zurückzutreten. Nachdem die Konkurrenz so beseitigt worden war, erklärten sich zwei von ihnen doch bereit, auf die Bedingungen einzugehen und wurden dann natürlich gewählt. Ein Gegenstück dazu bietet eine Verhandlung des Rigaschen Bezirksgerichts in Sachen einer Lehrerwahl in Lubahn (Kreis Wenden). Dort hatten 2 Gemeindedelegierte beim Bauerkommissar darüber Klage geführt, daß Agenten des schließlich gewählten Bewerbers, der nicht einmal die geforderte Lehrqualität hatte, die Delegierten am Wahltage derart mit Getränken bewirtet hätten, daß einige von ihnen keinen klaren Begriff von der Verhandlung gehabt hätten. Darauf strengten die Angeschuldigten eine Verläumdungsklage an; vor dem Bezirksgericht wurde indeß die Wahrheit der angeblichen Verläumdungen nachgewiesen und es erfolgte Freispruch. (Düna-Ztg. Nr. 261). Nach den Zeichen ethischer Unreife, die bei den Lehrerwahlen zu Tage treten, wird

man nicht gern auch die Wahl der Pastoren schon jetzt in die Hände der Bauerschaft legen.

21. Okt. Zur Einführung der russischen Geschäftssprache in den baltischen Ritterschaftsinstitutionen bringen der „Rish. Westn." und die „Now. Wrem." die Notiz, daß einer der baltischen Gouverneure neuerdings die Frage angeregt habe, ob für die innere Geschäftsführung dieser Institutionen nicht die russische Sprache vorgeschrieben werden solle. — Nach der „Düna-Ztg." (Nr. 144) handelt es sich darum, daß für Livland die Frage angeregt worden ist, die russische Geschäftssprache nur für die Angelegenheiten einzuführen, die die Landesverwaltung betreffen, nicht aber für die ständischen Angelegenheiten der Ritterschaft. — Der „Rish. Westn." erhält seine Nachricht für Kurland aufrecht.

22. Okt. S. M. der Kaiser hat in Wiesbaden eine Zusammenkunft mit Kaiser Wilhelm. Am folgenden Tage stattet der Deutsche Kaiser einen Gegenbesuch in Wolfsgarten ab.

22. Okt. Walk. Vom Geiste der neuen Stadtverordnetenversammlung zeugt folgendes Referat des „Walk. Anz.": Der Stadtverordnete Dr. Grauding hatte in einer die Freiwillige Feuerwehr betreffenden Verhandlung vorgeschlagen, die Hausbesitzer der Vorstädte zum Besten der Feuerwehr zu besteuern und falls sie diese Steuer nicht leisten, bei einem Brande in der Vorstadt die Feuerwehr nicht ausrücken zu lassen! — Der Verwaltungsrat der Freiwilligen Feuerwehr hat dagegen erklärt, daß die Besteuerung zwar sehr wünschenswert sei, daß die Feuerwehr aber bei jedem Brande, sei er in der Stadt oder in der Vorstadt, ausrücken müsse.

22. Okt. In der Wiek wird die erste Ministeriumsschule eröffnet, und zwar in Orrenhof, nachdem die Taibelsche Gemeinde ihren Beschluß hinsichtlich der Gründung einer solchen Schule in ihrem Gebiet rückgängig gemacht hat, wie der „Rish. Westn." natürlich sagt, „unter dem Einfluß privater Überredungen".

23. Okt. Das Notstandskomitee für Marienburg, Seltinghof und Oppekaln (s. Balt. Chr. 1903 Jan. 7.) hält seine Schlußsitzung ab, in der über den Überschuß von 1270 Rbl. bar und 518 Pud Korn Beschluß gefaßt wird. Das Geld wird

dem Marienburgschen Frauenverein und dem dortigen orthodoxen Wohltätigkeitsverein überwiesen.

23. Okt. Riga. Der evangelische Marien-Diakonissenverein beschließt sein bisheriges Immobil der Stadt zu verkaufen und auf dem neuen, bereits vor einigen Jahren erworbenen Grundstück ein neues Kranken- und Schwesternhaus für 154,000 Rbl. zu erbauen

24.–25. Okt. Reval. Sitzungen des Ritterschaftlichen Ausschusses.

26. Okt. Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin treffen mit Höchstihren Kindern und dem Großherzog von Hessen mit der Prinzessin Elisabeth aus dem Auslande in Skiernewice ein.

27. Okt. Durch gerichtliches Urteil ist dem Besitzer von Dagoe-Großenhof das Eigentum am Lande zweier Gemeindeschulen mit allen darauf befindlichen Baulichkeiten zugesprochen worden. (Teataja).

Darob erheben sich im „Rish. Westn." die bekannten verlämderischen Klagen über die „schulfeindlichen" Gutsbesitzer.

30. Okt. Fellin. Unter den 104 gegenwärtig die orthodoxe Kirchenschule besuchenden Kindern befinden sich 30 Zöglinge evang.-lutherischer Konfession, die, — nach den dem „Fell. Anz." vom Schulleiter gemachten Angaben — ohne irgend welche Unterweisung in den Lehren ihres Glaubens zu genießen, den Religionsunterricht sowie die Kirchengesangstunden gemeinsam mit den Kindern griechisch-orthodoxen Bekenntnisses erhalten. Ao. 1901 betrug die Zahl der lutherischen Kinder in der orthodoxen Kirchenschule 100, Ao. 1902 — 70. — Der erfreuliche Rückgang auf 30 Zöglinge wird dadurch erklärt, daß neuerdings keine lutherischen Kinder mehr Aufnahme in der betr. Schule finden, — eine Maßnahme der Schulverwaltung, die nur Anerkennung verdient, da die griechisch orthodoxe Kirchenschule nicht in der Lage war, lutherischen Kindern den ihnen zukommenden Religionsunterricht zu geben. — In Fellin ist in diesem Schuljahr eine neue Kronselementarschule mit 120 Kindern eröffnet worden.

31. Okt. Einweihung der estländischen Irrenanstalt „Seewald" bei Reval in Gegenwart des Gouverneurs Bellegarde, des Ritterschaftshauptmanns Baron Dellingshausen, des Landmarschalls von Livland, der Vertreter Revals und verschiedener

Kronsinstitutionen, des Verwaltungsrats und zahlreicher Mitglieder der Gesellschaft zur Fürsorge für Geisteskranke in Estland. Ein Priester vollzog einen Einweihungsgottesdienst nach orthodoxem Ritus, worauf Pastor Hesse die Weihrede hielt. Daran schlossen sich verschiedene Ansprachen und ein Rundgang durch die Anstalt.

Es sind zunächst 2 Krankenpavillons mit 120 Betten fertig, es fehlen noch zwei weitere, die Verwaltungs und Wirtschaftsgebäude sind aber bereits für die ganze Anlage vorhanden, die rund 235,000 Rbl. gekostet hat. Die ganze Summe ist durch Willigungen des Landtags und freiwillige Spenden aufgebracht worden bis auf 35,000 Rbl, die aufgenommen werden mußten; doch ist die Deckung dieser Summe durch den Beschluß der Krugsbesitzer Estlands sichergestellt, 3 pCt. der zu erwartenden Entschädigungssumme diesem Zwecke zuweisen zu wollen. Das Budget der Irrenanstalt balanciert mit ca. 40,000 Rbl. — Zum leitenden Arzt ist Dr. Ernst v. Kügelgen, zum 2. Arzt Dr. W. v. Holst bestellt.

31. Okt. Reval. Der Polizeimeister Kollegienrat v. Glasenapp wird verabschiedet.

31. Okt. Der „Rish Westn." empfiehlt in einem Leitartikel den abenteuerlichen Vorschlag, die juristische und die historisch philologische Fakultät von der Jurjewschen Universität abzutrennen und nach Riga überzuführen. Die zurückbleibenden Fakultäten würden in den freiwerdenden Universitätsräumen besser untergebracht werden können und die nach Riga versetzten Studenten hätten dort mehr Gelegenheit zur Beschaffung von Existenzmitteln, die Professoren aber würden ins graue und traurige Leben Rigas einen Strom von Neuheit, Frische und Gehobenheit bringen.

Der „Rish. Westn." verspricht auf dieses Projekt hundertmal zurückzukommen.

2. Nov. Wolmar. Die vereinigten Wolmarschen Handwerksämter begehen ihr 50jähriges Jubiläum.

7. Nov. Der Schulprozeß gegen Pastor Ernst Treu Dickeln (s. Balt. Chr. 1903 Mai 8) wird auf die gegen das freisprechende Urteil des Rigaschen Bezirksgerichts eingelegte Berufung der Prokuratur vor dem St. Petersburger Appellhof verhandelt. Die Verteidigung führte der Rechtsanwaltsgehülfe Landesen. Der Appellhof bestätigt das freisprechende Urteil der ersten Instanz.

8. Nov. In Jurjew (Dorpat) werden zu Delegierten der hiesigen Darlehnnehmer des Livländischen Stadt-Hypothekenvereins auf Vorschlag des Redakteurs Tõnisson (der selbst nicht Mitglied des Vereins ist, aber auf der Wahlversammlung als Bevollmächtigter eines Mitgliedes stimmte) lauter Esten gewählt. Statt der bisherigen 19 in weiten Kreisen bekannten geschäftskundigen, fast ausschließlich deutschen Delegierten werden 19 bis auf vereinzelte Ausnahmen völlig unbekannte Esten gewählt. Die Folgen dieser Wahl zeigen sich sofort darin, daß die bis dahin sehr gangbaren Pfandbriefe des Livl. Stadt Stadthypothekenvereins mit einem Schlage unverkäuflich werden.

Zur Organisation des Livl. Stadt-Hypothekenvereins sei bemerkt: Da die Zahl der Darlehnnehmer oder Vereinsglieder sich auf viele Hunderte beläuft, die sich auf die kleineren Städte Livlands verteilen, sind alle Befugnisse der Generalversammlung auf die Versammlung von 36 Delegierten aus den zum Verein gehörenden Städten übertragen worden. Diese Delegiertenversammlung wählt also die Direktoren und Revidenten und hat die oberste Direktive für die Leitung aller Geschäfte. Sie besteht aus 36 auf 3 Jahre gewählten Delegierten, darunter 19 aus Jurjew (Dorpat) und 17 aus den andern kleineren Städten Livlands (aus Pernau 5, Werro, Wolmar und Walk je 2 usw.), so daß die 19 Dorpater Delegierten, wenn sie geschlossen stimmen, die absolute Majorität haben.

Der Livländische Stadt-Hypothekenverein trat am 4. März 1884 auf Initiative des Pernauschen Stadthaupts O. Brackmann ins Leben und ist in langsamer, aber stetiger Entwicklung erstarkt. Die Summe der Pfandbriefdarlehen betrug zum 1. Januar 1903 — 2,688,200 Rbl., der Reservefonds hatte die Höhe von rund 60,000 Rbl. erreicht.

Bei den in den nächsten Wochen folgenden Delegiertenwahlen in den kleinen Städten, wo überall eine nationale Agitation vorgearbeitet hat, werden in Werro statt der früheren Delegierten 2 Esten, in Wenden von 7 Kandidaten, 4 Deutschen und 3 Letten, die letzteren gewählt, auch in Walk unterliegen die Deutschen, in Fellin und Pernau dagegen werden die deutschen Kandidaten durchgesetzt.

8. Nov. Nach dem „Personal der Jurjewschen Universität" beträgt die Zahl der Studierenden 1819 (mit Ausnahme der Pharmazeuten) gegen 1733 im Vorjahre. Die Zahl der Studenten der Theologie ist von 133 auf 145 gestiegen, die der Juristen von 149 auf 190; die größte Fakultät, die medizinische, weist nach einem bedeutenden Rückschritt im vorigen Jahre wieder

einen weiteren von 767 auf 733 auf, dagegen hat die historisch-philologische Fakultät einen bedeutenden Zuwachs von 136 auf 181 Mitglieder zu verzeichnen. Die physiko-mathematische Fakultät ist von 248 auf 294 Studierende gekommen.

Aus dem Innern Rußlands stammen 1396 Studierende, gegen 1306 im Vorjahre. Die Zahl der aus den Ostseeprovinzen gebürtigen Studenten ist wieder, wie in den allerletzten Jahren regelmäßig, um einiges angewachsen und zwar von 429 auf 477. Aus Livland stammen 294 (gegen 273), aus Estland 73 (gegen 66), aus Kurland 80 (gegen 83). — Evangelischer Konfession sind 461 (gegen 430), griechisch-orthodoxer 1157 (gegen 1086), römisch-katholischee 72 (gegen 76), Juden gibt es 132 (gegen 116).

Wieviel Absolventen geistlicher Seminare sich unter den Studenten befinden, geht aus dem „Personal“ nicht hervor. Die „Nordl. Ztg.“ schätzt ihre Zahl auf ca. 900.

Die Zahl der Pharmazeuten beläuft sich auf 94 (gegen 91); davon stammen 52 aus den Ostseeprovinzen (gegen 36), aus dem Innern 42 (gegen 54). Dementsprechend ist die Zahl der evangelischen Pharmazeuten von 36 auf 46 gestiegen, der griechisch-orthodoxen von 14 auf 9, die der römisch-katholischen von 30 auf 24 gefallen; mosaisch sind 15 (gegen 10).

9. Nov. Aus Marienburg (Livland) wird dem „Rish. Westn.“ geschrieben, die griechische Orthodoxie erwerbe unter der hiesigen Bevölkerung immer mehr Sympathien, da das Luthertum die geistlichen Bedürfnisse des Volkes nicht zu befriedigen vermöge. Es fange an sich häufiger zu wiederholen, daß Lutheraner in dem orthodoxen Tempel Gebete abhalten; unlängst wäre z. B. auf Bitte von Lutheranern im orthodoxen Tempel eine Fürbitte für Gefangene abgehalten worden.

10. Nov. Riga. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, die Sanitätskommission des Stadtamts in ein Sanitätsamt umzuwandeln und ein Betriebsamt neu zu schaffen, dem die Verwaltung des städtischen Gas- und Wasserwerks, des im Bau begriffenen Elektrizitätswerks und anderer städtischer

Betriebe übertragen werden soll. Mit der Bildung dieser neuen Exekutivorgane soll die Zahl der Stadträte von 5 auf 7 erhöht werden.

10. Nov. Riga. Wegen der Zunahme von Überfällen nicht nur auf Privatpersonen, sondern auch auf Polizeichargen, hat der Polizeimeister befohlen, die Aufsicht über die Kneipen und die Abpatrouillierung der Distrikte zu verschärfen. („Düna-Ztg." Nr. 257).

Die „Düna-Ztg." berichtet u. a. über folgenden Exzeß: Während eines Rundganges am Abend des 10 November hörte der Revieraufseher Gogolewsky in einer Bierbude bei der Alexanderpforte wüstes Geschrei und Lärmen, er trat in die Bierbude und fand dort einen Haufen von Fabrikarbeitern vor, die er, als er sah, daß sie betrunken waren, aufforderte, ihm ins Polizeibureau zu folgen. Die Arbeiter traten auf die Straße hinaus, konferierten hier eine Zeitlang in lettischer Sprache, deren der Revieraufseher nicht mächtig ist, und stürzten sich plötzlich auf ihn, schlugen ihn blutig und rissen ihm die Achselklappen vom Mantel und vom Rock herunter. Der auf den Pfiff des Aufsehers herbeigeeilte Schutzmann und ein Nachtwächter konnten nichts ausrichten, und erst als mehrere Revieraufseher und Schutzleute, mit dem Pristav an der Spitze, requiriert waren, konnten die Exzedenten abgeführt und am nächsten Tage dem Friedensrichter übergeben werden. Der Richter verurteilte noch am selben Tage, indem er das höchste Strafmaß anwendete, zwei der Exzedenten zu 3 Monaten und drei derselben zu 2 Monaten Arrest.

12. Nov. Bei der diesjährigen Rekrutierung in Livland haben die Lehrer an den griechisch-orthodoxen Kirchenschulen teilweise unangenehme Erfahrungen gemacht. Sie wurden nur dann von der Militärpflicht befreit, wenn ein Allerhöchster Befehl vorlag oder wenn sie ein Lehrerzeugnis vorweisen konnten. Der erstere ist nicht leicht zu erlangen und das letztere besitzen die wenigsten dieser Lehrer. Nach dem „Rish. Westn." haben von den Lehrern an den lutherischen Gemeindeschulen nur 40 pCt. keine Lehrberechtigung, nach dem offiziellen Bericht für 1901/2 gab es an den 263 griechisch-orthodoxen Hilfsschulen dagegen nur 40 Lehrer mit einem Lehrerzeugnis, die übrigen 223 konnten keins aufweisen Tatsächlich sei ihr Bildungszensus selten höher als der einer Kirchspielsschule und unter diesen seltenen gebe es noch 33 pCt. ebenfalls zum Unterricht nicht berechtigter Psalmensänger (vergl. Balt. Chr. 1903 Juni 1). Der „Rish. Westn." meint,

auch diese unberechtigten Lehrer würden nicht alle im Amt bleiben, wenn ihnen bekannt wird, daß sie zur Ableistung der Wehrpflicht herangezogen werden. („Rish. Westn." Nr. 250.)

15. Nov. Jurjew (Dorpat). Zum ersten Mal bringt die Stadt ein Wertpapier auf den Geldmarkt. Es ist eine $4^{1}/_{2}$ prozentige Anleihe zum Zweck der Erbauung eines Schlachthauses in Höhe von 190,000 Rbl.

16. Nov. Riga. Die auf dem linken Dünaufer neu erbaute und bis auf den Ausbau der Türme vollendete römisch-katholische Albertuskirche erhält eine vorläufige Weihe und wird für den Gottesdienst in Gebrauch genommen.

16. Nov. Jurjew (Dorpat). Auf der Generalversammlung des estnischen Vereins „Wanemuine" wird der Veranstaltung eines allgemeinen estnischen Gesangfestes im Jahre 1905 oder 1906 zugestimmt, das von den hiesigen estnischen Vereinen arrangiert werden soll. Die Generalversammlung beschließt ferner auf den Vorschlag einer vom Redakteur Tönisson geleiteten Baukommission, sein Grundstück im 3. Stadtteil zu verkaufen und sich an einer zentraleren Stelle der Stadt anzusiedeln, da der „Wanemuine" das Recht haben dürfe, zur geistigen Zentralstätte des estnischen Lebens der Stadt emporzustreben. Am 13. Dezember wird zu diesem Zweck der Ankauf zweier Grundstücke auf dem Thunschen Berge beschlossen.

17. Nov. Riga. In Sachen der Veterinäraufsicht über Handelspferde und eine Besteuerung derselben findet unter dem Vorsitz des Vizegouverneurs von Livland und unter Teilnahme des residierenden Landrats, des Gouvernements-Veterinärinspektors u. a. eine Sitzung statt, die eine temporäre Veterinäraufsicht für die Pferdemärkte in Fellin und in Jurjew (Dorpat) und eine ständige für den Transport von Pferden in Riga, Pernau und Walk als wünschenswert feststellt. Eine Steuer von dem Wert der Pferde erscheint unzweckmäßig und wird daher eine gleichmäßige Steuer von 25 Kop. pro Pferd empfohlen. Die Beschlüsse werden dem Minister des Innern übersandt.

17. Nov. Reval. Der Gesangverein „Lyra" ist vom Gouverneur geschlossen worden, weil er seine Statuten nicht eingehalten hat. („Estl. Gouv.-Ztg.")

18. Nov. Die Herbstjuridik des estländischen Konsistoriums beginnt. Leider haben sich, wie bereits im Vorjahre, keine Kandidaten zum Konsistorialexamen gemeldet.

19. Nov. Walk. Nachdem die lettisch-estnische Stadtverordnetenversammlung die Frage nach der Pensionierung städtischer Beamten durch die Auflösung der Pensionskasse auf ihre Weise gelost hatte (s. Balt. Chr. 1902 Okt. 26 und Nov. 29), erhob das frühere Stadthaupt von Dahl dagegen Einspruch bei der Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten, aber erfolglos. Eine darauf von Dahl beim Bezirksgericht anhängig gemachte Klage auf Auskehrung einer einmaligen Abfindungssumme von 4000 Rbl. ist, nach dem „Post.", kostenpflichtig abgewiesen worden.

20. Nov. Jurjew (Dorpat). Das Stadtamt teilt der Stadtverordnetenversammlung mit, daß es, da die Steuergemeinde ihren pekuniären Verpflichtungen gegen die Stadt nicht nachgekommen sei, den Gouverneur ersucht habe, der Steuerverwaltung vorzuschreiben, sie solle sofort die Fürsorge für ihre bisher in städtischen Anstalten verpflegten mittellosen Gemeindeglieder selbst übernehmen und der Stadtverwaltung ihre Schuld von 8800 Rbl. zurückerstatten Die Versammlung beschließt, das Stadtamt zu bevollmächtigen: die eben in den städtischen Armenanstalten befindlichen Armen und Kranken der Steuergemeinde dort bis auf weiteres zu verpflegen, die Neuaufnahme von solchen aber einzustellen und beim Gouverneur darum nachzusuchen, daß die in den Armenhäusern befindlichen Glieder der Steuergemeinde weggebracht und auf Kosten der Gemeinde verpflegt würden.

Die diesen Beschluß der Stadtverordnetenversammlung zeitigenden schlechten finanziellen Verhältnisse der Steuergemeinde sind typisch für die Städte der Ostseeprovinzen. Die Ursachen des finanziellen Verfalls der Steuergemeinden in den Ostseegouvernements werden von einem in der „Düna-Ztg." (Nr. 258) veröffentlichten Aufsatz entwickelt. Zur Zeit der alten Stadtverfassung ließ die durch Rat und Gilden verkörperte Stadtverwaltung von dem gesamten Stande der Handeltreibenden und Industriellen besondere Abgaben zum Besten des Armen- und Krankenwesens

erheben und diese Abgaben durch die Steuerverwaltung bei Ausreichung der Handelspapiere realisieren. Nach Einführung der Städteordnung von 1870 konnten die Steuerverwaltungen nicht mehr Abgaben zum Besten der ganzen Stadtgemeinde erheben, sondern mußten sich nur auf ihre Gemeindeglieder und diejenigen Kaufleute beschränken, die tatsächlich zur Kaufmannsgemeinde verzeichnet waren. Der dadurch bedeutend verringerte Kreis der Steuerzahler wurde durch das neue Reichsgewerbesteuer-Gesetz noch enger gezogen, indem es nun in das Belieben jedes einzelnen gestellt wird, ob er Glied der ständischen Kaufmannsgemeinde werden will oder nicht; Edelleuten und Ausländern ist die Zugehörigkeit zu ihr ganz verschlossen worden. Die Beitreibung der Steuern von den Steuerpflichtigen wird ferner durch das neue Paßgesetz erschwert, das die Ausreichung von Paßbüchern auf 5 Jahre gestattet und verbietet Pässe vorzuenthalten, wenn nur die Steuer für das laufende Jahr rückständig ist. Weitere Hemmnisse für das Gedeihen der Steuergemeinden sind das mangelhafte Exekutionsverfahren der überbürdeten Polizei, die Steuerfreiheit der Frauen und die Aufhebung der administrativen Verschickung nach Sibirien, durch die sich die Gemeinden vieler lasterhafter nur Kosten verursachender Glieder entledigen konnten.

Aus Ausweg aus der bedrängten Lage weist der Artikel darauf hin, daß das Gesetz die Steuergemeinden nicht verpflichtet, für die Versorgung ihrer Armen in fremden Armenhäusern Zahlung zu leisten, sondern bloß dazu, die Kosten für Behandlung und Heilung ihrer erkrankten Glieder in Krankenhäusern zu erstatten. Wenn die Steuergemeinden bisher auch die Kosten der Verpflegung von armen Gemeindegliedern den Stadtverwaltungen bezahlt haben, so hätte sie dazu nur eine moralische Verpflichtung getrieben, die aufhöre, wenn den Gemeinden keine Mittel mehr zur Verfügung ständen. Die Steuergemeinden wären um so eher berechtigt die Zahlungen für die Armen einzustellen, als die Wohltätigkeitsanstalten der alten Stadtverwaltungen, die eigentlich Eigentum der Steuergemeinden gewesen seien, kostenlos an die neuen Stadtverwaltungen übergegangen sind.

Der Punkt 4 des Allerhöchst bestätigten Reichsratsgutachtens vom 26. März 1877 zur Einführung der Städteordnung in den Ostseegouvernements faßte eine Reorganisation der städtischen Steuergemeinden ins Auge. Sie läßt noch immer auf sich warten.

22. Nov. Reval. Der neuernannte Polizeimeister Leutnant d. R. Norbekow, bisher Chef der Detektivabteilung in Wilna, tritt sein Amt an.

22. Nov. Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin kehren von Skiernewice nach Zarskoe Sselo zurück.

24. Nov. Der Finanzminister Pleske wird krankheitshalber auf unbestimmte Zeit beurlaubt, zu seinem Vertreter der Ministerkollege Romanow ernannt.

24. Nov. Der Anzensche landwirtschaftliche Verein beschließt, auf dem ihm vom Ministerium der Landwirthschaft zu diesem Zwecke auf 12 Jahre überlassenen Krongute Kasseritz eine niedere Ackerbauschule für Mädchen zu eröffnen. („Teataja").

25. Nov. Lemsal. Das Diebswesen nimmt in dem Städtchen und der Umgegend überhand. Der Friedensrichter hat vom 1. Januar bis zum 24. November c. nicht weniger als 147 Diebstahlssachen deliert, in denen kein Schuldiger ermittelt worden ist. („Rig. Rundschau").

25. Nov. Reval. Die Stadtverordnetenversammlung bestätigt das Budget der Stadt für 1904, nach dem die Einnahmen und Ausgaben mit 571,740 Rbl. balancieren.

26. Nov. Jurjew (Dorpat). Eine zweite lettische Studentenkorporation, die den Namen „Darbs" (Arbeit) führen soll, ist in der Bildung begriffen. („Rudiſeb").

27. Nov. Zur Propinationsfrage in den Ostseeprovinzen wird in der „Sammlung der Senatsentscheidungen" eine wichtige Senatsentscheidung vom 28. Januar 1902 publiziert. Nach dieser Entscheidung bewahren die von den Rittergutsbesitzern beim Verkauf von Bauerlandgrundstücken in die Kaufverträge aufgenommenen Bedingungen, gemäß denen es den bäuerlichen Käufern verboten ist, auf den von ihnen erworbenen Ländereien erwähnter Rittergüter irgendwelche Anstalt für den Verkauf starker Getränke zu eröffnen oder irgend jemandem zu erlauben, sich in den Grenzen der erworbenen Grundstücke mit dem Getränkeverkauf zu beschäftigen, ihre Kraft auch nach Einführung des staatlichen Getränkeverkaufs in den baltischen Gouvernements, und sind, zweitens, derartige Abmachungen, auch wenn sie bereits nach Aufhebung der Geltung der Artt. 883 und 892 des III. Bds. des Provinzialrechts der Ostsee-Gouv. (die den Rittergutsbesitzern das ausschließliche Recht zum Verkauf von Kornbranntwein außerhalb der städtischen Ansiedlungen vorbehalten) geschlossen worden sind, für die bäuerlichen Käufer und ihre Rechtsnachfolger bindend.

1. Dez. Mitau. Zum Polizeimeister ist an Stelle des auf sein Ansuchen nach Tomsk versetzten Baron Behr, der bim. Oberst Baron Medem-Rumbenhof ernannt worden.

1\. 10. Dez. Riga. Sitzungen des Adelskonvents der livländischen Ritterschaft. — In Sachen der Entschädigung der Krugsbesitzer für die durch das Branntweinmonopol erlittenen Einbußen teilt das Landratskollegium mit, daß von den 635 Krugsbesitzern, an die Anfragen ergangen waren, ob sie den ritterschaftlichen Verteilungsvorschlägen zustimmen, 2 auf eine Entschädigung verzichtet hätten, 2 keine Erklärung abgegeben und 631 (= 97 pCt. aller Krugsbesitzer) zugestimmt hätten (s. Balt. Chr. 1903 Mai 5).

Die Entscheidung über die von der Gouvernementsregierung angeregte Frage der Schließung der Livländischen Bauerrentenbank wird dem Landtag vorbehalten. — Der Konvent beschloß folgende vom Landratskollegium mit Zustimmung der Gouvernementsregierung zur Bekämpfung der Unsicherheit im Pernauschen Kreise getroffenen Maßnahmen zu ratihabieren: Dem Fellinschen Kreischef sind zur Errichtung einer temporären Detektivabteilung einmalig 300 Rbl. aus der Landeskasse und dem Pernauschen Kreischef zur Verstärkung der Fahrgelder der Kreispolizei einmalig 150 Rbl. aus der Landeskasse bewilligt worden; dem Pernauschen Kreischef ist ferner ein Kredit von 500 Rbl. zur Aussetzung von Prämien auf Ergreifung der Verbrecher bewilligt worden, doch ist dieser Kredit bisher nicht in Anspruch genommen worden. Dem Landratskollegium wird zu etwaigen weiteren Maßnahmen in dieser Angelegenheit ein Kredit auf die Landeskasse eröffnet. — Die Ritterschaftsrepräsentation wurde ersucht, dahin zu wirken, daß die zum Unterhalt des Torgelschen Gestüts angewiesenen Kronsgüter Torgel und Awwinorm nach Ablauf des Pachtkontrakts im Jahre 1905 der Ritterschaft von neuem überlassen werden; falls Awwinorm wieder an die Krone zurückfallen sollte, soll um eine Erhöhung der Staatssubvention für das Gestüt von 6000 auf 8000 Rbl. nachgesucht werden. In der Decksaison 1902 sind 1040 Stuten auf den Beschälstationen im Lande gedeckt worden. — In Sachen der Grundsteuerreform wird berichtet, daß im J. 1903 die Bonitierung von ca. 450,000 Lofstellen oder ca. 1000 Quadratwerst landwirtschaftlich genutzter Flächen in 9 Kirchspielen ausgeführt worden ist (Livland weist im Ganzen

ca. 6,512,000 Lofstellen oder 21,300 Quadratwerst landwirtschaftlich genutzten Landes auf); die Forsttaxatoren haben bisher 760 Quadratwerst 230,000 Lofstellen Wälder klassifiziert. Auf die Bitte des estnischen landwirtschaftlichen Vereins in Dorpat hat das Landratskollegium beschlossen, die bäuerlichen Glieder in den Kirchspielsschätzungskommissionen von Sachverständigen über ihre Aufgaben unterrichten zu lassen. - Nach dem Bericht über das Wegebaukapital sind aus dem Budget für 1902 218,171 Rbl. ausgegeben worden, aus dem Budget für 1903 153,007 Rbl. Das für 1904 zusammengestellte Budget beläuft sich auf 1,323,256 Rbl. — Der Adelskonvent beschloß ein vom Verwaltungsrat der Gesellschaft zur Fürsorge für Geisteskranke ausgearbeitetes Statut der livländischen Landesirrenanstalt dem Minister des Innern zur Bestätigung vorzustellen und wählte zum Direktor der Anstalt Dr. med. Albert Behr, der mit beratender Stimme zu den Arbeiten der Baukommission hinzugezogen werden soll. - Das Leprosorium zu Nennal soll vom 1. Januar 1904 bis zur Einführung des Isolirzwanges geschlossen werden und die Kranken sind in das Tarwastsche Asyl überzuführen. Der Konvent ersucht den Landmarschall Schritte zu tun, um die Einführung des Isolirzwanges für Lepröse zu beschleunigen. Für Maßnahmen zur Bekämpfung epidemischer Krankheiten bewilligt der Konvent 2000 Rbl. jährlich, für die Verpflegung syphilitischer Landgemeindeglieder in Alexandershöhe (Riga) 1000 Rbl. und für die Übersetzung einer Flugschrift gegen die Lues ins Estnische und Lettische und deren Drucklegung 490 Rbl.

2. Dez. Das Polytechnikum in Kiew ist auf Anordnung des Finanzministeriums bis auf weiteres geschlossen worden.

3. Dez. Mitau. Die lettisch-literärische Gesellschaft wählt an Stelle des krankheitshalber zurücktretenden Pastors Sacranowicz-Groß-Auz zum Präsidenten den Pastor emer. Th. Döbner und zum kurländischen Direktor Pastor Strautmann-Bauske; der livländische Direktor Pastor Erdmann-Versohn nimmt die Wiederwahl an.

4. Dez. Walk. Ein neuer „Walkscher landwirtschaftlicher Verein" wird feierlich eröffnet.

Der Verein hat Letten und Esten zu Mitgliedern. Die Vertretung der Nationalitäten wird besonders genau von dem „Postimees" registriert: Die feierliche Eröffnung fand im Saale des lettischen Vereins statt. Die Vorstandsglieder sind lauter Letten, verstehen aber, abgesehen vom Schriftführer, auch die estnische Sprache. In die beratende Versammlung sind auch einige Esten gewählt worden, darunter freilich einer, der seiner Geburt nach zwar ein Este, seiner Gesinnung nach aber ein Lette ist. Die Statuten wurden lediglich in lettischer Sprache verlesen, doch wurde auf Verlangen der Esten beschlossen, auch estnische Statuten anfertigen zu lassen. Die Eröffnungsrede war lettisch, worauf der Luhdesche Prediger Gaigal erst in lettischer und dann in estnischer Sprache eine geistliche Anrede hielt. Beim Festmahl wurden 5 lettische und 4 estnische Tischreden gehalten. . . (Nach der Wiedergabe in der „Nordl. Ztg." Nr. 277.)

5. Dez. Baron Ernst v. d. Brüggen, Historiker und Nationalökonom, stirbt in Riga, 63 J. alt.

6. Dez. Der Landmarschall von Livland Dr. Baron Meyendorff wird zum Hofmeister, der kurländische Landesbevollmächtigte Fürst Lieven zum Hofmeister en fonctions des Allerhöchsten Hofes ernannt.

7. Dez. Jurjew (Dorpat). Die Weihe des Turmes der estnischen St. Petrikirche wird im Beisein des Livländischen Generalsuperintendenten G. Oehrn, der die Festpredigt hält, vollzogen. Die Kirche wurde in den Jahren 1882—1884 nach den Plänen des St. Petersburger Architekten Schroeter erbaut, der Turm konnte erst jetzt vollendet werden.

Die „Nordl. Ztg." rühmt den Eifer der Gemeinde, die nicht müde geworden ist im Sammeln und Geben für den Bau, sie hebt aber auch hervor, daß diese Kirche ein Denkmal des Zusammenhaltens unsrer evangelisch-lutherischen Bevölkerung sei, denn die livländische Ritterschaft, die evang.-lutherische Unterstützungskasse, der ehemalige Dorpater Rat und die Stadtverwaltung und die Gilden hätten reichlich mitgeholfen und die deutschen Mitbürger hätten bei den Kollekten und sonstigen Veranstaltungen für den Kirchenbau seit drei Jahrzehnten eifrig mitgearbeitet.

9. Dez. Riga. Das Erscheinen der vom Dr. phil. Arnold Plates herausgegebenen und vom Dr. phil. Sahlit redigierten lettischen Tageszeitung „Deenas Lapa" wird auf Grund des § 154 des Preßgesetzes vom Minister des Innern auf 8 Monate sistiert.

Der § 154 des Preßgesetzes lautet: Der Minister des Innern hat das Recht, einer periodischen Edition, die der Präventivzensur unterliegt, im Falle einer schädlichen Richtung das Drucken von den

in den §§ 97 und 98 erwähnten Betrachtungen zu verbieten oder das Erscheinen des Blattes für die Zeit von nicht mehr als 8 Monaten zu sistieren.

10. Dez. Jurjew (Dorpat). Der Zustand des verstärkten Schutzes wird für die Stadt auf ein weiteres Jahr, bis zum 1. Dezember 1904, verlängert.

11. Dez. In welcher Weise die „Rigas Awise" versucht, die bestgemeintesten deutschen Bestrebungen, der Jugend, sowohl der deutschen als der lettischen, wahrhaft zu nützen, in Mißkredit zu bringen und zu verleumden, das zeigt u. a. eine Korrespondenz aus Mitau gegen den Mitauschen Jünglingsverein, in der es heißt:

„Es kann nicht geleugnet werden, unserer Baltischen Deutschen politische Haupttätigkeit besteht darin, das Deutschtum auf Kosten des lettischen Volkes zu kräftigen. Sobald sie nur merken, daß das gesellschaftliche und geistige Leben inmitten der Letten irgendwo zu kränkeln beginnt, sind die Deutschen sogleich zur Hand, um diesen Umstand für sich auszunutzen. Indem sie Freundlichkeit zeigen, wo sie es für nötig halten, fällt es den Deutschen nicht schwer, die obdachlosen Letten in ihre Vereine aufzufordern, in denen gegenwärtig in Mitau die Hälfte, wenn nicht mehr, der Mitglieder aus unsren Leuten besteht.

Damit allein genügt es aber bei uns nicht: es ist eine von lutherischen Predigern geleitete Einrichtung in Aufnahme gekommen, der Mitausche Jünglingsverein, wo man angefangen hat, Halbdeutsche in Masse zu fabrizieren. Die Kaufleute, meist aber wohl die Handwerker, sind und werden noch heute dazu herangekriegt, ihre Lehrlinge in den erwähnten Verein zu senden. Dort ist alles so geschickt eingerichtet, daß es dem Alltagsmenschen nicht leicht fällt, den eigentlichen Zweck der Arrangeure zu merken, da den Jünglingen, wie es den Anschein hat, alles das geboten wird, was zu ihrer besseren Ausbildung nötig ist, was ihnen für den Lebensweg taugen kann. So z. B. werden allerhand Vorlesungen geboten, natürlich im genugsam bekannten Geiste, es ist eine deutsche Volkslieder exekutierende Bläserkapelle gebildet worden, ebensolche Lieder singt der Sängerchor des Vereins, es ist ein besonderer Turnlehrer engagiert und geistige Nahrung kann man in der Bibliothek und auf dem Lesetisch finden. Ist das alles nicht prächtig?" (Übers. d. „Rig. Rdsch." Nr. 280.)

Was bietet die „Rigas Awise" wohl für einen Ersatz für den Verein, wo den Jünglingen anscheinend „alles das geboten wird, was zu ihrer besseren Ausbildung nötig ist, was ihnen für den Lebensweg taugen kann"?!

13. Dez. Die „Livl. Gouv.-Ztg." publiziert die Vereinigung der Bauergemeinden von Stubbensee und Stopiushof im Rigaschen Kreise, von denen die letztere bereits aus der Kurtenhofschen und Stopiushofschen zusammengezogen ist. Über

Zweck und Wirkung der Verschmelzung von Landgemeinden vgl. Balt. Chr 1896/97, S. 151 und 1902/3, S. 83.

14. Dez. Zum Gedächtniß des Dr. Friedrich Reinhold Kreutzwald, des Schöpfers des estnischen Nationalepos „Kalewipoeg" werden an seinem 100. Geburtstage in Jurjew (Dorpat), Reval, Pernau u. a. Orten im Gebiet der estnischen Sprache von den estnischen Vereinen und Gesellschaften Festakte veranstaltet.

15. Dez. Riga. Der Stadtverordnetenversammlung liegt ein Gesuch des Rigaer Lettischen Vereins vor, ihm die Esplanade zur Veranstaltung eines großen lettischen Sängerfestes, das im nächsten Sommer abgehalten werden soll, zeitweilig zu überlassen. Der Antrag des Stadtverordneten Merkuljew, daß im Hinblick auf den Stillstand in der Industrie und in der Bautätigkeit und auf die dadurch bedingte wirtschaftliche Notlage der Arbeiterbevölkerung, sowie im Hinblick auf den drohenden Krieg gegen das Sängerfest selbst Stellung genommen und versucht werde, seine Vertagung zu erreichen, wird vom Stadthaupt nicht zur Diskussion gestellt, da das Fest mit Erlaubnis des Ministers zur Feier der 10jährigen Regierungszeit Sr. Majestät begangen werde, überdies diese Frage nicht auf der Tagesordnung stehe. – Das Stadtamt empfahl die Hergabe der Esplanade für das Fest, obwohl es im Prinzip die temporäre Bebauung der Esplanade nicht mehr gestatten will; die Stadtverordnetenversammlung vertagt indeß die Entscheidung.

15. 17. Dez. Reval. Sitzungen des Ritterschaftlichen Ausschusses. Es wurde beschlossen, die Überführung von Geisteskranken der estländischen Landgemeinden aus der stark überfüllten Irrenabteilung des Kollegiums der allgemeinen Fürsorge in die Irrenanstalt „Seewald" dadurch zu ermöglichen, daß die Differenz zwischen der Zahlung im Kollegium der allgemeinen Fürsorge und der in „Seewald", die 6 Rbl. pro Kranken monatlich beträgt, aus der Ritterkasse gedeckt wird. Die Zuschlagszahlung für die Überführung nach „Seewald" soll im Maximum für 30 Kranke gewährt werden. Eine Kommission wird unter dem Vorsitz des Ritterschaftshauptmanns niedergesetzt zur Bearbeitung der Frage einer Steuer-

reform in der Richtung der Heranziehung der nicht landwirtschaftlich genutzten Gebäude auf dem flachen Lande und der Schaffung eines neuen Systems der Einschätzung des Nutzlandes an Stelle des bestehenden aus den Pachtwerten abgeleiteten sog. Multiplikators. — In Sachen der Beheizung und Beleuchtung der Gefängnisse beschloß der Ausschuß, den Ritterschaftshauptmann noch zur Lieferung der betr. Materialien zu ermächtigen, aber unter Vorbehalt des Rechts, die Refundierung der dafür verausgabten Summen zu beanspruchen. — Vorgelegt wurde ferner ein auf Grund einer Enquête zusammengestellter Bericht über die große Zunahme von Verbrechen auf dem Lande.

16. Dez. Riga. Eine neue russische Zeitung, die „Rishskija Wedomosti", beginnt zu erscheinen. Sie wird he ausgegeben und redigiert von dem vor einen Jahre entlassenen Redakteur des „Rishskij Westnik" Leonid Witwitzki.

Der Programmartikel Witwitzkis lautet: „Nach fast viertelhundertjähriger publizistischer Tätigkeit im baltischen Gebiet an die Herausgabe einer neuen Zeitung tretend, durchlaufen wir unwillkürlich in Gedanken diesen Zeitraum. Wie viel wichtiges ist in diesen 25 Jahren in unsrem baltischen Strandgebiet geschehen! Welche Veränderungen, ja man kann sagen Umwälzungen! Am Anfang dieser Periode war die sogenannte baltische Frage eben erst auf die Tagesordnung gesetzt worden. Allerdings war bereits ertönt die prophetische Stimme Juri Samarins, der die Wege zu ihrer Entscheidung im Geiste der Reichsbedürfnisse und der Hoffnungen der Masse der hiesigen Bevölkerung bezeichnete, die das Meer des russischen Volkes tief aufwühlenden Reformen des Zarbefreiers fanden bereits lebendigen Widerhall im Baltikum; aber die Ströme des hiesigen Lebens fanden noch immer nicht ein klar bezeichnetes Bett, um in ihm zusammenzufließen und als mächtiger Zufluß dem weiten russischen Meer zuzuströmen. In dieses sichere Bett führten das baltische Leben die denkwürdigen Reformen Kaiser Alexander III., und das so unwiderruflich, daß die baltische Frage in ihrer Hauptgrundlage jetzt als entschieden angesehen werden kann. Ihre Schlußentscheidung in Einzelheiten ist nur eine Frage der Zeit, und wenn es noch Bäche gibt, die außerhalb des Hauptbettes laufen, so wälzt sich doch das baltische Leben als ein wasserreicher Fluß schon auf diesem Wege hin. Und wie „die Wolga nicht rückwärts läuft", so wird auch das Leben im baltischen Grenzgebiet nicht mehr umkehren. Anders denken hieße träumen am hellen Tage, über Unmöglichem phantasieren. Wenn es um uns solche Phantasten gibt, so können sie den Lauf des hiesigen Lebens natürlich nicht ändern, der bereits sozusagen elementare Kraft gewonnen hat. Am Ausgang der betrachteten 25 Jahre

nähert sich die baltische Frage in ihrer national-staatlichen Bedeutung bereits ihrem natürlichen Ende und wenn das letzte Vierteljahrhundert erfüllt war mit dem Kampf um diese Frage, „der Donner brüllte und die Blitze leuchteten", so ist jetzt auf diesem Gebiete nur noch vereinzeltes Aufflammen möglich, — „die letzten Wolken des Sturmes, der sich verteilt hat". Als Ersatz treten bereits andre Fragen in den Vordergrund: innere Strömungen des hiesigen Lebens erlangen eine vorwiegende Bedeutung für die verschiedenen Gruppen der baltischen Bevölkerung. Es hat ein Prozeß der Verschiebung der gesellschaftlichen Kräfte und wirtschaftlichen Einflüsse im Lande begonnen und ist in schnellem Fluß. Das sozial-ökonomische Zentrum des ganzen baltischen Lebens verschiebt sich. Diese neuen Strömungen berühren tief die vitalsten Interessen sowohl von Einzelpersönlichkeiten als von ganzen gesellschaftlichen Gruppen und wenn in diesem Kampf vorläufig noch nationale Losungen am häufigsten zu vernehmen sind, so geschieht das nur noch aus alter Gewohnheit. Das eigentliche Wesen der gegenwärtigen örtlichen Fragen liegt aber nicht darin, wenn sie auch noch in nationalem Gewande auf die Szene treten. Diese Fragen sind eigentlich gar nicht so sehr national-politische, als vielmehr sozial-wirtschaftliche. Das aber müssen vor allem diejenigen Elemente begreifen, die noch auf dem Gipfel des örtlichen Lebens stehen. Wenn sie aber das begreifen, wird auch ein schweres und für sie nicht ungefährliches Mißverständnis ein Ende haben und es wird ihnen klar werden, daß in der Befestigung der Staatsgewalt im Lande die beste Gewähr für eine ihnen günstige Entwicklung der örtlichen Beziehungen liegt.

In der neuen Phase des hiesigen Lebens, wo der sozial-ökonomische Wettkampf der verschiedenen baltischen Bevölkerungsgruppen an die erste Stelle tritt, sind sowohl die russische Staatsgewalt als auch die russische Gesellschaft, die an diesem Kampfe nicht unmittelbar interessiert ist, berufen, eine mäßigende Einwirkung auf den Verlauf der örtlichen Angelegenheiten auszuüben, das allgemeine Wohl und den Nutzen des ganzen Landes und Staates, nicht aber die Interessen einzelner mit einander ringender Gruppen im Auge zu behalten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Einwirkung sowohl für diejenigen wichtig ist, die auf der Höhe des örtlichen Lebens stehen, als für diejenigen, die dorthin streben. Deshalb wäre es unsres Erachtens für alle örtlichen Bewohner eine Sache der einfachen Vernunft, diesen mäßigenden Faktoren sich nicht fernzuhalten und ihr Mißtrauen zu erwecken, sondern Annäherung an sie und eine Stütze in ihnen zu suchen.

Durch das Gesagte werden in genügendem Grade auch die Aufgaben der russischen Presse im gegebenen Moment des baltischen Lebens bestimmt: neben der Mitarbeit an der „Kräftigung der Verbindungen dieses Grenzlandes mit dem Kern des Reiches" — wie wir in unsrer Programmnotiz gesagt haben — die Abschwächung des unter der hiesigen

Bevölkerung herrschenden Zwistes fördern, der durch den Zusammenstoß entgegengesetzter Interessen hervorgerufen ist, und zu ihrer Einigung zu gemeinsamer, friedlicher Arbeit zum Nutzen des Gebietes und zum Wohle des Reiches beizutragen. Wenn die Erhaltung des Lebens menschlicher Gemeinschaften einen Kampf darstellt, so kann dieses Leben „licht und fruchtbringend" nur dann sein, wenn als endliches Ziel die Einigung Aller in der Arbeit für das Allgemeinwohl erscheint!"

Dem aus der Versenkung wieder aufgetauchten Herrn Witwitzki ist es mit seinem an Phrasen und Pathos reichen Artikel natürlich nur darum zu tun, Stimmung für seine Person zu machen. Der fortwährend durch seine nationalen Hetzereien gegen das Deutschtum genährte Haß ist es, der die wirtschaftlichen Gegensätze unnötig verschärft, diese sind an sich lange nicht so bezeichnend für die Situation wie jene.

16. Dez. Libau. Den Herausgebern des „Libauschen Sonntagsblattes" R. Nehring und Zahnarzt Naftal Aronstamm ist gestattet worden, ihrem vom Stadtamt gelegentlich zu offiziösen Mitteilungen benutzten Organ eine Beilage in russischer Sprache unter dem Titel „Libawskaja Nedelja" hinzuzufügen.

16. Dez. Reval. Eine Sitzung des estländischen landwirtschaftlichen Vereins beschließt die Gründung von Kontrollvereinen zur Kontrolle der Fütterung und Pflege des Milchviehs nach dänischem und skandinavischem Muster und wählt E. v. Samson zum Leiter dieser Vereine. — Kurz vorher war bei der I. Estländischen landwirtschaftlichen Genossenschaft die Gründung einer Sektion für Milchverwertung beschlossen worden, der eine stattliche Anzahl von Gütern beitreten wollen. Durch diesen Zusammenschluß der Produzenten ist ein neuer bedeutsamer Schritt auf dem Gebiet des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens getan.

16 Dez. Die „Rigas Awise" (Nr 283) hat die Unverfrorenheit, die demokratische Strömung unter den Letten den Deutschen zur Last zu legen. Das Blatt schreibt in einem Leitartikel: „Unseres lettischen Demokratismus Ursprünge":

„Als die lettische nationale Bewegung begann, hatte der lettische Demokratismus eine nationale Wurzel. Es war ein Kampf gegen die soziale Herrschaft einer fremden Nationalität über die Letten. Der frühere lettische Demokratismus richtete sich daher beständig gegen Fremde und nicht gegen Letten selbst. Ein jedes Emporsteigen von Letten zu einem höheren Vermögens- und Bildungsstandpunkt wurde mit Freude

und Sympathie begrüßt (selbstverständlich wenn damit kein Abfall von der Volkssache verbunden war).

Ein ganz andres Gesicht zeigt uns unser neuer lettischer Demokratismus. Der schont die Fremden und fällt über die Letten selbst her. Es ist schon längst das wunderliche Faktum beobachtet worden, daß die lettischen Demokraten der Neuzeit in einer jeden wichtigen Frage die deutschen Interessen vertreten und daß sie von deutscher Seite auf alle Weise gehätschelt und geschützt werden. Das hat z. B. die „Deenas Lapa" bewiesen, das hat jetzt die Haltung des „Balt. Westn." zu beweisen begonnen. Das erweckt den Gedanken, daß unser lettischer Demokratismus der Neuzeit seine eigenen Ursachen haben muß. – Und wenn wir die Sache näher betrachten, so finden wir sie auch. Das sind noch Überreste der früheren geistigen Knechtschaft der Letten. Der neue lettische Demokratismus ist das Produkt der Herrschaft deutscher Ideen und Anschauungen."

In der „Rig. Rundschau" und der „Düna-Ztg." erscheint am 20. Dez. eine „Notgedrungene Erklärung", die es ablehnt, über verleumderische Denunziationen zu verhandeln und es der baltischen Geschichte des 20. Jahrhunderts überläßt, „die Verdächtigung der „Rig. Aw." Lügen zu strafen, die baltische deutsche Gesellschaft hätte jemals gemeinsame Sache mit irgendwelchem Demokratismus gemacht, und gar mit dem von der „Rig. Aw." gemeinten, den sie von den Rockschößen des Lettentums jetzt abzuschütteln eifrigst bemüht ist, nachdem eine jahrelang fortgesetzte Verhetzungspolitik von lettischer Seite ihn notorisch großgezogen hat."

17. Dez. Reval. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt in Anbetracht der u. a. durch die Entziehung der Hafensteuer geschaffenen mißlichen Finanzlage der Stadt, das Stadtamt zu beauftragen, zuständigen Ortes um Befreiung der Stadt Reval in gleicher Grundlage wie die übrigen Städte des Reiches von den Ausgaben für das Gefängniswesen nachzusuchen, die sich nach dem Budget für 1904 auf 10,617 Rbl. belaufen, sowie um Befreiung von der Verpflichtung zur Stellung eines städtischen Hauses für das Untersuchungsgefängnis, welches Haus gegenwärtig einen Wert von 55,000 Rbl. repräsentiert.

17. Dez. Walk. Auf ein Schreiben des Gouverneurs bewilligt die Stadtverordnetenversammlung dem Stadtarzt Dr. E. Koch einstimmig eine Pension von 114 Rbl. 36 Kop., die sie ihm früher wegen Mangels an Mitteln verweigert hat.

17. Dez. Die Gemeindeversammlung von Kegel hat die Gründung einer Ministeriumsschule abgelehnt, obgleich der Plan von

mehreren Gemeindegliedern befürwortet wurde und der Besitzer von Kegel seine Sympathien dafür durch das Anerbieten eines Grundstücks und eines Beitrages von 1000 Rbl. zu den Baukosten dargetan hatte. („Teataja").

18. Dez. Der Chef des Postwesens Geheimrat Andrejewski wird verabschiedet.

18. Dez. Walk. An der Stadtschule ist die Einführung des fakultativen Unterrichts in der französischen Sprache gestattet worden.

18. Dez. Das einem Russen gehörige Gut Meddum im kurischen Oberlande, das nach der Schätzung und den Beleihungsregeln des kurländischen Kreditvereins von diesem nur 30,000 Rbl. hätte erhalten können, soll von der St. Petersburg-Tulaer Agrarbank mit 129,000 Rbl. beliehen worden sein. Dieser Fall der Ausdehnung der Operationen einer russischen Agrarbank auf die Ostseeprovinzen gibt einem Teil der Presse Gelegenheit, vor dem allzu leichtfertigen Beleihen der Güter, womöglich bis zum vollen Wert, zu warnen. Der Rigasche Korrespondent der „St. Pet. Ztg." und die „Rig. Rdsch." sprechen die Hoffnung aus, daß die hiesigen Bodenkreditvereine sich durch die neu auftauchende Konkurrenz nicht zu einer unmotivierten Erhöhung der von ihnen zu gewährenden Kredite treiben lassen werden.

Insbesondere betonen die Blätter, daß das Beleihen womöglich bis zum vollen Wert, wie es leider von manchen Agrarbanken geübt wird, erfahrungsgemäß eines der vornehmsten Reiz- und Lockmittel zum verderblichen Güterschacher bildet.

Der „Rish. Westn." hat über die hohe Beleihung von Grundeigentum natürlich seine eigenen Ansichten. Er versteht nicht „die Entrüstung bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit eines Güterschachers". „Die Mobilisation des Grundbesitzes hat außer in einigen Ausnahmefällen größtenteils eine wohltätige Wirkung auf die Ertragsfähigkeit des Landes, auf die Hebung des Wohlstandes weiter Kreise der Bevölkerung und schließlich hinsichtlich der Ausmerzung verschiedenartiger rechtlicher wirtschaftlicher und ständischer Überbleibsel und Anachronismen aus den altgewohnten Kulturformen."

Die „Rig. Rdsch." weist dem gegenüber nur auf ein Moment hin, das in Rußland den Güterschacher wirtschaftlich verderblich macht, die Krepostposchlin von 4 pCt., die beim Besitzwechsel erhoben wird und jedesmal eine Jahresrente des Grundstücks verschlingt. — Das Gut Ronnen in Kurland, das unlängst von einem Petersburger Kaufmann

erworben worden war, ist dieser Tage einer Zeitungsnotiz zufolge wieder verkauft worden, zum vierten Mal in 10 Jahren. In diesen 10 Jahren sind also 16 pCt. vom Wert des Gutes völlig unproduktiv für die Besitzer verausgabt worden. Von Meliorationen kann natürlich bei so raschem Besitzwechsel auch keine Rede sein. („Rig. Rdsch." NNr. 279, 284, 285.)

18. Dez. Finnland. Ein Reskript an den Generalgouverneur in Wehrpflichtssachen stellt fest, daß, obwohl die Kompletierung des 1. Finnländischen Leibgarde-Schützenbataillons (bei dem 190 Mann eingestellt werden sollten) gesichert und die Einberufung erfolgreicher als im Vorjahre verlaufen ist, der Prozentsatz derjenigen, die sich ihrer treuuntertänigen Pflicht entziehen, sich doch infolge böswilliger Agitation höher als gewöhnlich gestellt hat.

Gegen die nicht erschienenen Stellungspflichtigen sollen die im Art. 266 des Finnl. Wehrpflichtsreglements vorgesehenen Strafen **nicht** in Anwendung kommen, dagegen werden folgende administrative Maßregeln erlassen: 1) die in staatlichen und kommunalen Institutionen Angestellten sind zu entlassen, 2) im Laufe von 5 Jahren sind den Nichterschienenen keine Auslandpässe zu verabfolgen, 3) bei der Begutachtung von Bittschriften über die Erlassung von Geldstrafen, sowie bei der Gewährung von Darlehen und Subsidien aus Staatsmitteln an Gemeinden und einzelne Personen ist der Grad ihrer Widersetzlichkeit gegen die Einberufung in Betracht zu ziehen; 4) Zöglinge höherer Lehranstalten, die sich nicht gestellt haben, sind auf nicht mehr als ein Jahr aus der Lehranstalt auszuschließen.

Es wird dem Generalgouverneur anheimgestellt, die für den Dienst bestimmten Rekruten durch nachträglich ermittelte Personen aus der Zahl der Nichterschienenen zu ersetzen; alle übrigen Nichterschienenen sind der Landwehr zuzuzählen.

Zugleich wird eröffnet, daß die Stellungspflichtigen, die sich im J. 1904 der Wehrpflicht entziehen sollten, in außerhalb Finnlands stehende Truppenteile eingereiht werden würden.

19. Dez. Die Ernennung des Geheimrats P. v. Schwanebach zum Kollegen des Ministers der Landwirtschaft und der Domänen wird publiziert.

19. Dez. Riga. Auf der Generalversammlung des Lettischen Vereins ereignet sich ein charakteristischer Vorfall. Der Vorsitzende der Versammlung wurde bisher durch offene Abstimmung gewählt und seit Jahren war die Wahl auf den jetzigen Redakteur der auf die Vereinigung der Letten mit dem Slawentum hinarbeitenden „Rigas Awise", Friedrich Weinberg, gefallen. Dieses Mal hatte der Vorstand verdeckte Wahl beantragt, der Ausschuß der Vertrauensmänner aber per majora vota für Beibehaltung der offenen sich

erklärt; die Generalversammlung ihrerseits beschließt verdeckte Wahl. Das Skrutinium ergab für Weinberg 159, für den Gegenkandidaten Samuel 119 Stimmen. Weinberg blieb also noch auf seinem Platze.

20. Dez. Die Wilddieberei in Estland hat einen bedenklichen Umfang erreicht, ebenso die Frechheit der Wilddiebe. Am 20. kommt es in Jendel zu einem Kugelwechsel mit der Forstwache, am 21. werden der Verwalter des Gutes Seidel und seine Begleiter von einem ganzen Trupp Bewaffneter im Walde überfallen und auf das ärgste mißhandelt. Die Verfolgung führt zur Entdeckung eines organisierten „Wilddiebvereins" mit zahlreichen Mitgliedern, der seinen Sitz in Reval hat.

21. Dez. Ein Kartell der Kurländischen Spar- und Leihgenossenschaften wird in einer Versammlung des Mitauschen (lettischen) landwirtschaftlichen Vereins besprochen; man einigte sich auf die Annahme der Statuten des Berdjanskischen Kartells. Neben den auf die Förderung und Entwicklung der einzelnen Kassen gerichteten Statutenbestimmungen findet sich eine, die die Bildung eines Kapitals zu wohltätigen und gemeinnützigen Zwecken vorsieht. – Der Versammlung wurde ferner ein Projekt einer Zentrale für die landwirtschaftlichen Vereine Kurlands vorgelegt und von den anwesenden Vertretern von 16 Vereinen im Prinzip beschlossen, eine solche Zentrale zu gründen. Beide Fragen wurden besonderen Kommissionen zur weiteren Behandlung überwiesen. — Endlich wird die Frage der Gründung einer nationalen gegenseitigen Feuerversicherung beraten, für die bereits eine Kommission niedergesetzt ist.

21. Dez. Gesuche von Studenten der Jurjewschen Universität, um die Erlaubnis zum Übergang an eine andere Universität sollen in Zukunft nicht mehr berücksichtigt werden. (Rish. Wed.)

22. Dez. Ein neues Programm für den evangelisch-lutherischen Religionsunterricht in den Lehrerseminaren und Volksschulen, das am 21. September c. vom Ministerium der Volksaufklärung bestätigt worden ist, wird in dem „Zirkular für den Rig. Lehrbezirk" publiziert.

In Schulen mit Zöglingen verschiedener Nationalität ist der Religionsunterricht in nach der Muttersprache der Schüler gebildeten Gruppen zu erteilen. Wo die geringe Anzahl von Schülern einer Nationalität der Durchnahme des ganzen Programms Schwierigkeiten macht, kann der Religionsunterricht nach einem verkürzten Programm erteilt werden.

23. Dez. Der „Rish. Westn." handelt über Schwierigkeiten, die dem orthodoxen Bauer in den Ostseeprovinzen bei der Erwerbung von Landbesitz angeblich gemacht werden, und erwähnt dabei ein Referat, das Fürst Wolkonski im J. 1902 in der theologisch-philosophischen Gesellschaft über Gewissensfreiheit gegeben hat, in dem u. a. auch das baltische Gebiet berührt worden sei. Nach Ansicht des Fürsten Wolkonski — dessen Referat auch in den Salons verlesen worden sei, wo es Eindruck gemacht habe — erscheint als verfolgte Religion in den baltischen Gouvernements die protestantische. „Was würde Fürst Wolkonski sagen", ruft der „Westnik" pathetisch aus, „wenn ihm die wirkliche Lage der Dinge im baltischen Gebiet bekannt wäre?"

Leider bleibt der „Rish. Westn." den Beweis dafür schuldig, daß dem Fürsten diese Lage nicht bekannt ist, und leider führt das Blatt nicht an, wie der Fürst, dessen Referat hier unbekannt ist, zu der Ansicht kommt, daß die protestantische Religion in den Ostseeprovinzen verfolgt werde und was für Gründe er für seine Ansicht hat! Der „Rish. Westn." hätte sie nicht vorenthalten sollen.

26. Dez. In St. Petersburg wird der III. Kongreß für professionelle Bildung, der auch von den Ostseeprovinzen beschickt worden ist, eröffnet. — Am 4. Januar wird auf Anordnung des Stadthauptmanns in Grundlage des Art. 321 der Allg. Gouvernementsverfassung der Kongreß geschlossen. Als die Komiteeglieder des Kongresses am 5. Januar zu einer Sitzung im Kongreßlokal (der Universität) erschienen, waren die Akten des Kongresses bereits fortgeschafft.

27. Dez. Betreffend die Leistung der Prästanden von Quotenlandgesinden lautet eine in einem konkreten Falle ergangene Senatsentscheidung, daß wenn kein in gehöriger schriftlicher Form abgefaßter und vom Bauerkommissar korroborierter Pachtkontrakt vorliegt, es so anzusehen sei, als ob das betreffende Gesinde überhaupt nicht verpachtet wäre und daß demgemäß der Gutsbesitzer selbst und nicht der private Pächter verpflichtet sei, die Prästanden zu leisten. (Wortlaut der Senatsentscheidung mit Motiven in den „Rish. Wed." Nr. 9).

27. Dez. Reval. Der Klub „Harmonie" wird vom Gouverneur wegen Zulassung verbotener Kartenspiele und anderer Verletzungen der Statuten geschlossen.

27. Dez. Der „Baltijas Westnesis" teilt seinen Lesern mit, daß es ihm verboten worden sei, weiter Leitartikel und Feuilletons zu bringen, da diese Rubriken in dem bisherigen Programm des Blattes nicht vorgesehen seien. Der Herausgeber habe aber bereits ein neues Programm zur Bestätigung vorgestellt.

Die „Rigas Awise" äußert ihre unverhohlene Genugtuung über die der Kollegin unvermutet erwachsene Schwierigkeit.

28. Dez. Rujen. Der Rujensche landwirtschaftliche Verein hält eine Sitzung ab zum Gedächtnis des 50jährigen Bestehens des Kleingrundbesitzes in Livland. In angemessener Weise wurde die Entstehung und Entwicklung des Kleingrundbesitzes in Livland und die Bedeutung des Vorgehens der Barone Fölkersahm und Krüdener dargelegt. Durch Delegierte wurden der Versammlung Grüße überbracht von der Livl. gemeinnützigen und ökonomischen Sozietät, vom Mitauschen landwirtschaftlichen Verein, vom Rigaer lettischen Verein u. a.

Ein anonymer Skribent hatte in der „Rig. Aw." versucht, als diese den beiden ersten Gutsbesitzern Livlands, die zum Bauerlandverkauf geschritten sind, zugedachte posthume Ehrung geplant wurde, ihr Andenken herabzusetzen, indem er erzählt, die beiden Männer hätten sich zum Verkauf der Gesinde entschlossen, weil sie die heruntergekommenen Gebäude nicht mehr hätten remontieren können.

Demgenüber wird in der „Rig. Rundschau" das prophetische Wort des Barons Nolcken-Lunia vom J. 1842 zitiert, das den Charakter des Bauerlandverkaufs als eine politische Tat der livl. Ritterschaft überzeugend erkennen läßt: „Das Entstehen einer zahlreichen Klasse von Bauergrundbesitzern, die ihre Grundstücke mit demselben Recht besitzen, wie wir die unsrigen, nämlich titulo oneroso, scheint mir von gar zu entscheidender Wichtigkeit zu sein, und ich wage zu behaupten, daß mehr als ein Fall denkbar ist, wo unsre ganze Existenz von dem Vorhandensein eines solchen konservativen Elements in dem politischen Organismus unsres Landes abhängen kann."

30. Dez. Die „Revalsche Zeitung" geht in den Besitz ihres Redakteurs Chr. Mickwitz über.

30. Dez. Jurjew (Dorpat). Gedruckte Listen hiesiger meist estnischer Geschäftsleute sind in Umlauf gesetzt worden, die den Zweck

verfolgen, das deutsche Publikum zur Einschränkung seiner geschäftlichen Beziehungen zu den dort genannten Personen zu veranlassen.

Der „*Postimees*" ermahnt die auf die Liste gesetzten Geschäftsleute, sich durch die drohenden Verluste nicht beirren zu lassen und bezeichnet als den Anlaß zu dem Vorgehen mit den Listen — die Spektatorartikel des Dr. Seraphim in der „Düna-Ztg." (s. Balt. Chr. 1902 März 9), in denen u. a. auch von der wirtschaftlichen Stärkung des Deutschtums die Rede war.

Dem gegenüber nennt die „*Nordl. Ztg.*", die übrigens nicht mit der Art des Vorgehens (dem Boykott) sympathisiert, den wahren Grund für die agressive Maßnahme deutscherseits. Es ist das die letzte Delegiertenwahl für den livländischen Hypothekenverein, bei der unter Führung des nur in Vollmacht erschienenen Tonisson die sachlichen Interessen schlankweg den nationalen unterworfen wurden. Das war der Boden, aus dem der Gedanke aufschoß, auch einmal zu aggressiven Kampfmitteln zu greifen!

Bemerkenswert ist, daß der „Postimees" vor allem wirtschaftliche Bedenken gegen diese Kampfesweise hat. „Vor allem halten wir das nicht für richtig, daß bei uns zulande der nationale und gesellschaftliche Kampf zu jetziger Zeit eine so feindselige Form annimmt, daß sie jedes Verstehen des Gegners ersticken kann, während doch die Zukunft unsrer Heimat erheischt, daß ihre Einwohner auf der Basis wahrhafter Rechtlichkeit und der Gegenseitigkeit in Zukunft den gemeinsamen Bedürfnissen mit geeinter Kraft zu entsprechen suchen. Dann aber meinen wir, daß, selbst wenn bei uns zulande der Zwiespalt zwischen den Deutschen einer- und den Esten und Letten andererseits ohne schärfere Zusammenstöße nicht in das natürliche Geleis gebracht werden kann, so wäre es dennoch fraglich, ob *schon jetzt* die Zeit dazu gekommen ist, daß die Gegner mit einander den wirtschaftlichen Kampf aufnehmen müssen. Denn ein solcher Kampf schwächt auf beiden Seiten die Kraft; wir aber haben Kraft nötig, um über die auswärtige Konkurrenz zu siegen."

Wenn der „Postimees" von seinem Standpunkt aus den Zeitpunkt für diesen Kampf nicht geeignet hält, so wird man wohl auf der andern Seite gerade der entgegengesetzten Ansicht sein dürfen.

Das neue Konkurrenzblatt des „Postimees", die „*Uudised*", erklärt sich in der Listenaffaire für neutral; sein oberster Wunsch gehe dahin, *sowohl wider die deutschen als auch wider die estnischen Geschäfte und Personen einen Boykott* in Gang zu setzen. Weil man aber einen derartigen Boykott noch nicht inszenieren könne, da die Kaufgenossenschaften noch fehlen, so erteilt die Redaktion des neuen Blattes den Rat, zunächst dort zu kaufen, wo man die bessere und billigere Ware erhalte.

31. Dez. **Der Export aus den baltischen Häfen Riga, Libau, Reval, Windau, Pernau** gestaltete sich (nach Berichten der Börsenkomitees) im Jahre 1903 folgendermaßen:

Rigas Export zur See im J. 1903 hatte einen Wert von 123,420,240 Mill. R. = ca. 14 pCt. der russischen Gesamtausfuhr. Das bedeutet im Vergleich zu dem bisher besten Jahre, 1902, eine Steigerung von nicht weniger als 30 Mill. — An diesem Export hatten die großen Kommissionshäuser bei weitem den größten Anteil, während die für eigene Rechnung exportierenden Häuser viel kleinere Zahlen aufweisen. Für über eine Mill. Rbl. haben folgende Firmen exportiert:

	Rubel.
Aktiengesellschaft Gerhard u. Hey	26,410,479
Helmsing u. Grimm	21,967,189
Ed. R. Lange	8,377,823
Orientgesellschaft	6,354,440
Kniep u. Werner	5,444,427
R. Sellmer	3,345,690
Schaaff, Wolzonn u. Ko. . . .	3,312,458
Em. Cauderlier	2,920,714
Edg. Lyra u. Ko.	2,791,904
Thos. Robinsohn Söhne u. Ko. .	2,020,529
W. Meslin	1,950,836
Malcolm u. Ko.	1,950,836
Gustav Becker	1,770,208
And Larsson	1,742,379
Bett u Ko.	1,690,782
J. Becker u. Ko.	1,543,117
S. Schalit	1,381,862

Eine beträchtliche Steigerung zeigte der Export von Lebensmitteln, aber auch von Flachs und Hanf, Häuten und Fellen usw., kurz aller wichtigen Exportartikel, mit Ausnahme von Getreide, von dem über ½ Mill. Pud, und Schlagleinsaat, von der fast ½ Mill. Pud weniger exportiert wurden. Die wichtigsten Ausfuhrartikel waren:

Getreide	— 6,175,220	Pud	=	12,2 % des Totalexp. d Ostseehäfen und 1,1 % des russ Totalexports.
Flachs	— 7,205,781	„	=	40,6 % des russ. Totalexports.
Flachsheede	— 289,001	„	=	14,1 % „ „ „
Hanf	843,900	„	=	34,1 % „ „ „
Schlagleinsaat	— 618,750	„	= }	21,2 % „ „ „
Säeleinsaat	— 524,254	„	= }	
Ölkuchen	— 2,849,462	„	=	12,2 % „ „ „
Häute, Felle	[illegible]	„	=	ca. 45 % „ „ „

Eier	—	4,555,851	„	=	40.8 % des ruff. Totalexports.
Butter	—	1,277,215	„	=	über 50 %
Wild, Geflügel		448,615	„	=	81,6 % des balt. Totalexports.
Mineralöl	—	550,142	„		
Holzwaren	—	47,200,000 Kbf.			

Das wichtigste Absatzgebiet für Riga ist England, das im J. 1902 — für 1903 liegen bisher (Mai) noch keine zuverlässigen Daten vor mit 46,6 pCt. am Gesamtwert des Exports beteiligt war; nächstdem Deutschland (20,9 pCt., doch geht viel auch im Transithandel über Holland und Belgien dahin, so daß sich der Prozentsatz in Wirklichkeit wohl höher stellt); dann Belgien (12,7 pCt.), Frankreich (9,7 pCt.), Holland (4,5 pCt.).

Der Wert des Rigaschen Imports zur See betrug im J. 1903 - 61,095,714 Rbl., über die Landgrenze 2,564,904 Rbl. und an Waren finnländischer Herkunft 296,072 Rbl. Das sind im Ganzen 10,6 pCt. des russischen Gesamtimports. -- Der wichtigste Lieferant ist England; von da kamen 1902 für 1903 liegen bisher (Mai) noch keine zuverlässigen Daten vor — 55,7 pCt der importierten Waren; nächstdem Deutschland (27,9 pCt.) und Belgien (4,8 pCt.). — Die wesentlichsten Einfuhrartikel waren:

Steinkohlen	—	26,982,615	Pud	=	14,9 %	des	ruff.	Totalimports
Maschinen		974,915	„	=	15,4 %	„	„	„
Blei	—	290,579	„	=	9,6 %	„	„	„
Baumwolle	—	1,368,584	„	=	9,5 %	„	„	„
Kaffee	—	40,807	„	=	7 %	„	„	„
Tee	—	366,367	„	=	10,3 %	„	„	„
Heringe	—	88,179	Tonnen.					
Farbhölzer	—	1,593,522	„	=	55,1 %	„	„	„
Korkholz	—	374,933	„	=	43,0 %	„	„	„
Düngemittel	—	2,127,291	„	=	31 %	„	„	„
Kreide		4,316,780	„	=	80,5 %	„	„	„
Rohgummi	—	144,851	„	=	36,2 %	„	„	„
Tonerde	—	1,513,256	„	=	34,7 %	„	„	„

Der Wert des Gesamtumsatzes in Riga betrug:

in den J. 1896	1900	—	123,6	Mill. Rbl. durchschnittlich.
	1901	—	132,5	„ „
	1902	—	167,0	„ „
und	1903	—	184,516,054	Mill. Rbl.

Das Jahr 1903 war demnach allen früheren weit überlegen und übertraf auch das bisher günstigste, 1902, noch um $17^1/_2$ Mill. Rbl.

Libaus Export im J. 1903 betrug 35,5 Mill. Pud und hatte einen Gesamtwert von 32,215,628 Rbl., was gegen das J. 1902 einen Rückgang von 5,2 Mill. Pud oder dem Werte nach von 12,5 Mill. Rbl. ausmacht. Die hauptsächlichsten Exportartikel waren:

Getreide	— 18,679,068 Pud	= 37 % des Totalexports der Ostseehäfen und 4,5 % des russ. Gesamtexports.	
Flachs	— 75,250 Pud	= 0,5 % des russ. Totalexports.	
Hanf	58,273 „	= 2,4 % „ „ „	
Schlagleinsaat	735,640 „	= } 13,8 % „ „ „	
Säeleinsaat	— 11,725 „	= }	
Ölkuchen	— 3,857,225 „	= 16,5 % „ „ „	
Eier	— 218,082 „	= 2 % „ „ „	
Butter	— 65,200 „	(gegen 241,510 Pud im J. 1902).	
Holzwaren	— 6,05 Mill. Rbl.		
Kleie	— 1,44 Mill. Pud.		

Von den 51 Libauer Exportfirmen haben 9 über 1 Mill. Pud Waren exportiert. Die größte Pudzahl erzielten:

Gerhard u. Hey, Akt.-Ges.	4,8	Mill. Pud
Libauer Exportverein . .	4,25	„ „
Eliasberg u. Ko. . . .	2,49	„ „
R. J. Koitolansky . . .	2,35	„ „

Der Wert des Libauer Imports betrug 16,526,816 Rubel. Die hauptsächlichsten Einfuhrartikel waren:

Maschinen	— 197,794 Pud	= 6,1 % des russ. Totalimports.
Düngemittel	1,086,371 „	= 15,8 % „ „ „
Blei	— 52,094 „	
Heringe	— 247,661 Tonnen.	
Korkholz	— 197,103 Pud.	

Der Gesamtumsatz des Libauer Handels im J. 1903 betrug demnach: 48,742,444 Rbl.

Aus Reval wurden im J. 1903 im Ganzen exportiert: 11,674,715 Pud im Werte von 23,090,567 Rbl. In den letztverflossenen drei Jahren hat der Revaler Exporthandel infolge der ungünstigen Konjunkturen im Getreidegeschäft sich in nur sehr mäßigen Grenzen bewegen können. Daher denn auch das Resultat des gesamten Exports im J. 1903, trotz des im allgemeinen gegen das Vorjahr günstigeren Ausfalls, im Vergleich mit dem Durchschnitt der J. 1896—1900 nicht unerheblich zurückgeblieben ist. Betrug der Getreideexport in diesem Quinquennium durchschnittlich

13,361,819 Pud, so im J. 1903 bloß 7,802,403 Pud. Hat zwar auch die Ausfuhr z. B. von Asbest, Buchweizengrütze, Flachs und Heede, Holzwaren, Mineralöl u. a. in den letzten drei Jahren ihre aufsteigende Tendenz beibehalten und dadurch nicht unwesentlich zur günstigeren Gestaltung des Gesamtresultats beigetragen, so ist doch namentlich im letzten Jahre die Butterausfuhr derartig zurückgegangen, daß dieser wertvolle Artikel für den Revaler Export kaum mehr als beachtenswerter Faktor in Betracht zu ziehen ist; 1902 wurden 520,980 Pud nach Dänemark ausgeführt, 1903 nur 7882½ Pud. Es wurden im Ganzen aus Reval zur See nach dem Auslande befördert:

Getreide	—	7,802,404	Pud	= 15,5 % des Totalexports der Ostseehäfen.
Flachs		1,900,007	„	= 12,3 % des russ. Totalexports.
Mineralöl	—	368,378	„	
Holzwaren	–	319,850	„	
Heede u. Codilla	—	273,231	„	= 13,3 % „ „ „
Buchweizengrütze		218,585	„	
Asbest	—	123,804	„	

Außerdem wären von den Exportartikeln noch zu bemerken: Borsten, Butter (1901. 726,921 Pud; 1902: 663,936 Pud; 1903: 46,690 Pud), Erbsen, Gerste, Häute und Felle, Leinsaat, Ölkuchen, Wild und Geflügel, rohe Wolle.

Exportiert wurde nach

England	für	9,499,438	Rbl.	—	41,14	pCt.	des	Gesamtwertes
Frankreich	„	4,830,714	„	=	20,92	„	„	„
Belgien	„	2,688,768	„	=	11,64	„	„	„
Holland	„	2,526,051	„	=	10,94	„	„	„
Deutschland	„	2,292,777	„	=	9,93	„	„	„
Dänemark	„	821,983	„	=	3,56	„	„	„
Schweden	„	431,802	„	-	1,87	„	„	„

Weitaus günstiger als der Export hat sich im J. 1903 der Revaler Import gestaltet, der an Menge und Wert nicht nur die beiden Vorjahre, sondern auch den Durchschnitt der J. 1896—1900 um ca. 1 Mill. Pud oder 2 Mill. Rbl. übertrifft. Die Einfuhr betrug 1903 15,486,923 Pud im Werte von 59,595,815 Rbl.

Diese günstige Gestaltung ist hauptsächlich eine Folge der besonders starken Einfuhr von Rohbaumwolle, die überhaupt für die Revaler Importverhältnisse maßgebend ist; beträgt diese doch seit 1880 konstant etwa ein Drittel der

gesamten Baumwolleneinfuhr des Reiches. Im J. 1903 wurden über die europäische Grenze Rußlands 12,831,000 Pud Baumwolle importiert, davon 4,505,895 Pud, = 35,1 pCt., über Reval. In welcher Weise die Baumwolleneinfuhr auch den gesamten Revaler Import beeinflußt, ergibt sich daraus, daß sie im J. 1903 — 29,1 pCt. vom gesamten Importquantum Revals betragen hat.

Was die Herkunft der Waren anlangt, so kamen aus:

Deutschland	für	33,530,378	Rbl.	= 56,21	pCt.	des	Gesamtwertes
England	„	20,634,235	„	= 34,62	„	„	„
Dänemark	„	2,844,400	„	= 4,77	„	„	„

Der Import aus deutschen Häfen behauptet somit, wie auch schon im Vorjahre, die erste Stelle. Überhaupt kommt neben der Einfuhr aus deutschen, englischen und dänischen Häfen die aus andern (ausländischen) europäischen oder außereuropäischen Häfen nur wenig in Betracht.

Der Gesamtumsatz des Revaler Handels, aus Export und Import zusammen, betrug:

im Durchschnitt der J. 1896—1900	—	86,858,768	Rbl.
im J. 1901	—	70,989,378	„
im J. 1902	—	67,081,906	„
im J. 1903	—	82,686,382	„

In Windau hatte der Export im J. 1903 einen Gesamtwert von 22,346,907 Rbl. Daran waren mit über einer halben Million folgende Firmen beteiligt:

Gerhard u. Hey, Aktiengesellschaft . . .	17,379,070	Rbl.
Kommerzagentur d. Mosk.-Wind.-Rybinsk. Eisenbahngesellschaft	1,640,013	„
Kniep u. Werner	749,799	„
Helmsing u. Grimm	513,247	„

Hauptartikel waren: Flachs (ca. 1,868,000 Pud = ca. 12,3 pCt. des russ. Totalexports); Butter (811,000 Pud = 34,5 pCt. des russ. Totalexports gegen 4,4 pCt. im J. 1902 und 0,1 pCt. im J. 1901); Holz (für ca. 1,68 Mill.); Hafer (ca. 1,56 Mill.); Heede (ca. 0,85 Mill.); Geflügel und Wild (ca. 0,25 Mill.); Leinsaat (ca. 0,23 Mill.). — Exportiert wurde namentlich nach folgenden Ländern:

nach	Dänemark	—	für	ca. 7	Mill.	Rbl.
„	England	—	„	ca. 5,5	„	„
„	Belgien	—	„	ca. 4,5	„	„
„	Frankreich	—	„	ca. 4	„	„

Der Wert des Windauer **Imports** betrug 7,055,537 Rbl., woran mit über einer halben Million folgende Firmen beteiligt waren:

Gerhard u. Hey, Akt.-Ges.	3,921,242	Rbl.
Gebr. Laßmann	1,260,347	„
Helmsing u. Grimm . .	620,491	„
Edg. Lyra u. Ko. . . .	509,313	„

Hauptartikel waren: Maschinen (für ca. 4,03 Mill.); Schiffe (ca. 1,26 Mill.); Baumwolle (ca. 0,57 Mill.); Gummi (ca. 0,50 Mill.). — Importiert wurde hauptsächlich aus:

England	—	für ca. 4,5 Mill. Rbl.
Amerika		für ca. 1,5 „ „
Dänemark	—	für ca. 0,5 „ „

Der Gesamtumsatz des Windauer Handels betrug demnach: 29,404,544 Rbl.

Aus **Pernau** wurde im J. 1903 exportiert an Flachs (749,621 Pud = 4,6 pCt. des russ. Totalexports), Flachsheede (144,163 Pud = 7 pCt. des russ. Totalexports), Gerste (67,118 Pud), Säeleinsaat, Schlagleinsaat (11,525 Pud), Zellulose (954,074 Pud), Korkabfällen, Grubenstützen (326,243 Stück), Nutzholzern, Bretiern (441,325 Stück), Brennholz, frischen Fischen, Matten, Spirituosen:

nach Großbritannien und Irland (direkt und über Riga oder Reval	für	3,532,764	Rbl.
„ Deutschland (direkt und über Riga oder Reval)	„	682,191	„
„ Frankreich (direkt und über Riga oder Reval)	„	399,616	„
„ Holland (direkt und über Riga)	„	326,891	„
„ Belgien (direkt und über Riga oder Reval) .	„	145,753	„
„ Südamerika direkt oder über Reval)	„	142,258	„
„ Portugal (Zellulose)	„	81,746	„
„ Spanien (direkt oder über Riga)	„	70,175	„
„ Nordamerika über Riga	„	19,000	„
„ Dänemark	„	12,745	„
	Gesamtwert:	5,412,032	Rbl.

Davon haben verschifft:

H. D. Schmidt	für	1,776,059	Rbl.
Jakob Jacke u. Ko.	„	1,202,694	„
Zellstoffabrik Waldhof	„	957,326	„
W. Bett	„	718,291	„
James Angus u. Ko.	„	316,611	„
Wylhuizen u. Ko.	„	289,004	„
J. Dicks u. Ko	„	60,245	„
Waldverwertungsgenossensch ‚Livonia'	„	43,819	„
Chr. Fröhling	„	43,427	„

Der Gesammtwert des Exports aus allen genannten 5 baltischen Häfen im J. 1903 betrug demnach etwa 206½ Mill. Rbl., d. h. etwa 23 pCt. des russischen Totalexports. Der Gesamtumsatz in diesen baltischen Häfen (ohne den Pernauer Import) betrug 345,346,324 Rbl., d. h. etwa 24,2 pCt. des russischen Totalumsatzes.

Nachtrag zur Chronik des J. 1903.

20.—26 August. 69. livländische Provinzialsynode in Wenden, geleitet vom Generalsuperintendenten G. Oehrn und besucht von 155 Synodalen und Gästen. Vorträge werden gehalten von Oberpastor Th. Girgensohn-Riga über zeitgemäße Predigt, Pastor Dr. Schröder-Neuermühlen über das Vaterunser, Pastor Rechtlich-Gutmannsbach über das Thema: In welcher Weise könnten die riesengroßen Kirchspiele Livlands geteilt werden?, Pastor Rieckhoff Torgel uber die Frage: Wie will sich die Kirche unserer Zeit zum Arianismus stellen?, Pastor Pawassar-Aahof über die Verpflichtung des angehenden Pastors zur Beschäftigung mit kirchlicher Musik, Pastor Hesse über geistliche Vagabondage, Universitätsprediger Mag. Hahn hielt einen Vortrag über das Thema: Ist unsere Kirche verpflichtet, den Konfirmationszwang aufzuheben?, in dem der Redner die Synode anregt, die Staatsgewalt zu bitten, diesen Zwang abzuschaffen; der Vorschlag wurde zur Beratung an die Sprengel verwiesen. Im Anschluß an einen Vortrag von Pastor Mickwitz Fellin über den Kampf gegen die Unsittlichkeit wird über die Vereinigung des Magdalenenasyls mit dem Verein Bethabara debattiert und die Materie einer Kommission überwiesen. In Sachen der Volksschule referierte Schulrat Pastor Pohrt-Rodenpois, daß die Ministerschulen in Nordlivland erheblich zugenommen haben. Da die Repetitionsschule sicher auszusterben scheine, empfehle es sich, überhörende Katecheten anzustellen; ein Katechetendienst sei auch in Bezug auf den Unterricht an der Unterstufe der Hauskinder besser, als ein Helferdienst. Pastor Reimann, Klein St. Johannis motiviert einen Antrag des Fellinschen

Sprengels: Die Synode wolle durch das Konsistorium zu veranlassen suchen, daß die Volksschulbehörden ihre Tätigkeit wieder aufnehmen möchten. Der Antrag wird an die Sprengel verwiesen. In Sachen des Küsteramts wird der Beschluß gefaßt, daß die Vorbildung des Küsters mindestens der eines guten Schullehrerseminar-Abiturienten entsprechen solle, und einer Kommission die Abfassung eines Prüfungsprogramms aufgetragen; die Kommission soll auch über die Gründung von Küsterwitwenkassen beraten. Die Ablosung des niederen Glöcknerdienstes vom Küsteramt wird für wünschenswert erklärt. — Die Synode votierte dem Generalsuperintendenten ihren Dank für sein persönliches Eingreifen in der Mäßigkeitssache, in deren Interesse das Konsistorium vorgegangen ist. Über die Arbeiten der zur Beschaffung des Materials für eine Petition in der Mäßigkeitssache niedergesetzten Synodalkommission berichtet Pastor Reimann. — Der Synode wurden ferner die üblichen Berichte abgestattet. — Je eine Kommission wurde niedergesetzt zur Fixierung der Schreibweise der estnischen und lettischen Vor- und Familiennamen.

1904.

1. Jan. Das vom Finanzministerkollegen Romanow aufgestellte Reichsbudget für 1904 sieht vor an ordentlichen Einnahmen 1,980,094,493 Rbl., an außerordentlichen 2,750,000 Rbl., zusammen 1,982,844,493 Rbl; an ordentlichen Ausgaben 1,966,458,251 Rbl., an außerordentlichen 212,178,804 Rbl., zusammen 2,178,637,055 Rbl. Die Differenz zwischen Einnahmen und Ausgaben im Betrage von 195,792,562 Rbl. soll aus dem freien Barbestande der Reichsrentei gedeckt werden. Die ordentlichen Einnahmen sind gegen das Vorjahr um ca. 33 Millionen höher angesetzt worden; die Einnahmesteigerung ist zum Teil der Erweiterung der Reichsbetriebe, z. B. der Erweiterung des Netzes der Kronsbahnen und der Ausdehnung des Kronsbranntweinmonopols auf zwei Gouvernements und zwei Gebiete Sibiriens in Rechnung zu setzen; dann aber wird auch mit einer Entwicklung von

Handel und Verkehr gerechnet und deshalb sind fast bei allen Budgetposten höhere Beträge eingestellt als im Vorjahre. Auch im Ausgabenbudget sind die Aufwendungen für die meisten Ressorts vermehrt worden, insbesondere die für das Kriegsministerium um 30 Millionen. Für die Landwirtschaft wird diesmal durch die Einstellung von 12 Millionen für den Ausbau von Lokalwegen und von 2 Millionen zur Entwicklung des Kleinkredits gesorgt. Für Bahnbauten zu strategischen Zwecken sind wieder 200 Millionen ausgeworfen: zur Vollendung der nach Asien führenden Bahnen Orenburg-Taschkent und Petersburg-Wjatka und der nach Westen laufenden Bologoje-Sjedletz. In Zukunft soll der Ausbau neuer Linien auf Rechnung der Krone eingeschränkt werden, da, wie es in dem Budgetbericht heißt, „bei dem schnellen Anwachsen der ordentlichen Ausgaben und der geringen Aussicht, Jahr für Jahr derartige Einnahmeüberschüsse erwarten zu dürfen, wie sie in diesem und dem vorigen reichen Erntejahre erzielt worden sind, auf einen freien Barbestand der Reichsrentei in der Höhe von mehreren Millionen nicht gerechnet werden kann, dagegen eine Inanspruchnahme der Hilfsquellen des Staatskredits ohne besondere Notwendigkeit selbstverständlich durchaus zu vermeiden ist." Die Periode der großen Bahnbauten ist also als abgeschlossen zu betrachten.

Für das Jahr 1903 konstatiert der Finanzbericht für fast alle Einnahmeposten mehr oder weniger große Mehrerträge, die wesentlich auf die gute Ernte zurückgeführt werden. Die Ausfuhr betrug 902 Mill. Rbl., d. h. 120 Mill. mehr als im J. 1902 und 250 Mill. mehr als der Durchschnitt der J. 1897—1901. Der Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr betrug 362 Mill. Rbl. (1897 1901 im Durchschnitt nur 126 Mill). Dementsprechend ist der Goldvorrat von 1664 Mill. Rbl. auf 1885 Mill. Rbl. gestiegen. Die industrielle Krisis hat nach dem Bericht an Schärfe nachgelassen.

1. Jan. Der Kollege des Ministers des Innern Generalleutnant V. v. Wahl wird seines Amtes enthoben und zum Mitglied des Reichsrats ernannt.

1. Jan. Riga. Eine Gruppe übelwollender Leute, deren destruktive Tendenzen kein Geheimnis sind, hat durch Ausstreuen von Flugblättern lutherische Gotteshäuser zum Schauplatz einer verbrecherischen Tätigkeit zu machen begonnen. Nachdem schon früher tumultuöse Vorfälle in den Kirchen, die lettische Gemeinden beherbergen, stattgefunden hatten, vollzogen sich während des Neujahrsgottesdienstes in vier Gotteshäusern derartige empörende Szenen. („Düna-Ztg.")

Die lettische Presse nimmt gegen diese verbrecherische Propaganda entschieden Stellung und am 19. Januar findet mit obrigkeitlicher Erlaubnis eine Versammlung der Vertreter von 23 lettischen Vereinen statt, die den Beschluß fassen, mit allen Kräften gegen die Symptome moralischer und politischer Verwilderung aufzutreten.

3. Jan. Der zur Auffindung des Polarforschers Baron Eduard Toll abgesandte Leutnant Koltschak telegraphiert aus Jakutzk, daß er auf Bennet-Land Aufzeichnungen Baron Tolls gefunden habe, die bis zum 26. Okt. 1902 reichen. Dann ist Toll mit seinem Begleiter, dem Astronomen Seeberg (aus Kurland) und zwei Jakuten über das Eis nach dem Süden aufgebrochen; es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die kühnen baltischen Forschungsreisenden den Tod gefunden haben.

5. Jan. Da „die Sorge für die Erleuchtung der Masse der hiesigen Bevölkerung in dem gehörigen Geiste" eine von ihren wichtigsten Aufgaben bilde, freuen sich die „Rish. Wed." der Tätigkeit der Rigaschen orthodoxen Peter-Paul-Bratstwo auf dem Gebiete der Traktatliteratur. 200,000 religiös-moralische Heftchen in russischer Sprache und mit lettischem oder estnischem Paralleltext hat die Bratstwo in vier Jahren herausgegeben. Gegenwärtig werde eine mit besonderem Interesse aufgenommene Broschüre über den Wundertäter Serafim von Ssarow, lettisch, in 3000 Expl. gedruckt.

5. Jan. Ein Reichsratsgutachten über eine neue Ordnung für die Wahlen der Gemeindeältesten, ihrer Gehilfen, der Bauerrichter und ihrer Substitute in den Bauergemeinden der Ostseeprovinzen wird Allerhöchst bestätigt.

Für jede Gemeinde soll auf Vorschlag des Bauerkommissars von der Gouvernementsbehörde für bäuerliche

Angelegenheiten unter Berücksichtigung der Erfordernisse der Landarbeiten ein für alle Mal die Jahreszeit festgesetzt werden, in der die Wahlen stattzufinden haben. Alsdann hat jeder Bauerkommissar seine Gemeinden in drei Kategorien zu teilen, von denen in jedem Jahr nur eine ihre Beamten zu wählen hat. Es finden also jährlich nur in einem Drittel der Gemeinden eines Bezirks Gemeindewahlen statt. Scheidet ein Gemeindeältester vor Ablauf der dreijährigen Wahlperiode aus, so wird der Posten bis zur nächsten Versammlung der vollen Gemeinde durch einen der Gehilfen des Gemeindeältesten nach Wahl des Bauerkommissars verwaltet. Die dreijährige Dienstzeit der Gemeindebeamten beginnt mit dem nächsten auf die Wahlversammlung folgenden 1. Januar. (Kurl. Gouv.-Ztg. Nr. 14.)

7. Jan. Der Flecken Nujen in Livland hat um Stadtrechte nachgesucht. Die Regierung veranstaltet infolgedessen eine Enquête über die Beschaffenheit der persönlichen und der Besitzverhältnisse der Einwohner des Fleckens.

8. Jan. Jurjew (Dorpat). Ein Korrespondent der „Mosk. Wed." beklagt sich darüber, daß die früheren Männer von der Szene verschwunden und neue Zeiten gekommen wären, der einzige orthodoxe Lokalfeiertag, der Tag des hl. Isidor und seiner Genossen im Martyrium (8. Jan.) werde nicht mehr mit feierlichen russischen Versammlungen und Reden gefeiert; es gibt auch kein Komitee mehr zur Veranstaltung solcher Feiern. Ja, in diesem Jahr waren selbst die orthodoxen Schüler und Schülerinnen nicht vom Unterricht befreit, um in die Kirche gehen zu können. Wenige Beter waren in der einzigen orthodoxen Stadtkirche, die Universitätskirche war ganz leer.

8. Jan. Dem Minister des Innern wird anheimgestellt, die Präsidenten und die Glieder des Twerschen Gouvernements- und des Nowotorshokschen Kreislandschaftsamts von sich aus zu ernennen, die laufenden Angelegenheiten ohne Einberufung der Landschaftsversammlungen erledigen zu lassen, und Personen, die auf den Gang der Landschaftsangelegenheiten schädlich einwirken, aus dem Gouvernement Twer oder einzelnen Orten desselben auszuweisen. Dem Gouverneur von Twer wird anheimgestellt, für die Ruhe und Ordnung schädliche Personen aus dem Landschaftsdienst zu entfernen.

Diese Maßnahmen werden vom „Regierungsanzeiger" damit motiviert, daß die schon längst bekannte, von den Forderungen der Staatsordnung abweichende Richtung der Twerschen Landschaftsversammlung in der letzten Zeit in ungehörigen Erörterungen auf den Sitzungen schärfer zum Ausdruck gekommen sei. Daneben hat man sich Abweichungen von der gesetzlichen Organisation der Landschaftsinstitutionen erlaubt, indem die Landschaftsgeschäfte vielfach besonderen Exekutivorganen übertragen wurden, die zu einem erheblichen Teil aus mietweise angestellten Personen bestanden; in ihrer Hand konzentrierte sich schließlich die unmittelbare Leitung einiger Zweige der Landesverwaltung. Durch den Einfluß dieser Personen sei eine große Zahl politisch unzuverlässiger Leute in den Landesdienst gezogen worden und besonders in den Schulen wäre Propaganda gegen die Staats- und Gesellschaftsordnung gemacht worden. — Als besonders bezeichnend für den Geist der Twerschen Gouvernementslandschaftsversammlung wird angeführt, daß sie empfindliche Repressivmaßregeln gegen die Twersche Kreislandschaft ergriff, als diese ihre Landschaftsschulen dem geistlichen Ressort zu übergeben beschlossen hatte.

9. Jan. Ein Allerhöchster Ukas an den Senat ordnet die Zusammensetzung der Gouvernementskonferenzen an, die durch das Manifest vom 26. Febr. 1903 (s. Balt. Chr. von diesem Datum) zur Revision der Agrargesetzgebung in Aussicht gestellt worden waren.

Die Gouvernementskonferenzen sollen in allen Gouvernements zusammentreten, in denen das Institut der Landhauptleute eingeführt ist, und außerdem in den Gouvernements Kiew, Wolhynien und Podolien. An den Konferenzen, die unter dem Vorsitz des Gouverneurs stattzufinden haben, nehmen teil eine Reihe höherer Beamter der Provinzialregierung und Justiz und Vertreter der Adelsversammlung und der Landschaft. Die Vertreter der Landschaft bestimmt der Gouverneur von sich aus, für die Vertretung des Adels macht ihm die Adelsversammlung Hinweise.

10. Jan. Die „Rishskija Wedomosti" des Herrn Witwitzki wollen ihre Leser mit den Personen der livländischen Landesvertretung bekannt machen und geben als Einleitung zu den biographischen Daten eine Charakteristik dieser Vertretung in den Ostseeprovinzen im allgemeinen. Es heißt darin:

Man muß bemerken, daß die Ritterschaft bei den Wahlen mit großer Umsicht verfährt. Bei der Wahl dieser oder jener Personen werden ihre individuellen Eigenschaften immer in Betracht gezogen, d. h. wie weit der Kandidat die ihm anzuvertrauenden Interessen zu vertreten und seiner Aufgabe gerecht zu werden vermag; für bestimmte Geschäfte sucht

man wiederum Kandidaten mit entsprechenden, für diese Geschäfte nötigen Eigenschaften zu ermitteln. Von Begünstigungswesen, Nepotismus, Protektionen, „Tantchen“, „Großmütterchen“, kann hier nicht die Rede sein. In erster Reihe stehen die sachlichen Interessen, natürlich in dem Sinne, wie sie die Ritterschaft versteht. Daher wird wem es gelingt die Erwählten der Ritterschaft in der Nähe zu sehen, sich davon überzeugen, daß es in intellektueller Hinsicht wertlose Persönlichkeiten hier überhaupt nicht gibt. Im Gegenteil, jeder stellt eine gewisse geistige Größe, einen Charakter dar.“ Des weiteren führt das Blatt aus, daß der Mangel an Publizität hier nicht zum Schlendrian führe, sondern alle Angelegenheiten ernsthaft behandelt werden, rühmt die Arbeitsfähigkeit der Ritterschaft zc.

Die Absicht des Herrn Witwizki, sich durch solche Artikel bei der deutschen Gesellschaft gut zu insinuieren, ist leicht zu erkennen; ein deutsches Blatt hat hervorgehoben, daß der Artikel „von objektiver Anerkennung“ zeuge, ein andres reproduziert den Artikel, weil er „so sehr von der gewohnten Schablone bei der Betrachtung dieses Gegenstandes“ abweiche. Demgegenüber muß gesagt werden, daß die geistigen und moralischen Eigenschaften der Ritterschaftsvertreter auch in der hiesigen russischen Presse kaum jemals herabgemindert worden sind. In dem oben gesperrt gedruckten Satz aber liegt die Versagung der Anerkennung, auf die der größere und größte Wert zu legen wäre, die Versagung der Anerkennung ehrlicher Arbeit für den wahren Nutzen des Landes. Sich eine solche Anerkennung abzuringen, dazu sind jedoch die „Rishsk. Wed.“ bisher nicht im stande. Erstens wollen sie gar nicht, und zweitens können sie wohl auch nicht; die Unfähigkeit ohne Brille zu sehen, läßt sie die Tatsachen an ihrem vorher fertigen, aprioristischen Urteil messen, und so mangelt eben immer die Einsicht in die Wirklichkeit der Dinge.

12. Jan. Riga. Bei einer Feier des 60. Geburtstages des Redakteurs Friedr. Weinberg im lettischen Verein entwickelt ein W. Plutte (Olaws), seinem Studium nach lutherischer Theolog, in einer längeren, von der „Rig. Aw.“ Weinbergs als „scharfsinnig“ bezeichneten Rede folgende historische Anschauungen: „Vor 700 Jahren, als die Letten den christlichen Glauben von den Russen erhalten und sich mit ihnen schon gut eingelebt hatten, sind einige Fremdlinge, die niemand kannte, hierher gekommen und haben sich als die eigentlichen Glaubens- und Lichtträger ausgegeben. Gegen diese hätten nun alle einmütig sich erheben müssen, aber in ihrer Dummheit und in ihrem Aberglauben machten sie alles davon abhängig, ob ein Pferd mit dem linken oder rechten Fuß über einen Speer gehen werde. Der Pferdefuß entschied dahin, daß man sich den Deutschen ergeben müsse und daraus erfolgte eine 700jährige Knechtschaft. Ähnlich stehe die Sache jetzt. Von der russischen Verwaltung haben die Letten schon manches Gute erhalten und können sie noch vieles erwarten. . . Daher gebühre Weinberg, der am kräftigsten und mutigsten gegen diejenigen auftrete, die den Pferdefuß anbeten, der Dank aller, und er, Redner, wünsche ihm ein langes Leben und mannhafte Unverzagtheit.“

12. Jan. In der griechisch-orthodoxen Kirchenschule zu Falkenau (Nordlivland) ist die estnische Sprache aus dem Unterrichtsprogramm der oberen Abteilung ausgeschieden worden, wie der Schullehrer erklärt, weil die Kinder keine Lust hätten, diese Sprache zu lernen. Nach dem offiziellen Schulplan ist in der oberen Abteilung einklassiger Kirchenschulen der Unterricht in der Muttersprache obligatorisch. (Postimees).

12.–19. Jan. Schifffahrtskongreß in Wilna. Die Ostseeprovinzen betrafen u. a. Referate über die Hinderung der Flößung und Schifffahrt durch die Aabrücken bei Mitau, Bauske und Schlock, über die Regulierung der Windau (dim. Stadthaupt Adolphi-Goldingen), ein Gutachten des Rigaschen Börsenkomitees über die Regulierung der Düna und die Verbesserung der Schifffahrtsverhaltnisse auf dem Beresinakanalsystem. Nach einem Vortrage des Ingenieurs Schistowski über den Windau-Njemen-Kanal beschloß der Kongreß Telegramme an den Großfürsten Alexander Michailowitsch und den Kommunikationsminister Chilkow mit der Bitte um Förderung dieses Kanalbaus

14. Jan. Das Organ des Herrn Witwitzki benutzt jede Gelegenheit, die Vortrefflichkeit Friedrich Weinbergs und seiner „Rig. Aw." herauszustreichen. Die „R i s h. W e d." sagen aus diesem Anlaß: „Die Letten verdanken alles, was sie in der Verbesserung ihrer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Position erreicht haben, der Fürsorge der russischen Regierung für sie und der Sympathie des russischen Volkes. Die Regierungsreformen haben sie davor bewahrt, von einem fremden Kulturelement verschlungen zu werden und schufen die Grundlage für ihre Erfolge auf gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiet." — Den Deutschen verdanken die Letten also einfach nichts.

15. Jan. Reval. Die in ganz Estland rühmlich bekannte Mädchenschule der Baronesse v. d. Howen begeht unter großer Teilnahme ihr 25jähriges Jubiläum, die Leiterin den Gedenktag einer 50jährigen pädagogischen Wirksamkeit.

15. Jan. Der Propst Hoffmann zu St. Jakobi (Wierland) wird nachts in seinem Schlafzimmer auf brutale Art ermordet. Der Mord ist ein Racheakt eines Menschen, gegen den der Propst berechtigter Weise die Kirchenzucht angewandt hatte.

16. Jan. Jurjew (Dorpat). Im „Teataja" wird konstatiert, daß der Verlust der deutschen Kundschaft einigen Geschäftsleuten bereits fühlbaren Schaden gemacht habe, insbesondere aber die Unverkäuflichkeit der Pfandbriefe des

Livl. Stadthypothekenvereins eine völlige Stockung der Bautätigkeit zur Folge haben werde.

Die „Düna-Ztg“ wünscht, daß die „Rish. Wedom.“, die „mit erfreulicher Unparteilichkeit unsre Zustände zu beurteilen“ begonnen hätten, ihre Leser über die Ursachen der Indignation der Deutschen nicht im Zweifel lassen.

19. Jan. Die Zahl der Ministeriumsschulen in Estland ist auf 23 gestiegen, von denen 14 seit dem J. 1898 geschaffen worden sind. Seit dem 1. Januar 1903 werden 1754 Kinder in diesen Schulen unterrichtet, 12 pCt. aller Schulkinder in Estland (25,619). (Rev. Isw.)

19. Jan. Ein Reichsratsgutachten über die Ersetzung der Getreidevorräte der Bauergemeinden in den Ostseeprovinzen durch Geldkapitalien erhält die Allerhöchste Bestätigung. — Die Ersetzung der Getreidevorräte durch Geldkapitalien ist danach zulässig, wo sie für die Versorgung der Bevölkerung mit Korn keine Schwierigkeiten entstehen läßt. Ein darauf bezüglicher Beschluß des Gemeindeausschusses muß mit $^2/_3$ der anwesenden Stimmen gefaßt werden und durch den Bauerkommissar der Gouvernementsbehörde für bäuerliche Angelegenheiten vorgestellt werden, die derartige Gesuche mit der Volks-Versorgungs-Kommission in gemeinsamer Session erledigt. Wenn die gemeinsame Session das Gesuch bewilligt, so bestimmt sie auch die obligatorische Höhe des Versorgungskapitals, die dem Werte der vorgeschriebenen Getreidevorräte zum Durchschnittspreise der letzten 10 Jahre entsprechen muß. — Das durch den Verkauf der Vorräte gebildete Versorgungskapital der Gemeinde wird nach Anleitung des Art. 186 des Ustaws für die Sicherung der Volksversorgung zur Befriedigung des Bedarfs an Verpflegungs- und Saatkorn verwandt, die Zinsen aber zur Fürsorge für arme und kranke Gemeindeglieder.

20. Jan. Die Livländische Abteilung der Kais. Russ. Gesellschaft für Fischzucht und Fischfang beschließt auf der Generalversammlung in Jurjew (Dorpat) auf Anregung des Barons v. Maydell-Krüdnershof die Anbahnung eines geregelten Fischfanges auf den kleinen Landseen. Bisher ist man in dieser Hinsicht ganz auf die Peipusfischer angewiesen, die sich nur ungern und unregelmäßig auf das Befischen isolierter

Landseen einlassen. Es wird beschlossen eine Organisation in der Art zu schaffen, daß die Seen unter Aufsicht des Fischmeisters des Vereins mit Netzen, die von den zu einem Konsortium zusammenzufassenden Interessenten angeschafft werden, in regelmäßigem Turnus befischt würden.

20. Jan. Jurjew (Dorpat). Ein Gesuch des Stadtverordneten Dr. med. Alexander Paldrock, ihm die venia legendi als Privatdozent zu erteilen, wird von dem Universitätskonseil abschlägig beschieden, nachdem darauf hingewiesen worden war, daß Dr. Paldrock sich an den Umtrieben der Tõnisson, Koppel, Kiwastik usw. lebhaft beteiligt habe und noch beteilige. (Rev. Ztg.)

21.—24. Jan. Öffentliche Jahressitzungen der Kaiserl. Livländ. Gemeinnützigen und Ökonom. Sozietät in Jurjew (Dorpat). In der Eröffnungsrede führt der Präsident Landrat Baron Pilar v. Pilchau aus, daß die von der Sozietät im Vorjahre aus Rußland beschaffte Hafersaat im allgemeinen eine befriedigende Ernte ergeben habe, die Gerstenernte hat jedoch nicht befriedigt. Diese Saatenbeschaffung sei eine der vielen Lehren der letzten Jahre für den Landwirt gewesen, dessen Tatkraft trotz aller Mißgeschicke stetig steige, das beweisen u. a. die sich steigernden Aufträge für die Entwässerungsanlagen beim Landeskulturbureau. Die Rede berührte ferner die Regierungsbestrebungen zur Förderung der Landwirtschaft, speziell die Bekämpfung unreellen Saatenhandels und die frappante Entwicklung des Molkereiwesens im Nordosten. Von den Fragen, die die Sozietät eingehend beschäftigt haben, ging der Präsident auf die Versicherung landwirtschaftlicher Arbeiter und die Frage des Kleinkredits näher ein. Beide sind noch nicht zum Abschluß gekommen wegen der unverhältnismäßig großen Schwierigkeiten, die sie bieten. — Auf den Sitzungen wurden Referate und Vorträge gehalten von Viehzuchtinspektor Hoffmann über die Holländerzuchten, von A. v. Sivers-Euseküll über Hebung der bäuerlichen Rindviehzucht, von Buschmann über den Einfluß einiger Kraftfuttermittel, von Dozent Stegmann über die Anglerzuchten, von E. v. Samson über die Kontrollvereine für Milchvieh, von Baron Wolff-Stomersee über Flachsbau u. a.

22. Jan. Libau. Der Stadtverordnetenversammlung wird mitgeteilt, daß die Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten den Beschluß der Stadtverordnetenversammlung über die Einführung von Kontrollbüchern für die Ärzte des Stadtkrankenhauses aufgehoben habe. Der Stadtrat Schneiders, der Urheber des Kontrollbücherbeschlusses, beantragt, von einer Beschwerdeführung beim Senat über diese Verfügung der Gouvernementsbehörde abzusehen. Die Darlegung der Gouvernementsbehörde, daß die Kontrollbücher ihren Zweck nicht erreichen würden, da die Bücher nur die Anwesenheit des Arztes, nicht aber die Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten feststellen können, habe ihn von der Unzulänglichkeit seines früheren Antrages überzeugt. Allerdings habe er damals eine bessere Meinung von den Ärzten gehabt, „in der Voraussetzung, daß ein Arzt, der seinen Besuch in einer Krankenabteilung durch seine Unterschrift bestätigt, ohne Zweifel auch die ihm obliegenden Verpflichtungen erfüllen wird", und habe er nicht voraussehen können, „daß die Gouvernementsbehörde gerade in dieser Beziehung Bedenken hegen könnte." — Mit dieser Erklärung, gegen die die „Lib. Ztg." — und mit ihr jeder verständige Beurteiler der Affaire — protestiert, schließt die wunderliche Kontrollbücherfrage in der Stadtverordnetenversammlung endgiltig ab.

Die Stadtverordnetenversammlung wählt den Architekten Louis Melville zum Stadtrat; die Wahl wird in der Folge vom Gouverneur bestätigt.

Ferner wird der Versammlung mitgeteilt, daß der Dirigierende Senat in Berücksichtigung einer Klage der Stadt Libau die Verfügung der kurländischen Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten betr. die Aufhebung eines Beschlusses der Libauschen Stadtverordnetenversammlung seinerseits aufgehoben habe. Am 15. Juni 1900 hatten die Stadtverordneten einstimmig beschlossen: 1) dem geistlichen Ressort der griechisch-katholischen Kirche zum Bau einer Kathedrale ein Grundstück von 1350 Quadratfaden anzuweisen; 2) dem Kirchenrat der evang.-lutherischen Kirche zum Bau einer neuen Kirche ein Grundstück von 2450 Quadratfaden, sowie das Grundstück, auf dem das Bethaus erbaut werden soll, in

der Größe von 1350 Quadratfaden abzutreten; 3) der römisch-katholischen Kirche aber eine Summe von 6000 Rbl. zum inneren Ausbau anzuweisen. Dabei bestimmte die Versammlung, daß diese Darbringungen nur dann in Kraft treten dürften, wenn sie gemeinsam bestätigt würden, da die Stadt ihre Einnahmen von allen Einwohnern ohne Unterschied der Religion erhalte und deshalb nicht berechtigt erscheine, bloß eine dieser Kirchen zu bedenken. — Die kurländische Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten hatte am 27. Juni 1900 diesen Beschluß inbezug auf die Zuwendung an die lutherische und die römisch katholische Kirche aufgehoben. — Der Senat hat nun diese Verfügung seinerseits auf Grund folgender Erwägung aufgehoben: Den Stadtverwaltungen ist nicht das Recht genommen, städtische Mittel zum Bau von christlichen Kirchen nicht-griechisch-orthodoxen Bekenntnisses zu verwenden, da ihnen gemäß Art. 4 der Städteordnung nicht nur die Fürsorge für die Errichtung griechisch-orthodoxer Kirchen und für Institutionen, die sich die Stärkung und Verbreitung des griechisch-orthodoxen Glaubens angelegen sein lassen, sondern auch überhaupt für solche Institutionen anheimgestellt worden, die sich die Hebung des religiösen Gefühls und der allgemeinen Sittlichkeit als Ziel gestellt haben; zu diesen Institutionen gehören auch die christlichen Kirchen nicht-griechisch orthodoxen Bekenntnisses. Auch müßten diese Kirchen zu den gemeinnützigen Gebäuden gerechnet werden, für die nach dem Sinne der Art. 2 und 159 der Städteordnung städtische Mittel verausgabt werden dürfen.

24. Jan. Der Minister der Volksaufklärung Geheimrat v. Sänger wird seines Amtes enthoben und zum Senateur ernannt.

24. Jan. Der japanische Gesandte in St. Petersburg erhält von seiner Regierung den Befehl, die diplomatischen Beziehungen abzubrechen und aus Petersburg abzureisen.

26. Jan. Pernau. Stadthaupt Oskar Brackmann feiert unter Beteiligung von Stadt und Land sein 25jähriges Jubiläum als Stadthaupt von Pernau, um das er sich große Verdienste erworben hat. Die Einwohnerschaft Pernaus bringt dem Jubilar 5000 Rbl. zu einer Stiftung für das Schulwesen

bar und sämtliche Vereine Pernaus ernennen ihn zum Ehrenmitglied. — Die gleiche Zeit wie das Stadthaupt haben die Stadträte Landrat Baron Pilar v. Pilchau und Winter und der Stadtsekretär Simson im Stadtdienst gestanden. Die Kontinuität der Verwaltung ist für das Gemeinwesen sehr günstig gewesen.

26. Jan. Jurjew (Dorpat). Vor dem Friedensrichterplenum kommt ein sensationeller Prozeß auf dem Appellationswege zur Verhandlung. Der Präsident des Oberbauergerichts in Werro, Kusik, hatte gegen den Privatanwalt Koselewski eine Klage auf Verleumdung angestrengt, weil dieser offen erzählt habe, Kusik lasse sich bestechen. Koselewski ließ durch seinen Verteidiger anführen, es sei bekannt und in einem Fall bewiesen worden, daß Kusik als Oberbauerrichter gegen Honorar und Geschenke Ratschläge erteilt habe; der Nachweis in solchen Sachen sei meist schwer zu führen, da sie ihrer Natur nach insgeheim abgemacht würden. Im Übrigen habe Koselewski auch eine Disziplinarklage gegen Kusik eingereicht und öffentlich nichts anders behauptet, als was in der Klage gesagt sei. Koselewski wurde freigesprochen.

27. Jan. Ein Allerhöchstes Manifest kündigt den Ausbruch des Krieges mit Japan an.

27. Jan. Der „Teataja" sucht die Bemühungen der estländischen und livländischen Ritterschaft um die Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit auf dem Lande zu verdächtigen. Seiner Angabe nach sammeln die Gutsbesitzer Nachrichten über Verbrechen, um eine Statistik zusammenzustellen, die sie der Regierung als Beweis dafür vorstellen wollen, daß sich die Kriminalität in den Ostseeprovinzen in der letzten Zeit infolge der Schwäche der Regierungspolizei vermehrt hat. Dadurch hoffe man die Regierung von der Notwendigkeit zu überzeugen, die Regierungspolizei abzudanken und ihre Rechte und Obliegenheiten wieder den Ritterschaften zu übertragen (!!).

29. Jan. Jurjew (Dorpat). Die Stadtverordnetenversammlung beschließt auf ein Schreiben der livländischen Gouvernementsregierung, in dem das Gesuch der Stadtverordnetenversammlung um Befreiung von der Versorgung der mittellosen Glieder der städtischen Steuergemeinde (vgl. Balt. Chr. 1903 Nov. 20) abgelehnt wird, einstimmig, vor dem Dirigierenden Senat gegen solchen Beschluß der Gouvernementsregierung Beschwerde zu führen, da allerdings die Versorgung von Armen zu den Pflichten der Stadtverwaltung gehöre, die Auswahl dieser Armen und der Betrag der Ausgaben zu ihrer Unterstützung aber einzig und allein von der Stadt-

verwaltung und keineswegs von andern Institutionen abhänge. — Ein Gesuch der Steuerverwaltung um Übernahme der Verpflegung der mittellosen Glieder der Steuerverwaltung, die sich in den städtischen Armenhäusern befinden, durch die Stadt und um Assignierung einer jährlichen Summe an die Steuergemeinde zum Unterhalt des Arbeitshauses wurde unter Hinweis auf die eben beschlossene Beschwerdeführung beim Senat einstimmig abgelehnt.

Die Stadtverordnetenversammlung assigniert 1000 Rbl. aus den Repräsentationsmitteln zum Besten des Roten Kreuzes.

1. Febr. Ein estnisches griechisch-orthodoxes geistliches Monatsblatt „Waimulik Sönumetooja“ beginnt unter der Redaktion des Zintenhofschen Priesters Wjärat (Balt. Chr. 1902 Febr. 1) zu erscheinen. Das Blatt wird von der Rigaschen Peter-Paul-Bratstwo herausgegeben, die auch die Herausgabe des seit 1902 erscheinenden ähnlichen lettischen Blattes „Rigas Garigais Wehstnesis“, Redakteur Priester Joann Arent in Tuckum, übernommen hat.

Solche Zeitschriften in estnischer und lettischer Sprache waren bereits in einem Protokollbeschluß der orthodoxen Eparchialkonferenz in Riga im J. 1899 als ein dringendes Bedürfnis bezeichnet worden. Die Motive der Konferenz waren, wie der „Rig. Eparchialzeitung“ 1904 Nr. 4 zu entnehmen, dabei teils geistlich aufklärender, teils religiös-erzieherischer Natur, zum Teil aber auch politischer, und in dieser Hinsicht lauten die Ausführungen des Konferenzbeschlusses folgendermaßen. „Die daran interessierten hiesigen Elemente hatten längst begonnen die eingeborene Bevölkerung nach den Grundsätzen des Protestantismus und zugleich nach denen des Deutschtums zu erziehen. Seitdem dann die allgemeinen Reichsordnungen und Institutionen eingeführt worden sind, haben die Gegner dieser letzteren ihre Tätigkeit in der von ihnen gewünschten Richtung verstärkt. Mit dem Volke — und zwar leider nicht immer vergeblich — auf dem Boden nationaler Empfindungen kokettierend, bemühten sie sich, ihre schädlichen Tendenzen teils durch listige Politik in volkstümlichen Vereinen und Unternehmungen, teils durch Zeitschriften ins Volk zu tragen. Unter den letzteren zeichnet sich durch besondere Tendenziosität ein geistliches Organ aus, das in einer bedeutenden Anzahl von Exemplaren zu einem geringen Preise oder umsonst im Volke verbreitet wird. In diesem Organ wird alles Reichsdeutsche und hiesige Deutsche gepriesen, die russischen Ordnungen aber werden beiseite gelassen. Das Luthertum wird hoch erhoben, die Werke der Orthodoxie aber, von denen manchmal

gesprochen wird, werden in verkehrtem Lichte dargestellt. Bis ins Detail wird von hiesigen Deutschen oder reichsdeutschen Männern, von der Heimat, von Deutschland, von protestantischen Missionen in Asien und Afrika geschrieben, über Rußland aber fast gar nichts. Letzteres wird übrigens manchmal in versteckten, aber für die Leser wohlverständlichen Ausdrücken und Unterstellungen in Vergleich gesetzt mit dem „blühenden und aufgeklärten" baltischen Gebiet, als ein unkultiviertes und schlecht geordnetes Land, von wo für die baltische Kirche (die lutherische) „Stürme blasen" und die „Hölle" droht, vor denen „die evangelische Kirche nur ihr Gott rettet". Eine derartige Tätigkeit ist natürlich den Interessen und dem Nutzen des Reiches entgegengesetzt. Die Geschichte des baltischen Gebiets bezeugt, daß ein wesentlicher Faktor bei dem Werk der Vereinigung des Gebiets mit dem Kern Rußlands die orthodoxe Kirche war. Der orthodoxe Hiesige hält sich für einen Russen und nennt sich einen solchen, während die Andersgläubigen sich Hiesige, Esten oder Letten nennen und in ihrem Verhältnis zu Rußland „russische Untertanen". Erst mit dem Auftreten einer beträchtlichen Anzahl von Orthodoxen, mit ihrer Vertretung und ihren Stiftungen entstand jene baltische Frage, die in der letzten Zeit gelöst wird durch die Kardinalreform des hiesigen Organismus und durch die Einführung der allgemeinen Reichsordnungen und Institutionen. Im Hinblick auf die verstärkte Tätigkeit des Protestantismus für Interessen, die dem Reichsnutzen fremd sind, durch Mittel, die in der jetzigen Zeit so mächtig sind, wie Zeitschriften, ist es zeitgemäß und äußerst notwendig, als Gegengewicht zu dieser Tätigkeit auch die Wirksamkeit der russischen Orthodoxie im Gebiet durch eine so mächtige Waffe zu verstärken, indem man sie mit einem geistlichen Organ in den hiesigen Volkssprachen versieht, das mit streng orthodox-russischem Geist und Richtung durch eine Chronik der zeitgenössischen politischen Ereignisse im Vaterlande und im Auslande, durch ausgewählte Artikel aus der russischen Kirchen- und Profangeschichte usw. bei den Eingeborenen fremde Einblasungen zerstreue und ihnen ihr politisches Ideal klar mache und eingebe, das bestehen muß in dem Streben zu einer in allen Beziehungen engsten Vereinigung mit dem großen russischen Vaterlande und zur Verschmelzung mit dem orthodoxen russischen Volke."

Die deutschen baltischen Blätter, die diese Auslassungen wiedergeben, bemerken dazu, daß ihnen ein protestantisches Organ, das in dem geschilderten Geiste in den Ostseeprovinzen wirken soll, gänzlich unbekannt ist.

2. Febr. In Klagesachen des Allendorfschen und des Trikatenschen Kirchenkonvents über Verfügungen des Ministers der Volksaufklärung sind Entscheidungen des Senats ergangen. Der Minister hatte das von den Kirchenkonventen bestrittene Recht der Kirchspielsschulen in Allendorf und Trikaten auf Besitz und Nutzung gewisser Immobilien anerkannt. Die Verfü-

gungen des Ministers werden in beiden Fällen vom Senat als gesetzlich begründet anerkannt; hinsichtlich der Frage nach dem Eigentumsrecht an besagten Immobilien aber erkennt der Senat, daß diese Frage auf Antrag der Konvente durch einen Zivilprozeß zur Entscheidung gebracht werden könne. Eine ähnliche Entscheidung ist auch auf eine Beschwerde des Löserschen Konvents erfolgt. (Zirk. f. d. Rig. Lehrbez. 1903, Nr. 11.)

4. Febr. In der lettischen Wochenschrift „Balss" verabschiedet sich nach 25jähriger journalistischer Tätigkeit der Redakteur A. Waeber von seinen Lesern. Er bekennt sich in seinem Abschiedswort zu der positiven Arbeit, die die Entwicklung der geistigen und materiellen Kräfte des lettischen Volkes zum Ziele hat, und bemerkt, daß dieses Ziel nur langsam, Schritt vor Schritt, zu erreichen ist: „Nichts kann ihrer (der Letten) Zukunft so schädlich sein, als jene Straßenpolitik, zu der sie in letzter Zeit sowohl durch übermäßige Schmeicheleien als durch heftige Hetzereien verlockt werden. Wie der Friede aufrichtet und aufbaut, der Haß aber verwüstet und zerstört, so wird auch das lettische Volk an Wohlfahrt und Ehre wachsen, wenn es nach Möglichkeit Frieden hält und in Eintracht lebt mit den Angehörigen andrer Nationalitäten in unsrer Heimat."

Die Rigasche deutsche Presse zollt der Persönlichkeit Waebers die Achtung, die ein ehrlicher Gegner verdient.

Die Redaktion des „Balss" übernimmt W. Plutte-Olaw, der sich durch seine historischen Reminiszenzen bekannt gemacht hat (Balt. Chr. 1901 Januar 15). Er will die Wochenschrift den Bedürfnissen der Landleute anpassen.

5. Febr. Der Finanzminister Pleske wird zum Mitgliede des Reichsrats ernannt. Finanzminister wird der Reichssekretär Kokowzew.

6. Febr. Riga. Der Kirchenbericht des Stadtpropsts für das J. 1903 (Rig. Kirchenbl.) beleuchtet das Streben der Letten nach nationalen Predigern. Einige lettische Gemeindeglieder der Jesuskirche petitionierten um die Anstellung eines weiteren Pastors an dieser Kirche, dem sie eine Jahreseinnahme bis zu 1500 Rbl. „garantieren" wollen (ohne Sicherstellung des

Betrages durch Kapitalien!), wofür die Garanten das Recht haben sollten, den Pastor zu wählen. Auf ähnliche Weise wollen sich lettische Gemeindeglieder der Lutherkirche eine Art Patronat für einen Prediger zu verschaffen suchen, der natürlich nur lettischer Nationalität sein darf. Der Kirchenbericht tadelt die Leichtfertigkeit und Leichtgläubigkeit dieser Agitation. Der scheinbare Idealismus, der in der Opferwilligkeit für das Kirchenwesen zu tage tritt, gewinnt durch sozialpolitische und nationale Nebengedanken eine sehr materielle Färbung. Das treibende Motiv ist nicht Willigkeit, feste Pflichten auf sich zu nehmen, sondern die Erwartung gewisser Rechte!

7 Febr Riga. In einer Abfertigung des am 15. Januar gefeierten Redakteurs der „Rig. Aw." Weinberg sagt A. Waeber im „Balss" u. a. folgendes zur Charakteristik des Erstgenannten. „Wenn die „Rig. Aw." sich auf ihre Ergebenheit der Regierung gegenüber beruft, so ist diese eine Pflicht jeder lettischen Zeitung und kein Verdienst, das besonders zu betonen wäre. Wenn daher die „Rig. Aw" sich selbst das Zeugnis ausstellt, daß „keine lettische Zeitung eifriger und ernstlicher als sie die Interessen der Russischen Regierung und Verwaltung" vertreten habe, so wirft sie mit diesen Worten einen dunklen Schatten von verdächtigen Gedanken auf alle andern Zeitungen Ich bin wohl grau geworden als Journalist, glaube auch nicht allein die lettischen, sondern auch die russischen und deutschen Gepflogenheiten in der Journalistik gut zu kennen, aber in meinem ganzen Leben bin ich auf keine Zeitung gestoßen, die mit so dreister Stirn sich als die einzige hinstellte, die so treu ihrer Regierung und Verwaltung diene." — Zum Schluß bezweifelt Waeber, daß die „Rig. Aw." zum Nutzen des Volkes arbeiten könne, „denn für jeden Arbeiter, der segensreich auf dem Felde der Öffentlichkeit arbeiten will, gilt als erste Anforderung daß er sich auf die Grundlagen fester Moral und Ehrenhaftigkeit unentwegt stelle." (Referat der „Düna-Ztg." Nr. 31.)

7. Febr. Mit der Verwaltung des Kriegsministeriums wird an Stelle des zum Oberkommandierenden der Mandschurischen Armee ernannten Generaladjutanten Kuropatkin der Generalstabschef Ssacharow betraut.

9. Febr. Riga. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt im Schwefelbad Kemmern ein Sanatorium für Offiziere und Untermilitärs, die im Kriege mit Japan invalid geworden sind, zu errichten und assigniert für diesen Zweck 100,000 Rbl.

9. Febr. Ein Reichsratsgutachten bezüglich der Regierungspublikationen in Livland und Estland erhält die Allerhöchste

Bestätigung. Nach diesem Gutachten sind Regierungsverfügungen und Bekanntmachungen, die bisher mit einer lettischen oder estnischen Übersetzung in den Gouvernementszeitungen abgedruckt werden mußten, fernerhin ausschließlich in russischer Sprache abzudrucken.

10. Febr. Ad vocem Hetzpolitik gibt die „Düna-Ztg." folgende Auslassung des „Olewik" wieder: „Der Rappinsche Kirchenkonvent hat endlich den Beschluß gefaßt, im nächsten Sommer ein neues Konfirmandenhaus zu bauen. Der Pastor ist so gütig, ein Stück von dem Pastoratslande für den Bau abzutreten — selbstverständlich gegen entsprechendes Entgelt. Das Haus soll auf Vorschlag der Deutschen aus Feldsteinen erbaut werden, die die Gesindewirte anführen müssen. Da im Rappinschen keine Feldsteine zu haben sind, wird die Anfuhr für die Wirte ziemlich schwierig sein . . . seinerzeit war allerdings geplant worden, das Haus aus Ziegelsteinen zu bauen, aber mit Hilfe einiger neuer Konventsdelegierten, die sich zu den Deutschen halten, ist der Plan der Gutsbesitzer durchgegangen. Die Viehställe der Herren sind aus Feldsteinen gebaut, wie darf denn zum Konfirmandenhaus ein menschenwürdigeres Material verwandt werden! Für Kinder aus dem Volke sind stallähnliche Gebäude gut genug!

12. Febr. Das Abschiedsgesuch des Estländischen Generalsuperintendenten und Vizepräsidenten des Estländischen Konsistoriums Leopold Hörschelmann wird Allerhöchst genehmigt. (Estländ. Gouv.-Ztg.)

12. Febr. Zum Primas der römisch-katholischen Kirche in Rußland wird Georg Szembek, zum Bischof von Wilna Baron Eduard v. d. Ropp Allerhöchst ernannt. (Reg. Anz.)

15. Febr. Wenden. Die Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten hat den Beschluß der Stadtverordnetenversammlung vom 19. Dezember 1903, dem lettischen Verein für ein lettisches Theater in Wenden 300 Rbl. aus dem Reservekapital der Stadt zu überweisen, aufgehoben.

21. Febr. Libau. Der Steuerälteste Titulärrat F. Röhrich übernimmt wieder sein Amt in der Steuerverwaltung. Seine am 30. Oktober 1902 von der Stadtverordnetenversammlung vollzogene Wiederwahl zum Steuerältesten für das laufende Triennium war vom Gouverneur nicht bestätigt worden, da angeblich nur Personen steuerpflichtigen Standes in die Steuerverwaltung gewählt werden dürfen und nicht Exemten. Einer Klage der Stadtverordnetenversammlung über die

Nichtbestätigung Röhrichs ist jetzt vom Senat Folge gegeben worden, worauf der inzwischen für das Triennium gewählte Steuerälteste B. de Boer freiwillig zurückgetreten ist.

21. Febr. Vor dem Bezirksgericht in Petersburg wird ein Diffamationsprozeß der Baronin Buxhöwden und des Barons Budberg gegen den Redakteur des „Sswet“, Komarow, verhandelt, der insofern allgemeines Interesse beanspruchen darf, als die seinen Gegenstand bildende Darstellung zweier Vorgänge auf den Gütern der Baronin Buxhöwden und des Baron Budberg, nach der Meinung des Blattes, das Verhältnis deutscher Barone zu ihren Dienstboten charakterisieren sollte. Komarow wurde freigesprochen, da die Ausführungen des „Sswet“ nicht „die Ehre, die Würde und den guten Namen“ tangieren und nur tendenziöse Verallgemeinerungen seien, keine ehrabschneidenden Angriffe.

Der „Sswet“ hatte zum ersten die Geschichte eines jungen Stallknechts erzählt, der bei der Baronin Buxhöwden in Dienst genommen worden war, in die Hände eines bösen Aufsehers geriet, der ihn maltraitierte, infolge dessen er vor Ablauf der Dienstfrist (2 Jahre laut Dienstkontrakt) seinen Dienst quittierte. Daraufhin erfolgte seitens der Dienstgeberin Klage wegen Kontraktbruchs und Forderung des ausbedungenen Lohnes nebst Nahrungsgeldern für zwei Jahre, nach örtlichem Recht. Daran war der Kommentar geknüpft: „so kommt man zu billig kostenden Dienstboten“. Zum zweiten wurde eine Geschichte erzählt, wie der Baron Budberg einst eine Stallmagd aus seinem Stall hinausgeworfen hätte und daran Gedanken über „Despotismus der Barone“ geknüpft (St. Pet Ztg.)

23. 26. Febr. Riga. Konferenz der Steuerinspektoren des Gouvernements Livland. Die Konferenz arbeitete in zwei Sektionen, die eine für direkte Steuern, die andre für die Gewerbesteuer. Ein wichtiger Verhandlungsgegenstand war die Feststellung eines bestimmten unantastbaren Fonds an Inventar, Saatgut und Nahrungsmitteln auf dem Bauergesinde, der bei dem Verkauf von bäuerlichem Mobiliarvermögen zur Deckung von Forderungen der Krone, von Kommunen und Privatpersonen dem Ausgepfändeten gelassen werden muß. In der Praxis sind solche Normen in den Pachtverträgen vorgesehen, doch sind diese nur für die betr. Kontrahenten bindend, nicht aber für die Gerichtsbehörden, so daß im gegebenen Fall auch die letzte Habe des Bauern

veräußert werden kann. — Ferner beschloß die Konferenz eine Vorstellung beim Finanzministerium zu machen gegen die primitive Besteuerung von Händlern, die sich mit der Holzfällung und Lieferung beschäftigen, nach der Zahl der Arbeiter.

25. Febr. Ein außerordentlicher livländischer Adelskonvent in Riga beschließt: 1. dem Landmarschall sind 20,000 Rbl. aus den Mitteln der ritterschaftlichen Korpskasse für das vom Adel des Reichs zu errichtende Feldlazarett zur Verfügung zu stellen; 2. a) dem Gouverneur von Livland sind zum Besten der livländischen Sanitätskolonne des Roten Kreuzes 19,747 Rbl. 21 Kop. zur Verfügung zu stellen, die den durch Zinseszins angewachsenen Rest des für die Verwundeten des türkischen Feldzuges von der Ritterschaftsrepräsentation gesammelten Fonds bilden; b) dem Komitee des evangelisch-lutherischen Feldlazaretts in St. Petersburg sind 5000 Rbl. aus den Mitteln der Ritterkasse zur Verfügung zu stellen.

25. Febr. Ein Pferdeausfuhrverbot wird für das Reich erlassen.

26. Febr. Die Kastersche und Wendausche Landgemeinde (Livland) sind gemäß Verfügung der livl. Gouvernementsbehörde für bäuerliche Angelegenheiten zu einer verschmolzen worden.

26. Febr. Der „Regierungsanzeiger" (Nr. 46) veröffentlicht ein Verzeichnis verschiedener Angelegenheiten, deren Entscheidung von nun an nicht mehr in den Zentralinstitutionen, sondern in den Provinzialbehörden stattfinden soll. Es repräsentiert dieses Gesetz das Resultat der sog. Platonowschen Dezentralisationskommission. Es handelt sich nur um ganz untergeordnete Befugnisse. den Gouverneuren wird die Bestätigung der Statuten städtischer Armenkuratorien, die Bestätigung von Veterinärfeldscheren, die Konzessionierung der Verladung und Ausladung von Tieren auf Eisenbahnstationen und dergl. zugestanden, den Gouvernementsbehörden wird die Bestimmung von Vergünstigungen bei Bezahlung der Mietsteuer überlassen usw.

28. Febr. Jurjew (Dorpat). Die Delegiertenversammlung des livländischen Stadt-Hypothekenvereins wählt zum Präses des Vereins Dr. med H. Koppel und zu Direktoren den Uhrmacher Kiwastik, den Stadthauptkollegen Konst. Bokownew

und Baumeister Pohlmann, zu Direktorsubstituten den Oberbauerrichter Parts und den Predigtamtskandidaten Männing. Da die Herren Bokomnew und Pohlmann die Annahme der Wahl ablehnen, so treten die Substituten ins Direktorium. In die Revisionskommission werden lauter neue Persönlichkeiten gewählt, darunter nur vier Delegierte des Vereins. Gegen die Wahl von Nicht-Delegierten zu Vereinsämtern wurde, als den Statuten zuwiderlaufend, Protest eingelegt und der Protest zu Protokoll gegeben.

Sämtliche Verwaltungsbeamten des Vereins nehmen ihren Abschied.

In der „Nordl. Ztg." vom 28. Febr. erscheint folgende Annonce: Zur Klärung der Situation. Das hiesige deutsche Publikum wird seitens der deutschen Presse über die Bestrebungen in den estnischen Kreisen bedauernswerter Weise äußerst einseitig und tendenziös unterrichtet, infolge dessen sich innerhalb der deutschen Gesellschaft durchaus irrige Ansichten über die wahren Ziele und Maximen der Handlungsweise der estnischen Mitbürger gebildet zu haben scheinen. Man spricht von einer planmäßigen Verdrängung des deutschen Elements aus dem kommunalen und gesellschaftlichen Leben, von einer grundsätzlichen Ausrottung des deutschen Wesens usw.

Von alledem ist nichts wahr.

Auf estnisch-nationaler Seite wird streng in den Grenzen der Gesetzlichkeit lediglich dafür gearbeitet, daß die Einwohner unsres Landes deutscher und estnischer Zunge in der Sphäre des kommunalen und gesellschaftlichen Lebens in Grundlage der Gleichberechtigung ihre Kräfte der Förderung allgemeiner Interessen widmen dürfen. Dieses erscheint nur auf der Basis einer gesunden Gegenseitigkeit, keinesfalls aber unter den bisherigen Voraussetzungen möglich, wonach das deutsche Element trotz seiner Minorität in Stadt und Land die ausschließliche Herrschaft ausübte, während die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung unter Erfüllung schwerer Pflichten rechtlos in lähmender Passivität verharren müßte.

Daß es auf der andern Seite nicht ohne schmerzliche Empfindungen zur Entäußerung der bisherigen ausschließlichen Herrschaft in kommunaler und gesellschaftlicher Beziehung kommen kann, weiß man auf estnischer Seite sehr wohl zu würdigen, an der Sache selbst jedoch dürfen solche Erwägungen nichts ändern, ebensowenig wie Unmut atmende Drohbriefe, wie solche in letzter Zeit in verstärkter Anzahl an die Adresse des Unterzeichneten gelangen. Soviel sei doch betont, daß blinde Leidenschaftlichkeit und hetzerische Aktivität auf der andern Seite die estnisch-nationalen Kreise nicht zu gleichem Vorgehen veranlassen wird. Im Bewußtsein unsres Rechts und unsrer Pflichten werden wir im Geiste der Gerechtigkeit den berechtigten Forderungen der deutschen Mitbürger in jedem Falle Rechnung zu tragen wissen. J. Tõnnisson, Redakteur.

1. März. Oberpahlen. Als Ortsältester wird nach längerem Interregnum (s. Balt. Chr. 1903 Sept. 17) der Kaufmann Karl Jürmann und als sein Gehilfe der Kaufmann Moki Stepanow vom Gouverneur von Livland bestätigt. (Livl. Gouv.-Ztg.)

1. März. Unter den Verstößen, die die Examinationskommissionen der griechisch-orthodoxen Kirchenschulen in der Rigaschen Eparchie bei den letzten Prüfungen zur Erlangung von Vergünstigungen bei der Ableistung der Wehrpflicht begangen haben, moniert der Schulkonseil in der „Rig. Eparch.-Ztg." wieder, daß aus den Protokollen einiger Kommissionen nicht ersichtlich ist, auf Grund wessen Lutheranern Urteile in der Religion erteilt worden sind, da in den orthodoxen Kirchenschulen Unterricht in den Lehren der lutherischen Konfession nicht gegeben wird.

1. März. Riga. Da das lettische Sängerfestkomitee mitgeteilt hat, es habe noch immer keinen Beschluß darüber gefaßt, ob das für den Sommer in Riga geplante große nationale Sängerfest des Krieges wegen aufgeschoben werden solle, und um die Entscheidung der Platzfrage bittet (s. Balt. Chr. 1903 Dez. 15.), so beschließt die Stadtverordnetenversammlung, die Esplanade nicht dazu herzugeben, sondern einen Platz im Ambarenviertel anzuweisen. Die Esplanade soll in Zukunft für temporäre Bebauung nicht mehr in Frage kommen. Die Hartnäckigkeit, mit der das lettische Komitee auf einer Entscheidung der Platzfrage bestand, obwohl die Vertagung des Festes außer Frage war, erklärt sich nur durch den Wunsch, aus der (aus rein sachlichen Gründen erfolgten) Verweigerung der Esplanade für das lettische Fest ein Agitationsmaterial gegen die deutsche Versammlung zu gewinnen.

Die „Rig. Aw." sagt daher auch in Nr. 50, sie glaube nicht, daß sachliche Motive bei der Zurückweisung der Bitte des lettischen Vereins die entscheidende Rolle gespielt haben, sondern die „bekannte Mißgunst gegen die Unternehmungen der Letten"! (Düna-Ztg. 1904, Nr. 52.)

2. März. Riga. Ein privater Verein für schnelle ärztliche Hilfe eröffnet mit Unterstützung der Stadt die erste Unfallstation in Riga.

3. März. Die „Sakala" (Nr. 11) knüpft an den Bericht über einen Unglücksfall, bei dem sich ein Gesindewirt im Versehen erschoß, als er in seinem

Obstgarten nachts den Hasen auflauerte, folgenden Ausfall gegen die Deutschen: „Ihr Deutschen, die ihr die Hasen zu den friedlichen Tieren zählt und sie zu schießen verbietet, dieses Recht euch allein vorbehaltend, hütet eure friedlichen Tiere nun auch selbst, damit sie die Apfelbäume der Bauern nicht schädigen und diese nicht nötig haben, sie zur Nachtzeit zu töten, wodurch das Unglück geschehen, ein Leben vernichtet und eine Familie ohne Stütze geblieben ist, und das alles eurer Hasen wegen! Bei Tage nieder mit ihnen! Gleichviel, ob ihr Leben nach deutscher Meinung auch mehr wert ist, als das eines Bauern."

4. März. Jurjew (Dorpat). Ein Anschlag an der Universität macht bekannt, daß den Studenten bis auf weiteres nur gegen Vorweis einer besonderen Legitimationskarte von roter Farbe, die den meisten Studenten am Morgen zugestellt worden war, der Zutritt zu den Universitätsräumen gestattet sei. Am 13. März wird diese Bestimmung wieder aufgehoben.

4. März. Der „Rish. Westn." zeigt eine Artikelserie über einige Besonderheiten der Organisation der Jurjewschen (früher Dörptschen) Universität an. Es bleibt aber bei einem Artikel über die Ausnahmestellung der lutherischen theologischen Fakultät an dieser Universität. Der Skribent argumentiert: Keine andre russische Universität habe eine solche Fakultät, folglich sei sie auch hier überflüssig. Zudem widerspreche die freie Verkündigung des Protestantismus von dem Katheder einer russischen Fakultät, als eine beispiellose Erscheinung im russischen Reiche, den Grundgesetzen über die bevorzugte Stellung der griechisch-orthodoxen Kirche in Rußland. Endlich lege sich die Doppelsprachigkeit als eine schwere Last auf alle Verhandlungen an der Universität, da die Professoren der protestantischen Fakultät in deutscher Sprache lesen und nicht russisch sprächen. Die lutherische Theologie gehöre in ein Seminar.

5. März. Riga. Die Präsidenten der Rigaschen lettischen Vereine beschließen auf einer vom Vorsitzenden des Rigaer lettischen Vereins einberufenen Konferenz, eine Broschüre herauszugeben, in der die Verkehrtheit der widergesetzlichen Propaganda dargelegt und die richtigen Prinzipien des Gesellschaftslebens auseinandergesetzt werden sollen. Die Broschüre soll namentlich in Arbeiterkreisen verbreitet werden. Zur Abfassung der Broschüre wird eine Kommission, bestehend aus dem Redakteur der „Rig. Aw.", F. Weinberg, dem Volksschuleninspektor Treuland und dem Redakteur des „Balsis", W. Olaw-Plutte, niedergesetzt.

5. März. Harrien. Die Riesenbergsche Gemeinde hat ihren Beschluß, eine Ministeriumsschule zu gründen, zurückgenommen. Nach dem „Teataja" erschienen der Gemeinde die Kosten für den Schulbau zu hoch.

6. März. Der XX. Band der im Druck erschienenen Arbeiten der Gouvernements- und Kreiskomitees, die der Besonderen Konferenz für die Bedürfnisse der Landwirtschaft das Material für ihre Beratungen bieten sollten, umfaßt Livland. Die vorgestellten Beschlüsse des livländischen Gouvernementskomitees begleitet der Gouverneur Generalleutnant Paschkow mit einer kurzen Denkschrift. Der Gouverneur weist in ihr darauf hin, daß die Anschauungen der Großgrundbesitzer und der Kleingrundbesitzer in Livland in manchen Fragen einander vollkommen entgegengesetzt sind. Da nun in das Gouvernementskomitee wegen ihrer Kompetenz in landwirtschaftlichen Fragen vornehmlich Großgrundbesitzer berufen worden seien, so entsprächen die Beschlüsse des Komitees nicht immer einer vollkommen unbefangenen Betrachtung der Sachlage. Der Gouverneur hält es daher für nötig, seine persönlichen Anschauungen zu den nachstehenden Fragen, die ernste Bedeutung hätten, wie folgt, auszusprechen.

1) Die Frage des obligatorischen Verkaufs des Bauerlandes.

Die Meinungen der Majorität des Gouvernementskomitees hinsichtlich dessen, daß eine Einmischung der Regierungsgewalt in die Operation des Verkaufs der Bauerländereien nicht wünschenswert sei, teile ich unbedingt nicht. Im Gegenteil, ich finde eine solche Einwirkung sogar dringend notwendig in Bezug auf den Verkauf der Bauerländereien auf der Insel Oesel, wo 90 pCt. des Bauerlandes noch nicht verkauft sind und wo in dieser Angelegenheit nicht die geringste Bewegung zu bemerken ist. Zur Erleichterung dieses Verkaufs könnte viel die Beteiligung der Oeselschen Bauerbank beitragen, hauptsächlich aber die längst gewünschte Ausdehnung der Tätigkeit der Bauer-Agrarbank auf das Gouvernement Livland. Was den Verkauf der auf dem festländischen Teil des Gouvernements unverkauft gebliebenen Bauerländereien (11 pCt. außer den Pastoratsländereien) anlangt, so wäre ich, wenngleich auch gehofft werden kann, daß energische Maßnahmen der Regierung bezüglich der Insel Oesel nicht ohne fruchtbringenden moralischen Einfluß auch auf diejenigen Gutsbesitzer des festländischen Teiles des Gouvernements bleiben werden, die prinzipiell ihr Bauerland nicht zu verkaufen wünschen oder für die Gesinde unmäßig hohe Preise verlangen, trotzdem der Ansicht, daß, wenn es auch im festländischen Teil des Gouvernements nicht wünschenswert wäre, zu Zwangsmaßregeln zu schreiten (die hier kompliziert erscheinen und äußerste Vorsicht erfordern), ein gewisser Druck in diesem Sinne immerhin erwünscht wäre. — Sehr wünschenswert ist auch die Erleichterung des Bauerlandverkaufs auf den Majoraten, der

durch die Notwendigkeit Allerhöchster Genehmigung zu jedem Verkauf aufgehalten wird, wie auch die möglichst rasche Entscheidung der Frage des Verkaufs der Pastoratsbauerländereien in positivem Sinne.

2) Die Frage der Revision der Pachtgesetzgebung.

Wenn sich die Frage des Verkaufs der Bauerländereien (Pkt. 1 dieser Denkschrift) immer noch hinziehen sollte, so erscheint eine Revision der Pachtgesetzgebung äußerst wünschenswert. Unter den Fragen, die hierbei in erster Linie stehen, ist die Frage einer Verlängerung der Pachtfristen. Die hier angeregte Frage kann sich natürlich nur auf Bauer- und Quotenland beziehen, ohne das Hofesland zu berühren.

3) Die Frage der Ausdehnung der Tätigkeit der Bauer-Agrarbank auf das Gouvernement Livland.

Ich halte die Ausdehnung der Tätigkeit der Bauer-Agrarbank auf das hiesige Gebiet für dringend notwendig in jeder Beziehung und in möglichst kurzer Zeit. In diesem Sinne ist die Sache schon von meinem Vorgänger, Generalmajor Sjurowzow, angeregt worden, hat aber leider bis jetzt die gewünschte Erledigung nicht gefunden.

4) Die Frage der Teilnahme von Vertretern des Bauerstandes an der Landesselbstverwaltung.

Diese Frage ist, da sie meiner Meinung nach außerhalb der Kompetenz des Komitees lag, nicht verhandelt worden, von vielen ist jedoch die Meinung ausgesprochen worden, daß die Einführung der Landschaftsordnung im Gouvernement wünschenswert sei. Indem ich dem Wunsch nach mit der Meinung übereinstimme, daß der gegenwärtige ritter- und landschaftliche Status möglichst bald durch Einführung der Landschaftsordnung in dieser oder jener Form verändert werde, so spreche ich mich doch unbedingt gegen den Modus der Verbesserung des Zustandes der Landesvertretung aus, auf welchen einige Glieder des Komitees hingewiesen haben, nämlich die Zulassung von Vertretern des Kleingrundbesitzes zu dem jetzigen Landtage und andern ritter- und landschaftlichen Versammlungen. Das Resultat einer derartigen partiellen Reform wird nach meiner Überzeugung gleich Null sein, da die zur Teilnahme an den obenbezeichneten Versammlungen zugelassenen Vertreter des Kleingrundbesitzes faktisch nicht den geringsten Einfluß auf die Beschlüsse dieser Versammlungen haben werden.

5) Die Frage der Aufhebung der Realrechte der Rittergüter. (Art. 883, Teil III des Provinzialrechts)

Diese Frage hat eine große Bedeutung für das Gouvernement, gehört jedoch unbedingt nicht in den Rahmen der Kompetenz des Gouvernementskomitees für die Bedürfnisse des landwirtschaftlichen Gewerbes. Die Vertreter des Kleingrundbesitzes sprechen sich energisch für die Aufhebung dieser Rechte aus und man kann wahrlich nicht umhin, der vollen Berechtigung ihrer Auffassung beizupflichten

6) Die Frage der Versicherung.

In dieser Frage halte ich für nötig, mich dahin auszusprechen:

a) daß ich die Konservierung der Gouvernementsversicherung für unbedingt nötig halte, allein unter Abänderung einiger Artikel des Statuts für die obligatorische Versicherung. Diese Frage ist übrigens vom Ministerium des Innern bereits angeregt, an welches u. a. eine Vorstellung vom 5. Oktober 1902 sub Nr. 4518 ergangen ist.

b) daß es äußerst wünschenswert wäre, besondere Aufmerksamkeit auf die Verbreitung feuerfester Materialien zu verwenden, zur Angabe von Maßnahmen überhaupt zum Schutze gegen Brände — auf die Herausgabe und Verbreitung populärer Broschüren hierüber.

Über einen Erfolg dieser Vorschläge an maßgebenden Stellen verlautet zur Zeit noch nichts.

9.—11. März. Reval. Außerordentlicher Landtag der estländischen Ritter und Landschaft. Die Ritter- und Landschaft beschloß, Sr. Maj. dem Kaiser anläßlich des ausgebrochenen Krieges eine Adresse mit dem Ausdruck treuuntertäniger Ergebenheit zu unterbreiten. — Zum ersten Kandidaten für das Amt des estländischen Generalsuperintendenten und des Oberpastors an der Ritter- und Domkirche wurde Pastor Konrad v. zur Mühlen-St. Petri gewählt und zum zweiten Kandidaten Oberpastor Daniel Lemm-Arensburg; nachdem Pastor v. zur Mühlen die Kandidatur abgelehnt hatte, wurde Oberpastor Lemm zum ersten und Pastor Johannes Luther-St. Katharinen zum zweiten Kandidaten gewählt. Dem zurückgetretenen Generalsuperintendenten Leopold Hörschelmann wird eine Pension bewilligt. — Zur Unterstützung von Zivil- und Militärpersonen, die aus Estland stammen und aus dem Kriege mit Japan als Invaliden heimkehren, sowie zur Unterstützung mittelloser Angehöriger im Kriege Verstorbener wird ein Kredit bis zu 10,000 Rbl. eröffnet. — Ferner approbierte die Ritter- und Landschaft den in Grundlage einer Landtagsbeliebung vom J. 1902 von einer Kommission ausgearbeiteten Gesetzentwurf, betreffend die adligen Güter-Familienfideikommisse in Estland, mit einigen Ergänzungen und Abänderungen und beschloß um die Erhebung dieses Entwurfs zum Gesetz nachzusuchen. — Die Ritterschaft beschloß, für das gemäß dem Vorschlage der Moskauer Konferenz der Adelsmarschälle vom 15. Febr. c. auf Kosten des gesamten Adels des Reiches auszurüstende Kriegslazarett

einen Betrag von nicht weniger als 10,000 Rbl. zu bewilligen und diese Summe durch eine Zahlung im Betrage von 1½ Rbl. pro Haken vom unabgeteilten Lande sämtlicher Rittergüter und Landstellen, die sich im Besitz von immatrikulierten Großgrundbesitzern befinden, aufzubringen.

11. März. Jurjew (Dorpat). Die Generalversammlung des städtischen gegenseitigen Feuerversicherungsvereins beschließt, daß fortan auf den Versammlungen der Vereinsmitglieder alle Besitzer von Immobilien im Assekuranzwerte von 2000 bis 7999 Rbl. je eine Stimme, von 8000 bis 11,999 Rbl. je zwei, von 12,000 bis 15,000 Rbl. je drei, von 16,000 bis 19,999 je vier und von 20,000 Rbl. und mehr je fünf haben, allen übrigen Assekuranten aber, die unter 2000 Rbl. versichert haben, zusammen so viele Stimmen zustehen sollen, als bei einer Addition aller ihrer Versicherungssummen und Division der daraus sich ergebenden Hauptsumme durch 2000 der Quotient ausweist. — Eine sehr zeitgemäße Maßnahme des Selbstschutzes der besitzenden Klasse! Bisher hatten die mit mehr als 10,000 Rbl. Versicherten zwei Stimmen, die mit mehr als 2000 Rbl. Versicherten je eine Stimme auf den Versammlungen.

12. März. Walk. Bei der Wahl eines Stadtrats wurde der bisherige Stadtrat M. Alwer mit 17 gegen 11 Stimmen wiedergewählt. Für den Posten des Stellvertreters des Stadthaupts erhielten beide Stadträte je 15 Stimmen, so daß das Los entscheiden mußte. Die Gegensätze in der Walkschen lettisch-estnischen Stadtverordnetenversammlung sind recht ausgesprochen, die Parteien scheinen sich die Wage zu halten.

13. März. Jurjew (Dorpat). Eine von zwei Delegierten des Finanzministeriums, dem wirkl. Staatsrat Golubew und dem Tischvorsteher Rudolfi ausgeführte Revision der Geschäftsführung des Livländischen Stadt-Hypothekenvereins wird beendet. Sie hat ergeben, daß die Angelegenheiten des Vereins unter seiner früheren deutschen Leitung mit der erforderlichen Vorsicht und Gewissenhaftigkeit und äußerst glücklich verwaltet worden sind.

14. März. Der Kurator des Rigaschen Lehrbezirks hat die Direktoren der Mittelschulen angewiesen, Vorlesungen in den Schulen zu veranlassen, in denen der lernenden Jugend die Bedeutung und der Anlaß des japanischen Krieges vom historischen Standpunkt erläutert werde.

14. März Wenden. Der Wendensche Kreispolizeichef hat, wie durch die „Rig. Aw." bekannt wird, ein Zirkular an die Gemeindeältesten und Gutspolizeien erlassen, in dem unter Hinweis auf die in letzter Zeit unter dem Landvolk verbreiteten Proklamationen verbrecherischen Inhalts alle Wohlgesinnten aufgefordert werden, der Polizei bei der Bekämpfung dieser Propaganda behilflich zu sein, weil nur mit vereinten Kräften den Bösewichtern, die durch geheime Agitation gegen Staat und Gesellschaft wühlen, erfolgreich das Handwerk gelegt werden könne. Insbesondere werden die Eltern ermahnt, die Jugend vor Verführung zu schützen.

14. März. Die Regierung hat sich gegen den Bau der von den Städten Pernau und Walk befürworteten Bahnlinie Smolensk-Poretschje-Walk für Rechnung der Krone ausgesprochen und der livländischen Gouvernementsregierung davon Kenntnis gegeben.

14. März. Der „Teataja" verlangt (Nr. 47) eine Reform des Konfirmandenunterrichts auf dem Lande: „Die Lehrstube soll zur Volkshochschule werden, wo die jungen Leute mit dem Leben und Weben der Natur, dem Bau und der ärztlichen Behandlung des Körpers, sowie den Anfangsgründen der Gesetzeskunde vertraut zu machen sind." — Sehr richtig bemerkt dagegen das „Ristir. Pühap. leht", daß das Volk eher einer Hebung der niederen Volksschule bedürfe, als einer Hochschule, und daß die Redakteure des „Teataja" nicht mehr und nicht weniger verlangen, als daß die Pastoren ihre heiligsten Amtspflichten verletzen und in der Lehrstube einen gesetzlich nicht erlaubten Unterricht erteilen sollen. (Rev. Ztg. 1904, Nr. 59).

14. März Der Bericht des St. Petersburger lutherischen Generalsuperintendenten Pingoud für 1902 berührt die starke Einwanderung von Letten und Esten nach den Gouvernements Petersburg, Pleskau und Nowgorod. In Jamburg und Luga müßten deshalb lutherische Pastoren angestellt und in Ljuban eine Pfarre für die zahlreich an der Nikolaibahn angesiedelten Letten gegründet werden.

14. März. Für die livländische Landesirrenanstalt ist die unentgeltliche Expropriation eines Grundstücks von 36½ Dessjatinen

aus dem Territorium des Ritterschaftsgutes Alt-Wrangelshof im Walkschen Kreise Allerhöchst genehmigt worden. (Reg.-Anz.)

15. März. Das Landespräſtandenbudget für Livland pro 1904 weist an allgemeinen Präſtanden 292,357 Rbl. 50 Kop. auf, die sich im wesentlichen folgendermaßen verteilen: Unterhalt der Wehrpflichtsbehörden 17,560 Rbl., Fahr- und Quartiergelder der Landpolizei 39,371 Rbl., der Untersuchungsrichter 23,280 Rbl., Gefängniswesen 41,000 Rbl., Etappenwesen 18,000 Rbl., Wege, Brücken, Fähren 13,890 Rbl. (abgesehen vom Wegebaukapital und der Naturallast), Medizinalwesen 13,127 Rbl., Verpflegungswesen 31,350 Rbl., Kampf gegen die Lepra 21,000 R., Veterinärwesen 24,000 R. usw.

Die Gesamtsumme wird gedeckt: aus einem Saldo von 37,217 Rbl. der Repartition von 207,984 Rbl. nach dem Talerwert, 35,000 Rbl. Trakteursteuer und verschiedenen andern Einnahmeposten.

An Ritterschaftsabgaben sind gemäß den Willigungen der Landtage und Adelskonvente 183,602 Rbl. 48 Kop. aufzubringen.

Die ritterschaftlichen Kreisabgaben betragen in den einzelnen Kreisen zwischen 450 Rbl. und 2226 Rbl.

Die Repartition der allgemeinen Landespräſtanden ergibt 19½ Kop. pro Taler Hofes- und Bauerland; der allgemeinen Ritterschaftsabgaben 58 Kop. pro Taler Hofesland (ausgenommen Pastorate, Küsterate, Schulland); und der Kreisabgaben zwischen 1,1 Kop. und 6,3 Kop. pro Taler Hofesland.

15. März. Hinsichtlich der **Agrarpacht** ist am 10. März folgender Beschluß der Besonderen Konferenz für die Bedürfnisse der Landwirtschaft Allerhöchst bestätigt worden: Die Verbesserung der Pachtverhältnisse im allgemeinen und die Festsetzung normaler Pachtzinsen im besonderen **entzieht sich dem direkten Eingreifen der Regierung** und kann nur als Folgeerscheinung der Maßregeln eintreten, die ergriffen werden, um die Nachfrage nach Land von seiten der Bauern zu verringern, indem die Bauerwirtschaft gehoben, der Austritt der Bauern aus ihren Gemeinden erleichtert, die Übersiedlung auf breiterer Grundlage organisiert, die Streulegung der Dörfer gefördert und die Gemengelage der Felder beseitigt wird (s. Balt. Chr. 1904 März 6.).

Gemäß vorstehender Allerhöchst bestätigter Resolution ist somit das **Prinzip** sanktioniert worden, daß das von wechselnden wirtschaftlichen

Bedingungen abhängige Pachtverhältnis eine staatliche Vinkulierung des freien Übereinkommens beider am Pachtvertrage beteiligten Parteien nicht verträgt. Damit, daß dieses Prinzip für das ganze Reich festgestellt worden ist, dürfte wohl auch die Meinung hinfällig werden, daß für die Ostseeprovinzen, wo das Pachtverhältnis aus Rücksichten des öffentlichen Rechts bereits verschiedene Beschränkungen des freien Übereinkommens der Parteien aufweist, noch weitere Maßnahmen nach dieser Richtung erforderlich seien. . . . (Rig. Rundschau 1904, Nr. 62.)

15. März. Eine Generalbilanz der im Reiche bestehenden Spar- und Leihgenossenschaften und Kassen pro 1. Januar 1903 ist vom Finanzministerium veröffentlicht worden. Die Bilanz erstreckt sich auf 698 Genossenschaften und Kassen von 852 überhaupt existierenden, während von den übrigen Rechenschaftsberichte bis zum angegebenen Termin nicht zu erlangen waren. Die Zahl der Mitglieder jener 698 Kreditinstitute betrug 297,986, die Aktiva und Passiva balancierten mit 41,668,780 Rbl., während das Anteilkapital die Höhe von 10,245,332 Rbl. erreicht hatte. Der Gewinn belief sich auf rund 1 Million Rubel.

Von besonderem Interesse ist die Abrechnung für das baltische Gebiet. Hier bestanden in Livland 45 solcher Kreditinstitute mit 14,037 Mitgliedern, in Kurland 54 mit 12,470 Mitgliedern, in Estland dagegen nur 3 mit 625 Mitgliedern, deren Operationen in Livland mit 10,120,118 Rbl., in Kurland mit 5,594,508 Rbl. und in Estland mit 1,064,216 Rbl. balancierten. (Die Gesamtzahl belief sich im baltischen Gebiet übrigens auf 109, so daß von 7 kein Rechenschaftsbericht vorgelegen hat.)

Die älteste dieser Kassen ist die zu Wolmar 1871 gegründete; aus den siebziger Jahren stammen noch in Kurland 8, in Livland 5 und in Estland 2 Kassen. (Rig. Rdsch. 1904, Nr. 61.)

Die Sparkassen der Ostseeprovinzen repräsentieren also ungefähr $^1/_7$ aller Sparkassen des Reiches, ihr Umsatz aber beträgt mehr als $^1/_3$ des gesamten Umsatzes aller Kassen, soweit sie in der Edition des Finanzministeriums berücksichtigt werden konnten; und das wird wohl mit allen namhaften Kassen geschehen sein.

16. März. Jurjew (Dorpat). Der Dirigierende Senat berücksichtigt die Kassationsklage des vereid. Rechtsanwalts H. von Bröcker in Sachen der Klage des Herrn v. Oettingen gegen die Universität auf Herausgabe der Statue des „Vater Rhein" (s. Balt. Chr. 1901, September 29.), hebt das Urteil des St. Petersburger Appellhofes, das die Klage abgewiesen hatte, auf und übergibt die Sache zur nochmaligen Durchsicht einem andern Departement des Appellhofes.

18. März. Jurjew (Dorpat). Die Stadtverordnetenversammlung beschließt vom August an fakultativen Unterricht im Deutschen an den städtischen Elementarschulen einzuführen. — Die Stadträte K. Bokownew und A. Großmann werden mit 35 und 38 Stimmen gegen 21 und 18 Stimmen wiedergewählt. Der vom Stadtverordneten Tönisson proponierte Kandidat Margens erhielt 21 Stimmen pro und 35 contra.

18. März. Die „Uudised" (Nr. 29) klagen über die mangelnde Organisation der ärztlichen Hilfe auf dem flachen Lande und behaupten, eine Semstwoverwaltung, wie sie in den inneren Gouvernements bestehe, hätte längst alles erforderliche getan. „An Stelle der Semstwo sorgt bei uns die Ritterschaft, wie schon der Name sagt, hauptsächlich nur für die Vorteile der Gutsbesitzer. An die Interessen der Bauern, besonders der dienenden Klasse, denkt niemand. . . . Zum Besten eines Landarztes für Menschen hat die Ritterschaft unseres Wissens keine jährliche Subvention festgesetzt, zum Besten der Tierärzte werden aber jährlich 500 Rbl. à Person bewilligt. Beweist dieses nicht, daß die Deutschen (saksad) die Gesundheit der Tiere für viel wichtiger halten, als die Gesundheit der Menschen?" Die Tiere seien ja auch noch Eigentum der deutschen Gutsbesitzer, die Menschen nicht mehr.

In derselben Nummer fordern die „Uudised" auf, die Kartoffeln lieber auswärtigen Aufkäufern, als den Gütern zu verkaufen, weil letztere (in Bausch und Bogen!) ein zu großes Maß verlangen und schlecht zahlen! (Düna-Ztg. 1904, Nr. 64.)

In Nr. 30 behaupten die „Uudised", nicht zu hetzen. Ihre Kampfesweise sei die allgemein übliche. Die wirklichen Hetzer seien die Deutschen!

20. März. Die Volksschulinspektoren des Lehrbezirks erließen bisher von sich aus an die ihnen unterstellten Schulvorstände Zirkuläre mit Auslegungen und Erläuterungen von Gesetzen und Verordnungen. Da nun diese letzteren von verschiedenen Personen sehr verschieden aufgefaßt und interpretiert werden können und demgemäß in den einzelnen Rayons sehr ver-

schiedene, ja selbst einander widersprechende Auffassungen vorkommen können, hat der Kurator des Lehrbezirks angeordnet, daß die Volksschulinspektoren ihre Zirkulare vor dem Erlassen dem Volksschuldirektor zur Prüfung vorzulegen haben. (Rish. Westn.)

22. März. In Kansso im Fellinschen Kreise wird ein selbständiges griechisch orthodoxes Kirchspiel geschaffen.

22. März. Sämtliche Offiziere der Flottenreserve werden zum aktiven Dienst einberufen und ebenso die Untermilitärs der Flottenreserve aus einigen Gouvernements, darunter die aus Kurland.

23. März. Ein Korrespondent der „Nowoje Wremja“ beschäftigt sich mit den „kühnen sozialpolitischen Träumen“ der Letten, die „zu der materiellen, geistigen und moralischen Kultur dieses Völkchens in gar keinem Verhältnis ständen.“ Der politische Egoismus und Ehrgeiz der lettischen Journalisten und Führer beginne in letzter Zeit ungestalte Formen anzunehmen, die Russen aber würden niemals den Triumph der extremen lettischen Elemente zulassen, denn ihr, der Russen, Ideal im Baltikum sei eine „entsprechende und gleichberechtigte Anteilnahme aller Nationalitäten an der Selbstverwaltung.“

Dieses angebliche Ideal der Russen erinnert nun sehr an das neueste Programm des Herrn Witwitzki; Friedrich Weinberg in der „Rig. Rw.“ erkennt aber natürlich in dieser Korrespondenz den „deutschen Finger“, der die Letten durch unwahre Beschuldigungen in der russischen Presse zu diskreditieren sucht. (Düna-Ztg. 1904, Nr. 68).

24. März. Die Kredite des Reichsbudgets pro 1904 werden infolge des Krieges im Fernen Osten um 134,377,106 Rbl. gekürzt. Unter den gestrichenen Posten befindet sich auch das Darlehen von 100,000 an die Livländische Gesellschaft zur Förderung der Flußverbindungen, das die Herstellung von Kammerschleusen am Düna-Aakanal ermöglichen sollte.

24. März. Zu einer sehr objektiven und zurückhaltenden Abhandlung des Pastors G. Haller in der „Balt. Monatsschr.“ schreiben die „Uudised“ (Nr. 31, 32) „Mit leichter Hand hat dieser Mann (Pastor Haller) seine Gedanken und Meinungen zu Papier gebracht und mit noch leichterem Herzen der Rigaschen deutschen Monatsschrift zur Veröffentlichung zugeschickt, schon im voraus wissend, daß die andern deutschen Blätter den Inhalt weitertragen werden, um einen Teil der estnischen Presse strengen Strafen zu unterziehen. . . Die Tendenz zwingt uns zur Frage, ob nicht Herr Haller einer von denen ist, die aus Landesmitteln für heimliches Aufpassen auf die Presse des indigenen Volkes bezahlt werden. . .“ usw.

Köstlich ist die Vermutung, daß Pastor Haller die unter seinem vollen Namen veröffentlichten Lesefrüchte „heimlich" gesammelt haben soll. Übrigens bemerkt der referierende Korrespondent der „Düna-Ztg." nicht uneben, daß der Einfall der „Uudised" von dem Aufpassen auf die Presse des indigenen Volkes ad referendum genommen zu werden verdiente. (Düna-Ztg. 1904, Nr. 70).

27. März. Die Ernennung des Bezirksinspektors des Rigaschen Lehrbezirks wirkl. Staatsrats Sajontschkowski zum Kurator des Orenburgschen Lehrbezirks wird publiziert.

28. März. Zum Osterfest erhält der stellv. Gouverneur von Estland Bellegarde den Rang eines wirkl. Staatsrats, der Vizegouverneur von Livland Nekljudow die Kammerherrnwürde.

29. März. Reval. Eröffnung des III. Baltischen Schachkongresses.

31. März. Der Gouverneur von Podolien hat in seinem alleruntertänigsten Bericht für das Jahr 1902 ausgeführt, daß der Antagonismus zwischen dem kirchlichen und dem ministeriellen Schulwesen die Propaganda, die in den Bauergemeinden einerseits für kirchliche Gemeindeschulen, anderseits für ministerielle Volksschulen gemacht werde, Mißtrauen gegen die führenden Kreise in der Bevölkerung säen, indem sie das Prestige der Schule und der Personen, die ihr vorstehen, herabsetze. Dazu ist die Allerhöchste Randbemerkung erfolgt des Inhalts: „Ich wiederhole, daß in dieser Sache ein Antagonismus sündhaft ist." — Das Ministerkomitee hat beschlossen, von dieser und früheren ähnlichen Resolutionen Sr. Majestät dem Minister der Volksaufklärung und dem Oberprokureur des h. Synods Kenntnis zu geben. (Regierungsanzeiger.)

1. April. Der Chirurg Professor Zoege v. Manteuffel begibt sich als Chefarzt der Eigenen Sanitätskolonne Ihrer Maj. der Kaiserin Maria Feodorowna mit den livländischen Ärzten Hohlbeck und Böttcher von St. Petersburg auf den Kriegsschauplatz.

5. April. Riga. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt nach dem Muster westeuropäischer Großstädte eine städtische Zentrale für Arbeiternachweis (Etat 7000 Rbl.) zu schaffen und sie am 1. September d. J. zu eröffnen.

5. April. Jurjew (Dorpat). Die Korporation der Studierenden des hiesigen Veterinärinstituts „Fraternitas veterinariorum Dorpatensis" begeht ihr 50jähriges Bestehen. Die besten Elemente der Studierenden des Instituts fanden sich in dieser Verbindung zusammen, der eine ganze Reihe späterer Professoren angehört hat.

6. April. Der Kurator des Rigaschen Lehrbezirks Kammerherr Iswolski wird zum Kurator des St. Petersburger Lehrbezirks ernannt. Die baltische Presse bedauert allgemein das Scheiden dieses von bureaukratischer Engherzigkeit weit entfernten Beamten, dem auch die Eltern, die ihre Kinder nicht in öffentlichen Schulen unterrichten ließen, zu Dank verpflichtet seien.

6. April. Der stellv. Gouverneur von Estland Bellegarde wird zum Gouverneur von Estland ernannt.

7. April. Die kurländische Ritterschaft bewilligt auf den Kreisversammlungen 10,000 Rbl. zur Verstärkung der Kriegsflotte. Schon früher hatte sie 10,000 Rbl. für die kurländische fliegende Sanitätskolonne und 5000 R. für das vom gesamten Adel des Reiches zu unterhaltende Lazarett dargebracht.

8. April. Der „Regierungsanzeiger“ publiziert ein am 22. März c. Allerhöchst bestätigtes Gesetz, durch das im Ministerium des Innern eine neue Zentralorganisation für die Provinzialverwaltung geschaffen wird, bestehend aus einer Hauptverwaltung und einem Konseil für Wirtschaftsangelegenheiten der Provinz. Diese beiden Institutionen sollen die Tätigkeit aller Organisationen, die mit der Befriedigung wirtschaftlicher Bedürfnisse der Bevölkerung zu tun haben, dirigieren und in Übereinstimmung bringen. Der Konseil hat eine Plenarsession und außerdem Spezialsessionen: 1) für landschaftliche und städtische Angelegenheiten; 2) für Sanitäts- und Wohltätigkeitswesen; 3) für Wegeangelegenheiten; 4) für Versicherungs- und Feuerwehrwesen. In der Plenarsession präsidiert der Minister.

In den Konseil werden auf Vorschlag des Ministers mit denselben Rechten wie die Beamten verschiedener Ressorts auch Vertreter der Selbstverwaltungsorgane und der Gesellschaft, aus der Zahl der Adelsmarschälle, Präsidenten und Glieder der Landschaftsämter, Stadthäupter, Stadträte, Landschaftsdeputierten und Stadtverordneten berufen und zwar durch Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät auf 3 Jahre. Den Konseilsgliedern werden Reisekosten vergütet und Diäten im Betrage von 15 Rbl. gezahlt.

Gleichzeitig erfährt die Zentralbehörde des Ministeriums des Innern für Medizinalangelegenheiten eine Reorganisation

und Umbenennung in eine „Verwaltung des Obermedizinalinspektors".

In einem Teil der russischen Presse wird der Konseil für Wirtschaftsangelegenheiten als der erste ernstliche Versuch begrüßt, Vertreter der Gesellschaft dauernd zu den Arbeiten einer der höchsten Regierungsinstitutionen heranzuziehen. Die „Now. Wr." glaubt darauf hinweisen zu müssen, daß durch die Ernennung für einen längeren Zeitraum den Gliedern des Konseils die Möglichkeit zur Vertretung einer unabhängigen Meinung gewährt wird.

9. April. In einer alleruntertänigsten Adresse des Charkowschen Adels war die Befürchtung ausgesprochen worden, daß der Adel infolge der Reorganisation der Provinzialverwaltung seines bisherigen Anteils an der Volksbildung verlustig gehen könnte. Auf dieser Adresse geruhte Seine Majestät am 9. April zu vermerken: „Die in der Adresse ausgesprochenen Befürchtungen entbehren jeglicher Begründung. Die Volksschule muß unter der tatkräftigen Leitung der Staatsgewalt stehen, aber die besten angesessenen Männer mit dem Adel an der Spitze müssen nach wie vor die herzliche Fürsorge für sie bewahren."

9. April. Eine Entscheidung des Dirigierenden Senats spricht den Rittergutsbesitzern in Livland das Recht ab, die Ritterschaftsabgaben (die „ritterschaftlichen Willigungen") auf die Käufer von Bauerland abzuwälzen, und erklärt derartige Vereinbarungen für ungiltig.

Der „Postimees" hatte diese Senatsentscheidung zu Beginn d. J. mitgeteilt, und zwar so, daß viele Gesindewirte glaubten, sie brauchten gar keine Landesabgaben mehr zu zahlen. Der „Postimees" muß seinen Lesern daher den Unterschied zwischen den Landesabgaben, die von allem Grundbesitz gezahlt würden und dem allgemeinen Landesnutzen dienten, und den Ritterschaftsabgaben erläutern. Er tut es auch, hätte aber nicht behaupten sollen, die letzteren würden „nur zum Besten des Standes der Rittergutsbesitzer" verwandt; bekanntlich kommen, auch abgesehen von dem Aufwand für die Landesrepräsentation, viele ritterschaftliche Willigungen dem ganzen Lande zu gute.

10. April. Zum Kurator des Rigaschen Lehrbezirks wird der Rektor der Warschauer Universität Staatsrat Grigori Konstantinowitsch Uljanow ernannt. Seinem Fache nach ist er slawischer Linguist.

11. April. Verweser des Ministeriums der Volksaufklärung wird der Generalleutnant Wladimir Gawrilowitsch Glasow. — Glasow ist zwei Jahre lang Generalstabschef des Generalgouverneurs Bobrikow in Finnland gewesen und wurde von da zum Direktor der Nikolai-Akademie des Generalstabes berufen, die einer kräftigen Leitung bedurfte.

11. April. Bauske. Von einigen lettischen Mitgliedern des Gewerbevereins war der Antrag auf Einführung der lettischen Geschäftssprache im Verein gestellt worden. Die Generalversammlung lehnt ihn mit 57 gegen 43 Stimmen ab.

Zwei Drittel der Mitglieder des Vereins sollen Letten sein; es ist also anzunehmen, daß eine Anzahl von Letten in der richtigen Schätzung des Wertes der deutschen Mitglieder dafür gestimmt hat, daß die deutsche Geschäftssprache in dem Verein beibehalten bleibe, der, wie in der Generalversammlung hervorgehoben wurde, von Deutschen für Deutsche gegründet worden ist. Ein Korrespondent des Hetzblattes „Rig. Aw." glaubt allerdings den Ausfall der Abstimmung auf eine für seine Volksgenossen weniger schmeichelhafte Ursache zurückführen zu müssen. Er schreibt, daß viele Mitglieder „dumm genug waren", der Drohung eines deutschen Mitgliedes Glauben zu schenken, er werde für die Schließung des Vereins sorgen, wenn die deutsche Sprache verworfen werde.

Als ein Zeichen der Zeit sei angeführt, daß ein deutsches Mitglied auf den Antrag, die lettische Geschäftssprache einzuführen, einen Gegenantrag zu gunsten des Russischen gestellt hatte. Nachdem die Beibehaltung der deutschen Sprache mit Stimmenmehrheit beschlossen worden war, wurde dieser Antrag zurückgezogen.

13. April. Zum ständigen Gliede der livländischen Gouvernementsbehörde für bäuerliche Angelegenheiten ist der Bauerkommissar des Rigaschen Kreises Martischewski ernannt worden.

14. April. Pernau. Vor der hierher delegierten Kriminalabteilung des Rigaschen Bezirksgerichts kommt hinter geschlossenen Türen ein Prozeß gegen Pastor F. Rechtlich-Gutmannsbach zur Verhandlung. Die Anklage lautete auf Konfirmation einer von der griechisch-orthodoxen Kirche reklamierten Person. Die Verteidigung führte der vereidigte Rechtsanwalt H. von Bröcker. Das Gericht verurteilte Pastor Rechtlich zur Remotion vom Amt. Der Verurteilte gedenkt das Urteil anzufechten.

14. April. In Nr. 61 der „Gesetzsammlung" wird die bestätigte Instruktion für die Grundsteuereinschätzung in den 8 festländischen Kreisen Livlands publiziert.

14. April. Jurjew (Dorpat). Nachdem die Verlegung der medizinischen Schlußexamina an der Universität vom Herbst auf das Frühjahr anfangs vom Ministerium der Volksaufklärung abgelehnt worden war, erhält der Rektor eine zweite Weisung in dieser Sache, wonach die Anordnungen für den früheren Termin getroffen werden sollen, da der Kriegsminister die Entlassung der jungen Ärzte zum 1. Juli für erwünscht hält.

17. April. Riga. Das von der livländischen Verwaltung des Roten Kreuzes ausgerüstete Feldlazarett für 200 Betten begibt sich auf den Kriegsschauplatz. Bevollmächtigter ist Fürst Paul Lieven-Smilten, Ökonomievorsteher Gardekapitän Skalon, Chefarzt Dr. Walter v. Oettingen; als Ärzte gehören dem Lazarett an: Paul Baron Ungern-Sternberg, H. von Haffner, Dr. W. Bierhuff und Guido Walter, als Oberin Prinzessin Marie Lieven, als freiwillige Schwester Frau Dr. v. Oettingen, außerdem 14 Schwestern und 25 Sanitäre. Für die Ausrüstung des Lazaretts war von den Damen der Lokalkomitees des Roten Kreuzes in Stadt und Land und von den speziell zu diesem Zweck gebildeten Damenkomitees gesammelt und gearbeitet worden. Bis Mitte Juni waren über 200,000 Rbl. für das Rote Kreuz in Livland gespendet, darunter 25,000 Rbl. von der Rigaer Börsenkaufmannschaft, ca. 20,000 Rbl. vom Adelskonvent, 10,000 Rbl. von der Adligen Güterkreditsozietät, 5000 Rbl. vom Livl. gegens. Kreditverein (lett.), 2000 Rbl. von der Großen Gilde in Riga, je 1000 Rbl. von der Kleinen Gilde, und den Stadtverwaltungen von Jurjew (Dorpat), Pernau und Walk, von den kleineren Städten entsprechend geringere Summen, usw.

17. April. Die Statuten eines gegenseitigen Unterstützungsvereins der Gemeindeschreiber in Estland sind obrigkeitlich bestätigt worden. (Estl. Gouv.-Ztg.)

18. April. Riga. Die Stadtverwaltung veranstaltet für die durchreisenden Matrosen des vor Tschemulpo nach tapferem Kampf versenkten Kreuzers „Warjag" eine festliche Bewirtung, an der alle Militär- und Zivilautoritäten teilnehmen.

19. April. Infolge des Stillstandes in Handel und Industrie in Libau, dem bedeutendsten Orte Kurlands, hat die St. Petersburger Zentralinstanz für die Gewerbesteuer den Steuerbetrag für Kurland um 4000 Rbl. ermäßigt.

20. April. Jurjew (Dorpat). Wirkl. Staatsrat Dr. med. Wilhelm v. Bock, von 1891—1898 Stadthaupt der Universitätsstadt, stirbt im 80. Lebensjahre.

21. April. Reval. Die estländische Sanitätskolonne reist nach dem Kriegsschauplatz ab. Oberarzt und Bevollmächtigter für die auf 100 Betten eingerichtete Kolonne ist Dr. A. v. Brackel,

als Ärzte gehören ihr an H. Stender, J. Blumberg und W Friedenstein, wirtschaftlicher Leiter ist Baron E G. Schilling. Ferner besteht das Personal aus einer Oberin, 11 Schwestern und 12 Sanitären. Die Sammlungen des Exekutivkomitees für die Kolonne haben bis zur Abreise ca. 30,000 Rbl. ergeben, welche Summe zusammen mit reichen Naturalspenden (eine Operationsbaracke von der Firma A. M. Luther) zur Ausrüstung der Kolonne und für den ersten Unterhalt derselben ausreicht.

22. April. Riga. Auf einer Versammlung der Garanten des russischen Theaters wird ein Bericht verlesen, aus dem hervorgeht, daß das Theater im zweiten Jahr seines Bestehens schlechter besucht gewesen ist, als im ersten. Der Direktor hat ein Defizit von 8000 Rbl. zu verzeichnen, das er selbst decken will. Das 15tägige Gastspiel einer italienischen Operntruppe hat mit einem Fehlbetrage von 6000 Rbl. abgeschlossen. Die Vertreter der Garanten erklären, daß nach den bisherigen Erfahrungen ein russisches Theater, das den höchsten Anforderungen genüge und zugleich Opernaufführungen biete, für Riga zu teuer sei. Die Vertreter der Garanten empfehlen daher, den Kontrakt mit der Stadt im nächsten Jahr nur zu erneuern, wenn die Leistungen des Komitees für den Unterhalt des Theatergebäudes verringert werden. Die Institution der Garanten wolle dem Theater nur in Ausnahmefällen zu Hilfe kommen, keineswegs aber fortlaufend Jahr für Jahr große Ausgaben für das Theaterwesen auf sich nehmen.

Bei dieser Stellung der russischen Gesellschaft zu seinem Theater dürfte die Stadtverwaltung kaum geneigt sein, über ihre bisherigen Aufwendungen für das russische Theater hinauszugehen, die denen für das Stadttheater konform sind.

22. April. Dem im „Regierungsanzeiger" veröffentlichten Bericht des Oberprokureurs des h. Synods für das Jahr 1900 ist über die Lage der Orthodoxie in Liv-, Kur- und Estland im genannten Jahr u. a. folgendes zu entnehmen:

Die Zahl der Orthodoxen vergrößerte sich nach dem alleruntertänigsten Bericht des Oberprokureurs des h. Synods für das genannte Jahr um 2052 Personen, von denen 726 von den Andersgläubigen zur Orthodoxie übertraten. In demselben Jahr wurden eine landische Gemeinde

eröffnet und vier Kirchen erbaut, unter denen an erster Stelle die neue, für Spenden aus dem ganzen Reich erbaute Kathedrale in Reval zu nennen ist. Mit dieser Kirche auf dem „Dom", der einstigen starken Feste der fremden Herrschaft im Gebiet, ist endgültig der Sieg der Orthodoxie und des russischen Staatsgedankens im baltischen Küstenlande gefestigt. Ferner wurde auch der Bau andrer Kirchen in der Eparchie fortgeführt, und ebenso war die Eröffnung einiger neuer Gemeinden in Gegenden in Aussicht genommen, in denen dieses für notwendig und nützlich erachtet wird.

Das religiöse Leben der Orthodoxen bietet viel Tröstliches und Erfreuliches. Bei der Inspektion der Kirchen der Eparchie beobachtete der Bischof von Riga überall einen bedeutenden religiösen Aufschwung und eine Begeisterung unter der Bevölkerung Die Indigenen, Letten und Esten, besuchen den Gottesdienst, empfangen die h. Sakramente, beachten die Feiertage und beobachten die Fasten. Oft werden bei den Esten und Letten Hausgottesdienste von der ganzen Familie unter Leitung der Eltern, begleitet von geistlichen Gesängen, abgehalten. Als erfreuliches Faktum ist auch die Zunahme des religiösen Eifers und die Sympathie für die Kirche Gottes unter der ortsansässigen Intelligenz zu betrachten. So befinden sich in den Städten Riga, Hapsal und Werro Vereine von Liebhabern des Kirchengesanges, deren Mitglieder an den Sonn- und Feiertagen an dem Gesang beim Gottesdienst teilnehmen und zuweilen geistliche Konzerte veranstalten. In Reval hat sich bei der Alexander-Newski-Kathedrale ein Verein der Kirchenfahnenträger gebildet.

In letzter Zeit ist auch eine Annäherung der Lutheraner an die Orthodoxie bemerkbar und es steigert sich ihr vertrauensvolles Verhalten zur h. orthodoxen Kirche und ihren Dienern. Das Eintreten in verwandtschaftliche Verhältnisse durch die Mischehen mäßigt den Geist der Unduldsamkeit gegen die orthodoxe Kirche bei den Lutheranern, während die Feierlichkeit des orthodoxen Gottesdienstes und der Zeremonien ihren Geist und ihr Herz fesselt.

Die obenerwähnten Erfolge der Orthodoxie wurden nach der Aussage des Bischofs Agathangel hauptsächlich durch die eifrigen Bemühungen und die Fürsorge der orthodoxen Geistlichkeit erreicht. Besondere Aufmerksamkeit wird von ihr auf die Kirchenpredigt verwandt, da ihr bekannt ist, daß die hiesige, im Geiste des Luthertums erzogene Bevölkerung die Predigt von der Kanzel als einen wesentlichen Teil des Gottesdienstes betrachtet.

23. April. Die livländische Gouvernementsverwaltung ist vom Ministerium des Innern davon benachrichtigt worden, daß in den baltischen Gouvernements die Vertreter der Stadtverwaltungen in den Schulkollegien von den Stadtverordnetenversammlungen nur für den Zeitraum gewählt werden dürfen, auf den sich die Vollmacht der betr. Stadtverordnetenversamm-

lungen selbst erstreckt. Den Stadtverordnetenversammlungen soll nach einer Senatsentscheidung vom 19. Oktober 1877 nicht das Recht zustehen, die Dienstzeit von Wahlbeamten über ihre eigene Wahlperiode hinaus festzusetzen. (Rishskij Westnik.)

Dieser Senatsentscheidung ist bisher in den Ostseeprovinzen jedenfalls nicht nachgelebt worden.

26. April. † Eduard v. Pleske, ehemals Finanzminister.

27. April. Reval. Die Juridik des estländischen lutherischen Konsistoriums wird eröffnet. Es hat sich leider wieder kein einziger Kandidat zum Konsistorialexamen gemeldet.

27. April bis 1. Mai. Riga. Sitzungen des livländischen Adelskonvents. Über den Fortgang der Grundsteuerreform berichtet das Landratskollegium u. a., daß die von der Gouvernements-Schätzungskommission geprüfte Instruktion für die Schätzung der landischen Immobilien am 15. Januar c. mit unwesentlichen Änderungen vom Finanzministerium bestätigt worden sei und daß die Klassifizierung, soweit die Arbeit der Taxatoren und Boniteure in Frage kommt, im J. 1904 in sechs Kirchspielen beendet und in neun angefangen werden soll. Die der Instruktion beigegebenen Tarife sollen noch einer Revision unterworfen werden. — Die Waldschätzung betreffend, soll im Sommer die vom Landratskollegium vorgeschlagene Einteilung der Forstkomplexe in Holzpreiskategorien von den Kreis-Schätzungskommissionen begutachtet und alsdann von der Gouvernementskommission endgiltig festgestellt werden. Die Klassifizierung des Waldbodens wird 1904 in Domänenforsten stattfinden und dann tunlichst in den Kirchspielen, wo die landwirtschaftliche Bonitierung schon abgeschlossen ist. — In Sachen der Landes-Irrenanstalt berichtet das Landratskollegium, daß das Statut dieser Anstalt, die von der Gesellschaft zur Fürsorge für Geisteskranke in Livland unterhalten wird, am 22. April vom Gouverneur von Livland bestätigt und der Bau auf einem aus dem Rittergute Alt-Wrangelshof ausgeschiedenen Grundstück in Angriff genommen worden ist. — Das Wegekapital betrug zum 1. Dez. 1903 1,129,031 Rbl., von den ins Budget pro 1904 eingestellten 56 Wege- und Brückenbauten waren bereits 38 für die

Summe von 663,468 Rbl. vergeben worden. Der Operationsplan für das Triennium 1905—7 wird beschlossen. Zur Versorgung der Angehörigen von zum Kriegsdienst einberufenen und im Kriege umgekommenen Untermilitärs wird dem Landratskollegium der den gesetzlichen Anforderungen (Patent der livl. Gouv.-Reg. Nr. 25 v. J. 1878) entsprechende Kredit eröffnet. Für die Entschädigung der Gemeinden für Schießstellungen wird ein neues Reglement angenommen.

28. April. Jurjew (Dorpat). Das Theater im Garten des Handwerkervereins brennt in der Nacht nieder. Nach Lage der Umstände muß Brandstiftung angenommen werden. — Eine Generalversammlung des Handwerkervereins beschließt am 1. Mai die Theatersaison fortzuführen und dazu sogleich ein leichtes Interimstheater zu errichten. Die deutsche Gesellschaft beschließt auf einer zur Theaterfrage einberufenen Versammlung, die zahlreich besucht ist, den Theaterbau auf das wärmste zu unterstützen.

Der „Postimees“ sieht sich veranlaßt, gegen ein in der Stadt kursierendes Gerücht zu protestieren, das die Brandstiftung auf die systematische Aufhetzung der Esten gegen alles Deutsche zurückführt.

29. April. Finnland. Die offiziöse „Finl. Gas.“ berichtet nach schwedischen Blättern, daß nach Amerika ausgewanderte Finnländer eine finnländische Legion zur Unterstützung der Japaner im Kriege mit Rußland bilden wollen, und spricht die Erwartung aus, daß Amerika einen derartigen Neutralitätsbruch nicht dulden würde. — Es ist kaum anzunehmen, daß diese Nachrichten auf Wahrheit beruhen.

30. April. Eine Senatsentscheidung besagt, daß gottesdienstliche Zusammenkünfte von Sektierern ihren Familiencharakter nicht einbüßen und deshalb der Erlaubnis von seiten des Konsistoriums und der weltlichen Obrigkeit nicht bedürfen, wenn fremde Personen, die an ihnen teilnehmen, keine besondere Aufforderung erhalten haben und hinsichtlich der Versammlungen keine öffentlichen Ankündigungen ergangen sind.

Nach dem Gesetz für die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland (Art. 268 des XI. Bandes des Codex der Reichsgesetze) bedürfen private Andachtsversammlungen, wenn sie über den Rahmen einer Familien- oder Hausandacht hinausgehen, der oben bezeichneten Erlaubnis.

1. Mai. Griechisch-orthodoxe Kirchenschulen gab es nach dem Bericht in der „Rigaschen Eparchialzeitung" im Schuljahre 1902/3 in den Ostseeprovinzen 489, darunter 28 nur für Knaben, 28 nur für Mädchen und 433 für beide Geschlechter gemeinsam. Die Schulen verteilen sich folgendermaßen auf die drei Provinzen:

	2kl Schulen	1kl. Schulen	Hilfsschulen	Summa
Livland . . .	12	146	213	371
Kurland . . .	3	32	11	46
Estland . . .	4	31	37	72
	19	209	261	489

Gegen das vorhergehende Schuljahr hat die Gesamtzahl der Schulen um 1 zugenommen; die einklassigen Schulen haben sich um 3 vermehrt, die Hilfsschulen um 2 abgenommen. — Die Konfession der Schulkinder ergibt sich aus folgender Zusammenstellung:

	gr.-orthodox	röm.-kathol.	lutherisch	Hebräer	Raskol u. and. Konf.
Livland	11,715	24	1936	9	85
Kurland	1,108	218	824	58	106
Estland	1,347	10	855	—	2
	14,206	252	3615	67	193

In Livland wurden die orthodoxen Kirchenschulen besucht von 8238 Knaben und 5567 Mädchen, in Kurland von 1633 Knaben und 681 Mädchen, in Estland von 1388 Knaben und 826 Mädchen. Die Gesamtzahl der Schulkinder 18,333 hat gegen das Vorjahr (18,648) abgenommen, glücklicherweise auf Kosten der nicht griechisch-orthodoxen Kinder, die in diesen Schulen keinen Religionsunterricht erhalten, wenn er ihnen nicht, wie in Fellin, nach dem griechisch-orthodoxen Bekenntnis erteilt wird. Speziell die Zahl der lutherischen Kinder in diesen Schulen ist im Vergleich zum Schuljahr 1901/2 in allen drei Provinzen heruntergegangen: am meisten in Livland, von 2234 auf 1934; in Kurland und Estland von je 882 auf 824 und 855. — Nach den Berichten der Schulkonseils sind 2506 schulpflichtige Kinder nicht zur Schule geschickt worden. Aus diesem Anlaß

wiederholt der Schulbericht für die Eparchie die in der Balt. Chr. 1902 Juni 1 ausgeführten Momente.

Für die Schulen werden vom h. Synod jährlich 10,000 Rbl. angewiesen (Balt. Chr. 1903 April 19 ist fälschlich eine höhere Summe angegeben) und vom Ministerium der Volksaufklärung 32,100 Rbl. Die baltischen Stadtverwaltungen tragen 2550 Rbl. bei, an einigen Orten bestreiten die Bratstwos den Unterhalt der Schulen. Über den nicht bedeutenden Privatbesitz einzelner Schulen an Kapitalien vgl. Balt. Chr. 1903 April 19. Das Gesamtareal des Schullandes hat sich im Berichtsjahr durch eine Schenkung der Krone von 2624 auf 2627 Dessjatinen erweitert. Auf die Bitte des Schulkonseils um Überlassung von 20 Dessj. Landes für eine Schule im Laiktarschen Kirchspiel (Pernau) hat die Domänenverwaltung erwidert, daß für eine Schule auf Grund des Gesetzes vom 12. Mai 1897 nicht mehr als 3 Dessjatinen erbeten werden dürfen.

1. Mai. Walk. Der Gouverneur von Livland hat einen Beschluß der Stadtverordnetenversammlung beanstandet, durch den das Pensionsgesuch der Witwe des langjährigen Stadtbeamten Kiel abschlägig beschieden wird. (Rish. Westn.)

Die Art, in der die lettisch-estnische Stadtverwaltung über die Altersversorgung städtischer Beamten, die während des deutschen Regimes dem Gemeinwesen gedient haben, denkt (s. Balt. Chr. 1902, Okt. 26. und Nov. 29.), scheint also Remedur erhalten zu sollen.

2. Mai. Durch Allerhöchsten Befehl vom 24. April wird der Gebrauch lateinischer Buchstaben für Druckwerke in litauischer Sprache, der seit dem Aufstande von 1863 verboten war, wieder gestattet.

3. Mai. Riga. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt die Hergabe eines Platzes von 3 Lofstellen im Patrimonialgebiet an der Petersburger Chaussee für die zu erbauende evangelisch-lutherische Kreuzkirche und von 2 Lofstellen für den Kirchhof. – Zu Stadträten für die beiden neubegründeten, am 1. Juli ins Leben tretenden Exekutivorgane der Stadtverwaltung werden Dr. med. Rudolf Heerwagen und Fabrikdirektor cand. chem. Ed. Jürgens gewählt, der erstere für das Sanitätsamt, der zweite für das Betriebsamt.

5. Mai. Der griechisch-orthodoxe Bischof von Riga und Mitau Agathangel wird für ausgezeichnet eifrigen Dienst und erzhirtliche Mühewaltung zum Erzbischof ernannt.

5. Mai. Jurjew (Dorpat). Die Stadtverordnetenversammlung beschließt im Hinblick auf den Krieg von einer größeren Feier des auf den 13. Juli fallenden 200jährigen Gedenktages der Einverleibung der Stadt in das russische Reich

abzusehen, jedoch die Geistlichkeit zu ersuchen, an diesem Tage in allen Kirchen Gottesdienste abhalten zu lassen, Sr. Maj. dem Kaiser die treuuntertänigen Gefühle der Stadt zu Füßen zu legen und dem Gouverneur 1000 Rbl. aus den Repräsentationsmitteln der Stadt zum Besten der Flottenvermehrung zu überweisen. Ferner werden für eine Bewirtung der Armen in den Armenhäusern 200 Rbl assigniert.

5. Mai. Libau. Der neue Oberarzt des Stadt-Krankenhauses Dr. A. Goldberg tritt sein Amt an. Nach der blamanten Kontrollbücheraffaire waren die vom Stadtamt für diesen Posten in Aussicht genommenen Ärzte entweder vom Gouverneur nicht bestätigt worden, oder sie hatten selbst die Wahl abgelehnt, bis die Frage endlich durch die Wahl des oben genannten jüdischen Arztes in jeder Hinsicht positive Erledigung fand.

5. Mai. Reval. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt um die Erlaubnis zur Aufnahme einer Anleihe von 950,000 Rbl. nachzusuchen. Von der Anleihe sollen verwandt werden: für eine städtische elektrische Zentralstation 220,000 Rbl., zur Erweiterung des Gas- und Wasserwerks 400,000 Rbl., zur Erbauung einer Kanalisation 180,000 Rbl, für Straßenpflasterung in den Vorstädten 150,000 Rbl. — Eine Umtaxation der Immobilien für die Immobiliensteuer wird von der Versammlung genehmigt. Die neue Schätzung ergibt eine Steigerung des berechneten steuerpflichtigen Reinertrages der Immobilien von 112,977 Rbl. gegen das Vorjahr. Die Einnahmen der Stadt aus der Steuer erhöhen sich um 7183 Rbl. bei einer Steuernorm von 8 pCt. des Reinertrages. Der Immobilienwert in Reval wird auf 17,659,295 Rbl. geschätzt. — Der Chef des Revaler Hafens beantragt die von der Stadtverordnetenversammlung erlassene Verordnung über die Wahrung der Ordnung auf dem Wasser aufzuheben, da ihm jetzt die Aufsicht im Hafenrayon zustehe. Die Versammlung lehnt den Antrag ab, weil sich die Wirksamkeit der Verordnung nicht bloß auf den Hafenrayon, sondern auf die gesamten Meeresgrenzen erstrecke.

7. Mai. Libau. Auf der letzten Stadtverordnetensitzung (22. April), über die die „Lib. Ztg." erst jetzt berichten kann, wurde eine

Senatsentscheidung über eine Klage der Libauschen Stadtvertretung gegen den Gouverneur von Kurland verlesen. Die Klage war erhoben worden, weil der Gouverneur den am 19. Sept. 1902 von der Stadtverordnetenversammlung zum Gliede des Waisengerichts gewählten Stadtverordneten Adam Blumberg zu diesem Amt nicht zugelassen hatte. Die Klageschrift wies darauf hin, daß das Gesetz nirgends von einer Berechtigung der Gouverneure, Glieder von Waisengerichten nicht zum Amt zulassen zu dürfen, spreche, und betonte die Qualitäten des in casu Gewählten, der 16 Jahre Stadtverordneter und Mitglied der verschiedensten Kommissionen ꝛc. gewesen sei und noch sei. — Der Gouverneur meldete dagegen in einem Rapport an den Senat vom 20. März 1903, daß er den qu. Blumberg zum Amt nicht zugelassen habe auf Grund des § 282 der Allgem. Gouv.-Instit. (Ges.-Kod. Bd. II, Ausg. v. 1892), als eine Persönlichkeit, die „ihren moralischen Eigenschaften nach nicht der erwähnten Stellung entspricht." — Der Senat entscheidet, daß der Gouverneur nur dann den angezogenen § 282 der Allgem. Gouv.-Instit. anzuwenden berechtigt ist, wenn es sich um ein Amt handelt, dessen Träger von ihm zu bestätigen ist. Da nun im Gesetz kein Hinweis darauf enthalten ist, daß die Mitglieder der Waisengerichte vom Gouverneur zu bestätigen sind, so verfügt der Senat, die Verfügung des Gouverneurs, Adam Blumberg nicht zum Amte eines Gliedes des Libauschen Stadt-Waisengerichts zuzulassen, aufzuheben. — Der StV. Blumberg tritt darauf das Amt eines Gliedes des Waisengerichts an, nachdem der inzwischen dazu gewählte Konst. Bienemann freiwillig seinen Rücktritt erklärt hatte.

7. Mai. Den Zöglingen der auf Grund des Statuts vom Jahre 1828 bestehenden zweiklassigen Parochialschulen werden durch ein Reichsratsgutachten dieselben Rechte hinsichtlich der Ableistung der Wehrpflicht gewährt, wie denen der zweiklassigen Ministeriumsschulen, wenn das Unterrichtsprogramm jener Schulen nicht weniger umfaßt, als das der Ministeriumsschulen. (Zirk. des Volksschulendirektors f. Livland. „Rish. Westn." 1904 Nr. 102.) — Die Parochialschüler mußten bisher das Wehrpflichtsexamen vor Kommissionen am Ein-

berufungspunkt machen, jetzt dürfen sie es bei ihrer Schule ablegen.

8. Mai. Zur Frage der Ministeriumsschulen berichtet der „Prib. Krai (Nr. 101): Der Bauerkommissar des 2. Wolmarschen Bezirks hatte dem Moisekülischen Gemeindeausschuß vorgeschrieben, den Bau einer ministeriellen Volksschule zum Ausbot zu stellen. Als der Gemeindeausschuß das ablehnte, weil der Gemeinde die Mittel zur Erwerbung des Grundes und zum Bau der Schule fehlten, suspendierte der Bauerkommissar die Ausschußglieder vom Amt und stellte diese Verfügung der Gouvernementsbehörde für bäuerliche Angelegenheiten vor. Diese Behörde soll indeß die Entscheidung des Bauerkommissars nicht bestätigt, sondern die Ausschußglieder im Amt belassen haben.

8. Mai. Mitau. Die von der kurländischen Verwaltung des Roten Kreuzes ausgerüstete Fliegende Sanitätskolonne begibt sich auf den Kriegsschauplatz. Die Führung der Kolonne haben die Barone W. Hahn-Platon und K. Manteuffel-Katzdangen, die Ärzte sind Dr. Adolf Katterfeld und Arnold Hildebrand, außerdem gehören der Kolonne 4 Studenten der Medizin und 8 Sanitäre an. Die Ausrüstung hatte gegen 10,000 Rbl. gekostet, Wäsche und Verbandzeug war von einem Damenkomitee angefertigt und hergerichtet worden. An Spenden waren bis Mitte April gegen 75,000 Rbl. eingelaufen, darunter von der kurländischen Ritterschaft 10,000 Rbl., von den Städten Mitau 3000 Rbl., Tuckum 1000 Rbl., Hasenpoth, Frauenburg, Grobin je 500 Rbl., Goldingen 200 Rbl., usw. Die Libausche Stadtverwaltung assignierte 15,000 Rbl. für verschiedene Kriegszwecke.

Die Verwaltung des Roten Kreuzes in Libau erhält den Auftrag zur Ausrüstung eines eigenen Lazaretts.

9. Mai. Das evangelische Feldlazarett, das in St. Petersburg ausgerüstet worden ist und zu dessen Personal viele Balten gehören (Oberarzt ist der Chirurg Oskar Schiemann aus Riga, Administrator Otto Grünerwald), begibt sich aus St. Petersburg auf den Kriegsschauplatz.

10. Mai. Riga. Der Stadtverordnetenversammlung wird eine Senatsentscheidung vom 28. April 1904 vorgelegt in Sachen einer Beschwerde, die die Stadt vor 16 Jahren über eine

Verfügung der livländischen Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten erhoben hatte. Es handelte sich um den Unterhalt der Flußpolizei, zu dem sich die Stadtverwaltung nach Einführung des neuen Polizeietats vom J. 1888 nicht mehr verpflichtet glaubte. Die Senatsentscheidung lautete zu gunsten der Gouvernementsbehörde. Da die Flußpolizei bereits vor 10 Jahren aufgehoben worden ist, hat die Angelegenheit natürlich nur noch historisches Interesse. — Der Kriegszeit wegen ist die Lage des Geldmarkts so ungünstig, daß die Stadt ihre Anleihen zur Beendigung der in Angriff genommenen großen Unternehmungen nicht zu dem festgesetzten Kurse realisieren kann. Die Stadtverordneten gestatten dem Stadtamt daher, Stadtobligationen IV. und V. Emission unter dem bestimmten Emissionskurse zu verkaufen oder sie mit Einwilligung der Regierung zu verpfänden.

10. Mai. Der St. Petersburger Appellhof bestätigt das Urteil des Rigaschen Bezirksgerichts in Sachen des Marienburgschen Brandstifterprozesses (s. Balt. Chr. 1903, Okt. 2.). Als während der Verhandlung der Verteidiger Rechtsanwaltsgehilfe Grusenberg die Nationalitätenfrage in seiner Rede zu behandeln suchte, wurde er vom Gerichtspräsidenten Grödinger unterbrochen. Der Staatsanwalt bezeichnete die Taten der Angeklagten als einen Kampf gegen das feudale Patronatsrecht mit verbrecherischen Mitteln.

11. Mai. Der livländische Stadt-Hypothekenverein ist vom 2.—14. März von den Beamten des Finanzministeriums wirkl. Staatsrat Golubew und Kollegiensekretär Rudolphi revidiert worden. In dem von der „Nordlivl. Ztg." (1904 Nr. 105 f.) auszugsweise mitgeteilten Bericht heißt es über die bisherige Geschäftsführung u. a.:

„Es erwies sich, daß die Schätzungen sorgfältig, sogar pedantisch bis in die Details ausgeführt worden waren." . . .

Was die Sicherheit der Pfandbriefe anlangt, so muß „konstatiert werden, daß die erteilten Darlehen durch die verpfändeten Immobilien genügend besichert sind. . . Wenn auch bei einigen Immobilien Verluste erlitten werden können, so dürften sie sich doch als unwesentliche erweisen, die keinen Einfluß auf die Lage des Vereins haben können, — um so weniger, als der Verein zur Deckung solcher Verluste ein genügendes Reservekapital besitzt."

Nach Darlegung der Tätigkeit der Direktion zur Stabilisierung des Kurses der Pfandbriefe heißt es: „Alle diese Maßnahmen in Verbindung mit der vorsichtigen Führung der Geschäfte und dem beträchtlichen Zinsfuß der Pfandbriefe (6 pCt. bis 5 pCt.) gaben den Pfandbriefen einen festen Kurs und erwarben ihnen Käufer. Die Pfandbriefe erreichten nicht nur den Pari-Kurs, sondern standen auch über pari." . . .

Die Wirkung der Direktionswahlen vom 28. Febr c. wird kurz folgendermaßen charakterisiert. „Da in die Direktion Glieder traten, die wenig oder garnicht in den Bank- und andern Geschäftskreisen in Jurjew und Riga bekannt waren, so hörten die Operationen mit den Pfandbriefen des Vereins auf."

Zum Schluß erörtert der Bericht die Notwendigkeit der Statuierung eines Wahlzensus für die Darlehnnehmer-Mitglieder. Wenn jeder Darlehnnehmer das Stimmrecht für die Delegiertenwahl habe, so könne der Bestand der Delegierten und der von ihnen repräsentierten Darlehenssumme zu leicht wechseln. So repräsentierten die Delegierten bis zum J. 1903 Darlehen im Betrage von 254,200 Rbl., der neue Bestand dagegen nur 154,000 Rbl.; in Jurjew (Dorpat) ist der Darlehensbetrag der Delegierten von 160,700 Rbl. auf 72,000 Rbl. heruntergegangen. „Im Interesse der Sache", heißt es im Bericht, „könnte man festsetzen, daß Darlehennehmer, deren Darlehnsbetrag unter der Summe von 1000 Rubel zurückbleibt, an den Wahlversammlungen nicht teilzunehmen haben."

13. Mai. Wenden. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt die von der Gouvernementsbehörde beanstandete Subvention des lettischen Theaters aus dem Reservekapital der Stadt (Balt. Chr. 1904 Febr. 15.) aus dem Budget zu streichen. (Livl. Gouv.-Ztg.)

13. Mai. Windau. Die Kommission in Hafenangelegenheiten stellt ihr Budget für 1905 zusammen, das aus den Mitteln der Hauptverwaltung der Handelshäfen bestritten wird. Die Ausgaben belaufen sich auf 801,642 Rbl., darunter 400,000 Rbl. für den Bau einer eisernen Brücke, 112,000 Rbl. für den Bau von zwei Dampfprähmen an Stelle der Floßbrücke, 100,000 Rbl. für die Anlage einer Werft für Kabotagefahrzeuge, 115,000 für die Anschaffung eines Eisbrechers. (Wind. Ztg.)

15. Mai. Der Dirigierende des livländischen Kameralhofs N. N. Wassiljew wird zum Dirigierenden des St. Petersburger Kameralhofs ernannt.

16. Mai. Jurjew (Dorpat). Die Studentenkorporation „Neobaltia" feiert ihr 25jähriges Bestehen. Nach dem zu dieser Feier erscheinenden Album haben ihr im Laufe der Zeit über 200 Mitglieder angehört.

17. Mai. Das russisch-holländische Lazarett, an dessen Spitze der Estländer Dr. Karl v. Rennenkampff steht, begibt sich von St. Petersburg aus auf den Kriegsschauplatz. Als Arzt befindet sich bei dem Lazarett auch der Dorpatenser Dr. Rothberg.

18. Mai. Zum Oberkommandierenden aller Häfen der Ostsee und zum Chef der Küstenverteidigung wird der Kommandeur von Kronstadt Vizeadmiral Birilew ernannt.

19. Mai. Walk. In der Stadtverordnetenversammlung entspinnt sich ein Kampf um die Weiterbewilligung einer Subvention an die estnische Kirchenschule, in der 140 Kinder der ärmsten Eltern Unterricht genießen. Die Letten wollen die Frage bis zur Budgetberatung im Herbst vertagen, wogegen einige Esten auftreten mit dem Ersuchen, die Sache nicht vom nationalen Standpunkt aus zu behandeln. Der Stadtverordnete Krylow gibt die Erklärung ab, daß die Stadtverordneten sich nie durch Nationalitätsfragen haben beeinflussen lassen. Mit 14 gegen 13 Stimmen werden die Subvention von 350 Rbl. und ein Holzdeputat auf 3 Jahre bewilligt.

Im „Postimees" erscheint im Anschluß an diesen Beschluß eine Korrespondenz, in der es heißt: „Dem Vernehmen nach setzen einige „kluge" Stadtverordnete alle Hebel in Bewegung, um der estnischen Schule die von der Stadt gewährte Subsidie zu entziehen und den Fortbestand der Schule dadurch unmöglich zu machen. Eine Bittschrift nach der andern wandert nach Riga, um die Aufhebung des von der Versammlung mit Stimmenmehrheit gefaßten Beschlusses zu erwirken. Zur Anlage eines Parkes, der in erster Linie lichtscheuen Individuen zur Freude gereichen würde, und eines zweiten Spritzenhauses, nach dem bis jetzt niemand ein Bedürfnis empfunden hat, ist nach der Ansicht „gewisser Leute" in der Stadtkasse Geld genug vorhanden, eine Schule aber, wo alljährlich über 140 Kinder der ärmsten Klassen den Elementarunterricht genießen, möchte man eingehen lassen, weil sie jenen Leuten nicht in den Kram paßt!" —

Daß gerade die Schulangelegenheiten zu dem Felde werden, auf dem die Parteien der Walkschen Stadtverordnetenversammlung sich bekämpfen zu müssen glauben, ist für ihren politischen Scharfblick ebenso bezeichnend, wie die Wahl des Schiedsrichters, den Glieder dieses Selbstverwaltungsorgans in ihren internen — derselbe nicht durch Nationalitätsfragen entstandenen! — Differenzen zur Entscheidung heranziehen möchten.

22. Mai. Libau. Vom Kuratorium der Kommerzschule wird der Lehrer V. Czepinski zum Direktor der Schule gewählt.

23. Mai. Mitau. Der „Regierungsanzeiger" publiziert die auf eigenes Ansuchen erfolgte Entlassung des Stadthaupts von Mitau Theodor v. Engelmann aus seinem Amte.

24. Mai. Das evangelisch-lutherische Generalkonsistorium hat die Pastoren Ernst Auning zu Ermes und William Jucum zu Baltischport zu Feldpredigern für den Fernen Osten ernannt.

25. Mai. Jurjew (Dorpat). In dem Interimstheater, das im Garten des Handwerkervereins errichtet worden ist und ca. 570 Personen fassen kann, findet die erste Vorstellung statt.

26. Mai. Mitau. Die Stadtverordnetenversammlung wählt den vereid. Rechtsanwalt Gustav Schmidt zum Stadthaupt.

27. Mai. Ein am 10. Mai Allerhöchst bestätigtes Reichsratsgutachten über die Feiertagsarbeit wird publiziert. Die freiwillige Arbeit an Sonn-, Feier- und Festtagen, sowohl kirchlichen als weltlichen, wird dem Ermessen jedes einzelnen anheimgegeben, und den Autoritäten verboten, den Arbeitenden an diesen Tagen Hindernisse in den Weg zu legen. Aus den Artt. 300 der Allgem. Gouv.-Instit. (Ges.-Kod. Bd. II, Ausgabe von 1892) und des Gesetzes über die Vorbeugung und Verhinderung von Verbrechen (Ges. Kod. Bd. XIV, Ausg. v. 1890) ist der Hinweis auf das Verbot der Ausführung von öffentlichen Arbeiten an Sonn- und Feiertagen auszuschließen.

Die Presse begrüßt das Gesetz, das auf Initiative der besonderen Konferenz für die Bedürfnisse der Landwirtschaft zurückgeht, mit Genugtuung, war doch die Zahl der Feiertage, an denen das Landvolk nicht arbeitet, wie in den Motiven zum Gesetz angeführt wird, auf 120–140 im Jahr gestiegen und betrug in der schärfsten Arbeitszeit vom April bis September 77.

Durch dieses Gesetz wird leider an dem vor einigen Jahren auch für die Ostseeprovinzen in Geltung gesetzten Verbot von Konzerten, Theateraufführungen u. dergl. Veranstaltungen an den Vorabenden griechisch-orthodoxer Festtage nichts geändert.

27. Mai. Der „Regierungsanzeiger" publiziert ein Zirkular des Verwesers des Ministeriums der Volksaufklärung Generalleutnant Glasow, das die Ausdehnung des reformierten Gymnasialprogramms auf die VI. Klasse der Gymnasien

anordnet (s. Balt. Chr. 1903 Juli 21.). — In den Gymnasien mit fakultativem Unterricht im Griechischen ist der Unterricht in zwei neuen Sprachen obligatorisch für alle Schüler, die den Unterricht im Griechischen nicht mitnehmen, mit gewissen durch den Übergang zum neuen Programm bedingten Ausnahmen.

28. Mai. Die livländische Akziseverwaltung publiziert, daß für das Triennium 1904–6 in Livland keine Trakteuranstalten mit Verkauf starker Getränke, Bierbuden, Weinkeller und Krüge mehr konzessioniert werden, da hierin für das Bedürfnis der Bevölkerung hinreichend gesorgt ist. Ausnahmen werden nur gemacht, wenn außerordentliche Umstände, z. B. eine neue Eisenbahnlinie u. dgl., sie rechtfertigen.

28. Mai. Der „Regierungsanzeiger" publiziert die Versetzung: des Dirigierenden des kurländischen Kameralhofs Baron Tiesenhausen nach Livland, des estländischen Kameralhofs Baschilow nach Kurland und des Olonezschen Kameralhofs Belbassow nach Estland.

29. Mai. Reval. Die „Liedertafel" begeht unter Teilnahme deutscher Gesangvereine aus den Ostseeprovinzen und dem Reich ihr 50jähriges Bestehen, mit Rücksicht auf den Krieg in bescheideneren Grenzen. Die Einnahme des Festkonzerts wird für das Rote Kreuz bestimmt.

30. Mai. Arensburg. Die Oeselsche Predigersynode tritt zusammen.

30. Mai. Mitau. Grundsteinlegung zum Neubau der katholischen Kirche.

31. Mai. Die Städte des Reiches sind laut einem Allerhöchst bestätigten Reichsratsgutachten von den jährlichen Zahlungen für den Unterhalt der Zentralinstitutionen des Ministeriums des Innern zu befreien. (Rig. Rdsch. Nr. 120.)

1. Juni. Petersburg. Das Gelehrte Komitee des Unterrichtsministeriums setzte in seiner Schlußsitzung am 1. Juni, an der die Direktoren der mittleren Lehranstalten von St. Petersburg teilnahmen, die endgültige Redaktion des projektierten Schulstatuts fest, nach dem Gymnasien mit beiden alten Sprachen und solche ohne die griechische Sprache und Ersetzung dieser durch Naturlehre in Aussicht genommen sind. Das Projekt hält sowohl das Bestehen von vollen Gymnasien mit

8 Klassen als auch Teilgymnasien im Bestande der vier oberen Klassen (der 5. bis 8.), oder der sechs oberen (der 3. bis 8.), sowie Progymnasien, bestehend aus den vier unteren Klassen (der 1. bis 4.) für zulässig; außerdem Vorbereitungsschulen, die dem Kursus der Elementarschulen und den beiden ersten Gymnasialklassen entsprechen. In den reformierten Gymnasien sollen dieselben Unterrichtsfächer vorgetragen werden wie in den bisherigen, doch beabsichtigt man außerdem den Vortrag der philosophischen Propädeutik und einige nicht obligatorische Fächer einzuführen. Außer den Pädagogischen Konseils und den Wirtschaftskomitees der mittleren Lehranstalten sieht das neue Projekt Lehrerkonferenzen vor. Ferner soll außer den Regierungs-Lehranstalten die Errichtung von Mittelschulen, Privat-Institutionen und Privatpersonen mit Genehmigung des Unterrichtsministers gestattet werden, wobei das Ökonomiewesen der Schule an Stelle des Wirtschaftskomitees von einem besonderen Kuratorenkonseil, bestehend aus einigen Personen, die von den die Schule unterhaltenden Institutionen oder Personen auf drei Jahre gewählt werden, verwaltet werden soll. Dem Gymnasialstatut entsprechend, werden auch neue Statuten für die Realschulen und sechsklassigen Schulen ausgearbeitet werden; die Verteilung der Unterrichtsstunden ist vom Gelehrten Komitee bereits früher bestimmt worden.

2. Juni. Reval. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt: Pkt. 2: den estländischen Gouverneur um die Genehmigung zu ersuchen, behufs Ausführung der bevorstehenden Wahlen zu Stadtverordneten die Stadt in Wahlkreise einzuteilen und zwar unter der Bedingung, daß diese Wahlkreise sich mit den städtischen Polizeistadtteilen decken müssen, – wobei jedoch der Hafenstadtteil in Anbetracht der geringen Anzahl von Privatgrundstücken in demselben mit dem 2. Polizeistadtteil zu vereinigen ist —, und daß in jedem Wahlkreise die Zahl der Stadtverordneten und Kandidaten im Verhältnis zur Zahl der Wähler festzustellen ist. Pkt. 10: die Subvention der Stadt zur Unterhaltung der Preobrashenskischen Kirchenschule um 200 Rbl. jährlich zu erhöhen. — Pkt. 11: dem Revalschen estnischen Verein „Estonia“ einen an der

Karripforten-Promenade belegenen städtischen Platz auf Grundzins zu verleihen zur Erbauung eines estnischen Theaters sowie für die Bedürfnisse der genannten Gesellschaft zur Verwirklichung ihrer allgemeinnützlichen Ziele. Der jährliche Grundzins beträgt 5 Kop., die einmalige Anzahlung 50 Rbl für den Quadratfaden, in Summa 22,500 Rbl. Diese Summe ist durch eine Obligation sicherzustellen, gelangt jedoch nur in dem Fall zur Auszahlung, wenn der Verein „Estonia“ das Grundstück andern Personen oder Gesellschaften verkauft. Die auf dem Grundstück zu errichtenden Gebäude müssen in architektonischer Hinsicht nach allen Seiten einen hübschen Anblick gewähren, und die Baupläne dürfen nur nach ihrer Billigung durch die Stadtverwaltung der Regierung zur Bestätigung vorgestellt werden.

2. Juni. Jurjew (Dorpat). In einer für den Chauvinismus gewisser estnischer Blätter sehr charakteristischen Serie von „Federzeichnungen aus Dorpat“ läßt sich der „Teataja“ über den „Verein studierender Esten“ und seine Philister folgendermaßen aus „Der Zuschnitt der estnischen und lettischen Korporationen gleicht genau dem der deutschen Korporationen, während man bei den russischen Kommilitonen nichts nachahmenswertes zu finden meint. Ebenso geht es im späteren Leben. Die akademisch gebildeten Esten leben und verhalten sich zum Volke ganz wie ihre deutschen Nachbarn. Die Herzlichkeit und das Mitgefühl, die im Verkehr gebildeter Russen mit dem Volke oft so schön in die Erscheinung treten, würden wir bei jenen Esten vergebens suchen. Darin sind sie die getreuen Nachahmer der Deutschen. Wie diese bei ihren Untergebenen das Zeitungslesen zu verhindern suchen, so hört man es auch von den estnischen Pastoren und Gutsinhabern. Von zwei estnischen Pastoren, den Herren P und R. sagt man, daß sie die Prospekte einer Zeitung eigenhändig abgerissen haben, weil das Blatt nicht in ihrem Sinne schreibt. Einer dieser „Stammesbrüder“ duldet in seiner Posttasche nur diejenigen Zeitungen, an denen er selbst mitarbeitet. Aus diesen Gründen hat das Volk seine vor zwanzig Jahren noch so große Schwärmerei für die Pastoren estnischer Nationalität schon vielfach verloren. Damals erwartete man von ihnen alles Gute, und nun sieht man ein, wie unbegründet jene Hoffnungen waren. Vom genannten Pastor P. erzählt man u. a., daß er zur Zeit des bekannten Jurjewer Boykotts seine Weihnachtseinkäufe nicht wie sonst in einer estnischen, sondern in einer deutschen Handlung gemacht habe. Solche Herren sind nur dann „Brüder ihrer Stammesbrüder“, wenn sie Vorteil davon haben. Vor nicht langer Zeit hat ein Jurjewer Pastor estnischer Nationalität sich für eine Verengerung des Lehrprogramms der Elementarschulen ausgesprochen, indem er bemerkte. „Wozu brauchen sie Geschichte und Geographie? Wo sollen sie damit hin?“

Es ist zu befürchten, daß die städtischen Wähler bei näherer Bekanntschaft mit ihren Führern die Erfahrungen unsrer nationalen Pastorenwähler ebenfalls machen werden."

2. Juni. Jacobstad, Finnland. Da es dem in Jakobstad stationierten Gendarmeriechef nicht möglich ist, ein passendes Privatquartier zu finden, haben die dortigen Stadtverordneten auf Vorschlag der Einquartierungskommission beschlossen, ein kleineres Gebäude mit den erforderlichen Räumlichkeiten zu Wohnungszwecken für den Gendarmeriechef anzukaufen. Sollte letzterer mit den in Aussicht genommenen Räumlichkeiten nicht zufrieden sein, so lehnen die Stadtverordneten jede weitere Vermittlung in dieser Angelegenheit ab und überlassen es dem erwähnten Chef, sich nach Empfang der gesetzlichen Quartiergelder selbst eine Wohnung zu suchen. (Rev. Ztg.)

2. Juni. Helsingfors. Anläßlich der Nichtbestätigung der beiden gewählten Stadtverordnetenvorsitzenden, Bankdirektor Norrmen und Protokollsekretär Animow, haben die Stadtverordneten in Helsingfors beschlossen, über die betr. Maßnahmen des Gouverneurs Kaigorodow beim Senat Beschwerde zu führen. Aus diesem Grunde ist auch die Aufforderung genannten Gouverneurs, vor dem 15. (2.) Juni neue Kandidaten für obige Ämter zur Bestätigung vorzustellen, ohne Folgen belassen worden. Die Sitzungen der Stadtverordneten, deren letzte vom Bankdirektor von Pfahler geleitet wurde, werden bis zum 13. (1.) September vertagt.

3. Juni. Pilten. Wegen Unkenntnis der russischen Sprache sind die Glieder der Piltenschen Steuerverwaltung Bruschewitz und Jakobson aus dem Amt entlassen worden. (Kurl. Gouv.-Ztg.)

3. Juni. Helsingfors. Der Generalgouverneur Bobrikow wird im Senatsgebäude von Eugen W. Schauman, einem Beamten der Oberschulverwaltung, erschossen. Der Attentäter entleibte sich unmittelbar darauf selbst. In einem hinterlassenen Schreiben erklärte Schauman, daß er keinerlei Mitschuldige habe, sondern aus eigenster Initiative gehandelt habe.

Der Mord wird auch in der finnländischen Presse allgemein verurteilt. In einem Teil der russischen Presse will man die Tat dem ganzen Volke, speziell dem schwedischen Teil desselben, zur Last legen und provoziert dadurch eine geharnischte Antwort „In Anlaß des

Geschehenen!, die von allen in schwedischer Sprache erscheinenden Blättern veröffentlicht wird. Es heißt darin:

„Für das ruhig denkende Publikum ist jedes Wort über das Alibi des finnischen Volkes beim Geschehenen überflüssig. Da jedoch in den jeder Beherrschung baren Ausfällen der russischen Presse gegen Finnland mehr oder weniger direkte Insinuationen speziell gegen die gebildete schwedisch sprechende Klasse gerichtet wurden, wollen wir à conto dieser Blätter konstatieren, daß das Attentat laut den in Rußland publizierten offiziellen Nachrichten das Werk eines einzelnen, für die meisten bisher unbekannten Mannes war und daß die bewerkstelligte Untersuchung dargelegt hat, daß der Attentäter keine Komplicen hatte. Eine ganze Gesellschaftsklasse an den Handlungen eines einzelnen als mitbeteiligt stempeln zu wollen, ist ein Unterfangen, dessen Nichtberechtigung schon von einer russischen Zeitung, den „Peterb. Wjed.", betont worden ist. Während Finnlands bald 100-jähriger Vereinigung mit Rußland hat noch niemals ein Ereignis die allgemeine Meinung so sehr erregt, wie dieses. Unwillkürlich gedenkt man der Zeiten, wo Ihre Majestäten sich frei in unseren Ortschaften bewegten, absolut sicher, überall eines dankbaren Volkes tiefer und inniger Liebe zu begegnen. Jetzt ist der Stellvertreter der höchsten Regierungsgewalt als Opfer von der Hand eines Finnländers gefallen. So haben sich die Verhältnisse geändert. Unter allen Umständen darf man hoffen, daß die wirklichen Ursachen des Geschehenen, wo sie auch zu finden sein mögen, schonungslos aufgedeckt werden, der Zukunft zu Nutz und Frommen."

Auf Allerhöchsten Befehl wird die Untersuchung der Ermordung den finnländischen Gerichten entzogen und einem Untersuchungsrichter des St. Petersburger Bezirksgerichts Korobtschitsch-Tschernjawski unter der Kontrolle des Prokureurs des St. Petersburger Appellhofes übertragen. Das Resultat der Untersuchung soll dem Justizminister vorgestellt werden, der im Einvernehmen mit dem Minister-Staatssekretär von Finnland die Allerhöchsten Weisungen für die weitere Direktive erbitten werde. Der Vater des Attentäters General und dim. Senateur Geheimrat F. W. Schauman wird verhaftet und nach Petersburg gebracht. Die Professoren der Jurisprudenz Baron Wrede und der Physik Homen werden nach Rußland exiliert, ebenso Dr. jur. Estlander und Bankdirektor Schybergson.

5. Juni. Der „Teataja", dessen Redakteur bekanntlich griechisch-orthodoxer Konfession ist, sagt in einem Bericht über die Beerdigung des Pastors zu Turgel zum Schluß, daß die Kirche und der Weg mit jungen Tannen geschmückt waren, und knüpft daran die Bemerkung: „Wozu opfert man so viele junge Bäume?"

Der „Rev. Beob." wird durch sie lebhaft an die Erzählung von der Salbung bei Matth. 26, 8 erinnert, wo die murrende Frage aufgeworfen wird: „Wozu dient diese Vergeudung?" (bei Luther: „Wozu dient dieser Unrat?) Nach Joh. 12, 4 war es Judas, der diese Frage tat.

6. Juni. Auf dem Gute Stomersee (Livland, Kreis Walk) wird eine von dem Besitzer des Gutes Hofmeister Baron Wolff erbaute griechisch-orthodoxe Kirche vom Erzbischof Agathangel eingeweiht. Bei der Feierlichkeit ist auch der Gouverneur von Livland anwesend, der im Anschluß daran eine Revisionsfahrt durch den Jurjewschen (Dörptschen) Kreis ausführt, die am 10. Juni beendet wird.

6. Juni. Mitau. Der Direktor der Realschule Kuhlberg stellt mit der Entlassung der Abiturienten seine Tätigkeit an der Schule ein, deren Russifizierung s. Z. von ihm geleitet worden ist.

7. Juni. Ein Reichsratsgutachten wird Allerhöchst bestätigt, das u. a. die evangelisch-lutherischen Predigtamtskandidaten von der Wehrpflicht befreit. Doch sollen diejenigen von ihnen, die innerhalb der nächsten fünf Jahre nicht ordiniert worden sind, zur Leistung der Militärpflicht, sowohl im aktiven Heer als in der Reserve, herangezogen werden („Reg.-Anz." Nr. 150).

13. Juni. Pastor W. Jucum zu Baltischport verabschiedet sich von seiner Gemeinde, um als Feldprediger im Auftrage des Generalkonsistoriums auf den Kriegsschauplatz zu gehen.

15. Juni. Riga. Die „Livl. Gouv.-Ztg." publiziert eine am 22. Mai c. Allerhöchst bestätigte Resolution des Ministerkomitees, durch die dem Gouverneur von Livland als zeitweilige Maßregel auf drei Jahre gestattet wird, für die Einwohner der Stadt Riga verbindliche Verordnungen zu erlassen, die Verletzungen der öffentlichen Ordnung und der staatlichen Sicherheit vorbeugen sollen, und für die Verletzung dieser Verordnungen auf administrativem Wege Strafen zu verhängen, die dreimonatigen Arrest und Geldbuße von 500 Rbl. nicht übersteigen. — Der Gouverneur erläßt darauf am 17. Juni zwei Verordnungen, von denen die erste jegliche Versammlungen ohne obrigkeitliche Genehmigung in Riga verbietet, die andere das Tragen von Feuerwaffen, Messern, Totschlägern u. dgl. untersagt, beides bei Vermeidung von Strafen bis zu dem oben genannten Höchstbetrage.

15. Juni. Die „Rigasche Eparchialzeitung“, das Organ der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit, redigiert vom Rektor des Priester-Seminars Aristow und zensiert von dem Protohierei der Kathedralkirche Pliß, bringt einen durch mehrere Nummern Nr. 12 15, 18, 19) gehenden, von G. Treugolnikow gezeichneten Aufsatz unter der Überschrift: Über die Politik der Pastoren unter den Esten.

Der Verfasser beabsichtigt, die Mittel, die von den Pastoren zur Verbreitung „ihrer Ideen“ unter dem Volk angewandt werden, dann den Inhalt dieser Ideen und das Ziel der ganzen Tätigkeit der Pastoren darzustellen, und bezeichnet zunächst als die Mittel. „Druckschriften in estnischer Sprache, Heranziehung möglichst großer Volksmengen zum unmittelbaren Hören der Predigten der Pastoren und die Organisation von Agenten, die mündlich diese Ideen verbreiten.“

Das Organ der estnischen Pastoren sei der „Postimees“: „Die estnische Tageszeitung „Postimees“ wird sowohl im Volke als in der estnischen Presse als die Zeitung der Pastoren angesehen. Bei den gebildeten Esten hält sich sogar die Überzeugung, daß der „Postimees“ Eigentum einer Pastorengesellschaft, der offizielle Redakteur und Herausgeber aber eine besoldete Person sei und nur als Schirm zur Verbergung der Wahrheit diene. Die Zeitung „Olewik“ schreibt: Die Jurjewsche estnische Zeitung „Postimees“ ist die Börsenzeitung der Pastoren estnischer Herkunft.“ — Der „Post.“ leugne allerdings die Wahrheit dieser Annahme, aber sein Inhalt zeuge vom Gegenteil. Er eifere um die Ernennung estnischer Pastoren im Interesse des Luthertums, er eifere um die religiöse Aufklärung der lutherischen Esten, er bemühe sich, die Bedeutung des Protestantismus klar zu machen, und trete der Einmischung des Volkes in Dinge der Kirchenverwaltung entgegen usw. Er nenne das Luthertum unsere Kirche und suche Mittel, daß das Volk nicht mit ihr zerfalle infolge der kurzsichtigen Politik einiger Lenker der Kirche, die sich nur um den persönlichen Vorteil der Deutschen sorgen, indem sie vorzugsweise ihnen die Pastorenstellen zuwenden. Natürlich habe eine politische Tageszeitung auch andere Ziele, aber „die Aufrechterhaltung des Luthertums ist das oberste ideale Ziel des „Post.“ und die übrigen Seiten seiner Tätigkeit dienen nur als Schirme zur Verbergung des Hauptziels.“ (!!) — Der Richtung des „Post.“ schließen sich an der „Eesti Postimees“ und das Journal „Linda“, doch haben diese Blätter keine selbständige

Bedeutung, sondern folgen dem „Post.“ Außer ihnen gebe es noch zwei speziell lutherische Organe „Risti rahwa pühapäewa leht“ und „Missioni leht“, die indeß wenig verbreitet und ohne Einfluß aufs Volk sind. Dazu kommen aber eine Menge lutherischer Bücher und Broschüren in estnischer Sprache: „Die estnischen Buchhandlungen haben nur lutherische Bücher geistlichen Inhalts, andere geistliche Bücher nehmen sie nicht zum Verkauf. . . . Auch die historischen Arbeiten in estnischer Sprache haben die Tendenz, die Verdienste des Luthertums und der Pastoren herauszustreichen. . .“

Dann kommt Treugolnikow auf die lutherische Predigt zu sprechen:

„Die Pastoren treten mit ihren Reden offen vor das Volk hauptsächlich in den Kirchen. Daher ist es für das unmittelbare Empfangen der Pastorenideen aus dem Munde des Pastors am allerwichtigsten, daß man das Volk in die Kirche ziehe. Wenn auch nicht alle in der Kirche Versammelten die Meinungen des Predigers anhören und die Mehrzahl von ihnen sie nicht versteht, so wird doch allein die Ansammlung von Volk in größerer Menge schon dafür zeugen, daß das Volk keine andere Autorität habe, die zu hören es sich drängt. Wie aber das Volk in die Kirche ziehen? Bei den Esten breiten sich sowohl die orthodoxen als die lutherischen Kirchspiele über einen großen Flächenraum aus. Fast in allen Kirchspielen sind die Grenzen von der Kirche mehr als 10 Werst entfernt, und in vielen auch mehr als 20 Werst. Bei diesen weiten Entfernungen besucht das Volk an gewöhnlichen Sonn- und Feiertagen verhältnismäßig selten die Kirche. Nur die großen Feste und besonderen Feiern bei der Kirche ziehen mehr Volk an. Und auch dann erscheint das Volk in den Kirchen nicht soviel des Gottesdienstes wegen, als um anderer Interessen willen. . . . Das Interesse, fremde Leute und ihre Sachen zu sehen, mehr Neuigkeiten zu erfahren, für die Jugend neue Bekanntschaften zu vermitteln oder alte aufrechtzuhalten, zieht hauptsächlich das Volk zur Kirche. Eine große Volksansammlung hat an und für sich eine große Anziehungskraft für jeden Menschen: wo viele andere versammelt sind, dahin zieht es unwillkürlich jeden, wenn er auch keine Vorstellung davon hat, welches eigene Bedürfnis er durch den Anschluß an die Menge befriedigt; vielleicht zieht ihn Neugierde zur Menge, vielleicht auch ein unberechenbares Heerdengefühl. . .“ Treugolnikow zitiert hierzu aus einer lutherischen estnischen Predigtsammlung eine Stelle,

die vom Besuch des Gottesdienstes aus Neugierde handelt, behauptet dreist, der zitierte Pastor erkenne an, daß nur Neugierde das Volk in großer Anzahl in die Kirche ziehe, und beschuldigt die Pastoren, diese Neugierde zu reizen: „Die Herren Pastoren bemühen sich auch um Mittel, die Neugierde des Volkes zu erregen und es wissen zu lassen, daß an einem gewissen Tage viel Volks in der Kirche sein werde. So laden sie oft fremde Pastoren zum Gottesdienst ein. Die bekannteren Prediger weilen oft mehrere Wochen außerhalb ihres Kirchspiels und predigen bald in der einen, bald in der anderen fremden Kirche. Es existieren besondere Kreis-Pastoren-Adjunkte (Pastoren ohne Kirchspiel), die herumfahren, um die verschiedenen Kirchen des Kreises während der Abwesenheit der Pastoren zu bedienen. Von der Ankunft eines fremden Pastors benachrichtigt man die Eingepfarrten schon lange vorher, damit das ganze Kirchspiel davon wisse und vor Neugierde brenne, ihn zu sehen und zu hören. Einige Sonntage nennen die Pastoren willkürlich Bibel- oder Missionsfeste. Nichts besonderes gibt es an diesen Festen. Auf den erstgenannten wird mitgeteilt, wieviel Bibeln seit dem letzten Bibelfest im Kirchspiel verkauft worden sind, auf den anderen wird Geld für die Leipziger und andere ausländische Missionen gesammelt. Da etwas Neues, die Neugierde der Menge Erregendes dargeboten wird, so wälzt sich das Volk wieder in Massen zur Kirche." Nach dem „Teataja", dessen Chefredakteur bekanntlich griechisch-orthodoxer Konfession ist, gibt Treugolnikow darauf unkontrollierbare Korrespondenzen über Ausschreitungen Trunkener auf den Kirchenfesten wieder und insinuiert weiter „Die Pastoren ergreifen keine Maßregeln gegen diese Zügellosigkeiten, denn ihnen ist nur wichtig, daß das Volk sich in großer Anzahl sammele. . . . Als Lockmittel für das Volk dient nicht geistige Speise, die sich in den Predigten der Pastoren größtenteils als nicht gargekocht für die geistigen Mägen des Volkes erweist, sondern das Interesse, das in jedem Bauer durch eine große Volksversammlung erregt wird und durch alle Erscheinungen, die sie begleiten. Wahrscheinlich fürchten die Pastoren, daß die Bibel- und Missionsfeste selbst allmählich viel von ihrer Anziehungskraft für das Volk verlieren würden, wenn sie die Polizei bitten würden, die oben bezeichneten Zügellosigkeiten von den Festen zu entfernen und wenn das Volk dann in der Lage wäre, um die Kirche herum nur geistige Nahrung zu suchen ohne Aussicht auf interessante Schauspiele."

Ferner bedienten sich die Pastoren aller Vereine (der Nüchternheits- und landwirtschaftlichen, der Gesang- und Musikvereine) zur Durchführung ihrer „Politik". In Reden und im Privatgespräch ließen sich im Volk Ideen verbreiten, die man in der Kirche nicht aussprechen könne. Die Pastoren richteten es darum so ein, daß die Vereine sich Versammlungslokale bei der Kirche wählen, natürlich wieder, um mehr Volk in die Nähe der Kirche zu ziehen. „Es sind Fälle bekannt, wo Vereine sich einen nicht bei der Kirche gelegenen Ort für ihre Versammlungen und ihre sonstige Tätigkeit wählten. Dann bot der Ortspastor allen seinen Einfluß und alle Gewandtheit auf, um zu diesem Ort doch die Umgebung der Kirche zu machen. Wenn sie nicht hofften, davon Vorteil für die Ziele ihrer Politik zu erlangen, warum taten sie denn so?" . . . . Außer anderen Vorteilen mache ihre Tätigkeit in den Vereinen die Pastoren „in den Augen des Volkes zu Führern der estnischen nationalen Bewegung und die Führerschaft in den Vereinen kann dann nicht in andere Hände übergehen."

Werkzeuge der Pastoren seien die lutherischen Gemeindeschullehrer. Sie vollziehen an Stelle der Pastoren einen großen Teil der Beerdigungen und Taufen und halten Gottesdienste. Die Pastoren geben ihnen auch Weisungen für das innere Schulleben. „Der Inspektor kann nur den Leistungen in der russischen Sprache, in der Arithmetik usw. folgen; aber über den allgemeinen Geist, der in der Schule weht, kann er nicht wachen. Als allgemeiner Geist wird der eingeflößt, der den Pastoren genehm ist. Die Schullehrer werden angereizt, soviel als möglich die Forderungen der Lehrobrigkeit zu vernachlässigen". . . (Folgt ein Zitat aus dem „Postimees", in dem die Schullehrer vermahnt werden, den Unterricht in der Muttersprache nicht zu vernachlässigen, weil er angeblich nicht die Bedeutung habe wie andere Fächer.) „Jetzt ist uns verständlich, warum die lutherische Geistlichkeit so für die Beibehaltung der lutherischen Gemeindeschulen und gegen die Eröffnung von Schulen des Ministeriums der Volksaufklärung kämpft, deren Lehrer nicht ein so gefügiges Werkzeug in ihrer Hand sind, wie die Lehrer der lutherischen Gemeinde- und Parochialschulen. Die Lehrer der lutherischen Schulen verbreiten ihre Ideen im Volke und verrichten statt der Pastoren einen großen Teil der Amtshandlungen, ohne dafür irgend eine Entschädigung zu erhalten."

Des weiteren bezeichnet Treugolnikow als „Kampfeswaffe“ der Pastoren die sektiererischen „Leser“ (lugijad — vgl. Balt. Chr. 1901/2 S. 25) und endlich die Kirchenältesten. „Lehrer, Kirchenältesten und „Leser“ bilden die Kraft, die das Luthertum aufrechthält. Die Pastoren selbst halten sich ziemlich fern und abgesondert von dem Volke, um indirekt einen großen Einfluß auf die Strömung des Volkslebens zu haben. . . „Damit das Volk etwas ausführe, sind Leute nötig, die es ihm beständig ins Ohr flüstern, die es lehren, diesen oder jenen Blick auf das Leben zu werfen, die die von den Pastoren oder in Preßorganen gemachten Vermerke deutlicher für das Volk auslegen, die den Verfehlungen des Volkes nachgehen und auf jedem Schritt auf die Abweichungen von den gepredigten Lehren hinweisen. . . . Wer da weiß, daß man dem Bauer alles einbilden kann, was man will, wenn man es ihm nur recht oft und eindringlich wiederholt, der versteht, welche gewaltige Macht über die Geister der Bauern die Pastoren durch Lehrer, Ältesten und Leser in ihre Hände gebracht haben. In den Augen des Volkes hat der Recht, der recht oft vor ihm von seiner Wahrheit schreit. Und die Pastoren schreien davon beständig durch ihre Agenten.“ . . . „Bei den Gebildeten wirken hauptsächlich Zeitungen und Bücher, bei den weniger gebildeten hauptsächlich Lehrer, Aelteste und Leser.“

Treugolnikow geht dann auf die Ideen ein, durch die die Pastoren das Volk zu gewinnen suchen: zunächst auf die nationale Idee. Das nationale Bewußtsein sei durch die Presse gewaltig gesteigert worden, man brüste sich mit großen Schriftstellern, Komponisten, Künstlern, Virtuosen und – Athleten. Jeder, dem es gelingt das Volk davon zu überzeugen, daß er ein „Kämpfer für Nationalität“ sei, werde daher zu einer gewaltigen Autorität; und man brauche nur jemand im Volke als Feind der Nationalität zu verdächtigen, um das Volk gegen jedes seiner Werke und Worte mißtrauisch zu machen. Die Pastoren machten sich unter diesen Umständen auch zu „Steuerleuten des politischen Schiffes der Heimat“. Sie sprächen von einer estnischen Nationalkirche als von einem Faktum, und allen müsse bekannt sein, daß das die lutherische Kirche sei. Treugolnikow zitiert hierzu einen Pastor W. R., der im „Postimees“ (Nr. 288, 1901) schreibt: „Ein Volk macht zum Volke: Liebe zum vorelterlichen Lande und Volke, Achtung vor Sprache und Denkweise der Vorväter, Festhalten an Sitten und Glauben der Eltern“, und meint dazu spöttisch, nach der „Logik dieses

Pastors" müsse das gesamte estnische Volk in historischer Zeit schon zweimal seine Nationalität gewechselt haben, beim Uebergang vom Heidentum zum Katholizismus, und dann von diesem zum Luthertum!

Die Pastoren vindizieren sich, nach Treugolnikow, das größte Verdienst um die estnische Nation. „Die Partei der Pastoren bemüht sich, sich als den einzigen Erwecker des estnischen Nationalbewußtseins in der Vergangenheit hinzustellen, und als den einzigen Lenker und Verteidiger des nationalen Schiffes in der Gegenwart." — Besonders eingehend aber wendet sich Treugolnikow der Beschützerrolle zu, die der „Postimees" und die Pastorenpartei für die estnische Nationalität gegen Russifizierungsversuche übernommen hätten. Zum Eintritt in den Verein studierender Esten — dem die Studenten nur den Namen gäben, denn von den 150 Mitgliedern wären nur 30 Studenten, — der von der Pastorenpartei völlig geleitet werde, hätten sich auch neun griechisch orthodoxe Studenten estnischer Nationalität gemeldet. „Sie waren von demselben Streben beseelt, wie die lutherischen Studenten; nur einen Unterschied gab es — die Konfession. Und die orthodoxen Studenten wurden nicht in die Zahl der Mitglieder des Vereins aufgenommen mit dem Bemerken, die Einführung des russischen Elements in den Verein sei nicht wünschenswert." . . .

„Verrussung fürchtet die Pastorenpartei von zwei Seiten: von Seiten des rechtgläubigen Glaubens und der Schulen. Den rechtgläubigen Glauben nennen die Esten den russischen Glauben. Beim Auftreten der Rechtgläubigkeit hier zu Lande konnte eine solche Bezeichnung, wie oben gesagt worden, einfach zur Unterscheidung eines Glaubensbekenntnisses vom andern angewandt werden. Aber jetzt bemüht man sich, dieser Bezeichnung eine nationale Färbung zu geben. Man braucht auch in der estnischen Presse die Termina russischer, russisch rechtgläubiger, griechisch rechtgläubiger Glauben. Es gibt sogar Pastoren, die beim Aufgebot gemischter Paare das Wort rechtgläubig nicht in die estnische Sprache übersetzen, sondern das russische Wort nennen, was in den Ohren der Esten so klingt, als wenn man in der russischen Kirche sagen würde: „ортодоксосъ вѣры". Mit der Bezeichnung „rechtgläubiger Glauben" können sie sich nicht zufrieden geben, sondern nennen ihn beständig entweder direkt den russischen oder sie fügen zu dem Wort „rechtgläubig" die Bezeichnung der Nationalität hinzu, als wollten sie zeigen, daß dieser Glaube nicht estnisch ist, daß dieser Glaube anderen Nationen gehört. Sowohl das Volk als

die Pastoren nennen alle Rechtgläubigen „Russen“. Von Seiten der Pastoren ist das eine bewußte, in das politische System hineingenommene Vermischung der Begriffe Nationalität und Religion, um im Kampf gegen die Prawoslawije das nationale Empfinden des Esten mit seinem religiösen Fanatismus zu verbinden. . . .“

Wie der russischen Kirche, so werfen die Pastoren auch der russischen Schule vor, daß sie das Estenvolk entnationalisiere. Sie suchen das Volk davon zu überzeugen, daß die Volksbildung vor 17—18 Jahren, „als sich nur die Pastoren um die Volksschulen kümmerten“, bedeutend höher stand als jetzt und zwar, weil jetzt der Unterricht in russischer Sprache gegeben werde und die Schüler die estnische Sprache nicht genügend lernen: nur durch vollkommenes Erlernen der Muttersprache, glauben sie, sei es möglich, dem Volk Klarheit des Denkens und ökonomische Vorteile zu verschaffen. „Es fällt schwer, zuzugeben — sagt Treugolnikow — daß ein Mensch, der höhere Bildung erhalten hat, wirklich von solchen Anschauungen überzeugt sein kann.“ Mit dem bekannten Grenzstein ist er daher der Ansicht, die Pastoren wollen: der Bauer muß dumm bleiben. Darum erregen sie das Volk gegen die Schulen, veranlassen die Lehrer „abzuweichen von der strengen Erfüllung der Forderungen der Obrigkeit.“ Darum sind ihnen die Ministeriumsschulen unsympathisch, darum halten sie wahrscheinlich Kirchspielsschulen für einen „unnützen Luxus für das Volk“, denn Kirchspielsschulen eröffnet die lutherische geistliche Obrigkeit nur „entweder auf Forderung der Schulobrigkeit oder um die Kinder ihrer Gemeindeglieder von Ministeriums- oder orthodoxen Kirchspielsschulen abzuziehen.“ — Speziell legt Treugolnikow den lutherischen Pastoren zur Last, daß ihre „Agenten“ zu den Eltern ins Haus gehen und sie bereden, ihre Kinder nicht in orthodoxe Schulen zu schicken. Bei den Anschreibungen zum Abendmahl bestellen die Pastoren die Eltern, deren Kinder in einer orthodoxen Kirchspielsschule unterrichtet werden, zu sich und nötigen ihnen das Versprechen ab, ihre Kinder nicht mehr dorthin zu schicken, indem sie darauf hinweisen, daß sie andernfalls ihre und ihrer Kinder Seele ins höllische Feuer bringen können.“ — In den Schlußsätzen über die Ideen der Pastoren über die Schule heißt es: „Das Volk muß dumm bleiben, damit man es an der Nase führen kann mit Glauben und Nationalität. Man darf dem Volk nicht erlauben, Schulen zu besuchen, in denen ein freier Geist herrscht, besser wäre es, wenn es solche Schulen überhaupt nicht

gäbe. Das Volk darf nur die estnische Sprache kennen, wenn man es nicht die deutsche lehren kann, damit es sich nicht abseits geistige Speise verschaffen kann, es darf nur Erzeugnisse in unserem Geiste lesen und alles nur durch unsere Brille sehen. . ."

„Als unmittelbares Ziel der Pastoren dient der persönliche Vorteil: Herrschaft über die Gemüter des Volkes und reiche materielle Ernte, die dabei eingeheimst wird." Als ferneres Ziel der Pastorenpolitik erscheint aber die Beibehaltung der früheren deutschen Herrschaft und der Privilegien der Gutsbesitzer! Allerdings besteht anscheinend ein grundsätzlicher Widerspruch zwischen dem Endziel der Pastorenpolitik — der Konservierung der deutschen Herrschaft — und einem von den Mitteln zu seiner Erreichung — der Erregung der nationalen Leidenschaften der Esten. Der Widerspruch findet seine Auflösung darin, daß alle Pastoren eigentlich — deutsch sind, und die ganze nationale Politik nur ein Mäntelchen ist. Man mußte sich das Zutrauen des Volkes erhalten, und die deutsche Partei erkannte, „daß man vermittelst des religiösen Fanatismus über ein Volk nur bis zu einer gewissen Stufe seiner Entwicklung herrschen kann und daß das Nationalgefühl in einigen Fällen eine solidere und festere Grundlage für die Herrschaft ist, als das religiöse Gefühl. . . ." — „Dem Geiste nach sind alle Pastoren Deutsche und handeln im deutschen Interesse, nur legen viele von ihnen die Maske des estnischen Nationalismus sich vor". . . . „Indem sie ihre Leute an die Spitze der estnischen nationalen Bewegung stellt, kann die deutsche Partei sie nicht nur für sich selbst unschädlich machen, sondern auch aus ihr die größten Vorteile ziehen."

Treugolnikow schließt: „Bis zu den Reformen führten die Deutschen im baltischen Gebiet eine Offensivpolitik: sie germanisierten das Volk durch die Schulen und durch die einmal dem Volk eingeprägte Anschauung von allem Deutschen, als etwas höherem. Jetzt müssen sie aus allen Kräften die frühere Position behaupten, die ihnen aus den Händen gleitet. Früher gab es in bezug auf die Herrschaft der Deutschen, sozusagen eine beständige Vermehrung des Kapitals, jetzt nicht nur ein Aufhören der Vermehrung, sondern auch eine Verringerung des früher angehäuften Kapitals. Die deutsche Herrschaft über die Geister hält sich hier jetzt nur noch durch die Trägheit (inertia) und die Führer machen

alle Anstrengungen, um das Volk von der Bewegung zur andern Seite abzuhalten. Die Bewegung nach ihrer Seite fortzusetzen, ist nicht denkbar, so muß nun die Politik darauf gerichtet sein, die Bewegung nach der andern Seite aufzuhalten. Der estnische Nationalismus dient hier als eine der Hemmungen."

Die „Balt. Chronik" konnte an dem Artikel Treugolnikows nicht vorübergehen, weil er in dem oben genannten Organ erschienen ist. Es wird sich in einem geistlichen Blatte nicht leicht ein Aufsatz finden, der den Geistlichen einer andern christlichen Konfession die Verfolgung nicht nur weltlicher, sondern persönlichster materieller Zwecke mit einer solchen Ausschließlichkeit zuschreibt, ohne den Gedanken auch nur zu streifen, daß diesen Geistlichen das geistliche Wohl ihrer Gemeinden am Herzen liegen könnte. Wird hier nicht den Pastoren als „Politik" zum Vorwurf gemacht, was einfach ihre „Pflicht" ist? Oder ist es nicht Pflicht der estnischen Pastoren, darauf zu sehen, daß die Kinder ihre Muttersprache zu beherrschen gelehrt werden, damit sie die Lehren der Kirche, die sie in ihr empfangen, mit völligem Verständnis in sich aufnehmen? Und ist das nicht die Voraussetzung für jede wahre Bildung? Ist es nicht Pflicht lutherischer Pastoren, dafür zu sorgen, daß die Kinder ihrer Gemeinden nicht ohne Unterweisung in den Lehren ihrer Kirche aufwachsen? (Vgl. Balt. Chronik 1902/3, S. 30.) Ist es „Politik", wenn der Pastor durch die Personen, die durch ihre äußere oder innere Stellung dazu berufen sind, durch Lehrer, Kirchenälteste und eventuell auch durch „Leser" für geistliches Leben zu wirken sucht, oder ist es nicht seine Pflicht? Und die Unterstellung, daß die Pastoren, wenn sie durch die Einladung von andern Pastoren zu Festpredigten ihren Gemeinden etwas andres an geistlicher Nahrung bieten wollen, nur auf die Neugierde des Volkes spekulieren! Was soll man da von den äußeren Mitteln sagen, durch die andre Kirchen auf das Volk zu wirken suchen? — Und endlich der überraschende Schluß des Pamphlets, nach dem die Deutschen hinter dieser Politik stecken: Als Endziel des „Postimees" die Herrschaft der Deutschen! Risum teneatis!

16. Juni. Die „Now. Wr." erhält eine Korrespondenz aus Reval zur Frage, ob die Städte in den Ostseeprovinzen Ausgaben zum Besten der lutherischen Kirchen machen dürfen. Der Artikel geht davon aus, daß die Stadtverordnetenversammlung von Weißenstein Anfang Juni d. J. beschlossen habe, über die estländische Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten bei dem Dirigierenden Senat Klage zu führen, weil diese Behörde eine für die Remonte der evangelisch-lutherischen Kapelle bestimmte Ausgabe aus dem städtischen Budget für 1904 gestrichen hatte. In der Begründung ihrer Klage beruft sich die Weißensteinsche Stadtverordnetenversammlung auf die Motive eines in Sachen einer Beschwerde der Stadt Libau ergangenen Senatsukases vom 31. Oktober 1903 (s. Balt. Chr. 1904 Jan. 22.), in dem die Städteordnung dahin interpretiert wird, daß den Stadtverwaltungen auch die Unterstützung andrer als der griechisch-orthodoxen Kirchen zustehe.

Die Korrespondenz der „Now. Wrem." weist nun darauf hin, daß diese Interpretation in striktem Gegensatz zu der von den hiesigen Regierungsbehörden stets vertretenen Ansicht stehe, beklagt die „Unsicherheit", in die die Behörden durch sie versetzt werden, und prophezeit die schlimmsten Folgen davon: „Wenn der Senat auch diesmal bei seiner Ansicht bleibt, daß die Ausgaben der Städte zum Besten andersgläubiger Kirchen völlig gesetzlich seien, so werden, wie man annehmen muß, in den Budgets der Städte des baltischen Gebiets binnen kürzester Zeit große Veränderungen (!) vor sich gehen: unter den Ausgabeposten wird ein neuer „für die Bedürfnisse der evangelisch-lutherischen Kirchen" mit mehr oder weniger bedeutenden Summen figurieren und die übrigen Ausgaben werden dementsprechend verkürzt werden. Zu dieser Erwartung nötigt nicht nur die Praxis der vorreformlichen Magistrate der baltischen Städte, deren Vermächtnisse und Traditionen sich im städtischen Leben des Baltischen Küstengebiets noch stark fühlbar machen, sondern auch die hartnäckigen Versuche der nachreformlichen Stadtverordnetenversammlungen, zu dem Rechte zu gelangen, städtische Mittel für den Unterhalt lutherischer Kirchen auszuwerfen. Diese Versuche sind vom 1. Januar 1878 bis zur jetzigen Zeit gemacht worden." — Diese Korrespondenz spiegelt in drastischer Weise die Befürchtungen jener Nörgelsucht wieder, von der die der Senatsentscheidung entgegengesetzte Anschauung genährt wird.

17. Juni. Die strittige Frage, wie viele Vertreter vereinigte Gemeinden auf die Kirchenkonvente zu entsenden haben, ist neuerdings durch eine Entscheidung der livländischen Gouvernementsregierung in dem Sinne geregelt worden, daß es ins Belieben des Gemeindeausschusses gesetzt ist zu bestimmen, ob ein einziger Delegierter zu wählen sei, der auf dem Konvent so viel Stimmen hat, als er Gemeinden vertritt, oder aber ob für jede einzelne der vereinigten Gemeinden ein besonderer Vertreter zu designieren sei. („Fell.-Anz.") —

Im ersteren Falle verliert die Einzelgemeinde das Selbstbestimmungsrecht in wichtigen Fragen.

18.—20. Juni. Reval. Sitzungen des Ritterschaftlichen Ausschusses.

20.—25. Juni. Im Revalschen und Wesenbergschen Kreise in Estland und im Jurjewschen (Dörptschen) Kreise in Livland werden infolge der partiellen Mobilmachung die Reserve-Untermilitärs der Linieninfanterie und Kavallerie und der Feldartillerie zum aktiven Dienst einberufen. Die Gouverneure begeben sich an die Sammelpunkte, wo auch Flügeladjutanten Sr. Majestät eintreffen.

Sämtliche Branntweinbuden und Handlungen mit berauschenden Getränken werden für die Dauer der Mobilisierung geschlossen, in Jurjew (Dorpat) sogar der Verkauf von starken Getränken in Klubs und Vereinen, wie der Handwerkerverein, verboten. Infolge übermäßigen Genusses eines alkoholhaltigen Wundwassers (Kunzenbalsam), das aus den Apotheken während dieser Tage in großen Quantitäten verkauft wurde, sterben in Jurjew (Dorpat) 13 Personen, darunter kein Reservist.

„Aus glaubwürdiger Quelle" will der „Postimees" erfahren haben, daß diese Todesfälle zu einer schändlichen Verdächtigung des estnischen Volkes benutzt worden seien, indem „von bekannter Seite" den höheren Regierungsvertretern und der Prokuratur denunziert worden wäre, im Volke herrsche eine reichsfeindliche Gesinnung, weshalb die estnischen Reservisten keine Lust hätten, für Rußland in den Krieg zu ziehen und sich lieber das Leben nähmen. . . . „Man muß sich immer vor Augen halten, mit welchen abscheulichen Angriffen wir es zu tun haben'" ruft das Tõnissonsche Blatt aus — und versetzt einer unbekannten „bekannten Seite" einen unparierbaren Judasstoß.

20. Juni. In der Kursietenschen Kirche (Kreis Goldingen) wird die Repräsentationspredigt des Pastor Schulz-Zeymel, den das Konsistorium zum Prediger für Kursieten vorgeschlagen hatte, von einem Teil der Gemeinde durch eigenmächtiges Singen des Liedes „Ein feste Burg ist unser Gott" in frivoler Weise verhindert. Auch der stellvertretende Propst, Pastor Dr. A. Bielenstein-Doblen, der diese Störung nicht dulden wollte, wurde von den Zuhörern durch wiederholtes Absingen desselben Liedes am Reden verhindert. Da es nicht gelang, die Ruhestörer zum Schweigen zu bringen, mußten sich die Pastoren zurückziehen, nachdem der stellv. Propst in kurzen Worten von der Kanzel die Gemeinde

auf die Gesetzwidrigkeit ihres Vorgehens aufmerksam gemacht hatte.

22. Juni. Reval. Die estländische landwirtschaftliche Ausstellung wird eröffnet. Sie ist vielleicht im Ganzen nicht so reich beschickt wie in früheren Jahren, bietet aber im Einzelnen Sehenswertes.

22. Juni. Finnland. Die bei einem Allerhöchsten Reskript vom 17. d. Mts. erfolgte Ernennung des Generalleutnants von der Admiralität Fürsten Obolenski, früheren Gouverneurs von Charkow, zum Generalgouverneur von Finnland wird publiziert.

23. Juni. Das Rekrutenkontingent für 1904 ist durch kaiserlichen Befehl vom 7. Juni auf 447,302 Mann festgesetzt, auf über 100,000 Mann mehr als im Vorjahre.

24. Juni. Fellin. Zu einigen Mitteilungen über den „Russischen Klub“ zu Fellin hatte der „Prib. Krai“ gemeint: „Im allgemeinen muß angenommen werden, daß in den kleinen Städten des baltischen Gebiets wohl schwerlich russische gesellschaftliche Vereinigungen ihre Existenz werden fristen können, und zwar weil ihnen die Hilfsmittel, sowie die Kreditverhältnisse mangeln, für die sich die Quelle noch nicht hat ermitteln lassen.

Der „Fell. Anz.“ bemerkt dazu zutreffend, daß nicht nur die fehlende materielle Unterlage der russischen gesellschaftlichen Vereinigungen in den kleinen Städten schuld daran sei, sondern auch der häufige Wechsel der dorthin abdelegierten russischen Beamten, aus denen sich die russischen Gesellschaftskreise zusammensetzen. Nirgends bildet sich ein die Tradition vermittelnder Stamm.

26. Juni. Goldingen. Am 30. Oktober 1902 hatte die kurländische Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten verfügt, das stellv. Stadthaupt Hollihn wegen Überschreitung der Amtsgewalt vom Amte zu entfernen und aus demselben Grunde ein Kriminalverfahren gegen ihn anzustrengen. (Balt. Chr. 1902 Nov. 26.) Nunmehr hat der Prokureur des St. Petersburger Appellhofs dem Herrn Hollihn die Eröffnung gemacht, daß die Kriminalverfolgung gegen ihn vom Appellhof eingestellt und aufgehoben sei. (Düna-Ztg. Nr. 142.)

27. Juni. Walk. Die konstituierende Versammlung eines Walkschen städtischen Feuerversicherungsvereins findet unter dem Vorsitz des Stadthaupts Maertson statt. Dem Wunsch der Versammelten entsprechend, werden die Statuten nur in lettischer und estnischer Sprache verlesen. Die Stadt als Kommune steht mit dem Verein in keinem vermögensrecht-

lichen Zusammenhang, obwohl er „städtischer“ heißt und die Beamten der Stadtverwaltung zunächst für ihn tätig sind. — Da sich 126 Personen mit einer Versicherungssumme von 235,965 Rbl. zum Eintritt melden, so kann der Verein zustande kommen, denn die dafür geforderte Minimalsumme der angemeldeten Versicherungen muß 200,000 Rbl. betragen.

Neun Zehntel des Risikos müssen bei dem sog. Pensaer Hilfsverbande rückversichert werden, so daß der Walksche Verein nur ca. 1/10 der Versicherungsbeiträge für sich behalten darf. Wenn unter solchen Umständen nicht der größte Teil der Stadt dem neuen Verein beitritt, werden die Prämien sehr hoch sein müssen, und dennoch kaum die Kosten der Verwaltung bestritten werden können. Uns erscheint Walk zu klein für einen gegenseitigen Versicherungsverein, namentlich da schon die Zweite Rigaer Gesellschaft gegenseitiger Versicherung gegen Feuer in Walk Häuser für ca. eine Million Rbl. versichert hat, und wegen der anerkannt billigen Prämien der genannten Gesellschaft wohl kaum ein Hausbesitzer aus dieser in den Walkschen gegenseitigen Versicherungsverein übertreten wird. (Rig. Rundschau Nr. 151.)

28. Juni. Das Rigasche Polytechnikum muß bekanntlich statutenmäßig Personen baltischer Herkunft bestimmte Vorrechte bei der Aufnahme gewähren und die Direktion hatte in dieser Hinsicht unter der Bezeichnung „Eingeborene“ (уроженецъ) der baltischen Gouvernements bisher Personen verstanden, die zu einer Ortschaft der Ostseeprovinzen verzeichnet sind. In höherer Sphäre ist indeß nunmehr die Erläuterung gegeben worden, daß unter „Eingeborenen“ der baltischen Gouvernements die *in ihnen geborenen* Personen zu verstehen seien.

29. Juni. Der „Regierungsanzeiger“ veröffentlicht einen längeren Bericht des Kollegen des Ministers des Innern, Geheimrats Sinowjew, über die von ihm vollzogene Revision der Moskauer Landschaftsinstitutionen. Der Bericht gipfelt darin, daß zwar einzelne Resultate der Landschaftsverwaltung, z. B. auf dem Gebiet des Unterrichtswesens, befriedigend seien, — was zum größten Teil auf die reichen Mittel zurückzuführen sei, die der Landschaft aus der Stadt Moskau zufließen, — die *allgemeine* Richtung ihrer Tätigkeit aber den Anforderungen des Gesetzes und dem Nutzen der Sache schwerlich entspreche. Als besonders schädlich bezeichnet der Ministerkollege den vorwaltenden Einfluß, den sich die Gouvernementslandschaft auf die Angelegenheiten der Kreislandschaften verschafft habe. Diese Zentralisation habe die Bildung einer „landschaftlichen Bureaukratie“ veranlaßt, die um so schädlicher sei, als ihr das Verständnis für die nötige dienstliche Disziplin abgehe. Die landschaftliche Bureaukratie habe

sich der wichtigsten Zweige der Selbstverwaltung bemächtigt und die orts-eingesessenen Landschaftler verdrängt.

Zur Abstellung der bemerkten Mißstände wird natürlich vorgeschlagen, die Mittel der Gouvernementslandschaft durch Ausschluß der Stadt Moskau aus ihrem Kompetenzenkreis soweit zu reduzieren, daß sie nicht mehr in der Lage ist, durch große Zuwendungen die Kreislandschaften von sich abhängig zu machen.

30. Juni. Die Mobilmachung der gesamten Flottenreserve beginnt und vollzieht sich im Laufe der nächsten Tage. Die Reservisten der Ostseeprovinzen werden über Reval nach Kronstadt befördert.

1. Juli. Des 100. Geburtstags des weil. Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen Fürsten Suworow wird in der baltischen deutschen Presse in mehr oder weniger ausführlicher Weise mit dem Zoll aufrichtiger Dankbarkeit für den einsichtigen und wohlwollenden Staatsmann gedacht. Sein Regiment beruhte in Wahrheit auf gegenseitigem Vertrauen zwischen Regierung und Bevölkerung.

1. Juli. Riga. Die Navigationsschule des Rigaer Börsenkomitee wird in ein Institut nach der Organisation der staatlichen Schiffahrtsschulen für weite Fahrten umgewandelt.

1. Juli. Pernau. Zum Chef des Handelshafens ist der dim. Oberst des Flottensteuermannskorps Denissow ernannt worden.

2. Juli. Das Gesetz über die obligatorische Versicherung der Arbeiter gegen Unfall tritt in kraft.

2. Juli. Die „Rishskija Wedomosti“ des Herrn Witwizki bekommen es fertig, die Opferwilligkeit der baltischen Bevölkerung den Forderungen des Krieges gegenüber auf die „Reformen“ der letzten 15 Jahre zurückzuführen. Das Blatt schreibt (Nr. 168 v. 30. Juni): „Der Krieg hat in bedeutendem Grade dazu beigetragen, die unter dem Eindruck der in den letzten Dezennien im Gebiet vorgegangenen Veränderungen entstandene Gesinnung der hiesigen Bevölkerung an den Tag zu legen und hat uns in dieser Beziehung viel Erfreuliches und Tröstliches gebracht.“ Nachdem dann der zahlreichen Spenden für das Heer aus dem Lande gedacht worden, faßt der Artikel das Resultat des Umschwungs zusammen. „Wir haben gesehen, daß man auch hier die Ehre und Würde des Vaterlandes, seinen Ruhm und seine Macht sich so nah zu Herzen nimmt, wie im angestammten Rußland selbst.“

Dieser „Beleidigung“ der vorreformatorischen Balten gegenüber greift der „Rishski Westnik“ zur Feder gegen den „taktlosen“ Publizisten der „Wed.“: „Kein einziger wirklich russischer Publizist hat

jemals behauptet, daß die Ehre und Würde des Vaterlandes, sein Ruhm und seine Macht der hiesigen Bevölkerung nicht teuer gewesen sind, denn die Publizisten kennen die Geschichte und daher ist ihnen bekannt, daß die hiesige Bevölkerung in allen Kriegen Rußlands selbstverleugnend alle Kriegslasten in gleicher Weise wie das angestammte Rußland getragen hat, und wenn die jetzige patriotische Gesinnung der hiesigen Einwohner auch für den Redakteur der „Rish. Wed." etwas Unerwartetes ist, ein Umschwung, so kann jeder hiesige Einwohner, fortfahrend ein Patriot zu sein und für den allgemeinen Nutzen arbeitend, verachtungsvoll den Publizisten dieser Sorte mit den Worten eines deutschen Dichters sagen:

Und Ihres Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß Wir reiten. . .

Der „Rish. Westn." wäre wohl nicht so bereit gewesen, der Wahrheit die Ehre zu geben und die selbstverleugnende Loyalität der Ostseeprovinzen zu verteidigen, wenn es nicht gegen den früheren Genossen gegangen wäre. Er tat wie jener Wunnensteiner, „der gleißend Wolf genannt", den ein andrer deutscher Dichter sagen läßt:

„Ich stritt aus Haß der Städte und nicht um Euren Dank."

Auch nicht um der Wahrheit willen!

2 Juli. Für die Untersuchung und gerichtliche Verhandlung von Staatsverbrechen wird dieser Tage ein neues Gesetz publiziert (Regierungsanzeiger Nr. 146 vom 26. Juni), nach welchem Aufruhr gegen die Staatsgewalt, Verbrechen gegen das Staatsoberhaupt und Staatsverrat nach den Bestimmungen des neuen Strafgesetzbuches vom 22. März 1903 geahndet werden sollen. Das neue Gesetz verfügt ferner, daß alle Staatsverbrechen mit wenigen Ausnahmen den ordentlichen Gerichten zur Verhandlung zu überweisen sind, während bisher solche Angelegenheiten auf administrativem Wege entschieden wurden. Das Verfahren wird dadurch mündlich und teilweise öffentlich. Zugleich wird für die Voruntersuchung bei Staatsverbrechen das nach dem Projekt der neuen Strafprozeßordnung für alle Verbrechen überhaupt vorgesehene Verfahren vorgeschrieben; darnach kann die Staatsanwaltschaft sich mit den von der Gendarmerie geführten Erhebungen begnügen oder eine gerichtliche Voruntersuchung verfügen, die letztere ist aber nicht mehr obligatorisch, wie bisher.

2. Juli. Dem Redakteur des „Walgus", ehemaligem Schullehrer Jakob Körw, ist es nicht gestattet worden, neben seinem Wochenblatt in Reval auch ein neues Tagesblatt herauszu-

geben. Ebenso hat Dr. K. A. Hermann die nachgesuchte Konzession zur Herausgabe eines wöchentlich dreimal in Jurjew (Dorpat) herauszugebenden Blattes „Sönumid" (Nachrichten) nicht erhalten. Auch das Gesuch des Herausgebers des „Eesti Postimees", dieses Wochenblatt täglich erscheinen lassen zu dürfen, ist abschlägig beschieden worden.

Die Esten haben bisher 29 Zeitschriften gehabt, von denen eben noch 16 erscheinen. Die Letten können 51 aufweisen, von denen gegenwärtig noch 27 herausgegeben werden. (Nordlivl. Ztg. nach den „Uudised" und dem „Eesti Post.")

2. Juli. Finnland. Die Untersuchung der Ermordung des Generalgouverneurs Bobrikow ist nach einem Bericht des Minister-Staatssekretärs Plehwe über die Art und Weise, wie sie bisher geführt worden war, am 13. Juni Allerhöchst dem Polizeidepartement übertragen worden. Der Finnländische Senat hat infolgedessen verfügt, daß alle Regierungsorgane den in dieser Sache abkommandierten Beamten des Polizeidepartements Unterstützung angedeihen lassen. (Finl. Gas.)

3. Juli. Riga. Der Börsenkomitee überreicht dem Gouverneur von Livland eine Spende von 25,000 Rbl., die die Börsenkaufmannschaft am 25. Juni dem Fonds zur Verstärkung der Kriegsflotte darzubringen beschlossen hat.

4. Juli. Reval. Der ehem. Bürgermeister von Reval August v. Husen †, 81 Jahre alt, in Graz.

5. Juli. Riga. Das ehem. Stadthaupt Ludwig W. Kerkovius † in Riga.

4. Juli. Ein Korrespondent Grigorjew schreibt aus Riga der von dem jüngeren Suworin herausgegebenen Zeitung „Russj", es würden angesichts der häufigen Kuratorenwechsel im Rigaschen Lehrbezirk Wünsche rege, daß der neuernannte Kurator — den der Schreiber übrigens wohl infolge eines Schreibfehlers Lukjanow statt Uljanow nennt — länger auf dem Posten bleibe, als seine Vorgänger Schwarz und Iswolski, von denen jeder nur ca. zwei Jahre Kurator in Riga gewesen sei. „Diese berechtigten Wünsche werden nicht deswegen gehegt, weil man fürchtete, daß bei einem so schnellen Wechsel der Leiter des Unterrichtswesens im baltischen Gebiet die Grundlagen dieses Unterrichtswesens sich ändern könnten — die Grundlagen bleiben unverändert russisch und können niemals nicht solche sein, denn sie sind ins Leben gerufen durch den Gang unserer Geschichte —, sondern weil der öftere Wechsel der leitenden Persönlichkeiten besonders in der Hinsicht schädlich ist, daß er sich merklich ungünstig in Detailfragen äußert, in Kleinigkeiten, aus denen sich bekanntlich nicht unwesentliche Teile des Ganzen zusammensetzen. Das

kurze Verweilen auf einem so wichtigen Posten ist auch deshalb schädlich, weil es im Mechanismus des Wesens keine kräftigen Traditionen entstehen läßt und dem Leiter nicht die Möglichkeit gibt, den wichtigsten Teil des Unterrichtswesens — das Lehrpersonal — kennen zu lernen, was für den Leiter so sehr notwendig ist."

An dieser Korrespondenz ist natürlich auszusetzen, daß der Schreiber generaliter jede längere Besetzung des Kuratorpostens durch dieselbe Persönlichkeit für wünschenswert hält, im allgemeinen aber kann wohl zugestanden werden, daß eine solche nicht nur für das Staatsinteresse, sondern auch für das Wohl der hiesigen Bevölkerung durchaus wünschenswert wäre. Denn nicht nur die Bekanntschaft mit dem Lehrpersonal läßt sich bei kurzer Anwesenheit auf dem Posten nicht erreichen, sondern auch nicht die mit den Bedürfnissen einer verschiedensprachigen und verschiedenstämmigen Bevölkerung, denen das Schulwesen doch gerecht werden soll. — Fraglos sind das keine „Details" und „Kleinigkeiten", sondern Lebensfragen — bewußtermaßen für den gebildeten Teil der hiesigen nichtrussischen Bevölkerung, unbewußtermaßen auch für den Rest.

7. Juli. Riga. Der Präsident des Rigaschen Bezirksgerichts Tschebyschew wird als Präsident an das St. Petersburger Bezirksgericht versetzt.

7 Juli. Die Regierung beginnt der Bewegungsfreiheit der Juden im Reich Konzessionen zu machen, indem ein am 7. Juni Allerhöchst sanktioniertes Gesetz publiziert wird (Regierungsanzeiger 1904 Nr. 154), welches den Juden in den westlichen Gouvernements und in Bessarabien gestattet, sich auch in der innerhalb der ersten 50 Werst von der Grenze belegenen Zone anzusiedeln, was ihnen bisher verboten war.

7. Juli. Im „Zirkular f. d. Rig. Lehrbezirk" wird eine Vorschrift des Ministeriums der Volksaufklärung über die Anwendung der sog. natürlichen Methode des Sprachunterrichts in den „fremdstämmischen" Elementarschulen publiziert. Der Minister der Volksaufklärung hat ein Gutachten des Gelehrten Komitees zu dieser Frage bestätigt, das sich dahin ausspricht, daß „die Anwendung der natürlichen Methode des Unterrichts in der fremdstämmischen Schule nur im ersten Schuljahr, falls solches unumgänglich ist, von Erläuterungen des Lehrers in der Muttersprache der Schüler begleitet sein darf, in den übrigen zwei oder drei Jahren aber ausschließlich in russischer Sprache vor sich gehen muß." — Die sog. natürliche Methode des Sprachunterrichts setzt bekanntlich, wenn sie mit Erfolg betrieben werden soll, ein besonders gutes Lehrpersonal voraus.

9. Juli. Riga. Der Polizeimeister ordnet durch Tagesbefehl in der Stadtpolizei an, daß die Stadtteilspristaws über Verwundungen, die in ihren Bezirken vorkommen, nicht später als innerhalb 24 Stunden ihm Mitteilung zu machen haben zur Bestrafung der Schuldigen auf administrativem Wege.

10. Juli. Der „Balt. Westn." (Nr. 37 und 42) bespricht in einem Artikel: „Das Wachstum der Städte und deren wirtschaftliche Unternehmungen" die öffentlichen Angelegenheiten Rigas in einer Weise, die charakteristisch ist für die zukünftigen lettischen Verbesserer der Stadtverwaltung. Der Verfasser wirft der Stadtverwaltung vor, daß sie sich scheue, wichtige große Unternehmungen in eigne Regie zu nehmen, und den Vorteil daraus privaten Unternehmern überlasse; wenn es aber darauf ankommt, diese Behauptung durch Tatsachen zu erhärten, so ergibt sich, daß die Stadt schon recht viele solcher Unternehmungen in Händen hat, wie Wasserleitung, Gasanstalt, Schlachthaus, Diskontobank, Sparkasse, Dünadampfer usw., und als in den Händen von privaten Unternehmern befindlich kann der Verfasser des Artikels namentlich nur Straßenbahnen, Badstuben und — Friedhöfe (!) anführen, und späterhin die Telephonkonzession.

Ebenso schlecht, wie für das materielle Gedeihen der Stadt, wird nach Ansicht des Artikelschreibers in Riga für das geistige Wohl der Einwohner gesorgt. Weder gebe es hier unentgeltliche Schulen und Vorlesungen, noch allen zugängliche Bibliotheken, unsre Theater seien keine Volkstheater. . . .

„Besserung in dieser Hinsicht ist nur von dem Einströmen neuer Elemente in die Stadtverordnetenversammlungen zu erwarten, also, daß in ihnen nicht allein Hausbesitzer, Großkaufleute, Mieter großer Quartiere Vertretung haben, sondern auch diejenigen, die das Gros der städtischen Bevölkerung bilden."

Ein Mitarbeiter der „Düna-Ztg." weist diesem Artikel gegenüber nach, daß die möglichste Ausdehnung der städtischen Regie für Betriebe monopolartigen Charakters seit langer Zeit von der Stadtverwaltung intendiert werde. Ausnahmen von der Regel sind stets besonders motiviert worden. Die Überlassung der Straßenbahn an eine Privatgesellschaft geschah bekanntlich deshalb, weil der Kontrakt mit der Pferdebahngesellschaft nur unter sehr ungünstigen Bedingungen hätte gelöst werden können, und daß die Stadt bei Vergebung der Telephonkonzession nicht konkurrierte, hat seinen Grund hauptsächlich darin, daß die Stadt einer sehr lästigen Kontrolle unterworfen werden sollte. Ein guter und billiger Betrieb durch Private war außerdem durch die Konzessionsbedingungen gesichert.

Wenn die Stadtverwaltung so die materiellen Interessen der Stadt wahrgenommen hat, so hat sie es, wie in der „Düna-Ztg." des weiteren nachgewiesen wird, auch an sozialpolitischen Maßnahmen nicht fehlen lassen

und dem niederen Schulwesen, soweit es in ihrer Macht steht, gerade in letzter Zeit besondere Aufmerksamkeit zugewandt. — Ein Rest an Wünschen und Ansprüchen des lettischen Blattes geht über das hinaus, was von der Kommune billigerweise verlangt werden kann.

Jedenfalls ist der Mitarbeiter der „Düna-Ztg." im Recht, wenn er der Hoffnung des „Balt. Westn." auf eine „Besserung" in seinem Sinne durch das Einströmen neuer Elemente aus dem „Gros der Bevölkerung" in folgenden Schlußworten entgegentritt: „Da dieses Gros der Bevölkerung bekanntlich ein relativ noch wenig gebildetes ist, so gibt also der „Balt. Westn." der Unbildung den Vorzug vor der Bildung und traut dieser mehr Einsicht und ein besseres Urteil in kommunalen Dingen zu, als gebildeten Elementen, eine Ansicht, die schwerlich von irgend einer andern Seite gebilligt werden dürfte. Die Zulassung relativ wenig gebildeter Elemente in kommunale Körperschaften mag wohl im Falle der Not in kleinen Kommunen geduldet werden, erscheint aber jedenfalls für einen komplizierten Verwaltungsorganismus, wie die Stadtverwaltung Rigas, nicht am Platze." („Düna-Ztg." 1904 Nr. 154.)

13. Juli. Der bei der Jurjewschen Universität bestehenden Naturforscher-Gesellschaft ist die Regierungssubvention um ein Beträchtliches, bis auf 2500 Rbl. jährlich erhöht worden. (Gesetzsammlung Nr. 108.)

13. Juli. Jurjew (Dorpat). Der 200. Gedenktag der Einverleibung der Stadt in das Russische Reich. (Vgl. Balt. Chr. vom 5. Mai 1904.)

15. Juli. Eine Korrespondenz des „Rishanin" aus Riga an die „Now. Wremja" führt aus, daß das kürzlich verstorbene ehemalige Stadthaupt L. Kerkovius den Boden für die „kühnere und breitere" Tätigkeit seines Nachfolgers vorbereitet habe. „Diese Tätigkeit — fährt der Korrespondent fort — des neuen Stadthaupts wird auch noch dadurch erleichtert, daß er mit einer Stadtverordnetenversammlung von ziemlich bedeutend erneuerter Zusammensetzung arbeitet: nicht nur die Kadres der deutschen Stadtverordneten sind „aufgefrischt", sondern in die Versammlung sind auch russische und lettische Stadtverordnete eingetreten. Man muß allerdings gestehen, daß diese neuen Glieder der Versammlung fast durch garnichts ihre Anwesenheit in der Versammlung bezeichnet haben, aber schon das Faktum, daß sie sich in der Zahl der Stadtverordneten befinden, hat eine gewisse Wirkung auf die Stimmung derselben und gibt ihr ein anderes Kolorit."

In welcher Weise die jetzige Zusammensetzung der Stadtverordnetenversammlung, im Gegensatz zur früheren, dem neuen Stadthaupt seine Tätigkeit erleichtert hat, dafür wird der „Rishanin" den Beweis schuldig bleiben. Eine „Auffrischung" der Kadres der Deutschen ist bei der letzten Wahl nicht nötig gewesen und hat auch nicht stattgefunden. Die neuen russischen und lettischen Elemente haben aber dem Stadthaupt, wie die

Korrespondenz ja auch zugibt, keine Anregung gegeben und ihre Zustimmung zu Vorschlägen des Stadtamts ist auch nie ausschlaggebend gewesen. Von seiten einiger lettischen Stadtverordneten sind sogar einige Anträge des Stadtamts angegriffen worden, allerdings in so deplacierter Weise, daß der Angreifer meist ganz allein blieb.

15. Juli. Der Minister des Innern und Ministerstaatssekretär für Finnland W. K. von Plehwe wird vormittags auf der Fahrt zum Bahnhof das Opfer eines Bombenattentats. Der Attentäter Ssosonow ist ein seinerzeit aus Moskau nach Tomsk verschickter ehemaliger Student, der nach eigenmächtiger Rückkehr aus der Verbannung im Süden Rußlands als Journalist und im Eisenbahndienst tätig gewesen war.

Die Persönlichkeit des verstorbenen Ministers findet in der russischen Presse folgende Würdigung:

Ssuworin charakterisiert ihn in der „Now. Wrem." als einen „zweifellos klugen, außerordentlich tätigen Menschen, der die Mängel des russischen Lebens gut kannte. Vieles wurde angefangen, und vieles geplant, wie vielleicht bei keinem andern Minister, es galt aber sich zurechtzufinden in dem komplizierten Organismus, in dem er zu arbeiten hatte. Und was kann man in zwei Jahren vollenden? Bei uns wird überhaupt auf einen fähigen Menschen zu viel Arbeit gehäuft." . . .

Die „Russj" spricht sich dahin aus, daß „W. K. Plehwe unzweifelhaft eine große und geschlossene Persönlichkeit gewesen ist, von großem persönlichen Einfluß, der sich weit ausdehnte. Das Programm des verstorbenen Ministers war ein Programm der Einbürgerung von Ordnung und System auf allen Gebieten des russischen Lebens, die der Kompetenz des Ministeriums des Innern unterstiegen. Die Einbürgerung von Ordnung und einer beständigen Regierungskontrolle hielt er auch für unumgänglich in den Sphären unserer lokalen Selbstverwaltung." . . . Weiter sagt das Blatt: „Eines sprechen W. K. Plehwe auch seine unversöhnlichsten Feinde nicht ab: er war ein Mann der Pflicht, der Verstandesdisziplin und von unbeugsamer, ungeheurer Arbeitsamkeit."

Die „Birsh. Wed." sagen, Plehwe habe ein „festes, zielbewußtes System der inneren Politik gehabt, das mit solcher Konsequenz nur ein Mann durchführen konnte, der außer mit eisernem Willen mit umfassendem Verstand, vielseitiger Bildung und reicher administrativer Erfahrung ausgerüstet war."

Fürst Meschtscherski bedauert im „Grashdanin", daß Plehwe die Provinz nicht gekannt habe, daß er nur aus dem Arbeitskabinett in Petersburg heraus urteilte.

Der „Swet" aber klagt: „In W. K. Plehwe haben wir einen unersetzlichen Staatsmann verloren. Das russische Volk hat einen Freund verloren und der Zar seinen besten Untertan und Ratgeber."

Und die „Rishskija Wedomosti“ sagen: „Der Tod W. K. Plehwes ist auch ein großer Verlust für unser Gebiet, mit dessen Angelegenheiten der Verstorbene ausgezeichnet bekannt war. Bekannt ist seine Teilnahme, als Präsident einer besonderen Kommission, an der Beurteilung der Frage der Verfassungsreform im Gebiet (S. Balt. Chr. 1902 April 4.) Später hat er als Minister, trotz der außerordentlichen Überbürdung mit andern Arbeiten, auch die baltischen Angelegenheiten nicht aus dem Auge gelassen, wobei er in der Beurteilung hiesiger Verhältnisse und Bedürfnisse dieselbe Klarheit und Schärfe des Blickes offenbarte, die diesen hervorragenden Staatsmann immer auszeichneten.“

15. Juli. Reval. Das 25jährige Jubiläum des Barons Etienne Girard de Soucanton als Präses des Revaler Börsenkomitees wird von der Kaufmannschaft festlich begangen.

16. Juli. Der Gouverneur von Kurland hat ein Zirkular an die Veterinärärzte, Kreischefs und Polizeimeister erlassen, in dem darauf hingewiesen wird, daß die Meldungen der Beamten der Veterinärpolizei überaus mangelhaft seien und der Gouvernementsregierung kein brauchbares Material für die von ihr angeordnete Bekämpfung der Epizootien geben. Der Gouverneur schreibt daher den genannten Beamten aufs strengste vor, beim Auftreten einer Tierkrankheit eingehende Meldung zu machen mit genauer Angabe der zur Bekämpfung ergriffenen Maßnahmen. (Kurl. Gouv.-Ztg.)

Auch die Publikationen über Epizootien in den Gouvernementszeitungen erscheinen mit solchen Verspätungen, daß sie allenfalls für die Statistik, für die Praxis aber nicht mehr von Wert sind.

16. Juli. Der „Praw. Westn.“ publiziert die Verteilung des diesjährigen Rekrutenkontingents. Es entfallen danach u. a. auf die Gouvernements: Petersburg 4038 Mann, Moskau 6338 Mann, Livland 3998 Mann, Kurland 2407 Mann und Estland 1390 Mann.

19. Juli. Die diesjährigen Remontemärkte in den Ostseeprovinzen beginnen. Sie finden statt am 19. in Mitau, am 21. in Walk, am 23. in Fellin, am 26. in Reval, am 28. in Wesenberg und am 30. in Jurjew (Dorpat). Im ganzen waren auf diese Märkte 1754 Pferde gebracht worden, von denen 163 für den Gesamtpreis von 44,250 Rbl. von der Kommission angekauft wurden. Der geringe Prozentsatz der abgeschlossenen Käufe im Verhältnis zum angebotenen Material wird zum Teil dadurch erklärt, daß sich bei den Bauern das

Gerücht verbreitet hatte, des Krieges wegen müßten sämtliche Pferde vorgestellt werden. Ferner wird von einigen Züchtern behauptet, die Ansprüche der Kommission seien diesmal besonders rigoros gewesen, während von andern, z. B. vom Präsidenten des estländischen landwirtschaftlichen Vereins, betont wird, daß die Pferdezucht bei uns noch viel Arbeit übrig lasse.

17.—20. Juli. Riga. Der Chef der Hauptgefängnisverwaltung Stremouchow inspiziert die ihrer Vollendung entgegengehenden Arbeiten an der Zentralgefängnisanlage in Riga, die zunächst ein Zuchthaus für Männer, ein Frauengefängnis und ein Krankenhaus mit den erforderlichen Nebengebäuden für die Beamten und die Ökonomie umfaßt. Geheimrat Stremouchow befiehlt die Arbeiten soweit zu beschleunigen, daß sämtliche Gebäude im Oktober c. bezogen werden können, da sich im Innern des Reiches, als Folge der Einstellung des Abschubs von Arrestanten nach Sibirien, eine fühlbare Überfüllung der Gefängnisse bemerkbar macht.

18. Juli. Finnland. Eine am 8. Juli Allerhöchst bestätigte Verordnung wird publiziert, durch die die Bestimmungen über die Zensur inländischer und ausländischer Preßerzeugnisse und über den Verkauf von Drucksachen verschärft werden.

18. Juli Die estnische Presse, geführt diesmal vom „Eesti Postimees", hatte gegen die im Juni vollzogene Wahl des Pastors Speer zum Prediger von Targel (Estland) in der bei fast jeder derartigen Gelegenheit beliebten Weise gehetzt, indem sie behauptete, „die Gemeinde" wolle diesen Prediger nicht und hätte gesucht, ihn bei der Abhaltung des Gottesdienstes zu stören

Die zu ihren Agitationszwecken von den bezeichneten Blättern gänzlich entstellten Tatsachen werden von dem Gutsbesitzer A. Frey-Torri in einer Zuschrift an die „Rev. Ztg." (Nr 160) dahin klargestellt, daß innerhalb der gesetzmäßigen Frist von 14 Tagen nach Publikation der Wahl (§ 164 (1.) des Gesetzes f. d. luther. Kirche in Rußland) keine Beschwerde gegen die Wahl erhoben worden sei, ein Beweis für die Unwahrheit, die Gemeinde wolle den Pastor nicht. Ferner heißt es in der Zuschrift. „Die gänzlich haltlosen Ausstellungen einzelner berufsmäßig Unzufriedener und deren gedankenloser Mitläufer können ebensowenig als Meinungsäußerung der Gemeinde hingestellt werden, wie der kindische Bubenstreich einiger zuchtloser Subjekte, die durch Verderben der Kirchenschlösser den Gottesdienst zu stören und das Bekanntwerden der Gemeinde mit dem erwählten Prediger durch dessen nochmalige Predigt zu hindern versuchten, oder ein anreizendes Plakat an der Kirchentür."

19. Juli. Riga. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt ihre Zustimmung dazu zu geben, daß das der Schiffswerft von Lange und Sohn gegenüberliegende Südende der Düninsel Badeholm für Rechnung der Krone weggebaggert wird, wodurch der Werft die Möglichkeit zum Bau größerer Schiffe gegeben wird. Die Krone verpflichtet sich dafür auf dem Badeholm einen Ladequai für die Stadt herzustellen und zu unterhalten. Die Arbeiten werden sofort ausgeführt. Das Personal der Werft wird durch die Anwerbung von gegen 100 Ingenieuren, Meistern und Arbeitern aus Stettin verstärkt. — Die Versammlung beschließt ferner die Annahme einer vom Stadtamt ausgearbeiteten neuen Bauordnung für die Stadt mit den von der Gouvernementsregierung geforderten Änderungen, da sie nicht belangreich genug sind, um eine Verzögerung der Einführung der neuen Bauordnung zu rechtfertigen. — Endlich werden Beschwerden beim Senat beschlossen über die livländische Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten wegen Befreiung eines Zirkus von der städtischen Pferdesteuer und über den Gouverneur von Kurland wegen Verweigerung der Beitreibung von Kurkosten zu gunsten der Stadt von einer kurländischen Landgemeinde.

20. Juli. Die Gesellschaft zur Bekämpfung der Lepra in Livland hat nach ihrem Rechenschaftsbericht im Jahre 1903 für den Unterhalt von vier Leprosorien 26,704 Rbl. verausgabt. Das Kapital der Gesellschaft beträgt 4729 Rbl., das Kassensaldo 895 Rbl. Aus der livländischen Landeskasse ist der Gesellschaft eine einmalige Subvention von 3624 Rbl. erteilt worden und ferner wird die Zahlung pro Kranken aus der Landeskasse hinfort von 8 auf 10 Rbl. monatlich erhöht werden. Da aber die Mitgliedsbeiträge (960 Rbl.) fast auf ein Drittel dessen zusammengeschmolzen sind, was noch vor 5 Jahren gesammelt wurde, so hat sich der Verwaltungsrat entschlossen, das Leprosorium zu Rennal vom 1. Januar 1904 zeitweilig zu schließen und die Kranken ins Asyl nach Tarwast überzuführen. Zum 1. Januar 1904 befanden sich in den Anstalten der Gesellschaft 177 Lepröse: in Muhli 16, in Rennal 22, in Wenden 57, in Tarwast 82. Die Zahl der in den Leprosorien verpflegten Kranken vermindert sich,

obwohl die Insassen der Aussatzhäuser die Pflege als eine Wohltat empfinden, stetig, und es ist anzunehmen, daß sie in der nächsten Zukunft nicht zunehmen wird. Denn solange die ministerielle Einwilligung zur Anstellung eines speziellen Lepraarztes für Livland, um die die Gesellschaft schon im J. 1901! nachgesucht hat, noch aussteht, wird die Abfertigung der Aussätzigen in die Leprosorien nur mangelhaft vor sich gehen. (Nordlivl. Ztg. Nr. 160.)

21. Juli. Das in der „Livl. Gouvernementszeitung“ Nr. 116 unter dem 18. Oktober 1891 veröffentlichte sogenannte livländische Wegepatent verordnet in § 7, daß die Kirchspielsvorsteher, falls sie bei der Revision der ihrer Aufsicht unterstellten Wege befinden, daß die Reparatur entweder garnicht ausgeführt oder nicht in der festgestellten Weise bewerkstelligt worden ist, sich dieserhalb an den Kreischef zu wenden haben, welcher auf Grund des § 34 der Landgemeindeordnung vom J. 1866 den betr. Gemeindeältesten einer Pon unterzieht. Gemäß Zirkularvorschrift der Gouvernementsregierung vom 13. Febr. 1901 Nr. 1437 wurde der Kreispolizei jene disziplinare Strafgewalt entzogen und die Kirchspielsvorsteher hatten sich nunmehr mit ihren Strafanträgen gegebenen Falles an den Bauerkommissar zu wenden.

Gegenwärtig hat die besondere Kommission in Wegeangelegenheiten unter dem 21. Juli c. Nr. 534 ein Zirkular an die livländischen Oberkirchenvorsteherämter erlassen, in dem darauf hingewiesen wird, daß der Dirigierende Senat die den Kreischefs durch die obige Zirkularvorschrift entzogene Strafgewalt wieder in Kraft gesetzt hat. Infolgedessen haben sich die Kirchspielsvorsteher mit ihren Klageanträgen wegen Bestrafung säumiger Gemeindeältester, wie seit alters her üblich, an die Kreispolizei zu wenden. (Fell. Anz.)

22. Juli. Jurjew. Über die Universitätsbibliothek macht ein Korrespondent der „St. Pet. Ztg.“ folgende Mitteilungen: „Ohne Zweifel steht die Universitätsbibliothek an der Spitze der wissenschaftlichen Anstalten in der Embachstadt. Die Verwaltung der Bibliothek hat sich stets in den richtigen Händen befunden und es verstanden, mit knappen Mitteln dieses Institut zu einer Blüte zu bringen, so daß es imstande ist, mit hervorragenden Bibliotheken des In- und Auslandes zu konkurrieren. Ja, nicht selten läuft hier die Nachfrage nach dem einen oder andern wissenschaft-

lichen Werk ein, das in ausländischen Bibliotheken nicht zu finden war. Doch diese Vollkommenheit in der Bibliothek ist jetzt unnütz geworden. Abgesehen davon, daß die Nachfrage nach Büchern überhaupt geringer geworden ist, sind es jetzt zum großen Teil Lehrbücher (учебники), die die studierende Jugend entleiht, nicht aber wissenschaftliche Werke, die zu einem selbständigen Studieren notwendig sind. Es handelt sich um „учебники“, die nach dem offiziellen Examenprogramm zusammengestellt sind und welche der Studiosus zur Vorbereitung zu einer Prüfung nötig hat. Da es aber jetzt an der Jurjewschen Universität genügend ist, viele Fächer nur nach „Konspekten“ durchzuarbeiten, so ist es doch unter diesen Umständen richtiger, unabhängig von der Bibliothek auch eine Sammlung von Konspekten anzulegen, in der jedes dieser Bücher durch viele Exemplare vertreten ist und die Bibliothek selbst nur für wissenschaftliche Werke zu reservieren. Es wäre das eine bedeutende materielle Hilfe für den unbemittelten Studenten und die Universitätsbibliothek brauchte sich nicht die Bücher anzuschaffen, die nur so lange taugen, wie das betreffende Prüfungsprogramm unverändert bleibt, später aber wertlos werden, vollständig wertlos, ihre Mittel aber könnte sie zu dem Ankauf rein wissenschaftlicher Werke verwenden, deren materieller Wert mit der Zeit nicht fällt, sondern steigt.“

23. Juli. Bis zu welchem Grade anmaßenden Korrespondenzen der „Rishskij Westnik“ seine Spalten öffnet, zeigt eine aus Jurjew (Dorpat), in der der Verfasser sich darüber beklagt, daß in einigen Läden Telegramme vom Kriegsschauplatz in estnischer oder deutscher Sprache in den Schaufenstern ausgelegt würden ohne ein russisches Original: „Besser ist's, solche Telegramme in den Fenstern überhaupt nicht auszustellen, aber wenn man sie ausstellt, so muß auch ein Original in russischer Sprache, die als Reichssprache im Gebiet erscheint, ausgelegt werden. Juristen versichern, daß man dazu nicht nur auf administrativem, sondern auch auf gerichtlichem Wege zwingen kann.“

23. Juli. In den Residenzblättern erscheint folgende Notiz: Im Finanzministerium ist die Frage, ob die Operationen der Reichs-Bauernagrarbank auf die baltischen Gouvernements ausgedehnt werden sollen, angeregt worden. Vor einer endgültigen Entscheidung der Frage wird sie der Administration am Ort zur Begutachtung übergeben werden, den Gouverneuren und den Organen des Finanzministeriums.

Die Expektorationen des „Rish. Westn.“ und andrer zu diesem Thema veranlassen die „Rig. Rundschau“ (Nr. 165) zu dem Wunsch, daß die Frage endlich so oder so entschieden werde, „da sie in ihrer jetzigen Lage ein bequemes Agitationsmittel für diejenigen bildet, denen daran gelegen ist, beim hiesigen Kleingrundbesitz und namentlich bei den

sog. „Landlosen" immer irgend welche Wünsche und Hoffnungen auf eine „Verbesserung der Lage" zu nähren, und deshalb die Bauerbank als eine Art Popanz behandeln, mit dem sie einen eingebildeten Jemand in Furcht und Zittern versetzen konnten."

23. Juli. Die Instruktion für die Schätzung der ländlichen Immobilien in Livland für die Besteuerung wird in Nr. 79 der „Livl Gouv.-Ztg." publiziert.

24.—26. Juli. In Wenden, wo die Ausstellung des südlivländischen Vereins in diesem Jahr ausgefallen war, arrangiert der Arraschsche landwirtschaftliche Verein in Gemeinschaft mit andern Kirchspielsvereinen der Umgegend eine Ausstellung des Kleingrundbesitzes, die als besonders gelungen bezeichnet wird. Sie war von 300 Ausstellern beschickt und am Sonntag von 3000 Personen besucht. Die 110 ausgestellten Pferde waren größtenteils englisches Halbblut, die Rinderabteilung hat 114 Haupt Angler-Halbblut.

25. Juli. In Taps war in diesem Sommer (15. Juni) eine griechisch-orthodoxe Kirche Johannis des Täufers durch den Erzbischof Agathangel von Riga und Mitau eingeweiht worden, die in drei Jahren mit einem Kostenaufwand von 16,000 Rbl. in Stein aufgeführt worden war. Zur Einweihung der Kirche, die 350 Personen faßt, waren 11 Geistliche anwesend.

Von der Wirkung des Festgottesdienstes auf das Volk sagt die „Rigasche Eparchialzeitung" (Nr 21): „Der Tempel konnte alle Andächtigen nicht fassen, eine Menge Volks stand auf dem Kirchhof und konnte sich nur durch den Anblick des prächtigen Umzuges mit den heiligen Gebeinen um die Kirche trösten lassen, der am Ende der Tempelweihe stattfand. . . .

Es war sichtlich, wie die Herzen der hiesigen Einwohner, besonders derjenigen, die noch keinmal einen feierlichen erzbischöflichen Gottesdienst unter Assistenz einer zahlreichen Geistlichkeit gesehen hatten, inbrünstig beteten und entbrannten vor Freude über den Herrn und aus Dankbarkeit zu unserm gnädigsten Erzhirten, der ihnen eine wahrhaft christliche Tröstung verschafft hatte!"

28. Juli. Friedrichstadt. Die Stadtverordnetenversammlung vollzieht zum zweiten Mal die Wahl eines Steuerältesten, da der zu diesem Amt gewählte bisherige Stellvertreter des Steuerältesten Krisch Pluhme nicht die obrigkeitliche Bestätigung erhalten hatte. Die Wahl fiel diesmal auf den Haus-

besitzer Eduard Leeping, der ebenfalls nicht bestätigt wird. Die Stadtverordneten wählen daher im November den bisherigen Steuerältesten G. Gutmann wieder.

28. Juli. Der Gouverneur von Livland hat den Behörden eine Verfügung des Ministeriums des Innern mitgeteilt, wonach die Ausreichung neuer Päße an Personen, die nicht am Ort ihrer Hingehörigkeit wohnen, nicht mehr durch die Polizei geschehen soll, sondern durch Vermittlung der Post. Der Paßwechsel, der für die meisten der unzähligen, nicht in ihrer Heimatgemeinde lebenden Steuerpflichtigen sich alljährlich vollzieht, war lange Jahre von der durch Botendienste aller Art überlasteten Polizei vermittelt worden, bis sich nunmehr herausgestellt hat, daß ihre Inanspruchnahme für diesen Zweck völlig überflüssig ist. (Wortlaut im „Rishsk. Westn." Nr. 166.)

29. Juli. Die „Rishsk. Wedom." des Herrn Witwitzki machen die zutreffende Bemerkung, daß das Zeitungslesen unter den Letten sehr verbreitet sei und die lettischen Blätter von großem Einfluß auf ihre Leser wären. Sie könnten im Gutem und Schlechtem vieles bewirken. Es sei daher notwendig, mit besonderer Vorsicht die Auswahl der Leiter der hiesigen nationalen Zeitschriften zu treffen, sowohl beim Erscheinen neuer als auch bei der Wiedererneuerung alter, aus irgendwelchen Gründen inhibierter Zeitungen (die Suspendierung der „Deenas Lapa" läuft in nächster Zeit ab) und ebenso beim Wechsel von Redakteuren und Verlegern der Zeitschriften.

Die „Rishsk. Wed." nehmen hierbei wie schon öfters Gelegenheit, ihrer Sympathie für das Weinbergsche Organ, die „Rig. Awise" Ausdruck zu geben.

30. Juli. Dem Kaiserpaar wird ein Thronerbe geboren, der den Namen Alexei erhält. — Ein Allerhöchstes Manifest vom 1. August bestimmt für den Fall des Ablebens Sr. Maj. des Kaisers, bevor der Zessarewitsch Alexei Nikolajewitsch die Großjährigkeit erreicht hat, zum Regenten den Großfürsten Michael Alexandrowitsch und zum Vormund der kaiserlichen Kinder Ihre Majestät die Kaiserin Alexandra Feodorowna.

30. Juli. Der Gouverneur von Livland hat den Behörden eröffnet, daß der Herr Minister des Innern für notwendig erkannt hat, die von dem geltenden Postreglement geforderte polizeiliche Legitimierung und Attestierung der Unterschrift des Adressaten

auf den Postanzeigen abzuschaffen. In Zukunft soll der Paß den Adressaten in ausreichender Weise zum Empfang jeder Postsendung legitimieren. (Wortlaut der Publikation im „Rishsk. Westn." 168.)

30. Juli. Mitau. Der zum Stadthaupt gewählte Cand. jur. Gustav Schmidt wird vom Minister des Innern für den Rest des laufenden Quadrienniums im Amt bestätigt. (Reg.-Anz. v. 4. August.)

30. Juli. Nach einer Allerhöchsten Verordnung vom 7. Juni können Leute, die auf Gemeindebeschluß verschickt worden sind, wenn sie sich gut geführt haben, unter Zustimmung der Gemeinden von den Chefs des Verbannungs- und des Heimatsgouvernements die Erlaubnis zu zeitweiliger oder dauernder Rückkehr erhalten; letztere erst nach fünfjähriger Dauer der Verschickung. (Gesetzsammlung Nr. 115.)

1. August. Im Ministerium der Volksaufklärung wird ein neues Departement errichtet, dem speziell das Unterrichtswesen zugewiesen wird. Zum Direktor dieses Departements wird der Rektor der Universität Moskau Dr. zool. Tichomirow ernannt, zum Vizedirektor der Petersburger Realschuldirektor Bilibin. Zum Chef der Abteilung für Gewerbeschulen wird der Ingenieurtechnologe Professor Mag. chem. Tawildarow ernannt, das Departement für allgemeine Angelegenheiten des Ministeriums verbleibt dem Direktor Rachmanow. — Der Verweser des Ministeriums der Volksaufklärung Generalleutnant Glasow wird zum Minister ernannt.

2. August Libau. Für den Libauschen Hafen tritt eine Verschärfung der Aufsicht über die Handelsschifffahrt in kraft, wie sie für einige Häfen, vorzugsweise Kriegshäfen, als temporäre Maßnahme während des Krieges angeordnet werden kann. Es wird eine Zone festgesetzt — für Libau 5 Meilen ins Meer hinaus, 9 Meilen nach Norden und 5 Meilen nach Süden an der Küste —, vor der jedes Handelsschiff halten muß, um die Erlaubnis der Hafenverwaltung zum Einlaufen zu erbitten, die erst nach Befragung des Kapitäns und nach Durchsicht der Ladung erteilt wird.

5. August. Ein Allerhöchster Ukas ordnet eine weitere partielle Mobilisation an. Von den Ostseeprovinzen werden durch sie

der Jurjewsche (Dörptsche) Kreis in Livland und der Revalsche und Wesenbergsche in Estland betroffen, wo die Reserveuntermilitärs der Artillerie zu Fuß, der reitenden Artillerie und der Artillerieparks einberufen werden. Als erster Tag der Mobilisation gilt der 7. August. — Auch Artilleriepferde werden requiriert.

5. August. Finnland. Der zum Generalgouverneur ernannte Fürst Obolenski trifft in Helsingfors ein. In einem Begrüßungsartikel erinnert die „Helsingfors Posten" daran, daß das die Ernennung des Fürsten begleitende Allerhöchste Reskript betone, daß das Großfürstentum Finnland schon seit seiner Einverleibung in das Russische Reich eine besondere Form für seine Verwaltung und die lokale Gesetzgebung genießt. Die von Kaiser Alexander I. bei der Vereinigung Finnlands mit Rußland festgelegte Auffassung in bezug auf die Verwaltung des Landes hätte im Verein mit der von ihm und von allen seinen Nachfolgern bestätigten Unverletzlichkeit der Grundgesetze sich unauslöschlich in dem Rechtsbewußtsein des finnländischen Volkes eingewurzelt und lebendig erhalten. Mit dieser Rechtsauffassung und den Privilegien des Landes vor Augen seine Aufgabe erfolgreich zu erfüllen, ohne eine Seite des dem Generalgouverneur von Finnland gegebenen Allerhöchsten Auftrags zu vernachlässigen, bedürfe es hoher staatsmännischer Fähigkeiten. Alexander I. baute sein Werk der Annäherung zwischen dem finnländischen und russischen Volk auf den festen Grund der Gesetzlichkeit, des gegenseitigen Vertrauens, der Gerechtigkeit und Ergebenheit. Auf diesem Wege stehe das finnische Volk noch heute, bereit, ihn zu wandern usw. — In ähnlicher Weise spricht sich die übrige finnländische Presse aus.

Fürst Obolenski macht eine Rundreise durch das Land, auf der er sich von liebenswürdiger Seite zeigt und u. a. äußert, daß der nationalen Selbständigkeit Finnlands keine Gefahr drohe.

7.—9. August. Jurjew (Dorpat). Ausstellung des estnischen landwirtschaftlichen Vereins. Das Vieh- und Pferdematerial macht diesmal keinen hervorragenden Eindruck. Manches interessante weist die Molkereiausstellung sowie die Abteilung für Garten- und Forstkultur und Bienenzucht auf. Sehr reich beschickt ist die Abteilung für landwirtschaftliche Geräte und Maschinen und gelobt werden die Produkte des Hausfleißes. Die Ausstellung leidet unter ungünstiger Witterung.

8. August. Riga. Der Großfürst Alexander Michailowitsch, Chef der Hauptverwaltung der Handelsschiffahrt und der Handelshäfen, besichtigt die Schiffswerft Lange und Sohn, auf der

Schiffe für Rechnung des Fonds zur Verstärkung der Kriegsflotte gebaut werden, und nimmt die Baggerarbeiten am Badeholm in Augenschein.

9. August Ein Anonymus W. greift in der „Rig. Awise" (Nr. 163) einen K. Bieland an, der in einem Vortrage die Frage: „Findet in den baltischen Provinzen ein Niedergang des Kleingrundbesitzes statt?" nach längeren Auseinandersetzungen bejaht hatte. W. führt ganz zutreffend aus, daß viele Grundbesitzer ihre Gesinde schon bezahlt haben und immer mehr die Zahl derer wachse, die nahe daran sind, ihrem Gutsherrn oder dem Kreditverein gegenüber schuldenfrei dazustehen. Die Statistik und das Leben beweisen, daß der Kleingrundbesitz nicht herabkomme. Wohl wäre der hohe Kaufpreis der Gesinde recht schwer belastend gewesen, wer aber strebsam war, hätte ihn doch in Terminen ausgezahlt und „so hoch war er doch nicht, daß man sie jetzt nicht zu noch höheren Preisen verkaufen könnte!" Im allgemeinen habe die Wohlhabenheit der Kleingrundbesitzer zugenommen: vor 20—30 Jahren besaßen sie nur ein unbedeutendes Inventar; jetzt haben sie Erbbesitz mit wohlgepflegten Gebäuden und meistens wohlgepflegtem Inventar. — „Wenn auch das Faktum unbestreitbar ist, daß die Gesinde auf Grund gegenseitiger Vereinbarung teuer gekauft worden sind und auch der Kredit ein teurer war, so bleibt doch die Wahrheit bestehen, daß der Preis für die Gesinde noch immer steigt." (Referat in der „Düna-Ztg." Nr. 183.)

Hoffentlich werden auch die lettischen Beurteiler des Bauerlandverkaufs allmählich aufhören, wie es hier wiederum geschieht, im Tone des Vorwurfs von den angeblich hohen Kaufsummen zu sprechen, obwohl die Erfahrung lehrt, daß sie durchschnittlich nur angemessen gewesen sind. Es ist ja keineswegs die Absicht gewesen, der Bauerschaft mit dem Lande ein Geschenk zu machen und kein Gutsbesitzer hat das je behauptet; sie sollte es titulo oneroso besitzen und den Segen der Arbeit erfahren. Und sie hat es ja auch getan.

Im übrigen ist aus den Ausführungen W.'s hervorzuheben, daß er die Schaffung von Häuslerwirtschaften auf dem Lande verwirft und Wirtschaften mit 3—5 Pferden für den kleinen landwirtschaftlichen Betrieb bei uns für die angemessensten erklärt. Um das Weiterblühen des Kleingrundbesitzes zu sichern, verlangt W. Aneignung und Befolgung der modernen Landwirtschaftslehren.

10. August. In der Kirche des Großen Palais in Peterhof findet die feierliche Taufe des Großfürsten-Thronfolgers Alexej Nikolajewitsch statt. — Zu diesem Tage erscheint ein Allerhöchstes Manifest, das eine große Zahl von Gnadenerweisungen mitteilt. Die Körperstrafen, die für die Bauern von den Gemeindegerichten noch verhängt werden konnten, werden abgeschafft, ebenso die Prügelstrafen in der Armee und der

Marine. Den Bauern werden die bis zum 1. Januar 1904 angelaufenen Rückstände der Auskaufszahlungen und andrer Staatssteuern erlassen, vorausgesetzt, daß sie nicht bis zum 30. Juli bezahlt waren; ferner werden eine ganze Reihe andrer rückständiger Abgaben, nicht geleisteter Strafen und Pönzahlungen gestrichen, Pensionsberechtigungen gewährt, insbesondere auch Amtspersonen, die sich Verbrechen oder Vergehen zu schulden kommen ließen, die Strafen verkürzt und gemildert, einigen Kategorien die entzogene Berechtigung zur Wiederanstellung im Staatsdienst wieder gewährt usw. — Das Manifest stellt anderseits auch die Versorgung und Erziehung der verwaisten Kinder von Offizieren und Untermilitärs, die ihre Hingabe an das Vaterland mit dem Tode besiegelt haben, durch kaiserliche Fürsorge in Aussicht.

11. August. Finnland. Der finnländische Militärbezirk wird aufgehoben und das Territorium, die Truppen und die Militärinstitutionen dieses Bezirks dem St. Petersburger Militärbezirk einverleibt.

12. August. Ein Allerhöchster Befehl vom 5. August wird publiziert, der in Sachen der Versorgung der Familien von zum Kriegsdienst einberufener Reservisten und Landwehrleute die Errichtung von besonderen Gouvernements- und Kreiskomitees anordnet. Der Befehl bezieht sich nicht auf Livland und Estland, für das der Versorgungsmodus aus Mitteln der Landeskasse bereits vorgesehen ist.

15. August. Pastor Ernst Moltrecht tritt nach Ablauf der über ihn verhängten Suspension wieder das Pfarramt zu St. Matthiae im Wolmarschen Kreise an. Die Kirche war festlich geschmückt und die Gemeinde schien freudig erregt zu sein. („Balt. Westn.")

Durch das Manifest vom 11. August werden auch die Vergehen lutherischer Prediger gegen das Strafgesetz getilgt, die sich auf Amtshandlungen an von der griechisch orthodoxen Kirche reklamierten Personen beziehen. Zweien des Amtes verlustig gegangenen livländischen Pastoren ist dadurch der Wiedereintritt in den Dienst der Kirche ermöglicht und eine erst kürzlich wider einen Pastor erhobene Anklage niedergeschlagen worden.

15. August. Finnland. Ein Allerhöchstes Reskript wird publiziert, das den Landtag zum 23. November (6. Dez.) einberuft.

17. August. Riga. Die Börsenkaufmannschaft beschließt zum Gedächtnis der Geburt des Großfürsten-Thronfolgers Alexej Nikolajewitsch Kapitalien von 50,000 Rbl. und 25,000 Rbl. den Unterstützungsfonds für verarmte Börsenkaufleute und für Handlungskommis zu überweisen.

17.—19. August. XVI. livländischer Ärztetag in Jurjew (Dorpat). Zum Präses wurde gewählt Professor Dr. Dehio, zum Vizepräses Dr. Ströhmberg, zu Sekretären Dr. Engelmann-Riga und Dr. Anderson, zum Kassaführer Dr. Pfaff.

Von der Gesellschaft zur Bekämpfung der Tuberkulose wird von dem Präses Dr. Max Schmidt-Riga berichtet, daß die Gründung von Filialvereinen im Mai die obrigkeitliche Bestätigung erhalten hat und daß die Absicht besteht, von den Filialvereinen bloß die Hälfte der ordentlichen Mitgliedsbeiträge für die Hauptgesellschaft in Anspruch zu nehmen, während die übrigen Einnahmen den Filialvereinen zur Disposition verbleiben sollen, damit sie auch selbständige Wege gehen können. Das Projekt mit der Stadt Riga ein Sanatorium in Oger zu errichten, hat sich zerschlagen. Vom Grafen Medem ist ein geeigneter Platz unter Stockmannshof zu einem Sanatorium angeboten worden, doch besitzt die Gesellschaft zunächst ein Kapital von nur 8200 Rbl. und die Kriegszeit mit ihren Anforderungen läßt die Aufbringung größerer Mittel für den Sanatoriumsbau (erforderlich sind ca. 125,000 Rbl.) gegenwärtig unerreichbar erscheinen. Die Kommission in Sachen des Hebammenwesens auf dem Lande schlägt in dem vom Präses Dr. Keilmann-Riga erstatteten Bericht zur Besserung der herrschenden Zustände vor: 1) die Errichtung von Wiederholungskursen für Landhebammen, 2) die Begründung einer Hebammenzeitung in den Landessprachen, 3) die Verpflichtung der Hebammen zu obligatorischer Berichterstattung und 4) Ausgabe eines Lehrbuches in lettischer Sprache; eine estnische Übersetzung eines brauchbaren deutschen Lehrbuches existiert bereits. Dementsprechende Anträge sollen vom Präsidium des Ärztetages der livl. Ritterschaft unterbreitet werden.

Beim livländischen ärztlichen Rechtsschutzverein wird eine Unterstützungskasse für Ärzte und deren Familien nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit begründet.

Die zahlreichen wissenschaftlichen Vorträge und Debatten des Ärztetages werden als sehr befriedigend bezeichnet.

18. August. Reval. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, zum Gedächtnis der Geburt des Großfürsten-Thronfolgers 5000 Rbl. für das vom „Roten Kreuz" auf der Insel Nargön für kriegsverwundete Offiziere und kranke barmherzige Schwestern zu errichtende Sanatorium zu spenden.

19. August. Zur griechisch-orthodoxen Kirche sollen im J. 1903 in der Rigaschen Eparchie übergetreten sein: 661 Lutheraner, 58 Katholiken, 1 Baptist, 20 Altgläubige, 17 Juden und 1 Mohammedaner, im ganzen 758 Personen. Von den Lutheranern entfielen auf die Letten in Livland: 64 Männer und 102 Frauen, in Kurland: 32 Männer und 56 Frauen, zusammen 254, während von Esten 151 Männer und 256 Frauen, zusammen 407 Personen übergetreten sein sollen. — Darnach wäre kein deutscher Lutheraner übergetreten. (Angaben des „Rig. Garigais Westnesis".)

20.—23. August. August-Ausstellung des Vereins zur Förderung der Landwirtschaft und des Gewerbefleißes in Jurjew (Dorpat). Trotz der ungünstigen Witterung des Sommers und der ungünstigen Zeitlage ist die Rinderabteilung (ca. 300 Stück) noch nie so reich beschickt gewesen, Pferde sind aber weniger zahlreich (125 Stück) als in den letzten Jahren vertreten; die Qualität ist aber in beiden Abteilungen sehr befriedigend. — Die geplante hygienische Spezialausstellung ist nahezu völlig gescheitert.

22. August. Reval. Das von der Stadt zur Erinnerung an den Besuch des Kaisers im Jahre 1902 erbaute Elementarschulgebäude wird feierlich eingeweiht.

25.—30. August. Livländische Provinzialsynode in Werro, geleitet vom Rigaschen Stadtpropst Oberpastor Th. Gaethgens an Stelle des kranken Generalsuperintendenten. — Die auf der vorigen Synode von dem Universitätsprediger Mag. Hahn angeregte Frage von der Aufhebung des Konfirmationszwanges und die von P. Rechtlich-Gutmannsbach gemachten

Vorschläge zur Teilung der übergroßen Gemeinden, die von den Sprengelskonferenzen behandelt worden sind, wurden nach umfangreichen Debatten zur Sichtung und Klärung des Materials besonderen Kommissionen überwiesen. — Lebhaft wurde der ebenfalls auf der vorigjährigen Synode vom Fellinschen Sprengel eingebrachte Antrag auf Wiederaufnahme der Tätigkeit der Volksschulbehörden diskutiert, zu dem meist sehr ausführlich motivierte Sprengelsvota eingelaufen waren. Oberpaster E. Kählbrandt führte in einem Vortrage die Entwicklung des livländischen Landschulwesens von seinen ersten Anfängen an vor Augen. Die Synode fällte noch keine Entscheidung zu dem Antrage, sondern überwies die Materie nochmals an die Sprengel zur Durchberatung. — P. Graß-Katlakaln bekämpfte in einem Vortrage die Forderung des Einzelkelchs beim Abendmahl; Propst Falck-Kannapäh sprach gegen die Konfirmation von Kindern deutscher Eingepfarrten der Landgemeinden bei einem fremden Pastor; Mag. Hahn erstattete den Missionsbericht, auch die übrigen üblichen Berichte wurden vorgelegt. — Nekrologe hielten P. Willigerode dem Professor Wilhelm Volck und P. Neuland-Wolmar dem Pastor P. Kügler-Roop.

27. August. Die Ernennung des Generalgouverneurs von Wilna, Kowno und Grodno Generaladjutanten Fürsten Sswjatopolk-Mirskij zum Minister des Innern wird publiziert.

28. August. Die im Dezember v. J. auf 8 Monate suspendierte lettische Zeitung „Deenas Lapa" soll nach einem Besitzwechsel nunmehr wieder herauskommen. Eine am 28. August ausgegebene Probenummer wird von J. Jakobson und M. Osoling als Herausgeber und dem vereidigten Rechtsanwalt Becker als verantwortlichem Redakteur gezeichnet. Regelmäßig beginnt das Blatt am 15. September zu erscheinen. Die Redaktion bezeichnet als ihre Aufgabe die kulturelle Entwicklung der Letten zu fördern und dazu behilflich zu sein, daß die Letten ein achtungsgebietender Faktor im öffentlichen Leben werden.

28. August. Jurjew (Dorpat). Auf der Generalversammlung des Handwerkervereins wird Bericht erstattet über die Schwierigkeiten, welche sich der Bestätigung eines harmlosen gemein-

nützigen Unternehmens entgegenstellen. Das zur Bestätigung vorgestellte Statut der lange bestehenden Zeichenkurse für Lehrlinge ist, wie der Präsident mitteilt, vom „Gelehrten Komitee" in mehreren Punkten beanstandet worden, indem u. a. verlangt wird, daß die Kurse auch den Lehrlingen von Nichtmitgliedern zugänglich sein sollen, daß die den Kursen gewährten Geldmittel definitiv festgelegt würden und daß die Kurse nicht am 10. Oktober, sondern am 1. September beginnen.

Der Präsident betonte, daß nach Meinung des Vorstandes mit den beanspruchten Änderungen direkt die Frage um Sein oder Nichtsein der so lange fortgeführten Zeichenkurse gestellt sei. Was die erste Bestimmung anlange, so könne darin vielleicht noch ein Ausweg gefunden werden, daß, entgegen dem vom Verein eingehaltenen Grundsatz, in Zukunft auch Lehrlingen von Nichtmitgliedern der Eintritt gestattet werde, jedoch nur so weit, als die Ansprüche der Lehrlinge der Mitglieder berücksichtigt seien. In bezug auf den Punkt 2 aber lasse sich schlechterdings kein Mittelweg finden, der Handwerkerverein verfüge über keinerlei Mittel zur Sicherstellung der Kurse und könne nur auf Grund des alljährlich zu bewilligenden Jahresbudgets für die Kurse die erforderlichen Summen auswerfen oder aber versagen. Auch die dritte Forderung sei nicht zu realisieren, da der Verein die nötigen Räume erst zum Oktober zur Verfügung habe. — Daraufhin beschloß die Generalversammlung den Vorstand zu beauftragen, mit einer neuen Eingabe an das Gelehrte Komitee zu gehen.

31. August. Im „Graschdanin" schreibt ein ungenannter Autor (Jfj.):

„Es ist an der Zeit, daß wir uns selbst und unsre nächste Umgebung kennen lernen; es ist an der Zeit, daß wir aufhören, durch das Prisma des atavistischen, historischen Hasses, des engherzigen Patriotismus und gleichgültigen Egoismus zu schauen.

Werden wir wirklich auch jetzt trotz der furchtbaren Lehre, die uns Gott gegeben, nicht einsehen, wo das zersetzende Gift steckt, das uns so weit gebracht hat?

Es ist an der Zeit, daß wir aufhören, die Nichtrussen und Nichtorthodoxen, die durch unzerreißbare Bande mit uns verknüpft sind, als ein unwürdiges und schädliches Element anzusehen, das entstellt, umgeschaffen, umgetauft oder erdrosselt werden muß.

Wir sind Zeugen einer überaus seltenen Erscheinung: die Zeitungen und der Telegraph berichten uns täglich über die Details von Schlachten, Rekognoszierungen und heldenmütigen Taten, wobei immer wieder die Namen unsrer Nichtorthodoxen und Nichtrussen auftauchen,

die in denselben Kämpfen, mit derselben Tapferkeit, um desselben Zweckes willen sterben, wie wir! Und dieselben Leute, die wir ins Feuer schicken, wollen wir im Alltagsleben nicht uns gleichstellen; sterben sollen sie neben uns, die Beschwerden, Gefahren, unsagbaren Entbehrungen und Schrecknisse, die wir in diesem Augenblick durchmachen, sollen sie mit uns teilen, aber mit uns die Rechte und Privilegien des gemeinsamen Vaterlandes genießen, für das sie mit uns den Heldentod starben, — sollen sie nicht! Das geht nicht, für sie ist ein andres Gesetz geschrieben: stirb, wie ich sterbe, aber lebe, wie ich es will, nicht wie es deine Religion, deine Nationalität, deine Seele und deine Neigungen verlangen!

Rußland ist durch seine historische Kraft groß genug, um die Freiheit der andern Nationalitäten nicht zu fürchten, zu gleicher Zeit ist es aber nicht stark genug, um nicht den Schaden zu fürchten, den die Verschwörungen dieser Nationalitäten, die durch ihre Verfolgung hervorgerufen sind, seiner Entwicklung bringen müssen. Das sind schöne Worte voll unstreitiger, tiefer Wahrheit, in die sich jeder hineindenken müßte, der Rußland aufrichtig wohl will. In der Tat, kann man wirklich annehmen, daß irgend eine von unsern Grenzmarken dadurch zu einer Gefahr für Rußland werden konnte, daß man ihr die allgemeinen russischen Rechte verleiht, ihr die Möglichkeit gewährt, frei ihren Glauben zu bekennen; ihre Kirchen zu bauen; ihre Kinder nach ihrem Bekenntnis zu taufen, nicht aber nach jenem, dem sie „hartnäckigen Widerstand" leisten, ihre Muttersprache zu sprechen und in ihr den Unterricht zu erteilen (dabei aber die Kenntnis der russischen Sprache obligatorisch zu belassen); ihre Güter, in Ermangelung direkter Erben, zu vermachen, wem sie wollen, statt sie an den Fiskus fallen zu lassen; dort Land zu kaufen, wo sie aufgewachsen sind und ihre Vorfahren beerdigt haben, nicht aber dort, wo es der russischen Politik genehm ist usw.? Es ist an der Zeit, daß man endlich jene Bedrückungs- und Strafmaßregeln abschafft, die möglicherweise bei der Niederwerfung von Aufständen notwendig sind, aber in normaler und ruhiger Zeit unmöglich, schädlich und sittlich zersetzend sind und die feste und dauernde Annäherung aller heterogenen Untertanen Rußlands unbedingt hindern. Kann man wirklich annehmen, daß es für uns gefährlich wäre, wenn diese Untertanen — ebensolche Menschen wie wir — Rußland dankbar sind, wenn sie in moralischer und materieller Beziehung unter dem Schutze der russischen Macht gut und

friedlich leben? Kann man wirklich ganz aufrichtig beweisen wollen, daß unterdrückte Menschen mehr Anhänglichkeit und Ergebenheit haben werden, als solche, die dankbar sind und fest an ihrem heimischen Herde hangen, der von der Regierung beschützt wird? Als Leute, die nicht nur ihrer glücklichen Lage bewußt sind, sondern auch fürchten, ihrer durch Unbotmäßigkeit, Verrat und Aufruhr verlustig zu gehen? Gegen wen würden sie sich empören? Gegen ihren Wohltäter und folglich auch gegen ihre eigene glückliche Lage! Häßliche und unsinnige Ausnahmen sind natürlich immer möglich, immer sind Leute möglich, die Wirren und Unordnungen wünschen, ohne Zweifel würde es sich aber nur um vereinzelte Fälle handeln, und die Masse der verständigen und praktischen Leute würde diesen Vorfällen rasch ein Ende machen.

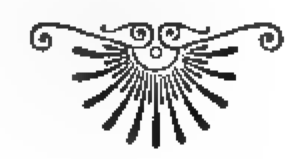
Leider gehen bei uns die einen deshalb auf diese Fragen nicht ein, weil ihnen alles gleichgültig ist, und die andern deshalb, weil sie im Trüben fischen wollen, und weil sie bei einer völligen Klärung aller Mißverständnisse, bei der Herstellung gesunder und dauerhafter Beziehungen zwischen uns und unsern Nichtrussen unendlich viel dienstliche und materielle Vorteile einbüßen würden. (Übersetzung der „St. Pet. Ztg.")

Ende des 8. Jahrg. der Baltischen Chronik.



Personen- und Sachregister

zur Baltischen Chronik 1903/4.



Berichtigungen.

S. 83 Zeile 11 von unten lies — Januar 12. statt Januar 15., ebenso auf S. 84 Zeile 13 von oben

S. 109 lies in der zweiten Tabelle — 11,751 statt 11,715

S. 116 Zeile 11 von oben lies Birilew statt Berilew.



